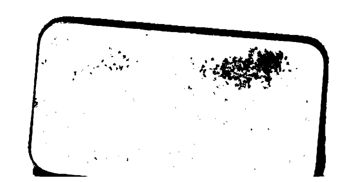
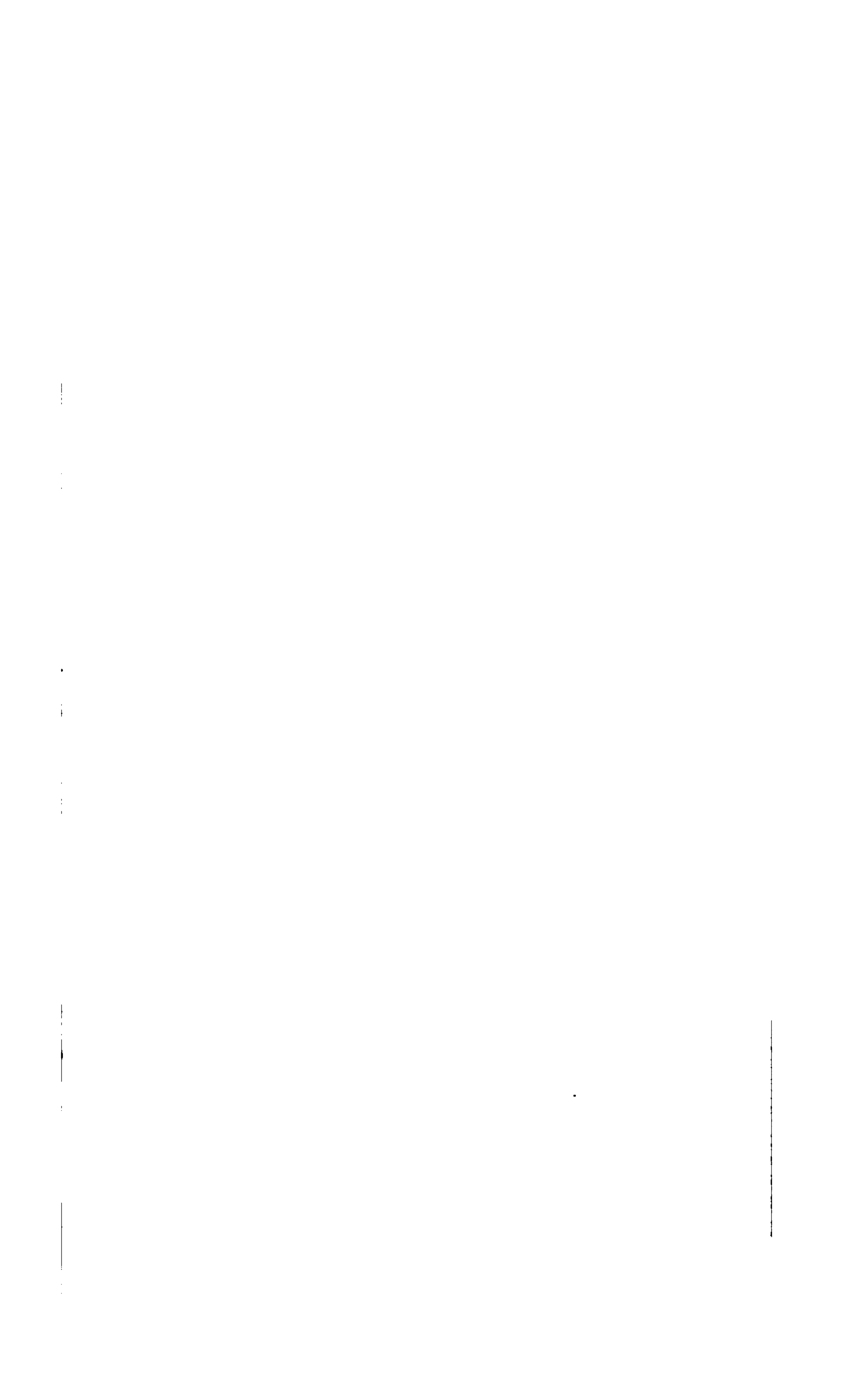








Lebensgeschichte

der

Kirche Jesu Christi.

Von

Dr. Wilhelm Zimmermann.

Mit einem Vorwort

von

Dr. K. B. Hundeshagen,

Kirchenrath und Professor der Theologie in Heidelberg.

Dritter Band.

Die Kirche im Mittelalter bis zum Anbruch des Reformationszeitalters.

Stuttgart.

Druck und Verlag der Chr. Belser'schen Buchhandlung.

1858.

Vorwort zum dritten Bande.

Ich bin denen Dank schuldig, welche meine gute Absicht bei diesem Buche und meine Arbeit selbst freundlich aufgenommen haben. Aus der Nähe wie aus weitester Ferne sind mir theils öffentliche Urtheile, theils Zuschriften zugekommen, welche durch ihre Nachsicht und ihre Fingerzeige, wie durch ihre Anerkennung, nur höchst ermunternd für mich seyn konnten.

Ich habe aber auch dabei die Erfahrung gemacht, daß dem Einen die Ausführung dessen besonders wohl gefiel, was der Andere ganz weg oder nur kurz berührt wünschte. Einer wünschte Dieses oder Jenes ins Einzelne behandelt, was ich wegen der Gränzen des Raums, die ich mir vorn herein für den Stoff gesteckt, nicht zu geben vermochte. Ein Anderer übersah die letzten Zeilen des ersten Bandes, und vermißte im Buche nun Solches, von dem in diesen letzten Zeilen ausdrücklich gesagt war, daß das im zweiten Bande werde ausgeführt werden; wie es auch darin ausgeführt ist.

Damit nicht in diesem dritten Bande wieder der Eine oder der Andere einen Abschnitt über christliche Kunst des Mittelalters vermisse, so erkläre ich hier, daß ein zusammenfassendes Kapitel über das Bleibende, was das Mittelalter an Leben, Sitte, Kunst und Literatur hinterlassen und als ein geistiges Vermächtniß an die neue Zeit abgegeben hat, unter dem ist, was den vierten und letzten Band dieses Werkes eröffnet.

Natürlich wird es nicht Wenige geben, welche zuerst nicht übereinstimmen mit den durch das Ganze meines Buchs

sich durchziehenden Grundgedanken und mit der Auffassung einzelner Partien: gerade so ist es bei dem ersten Erscheinen meiner Geschichte des Bauernkriegs gewesen; ich habe aber die Genugthuung, daß, was ich dort neu und abweichend vom Bisherigen aufstellte, allgemein jetzt von der Wissenschaft und der Nation anerkannt und angenommen ist. Ich bitte nur, nicht mit vorgefaßten Meinungen, sondern mit Liebe an das heranzutreten, was ich mit Liebe gebe, mit Liebe zur Wahrheit, zur Menschheit, zum Christenthum. Ebenso bitte ich, meine Freiheit von jeder theologischen Voraussetzung mir nicht als Mangel an „Prinzip" auszulegen; so Mancher in unsern Tagen hält für ein „Prinzip", was nichts ist als seine Voraussetzung, und durch Voraussetzungen hat die Wahrheit am meisten gelitten.

Namentlich bitte ich endlich, nicht Anderes in dem Buche zu suchen und an dasselbe zu fordern, als ursprünglich in der Absicht der Arbeit lag, und als ausdrücklich im Vorwort des ersten Bandes in Aussicht gestellt ist; und dabei nicht zu vergessen, daß menschliche Kraft mit ihrem Vollbringen nur zu leicht zurückbleibt hinter ihrem Wollen und Wünschen. Der erste Wurf hat niemals die Vorzüge einer späteren Ueberarbeitung.

Freunde der Sache bitte ich, mir entdeckte Mängel des Buches entweder in öffentlichen Blättern unter deren Zusendung oder durch gefällige Zuschriften mitzutheilen; ich werde sie dankbar benützen. Dem letzten Band wird ein Verzeichniß der Druckfehler der früheren Bände und der nöthigen Berichtigungen beigegeben werden.

Leonbronn in Württemberg, den 30. Juli 1858.

Dr. W. Zimmermann.

Inhalt.

Drittes Buch.

Die germanische Kirche.

Seite

Viertes Buch.

Vorbereitungen und Vorboten der Reformation.

Drittes Buch.

Die germanische Kirche.

Erstes Kapitel.

Gang Gottes im Morgen- und Abendlande.

Der Islam war in Sieg und Herrschaft auf demselben Boden, auf welchem seit Jahrhunderten die christliche Rechtgläubigkeit die Herrschaft gehabt und geübt hatte. Seit diesem Siege des Islam versank selbst auf dem engen Kreise, welchen die griechische Kirche noch inne hatte, der Geist, der sich christlicher Geist nannte, aus langer Unfreiheit vollends in Erstarrung. Das Letzte, wozu diese griechische Kirche es noch brachte, war eine äußerliche Zusammenstellung von Glaubensartikeln, die „Darlegung des rechten Glaubens" von Johannes Damascenus, der im Jahre 754 starb. Seitdem ist die morgenländische Kirche stehen geblieben, stehen geblieben bei dieser Darlegung des rechten Glaubens.

Weil das morgenländische Christenthum aller belebenden Kraft, aller praktischen Energie, welche zum Wesen des wahren Christenthums gehören, nach und nach ganz entleert worden war, konnte sich eine neue weltgeschichtliche Form des religiösen Bewußtseyns, der Islam, so leicht und schnell, und Alles verschlingend, in seine Stelle einschieben.

Man hat das einen unbegreiflichen Anachronismus der Vorsehung genannt, einen Rückschritt der ganzen bisherigen Entwick-

lung der Weltgeschichte, ein Zurückwerfen dieser Völker und Länder um zwei Jahrtausende. Dem ist nicht so.

Nicht bloß ein Werkzeug des göttlichen Gerichtes über die morgenländische Kirche war der Islam, sondern zugleich auch ein Werkzeug dazu, das Morgenland, wie das Salz das Fleisch, soweit es schon christlich war, vor völligem Verfaulen und Verwesen zu bewahren, und das übrige noch götzendienerische Morgenland dem Christenthum entgegen zu führen. Er hat weithin den Götzendienst zerstört, die Kasten- und Nationalunterschiede verschwinden gemacht vor der allgemeinen Religion des „großen Gottes", vor welchem und in welchem alle Gläubigen des Propheten gleich waren.

Das Christenthum war wesentlich dazu da, daß es als eine sittlich befreiende Macht in das Leben und in die Welt hineinwirke, daß es bilde, und gestalte und baue innerhalb der Gesellschaft und der socialen Formen, nach welchen die Gesellschaft als ein großes christliches Ganzes in der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes sich zusammenbauen soll, als das Reich Gottes auf der Erde.

Die Grundideen des Christenthums waren praktische Ideen, und das Leben, das sie in sich selbst hatten, sollte Leben der Welt werden, sie sollten Fleisch und Blut werden in allen socialen Verhältnissen der Menschheit; sie sollten gestaltend und verjüngend in die Zeit eintreten, vernichtend und befruchtend zugleich. Die christliche Welt des Morgenlandes, das neubyzantinische Wesen, hatte sich unfähig erwiesen, das Christenthum als sittlich befreiende Macht aufzunehmen, diese Ideen Fleisch und Blut in sich werden zu lassen, und die Menschheit frei zu machen.

Vielmehr, was kürzlich wo vom Ultramontanismus gesagt worden ist, das muß auch von dem byzantinischen Wesen gesagt werden: es war „nicht evangelisch", nicht im Geiste der wahren christlichen Kirche, sondern es war „eine Fortsetzung heidnischer Unfreiheit, Härte und Barbarei unter christlichem Ueberwurf." Gab der Islam auch die praktische Tiefe des geistig-sittlichen Offenbarungsgehalts preis, welchen das Christenthum in sich hatte, so nahm er doch mehr vom wahren Christenthum in

sich auf, als die byzantinische Hof- und Staatskirche, in der Richtung jener Ideen, welche von Gott bestimmt waren, die Menschen gleich zu machen, und die Welt zu befreien von Kastengeist und Vielgötterei.

Irrig betrachtet man gewöhnlich den Muhamedanismus auf der Stufe seiner Entartung und nicht auf der Stufe seiner Ursprünglichkeit, auf der Stufe seiner Greisenhaftigkeit und nicht auf der seiner Jugendfrische. Das ist so unstatthaft bei ihm, als es unstatthaft wäre beim Christenthum. Auf das Wahre und Gute, was auch er in sich hatte, muß die unbefangene Geschichtsbetrachtung sehen, und auf die Bestimmung, die ihm Gott in der Zeit gegeben hat.

Es gibt Ideen, die nur, um zu erziehen und vorzubereiten, ins Völkerleben hineintreten. Sie haben ein von der Vorsehung ihnen vornherein nur begränzt zugemessenes Leben; sie haben nicht die volle Unsterblichkeit, und sinken nach hundertjähriger oder tausendjähriger Dauer ihres Daseyns und Wirkens, nach erfüllter Bestimmung, ausgelebt und ausgenützt, überwunden, in den Tod, und mit ihnen diejenigen Lebensgestalten, welche durch sie hervorgerufen und gehalten worden waren.

Eine solche Idee ist der Muhamedanismus, eine solche Lebensgestalt die Welt des Islam. Die Vorsehung hat vornherein in den Islam solche Keime hineingelegt, an welchen er sterben muß, wenn die Zeit seiner Bestimmung abgelaufen ist, seiner Bestimmung, zu reinigen, anzuregen, Bildung zu verbreiten, zu entzünden, auf das Christenthum vorzubereiten und hinzuleiten.

In Asien und Afrika hat der Islam große Länder- und Völkermassen, die in Rohheit, in sinn- und sittenlosem Götzendienst todt da lagen, aufgeweckt, zur Verehrung Eines Gottes bekehrt, und sie bis auf eine gewisse Stufe der Kultur und Gesittung gebracht. Dadurch ist der Islam für diese Völker Asiens und Afrikas eine Erziehungs- und Vorbereitungsanstalt für das Christenthum geworden, in das sie, zu der von Gott bestimmten Zeit, eintreten sollen und werden.

Die reine Christus-Religion ist eine ganz geistige Religion, geistig, weil sie göttlich, und göttlich, weil sie geistig ist. Darum

setzt sie eine gewisse Stufe, eine höhere Stufe von Kultur und Gesittung, schon voraus, ohne die sie nicht zugänglich ist. Wie viele Jahrhunderte lang mußte das jüdische Volk, mußten Griechen und Römer sich erst heraufbilden und heranreifen, ehe sie auf der Stufe der Kultur und Gesittung standen, welche ihnen den Eintritt in das durch Christus erschlossene Reich Gottes leicht machte! Wenn diese Kulturvölker der alten Welt Jahrtausende brauchten, um für das Christenthum reif zu werden, wie kann man sich dann wundern, daß die götzendienerischen Völker Asiens und Afrikas durch die Vorbereitungsschule des Islam hindurchgehen und über ein Jahrtausend lang heranreifen mußten, bis die Zeit erfüllet war, in welcher auch für sie das Reich Gottes nahe herbei gekommen ist.

Und diese Zeit ist unser gegenwärtiges Jahrhundert. Es geht eine solche Bewegung außerordentlicher Art vom Osten Europas bis zum äußersten Osten Asiens durch die muhamedanischen und durch die noch tiefer im Schatten sitzenden Völker und Länder, daß nicht zu zweifeln ist: der Tag des Lichtes, des Christenthums, ist im Anbruch auch für diesen Theil der Welt.

Lange waren die Türken an den Thoren der westlichen Christenheit das gewesen, was die in Trägheit und in Despotismus und Knechtssinn, Vielherrenthum und Zerrissenheit verfallende Christenheit aufrüttelte, aufrichtete, vereinte, begeisterte, dem Despotismus wehrte, daß er nicht alle Freiheit verschlang. Das hatte der Islam gethan, wider Willen, als alter Erbfeind der christlichen Bildung.

Heute haben sich die Verhältnisse so gestellt, daß die Berührung der Abendländer mit dem Morgenlande die gewisse Hoffnung gibt, das himmlische Licht, das vor achtzehnhundert Jahren im Morgenlande, von Bethlehem aus, aufgegangen war und sich welterlösend über den Westen ausgebreitet hat, werde wieder seine Ausstrahlungen zurücksenden in den Osten, wo es unter dem ausgearteten Muhamedanismus Nacht geworden und so lange Nacht geblieben war. Der christliche Geist hat seinen Sieg jetzt auch dort angefangen; er hat sich Einlaß errungen durch die hohe Pforte, er ist nicht mehr bloß geduldet dort; er gilt jetzt dort.

Ja, neues Leben tragen die Waffen und der Verkehr der christlichen Bildung über die fernen Lande Asiens, über Indien und China, welche so lange wie todt gelegen waren. Unter dem wilden Treiben rechtloser Gewalt, unter den Gräuelthaten jener dadurch zu Widerstand oder Empörung getriebenen, tiefst verletzten Nationalitäten dringt Licht ein in jene dem Lichte so lange verschlossenen Länder, und eine völlige Umwandlung derselben steht in Aussicht.

Selbst rohe Gewalt, Völkerstürme und Ungerechtigkeit der Regierenden müssen dem göttlichen Plane dienen. Aber damit Asien und das östliche Europa christlich erleuchtet, zu neuem Leben gerufen werden, und die Segnungen der christlichen Gottesoffenbarungen für die Menschheit, die vom Morgenland ausgingen, zurückempfangen können, muß der Einfluß europäischer Kultur und Gesittung in jenen Ländern wachsen, herrschend werden, und eine Grundlage abgeben, auf welcher das Christenthum sich dort für den einen Theil abermals, für den andern Theil neu erbauen kann.

Die Weltreligion wurde und wird nur durch große Weltverhältnisse, durch Nationenverkehr in Krieg oder Frieden, durch große günstige Zeitereignisse zu massenhaftem Siege weiter geführt. Die Missionsthätigkeit durch Einzelne ist darum nicht zu verachten; aber sie bahnt nicht, sie erkundet nur die Wege, auf welchen das Christenthum vorschreiten und sich neue Völker zu Bekennern seines Glaubens erobernd machen kann.

Dazu sind gerade unsere Tage angethan, das Morgenland bis auf einen gewissen Grad europäisch zu kultiviren und durch diese Kultivirung die Vorbedingung zu erfüllen, ohne welche weder die muhamedanischen noch die götzendienerischen Völker in die christliche Kirche so, wie es seyn soll, eingehen können.

Eine beschränkte Geschichtsanschauung hat Jahrhunderte lang gehindert, den Plan der göttlichen Vorsehung zu begreifen, welchen sie, Völker erziehend, vorbereitend, und auf dem Wege der menschlichen Freiheit der Reife entgegenführend, in der Weltgeschichte uns vor Augen legt, und es ist ein erfreuliches Zeichen, daß in unseren Tagen Alle darüber einig sind, ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses, Alle, welche den Gang der Welt-

geschichte im höheren Lichte betrachten, sey es der philosophirenden Vernunft, oder der Offenbarung.

Man muß lernen, den Weltverlauf nach Jahrhunderten nicht bloß, sondern nach Jahrtausenden zu bemessen, und man wird nur um so ehrfurchtsvoller stille stehen vor dem wunderbaren Teppich der Weltgeschichte im großen Ganzen, und vor den Fäden, welche den Einschlag und Zettel dieses Teppichs bilden.

Muhamed war auch ein „Zuchtmeister auf Christus.“ Wenn man von ihm gesagt hat, „in ihm habe jeder Araber seine eigenen edleren Leidenschaften, die Schwingen der Seele mitempfunden,“ so ist das um so mehr wahr, als es ebenfalls wahr ist, daß im Muhamedanismus das Morgenland die seinem Wesen für dieses Zeitalter entsprechende religiöse Form seines Selbstbewußtseyns sich gegeben hat, und als es wahr ist, daß Muhamed auf ein ganzes Jahrtausend sein Volk nicht bloß fanatisirt, zur Verbreitung der Religion eines einheitlichen Gottes entflammt, sondern auch Bildung verbreitet hat, besonders in Spanien und von Spanien aus, welche von langem und großem Einfluß auf die christliche Welt sogar gewesen ist. Die Sarazenen in Spanien erhoben dieses Land zu einer Blüthe der Civilisation, wie sie damals kein anderes Land der Welt kannte, weder Italien noch Griechenland, noch das Reich der christlich-germanischen Völker. Niemals, sogar bis heute, hat Spanien jene Blüthe der Civilisation wieder erlangt, welche ihm die Sarazenen gegeben haben. Unter ihrer Herrschaft blühten Wissenschaft, Poesie, Baukunst, Handel und Gewerbe, und Jahrhunderte lang war kein Land in Europa in solchem Wohlstande, wie das sarazenische Spanien.

Von Spanien aus drangen die Strahlen wissenschaftlicher und feinerer ritterlicher Bildung erst in die Länder und Völker der germanischen Kirche hinein; selbst die Anfänge der romantischen Poesie der Deutschen kamen vom sarazenischen Spanien ins Frankenreich. Kein noch so eifriger, falscher Patriotismus kann die Thatsache auslöschen, daß die poetische und ritterliche Bildung, die Lieder des Heldenthums und der romantischen Liebe, vom sarazenischen Sizilien und Spanien aus zu der Christenheit des Abendlands gekommen sind; daß Man-

ren, d. h. spanische Sarazenen, es waren, von welchen die Kenntniß der höheren Mathematik und des Aristoteles, des letzten großen griechischen Philosophen, zu den Deutschen des Mittelalters gebracht worden ist.

Neben der Philosophie war es namentlich die Arzneikunde, die sehr von ihnen angebaut wurde; in Beidem thaten sie es ihren christlichen Zeitgenossen weit zuvor. In Syrien war es wohl, wo die Araber die griechische Gelehrsamkeit zuerst sich angeeignet hatten; und man sieht an der sarazenischen Bildung, an der in Bagdad, wie an der in Granada, daß der Islam keineswegs Fortschritte des Geistes hinderte, daß er wenigstens nicht zur Unwissenheit nöthigte. Nur das Auslegen und das Denken über den Koran war durch Aussprüche des Koran selbst sehr beschränkt. Muhamed hat im Angesicht des Elendes, das die Grübeleien und dogmatischen Streitigkeiten in der morgenländischen Christenheit anrichteten, Aehnlichem unter seinen Gläubigen vorbeugen wollen.

Eben so hatte er unter den Seinen die strengste Enthaltsamkeit gerade von denjenigen Genüssen und Versuchungen durchgeführt, an denen er die morgenländische Christenheit zu Grunde gehen sah. Menschenfurcht und Weltehre, Geizen nach Reichthümern und Herrschsucht der Einzelnen, Kastenwesen und das Hängen des Herzens an Welteitelkeit, alles priesterschaftliche Wesen und dessen nachtheilige Folgen — hatten in den ersten Jahrhunderten des siegreichen Islam keinen Raum, sich vorzudrängen, sich massenhaft zu entwickeln und allgemein herrschend zu werden, wie das in der Christenheit der Fall war.

Aus dem ursprünglichen Christenthum heraus zog Muhamed diese seine sittlichen Gedanken und Lehren, welche der Christenheit in Masse längst abhanden gekommen waren. Den Willen des Vaters im Himmel thun, unter allen Umständen, im festen Glauben, daß ohne den Willen Gottes nichts geschieht, und daß der Menschen Leben und Sterben in seiner Hand ruht, das war urchristliche Lehre, aber lange schon lebte die Bischofskirche nicht mehr nach derselben.

Welch ein Gemälde der Charakterlosigkeit des Kopfes und

des Herzens ist an uns im vorigen Theile dieses Werkes vorübergegangen! welcher Abfall der Bischöfe und Priester vom Märtyrerthum der ersten Zeiten! Dort starben Jünglinge und Greise, zarte Jungfrauen und selbst Kinder mit Todesfreudigkeit für ihre Ueberzeugung: im Zeitalter der werdenden und jungen Bischofskirche sahen wir die Träger und Vertreter des Kirchenglaubens, neben seltenen Ausnahmen, das, was sie selbst ihre Ueberzeugung nannten, so oft und so schnell und so ungenirt, ja, was das Aergste ist, so ungerichtet von der öffentlichen Meinung, wechseln, wie man sonst ein Kleidungsstück wechselt. Und das alles geschah, um nicht Stelle und Einkommen, Weltehre und Weltfreuden zu verlieren.

Eben damit war die Bischofskirche weit zurückgesunken, nicht bloß hinter die Urideen des Christenthums, sondern hinter das Heidenthum der alten großen Zeit. In der alten großen Zeit des Heidenthums war es Religion, sich des Lebens zu freuen, und zugleich mit Todesverachtung für die Ideen des Lebens freudig in den Tod zu gehen. Diese hohe Sittlichkeit der antiken Welt war durch das Leben und das Thun der ersten christlichen Jahrhunderte noch verklärt und gesteigert worden, nicht bloß in den bekannt gewordenen Märtyrern, sondern auch in den vielen Hunderttausenden, welche handelnd und leidend an sich darstellten, wie erhaben und wie erhebend die ächte Christus-Religion sey.

An die Stelle der Todes verachtung war bei den byzantinischen Hofgeistlichen und bei der Masse der Priester und Bischöfe überhaupt — die Todes furcht getreten, ein Sichanklammern an das Erdenleben, ein Jagen nach Besitz und ein Hängen am Besitz. Die Kirchenträger wie die Kirchenmenge hatten verlernt, für die Ueberzeugung zu sterben, oder nur ihr Opfer zu bringen. Wo aber die Menschen so gesunken sind, daß sie nicht mehr die Kraft haben, für ihren Glauben, für ihr Vaterland, für ihre Freiheit in den Tod zu gehen, und wo ihre Glaubenslehre und ihr Glaubenskultus und dessen Priester unmächtig geworden sind, den Massen die Kraft dazu in Herz und Adern zu flößen, oder sie wenigstens auf Augenblicke anzuglühen, und sie über sich selbst

hinaufzuheben: da sterben solche Staaten und solche Formen; und solche Völker, welche nicht mehr freiwillig dafür zu sterben vermögen, sterben unfreiwillig unter der siegenden Macht neuer Ideen, neuer Formen und neuer Völker, welche die Kraft in sich haben zur Todesverachtung und zur Opferfähigkeit.

Das eben ist es, was die Hauptstärke des frischen Muhamedanismus ausmachte, und was man gewöhnlich ganz übersieht: das hatte der junge Islam auch gemein mit dem jungen Christenthum, daß er Todesverachtung lehrte und gab, und daß seine Gläubigen freudig starben für Alles, was ihnen hoch und theuer war. Die Todesmuthigkeit derselben war unendlich christlicher als die Todesfurcht der byzantinischen Christen mit all ihrer Rechtgläubigkeit, die nichts war, als in Buchstaben und Formeln Erstarrtes, Vertrocknetes, Todtes. Der Jugendgeist des Islam warf sich über das christliche Morgenland jener Zeit wie ein neuer Lebenshauch des Geistes der Weltgeschichte, wie ein Frühlingssturm über den Winterschlaf der Natur. Es regte sich wieder Leben, frisches Leben, wo lange Todtengebein gewesen war und Moder.

So wirkte der Muhamedanismus einerseits zerstörend auf das Abgelebte, andererseits vielfach anregend durch mancherlei wohlthätigen Gährungsstoff, in seiner Art bildend, und auf die christliche Bildung vorbereitend. Später blieb er stehen, sein Geist stagnirte, der Geist, der in seiner Jugendzeit so flüssig gewesen war, und so viel Stehendes flüssig gemacht hatte. Weil er versäumt hat, aus der reichen Quelle, aus welcher er ursprünglich geschöpft hatte, aus dem Christenthum, sich fortzunähren und sich immer wieder zu verjüngen, ist er in unsern Tagen nun da angelangt, wo er absterben muß, weil jeder Glaube todt wird und untergeht, welcher „die Freiheit des Geistes nicht zum Fortschritt entbindet, und das Göttliche im Menschen in die Bande der Unwissenheit und Knechtschaft schlagen will.“

Alles ist jetzt dort morsch im Staate wie in der Religion, und da die so gewordene muhamedanische Religion völlig unfähig sich erwiesen hat, den früheren Fanatismus auch jetzt noch zu entzünden, unfähig, den Staat zu verjüngen und neu zu gestalten,

so werden, da bisher beide einander, die Religion den Staat und der Staat die Religion, zusammengewachsen hielten, auch beide mit einander fallen, rasch vollends, und nicht mehr wie bisher nach und nach, zersetzt durch die Einflüsse der Bildung des christlichen Abendlandes, wenn nicht gar noch rascher zusammenbrechend unter der Uebermacht der christlichen Diplomatie und Waffengewalt. Jedenfalls wird bald die christliche Kirche aufs Neue blühen in Konstantins Stadt und unter dem Himmel des heiligen Landes.

Während die Araber ihren Glauben über den größten Theil Asiens im Sturme verbreiteten, und im Laufe eines halben Jahrhunderts auf dem Boden Afrikas, Asiens und Europas ein muhamedanisches Weltreich errichteten, hatte das Abendland, aber nicht in der alten, sondern in neuer Gestalt, mit gewaltigen, frischen Kräften sich daran gemacht, das Christenthum zur Weltreligion weiter zu bilden.

Den Inhalt einer Idee erkennt man recht deutlich erst aus ihrer Entfaltung. So ist es auch mit dem Christenthum. So sehr es eine lebendige, fortschreitende Religion ist, so hat sich doch bereits so viel geschichtlich entfaltet, daß man seinen Inhalt wie sein Endziel fest umschreiben kann.

Das Reich Gottes, das durch das Christenthum auf der Erde gegründet, und über die ganze Erde hin verbreitet werden sollte, hatte in sich die Bestimmung, daß es alle Gebiete des Irdischen durchwirke, und dieser Bestimmung gemäß trat es zunächst, im Mittelalter, als ein dreifaches Reich Gottes hervor.

Joseph von Görres, welcher viel irrte, aber auch viel mit genialem und prophetischem Blicke sah, besonders, was die frühere Entwicklungsgeschichte des Reiches Gottes, die Anfänge des christlichen Mittelalters betrifft, hat die Gründung der christlich-germanischen Kirche, eben so schön als wahr, also eingeleitet:

„Es sollte ein heiliges Reich werden, d. h. eine Kirche im neuen Prinzip erbaut. Es sollte auch ein politisches Reich werden, d. h. ein Reich, das, die Gesammtheit begreifend, ohne der Freiheit des Einzelnen Eintrag zu thun, doch diese Gesammtheit zu einer höheren, überirdischen Einheit vereinigen sollte. Es

sollte endlich drittens ein Reich des Lebens in den untern Lebenselementen seyn, damit auch dieses seine volle Umgestaltung finde."

„Das Leben und sein Haushalt, die bürgerliche Gesellschaft und die religiöse Gesellschaft, bildeten die drei Abtheilungen des Reiches Gottes. Auf sie mußten nun auf gleiche Weise auch die Grundideen gefunden werden, über denen sich die Architektonik erbauen konnte. Die Grundidee des Reiches Gottes mußte in drei verschiedene Ideen gespalten werden, und aus dieser Spaltung sind die drei das gesammte Mittelalter begeistigenden Ideen hervorgegangen."

„Die erste Idee, die Idee der Einheit des gesammten kirchlichen in sich vollendeten Reiches wurde erfaßt unter der Einheit des Pabstthums. Die zweite Idee, die Idee der politischen Ordnung in ihrer Entwicklung und Ausdehnung, wurde erfaßt in der Idee des Kaiserthums. Die dritte Idee endlich hatte ihre Aufgabe bis in die untern Regionen des Lebens durchzuführen und dasselbe christlich zu gestalten, indem sie die irdischen Verhältnisse nicht als das Bleibende und Vorwiegende auffaßte, sondern als das Vorübergehende, als Vorschule zum höheren Leben. Nicht das irdische Leben sollte nach der Anschauung des Mittelalters als wesentlich erscheinen, sondern jenes verborgene, höhere Leben sollte das eigenthümliche, wahre Leben seyn."

„So und in dieser Weise setzte das Mittelalter sich dem *Alterthum* entgegen, welches das irdische Leben als Erstes setzte, und das andere Leben nur als Schattenexistenz betrachtete."

Für diese Aufgabe des Christenthums, so zu bilden, zu gestalten und zu bauen innerhalb der Gesellschaft und der socialen Formen, waren diejenigen Völker, zu welchen das Christenthum zuerst gekommen war, zu siech und welk, zu sehr schon abgestorben oder absterbend. Der Theil Arbeit, welcher ihnen zu ihrer Zeit zugewiesen war, war von ihnen gethan, und der nun auszuführende Theil der Arbeit für den Bau des Reiches Gottes auf der Erde war schon von der Vorsehung anderen Volksstämmen zugewiesen, die jetzt in den Vordergrund traten, und die müden Völker der alten Welt ablösten.

Wunderbar schön hebt sich diese göttliche Fügung aus der fortschreitenden Weltgeschichte klar hervor für das Auge.

Es lag so Vieles eingeschlossen in den Urideen der Christus-Religion auch für bürgerliches Wohl, wie für das Wohl im gesellschaftlichen Leben und im Haushalt, so Vieles, was sich erst aus diesen Ideen entfalten sollte. Es waren so viele Emancipationen, so mancherlei Befreiungen zu Gunsten der geistigen, sittlichen und leiblichen Armuth und Beladenheit in der Menschheit zu bewerkstelligen. Dazu bediente sich die Vorsehung der Barbaren des Nordens. Die Barbaren werden jetzt der Vordergrund, wie der Welt-, so der Kirchengeschichte. Hatte die Weltreligion Jesu Christi die Kraft in sich, dem Leben, der Sitte und dem Staat eine neue Grundlage zu geben; so hatten andererseits nur die germanischen Volksstämme die Kraft dazu in sich, unverdorbene Gefäße für diese Religion zu seyn und Vollführer der von der Vorsehung gestellten Aufgabe zu werden.

Diese Völker waren die einzige Nation, welche das Christenthum, als es zu ihr kam, noch in der Jugendfrische fand; in körperlicher wie geistiger Begabung vorzüglich, ein Urvolk, in jeder Beziehung noch ungeschwächt.

Die christliche Religion, welche sich diesen Germanen darbot, als die Völkerwanderung sie zu Herrschern in Europa machte, war dem germanischen Wesen eben so durchaus gemäß, als dieses germanische Wesen das einzige in der Welt war, das den Geist dieser Religion würdig in sich aufnehmen und fortbilden konnte. Das Eigenthümliche des Christenthums war das, was man in der philosophisch-religiösen Sprache „Idealität“ nennt. So sehr die Idealität dem Christenthum eigen war, so groß war in der germanischen Natur die Anlage zur Idealität.

Das Christenthum war etwas Tiefinnerliches. Nicht dem Verstande, dem Herzen des Gläubigen wurde durch das Christenthum sein Gott geboren, und Jesus Christus hatte gesagt: „Das Himmelreich ist inwendig in euch.“ Diese Innerlichkeit der Christus-Religion entsprach ganz dem, was, wenn auch zuerst noch unter Hartem und Rauhem verdeckt, die Tiefe der germanischen Natur

ausmachte, und was in ganz besonderem Sinne von den Deutschen „Gemüth“ genannt wird. Weder die Morgenländer, noch weniger die Griechen und Römer hatten das, was sich im Laufe der Zeit unter allen Stämmen der germanischen Nation, in Deutschland, England und Scandinavien, und selbst noch in den germanisch durchzogenen romanischen Ländern, herausgebildet hat als die Vertiefung der Liebe und aller Gefühle der Menschenbrust, als Herzinnigkeit und Milde bei eiserner Kraft.

Es war eine der Forderungen des Christenthums, daß die Menschenwürde in jedem Einzelnen anerkannt werden müsse. Selbst noch in seinen Wäldern hatte der Germane es als einen Grundzug in sich, daß Alle als persönlich frei und als gleichberechtigt sich wußten. So ganz entsprachen hier die Forderung des Christenthums und die Grundanschauung der germanischen Nationalität einander.

Selbst in der Religionslehre der alten Germanen klang die Verehrung Eines, und zwar eines unsichtbaren, Gottes als das Vorwiegende durch und nach aus der Religion der arischen Völker, zu welchen die germanischen Stämme gehörten. „Mit Namen der Götter,“ sagte schon der Römer Tacitus, „bezeichnen die Germanen das Geheimnißvolle, das sie allein in Ehrfurcht schauen. Sie halten es des göttlichen Wesens unwürdig, es in Wände und Mauern einzuschließen.“ Noch in der Edda, einer Sammlung altnordischer Sagen und Lieder der Germanen, leuchtet die ursprüngliche Verehrung nur Eines Gottes klar hervor aus den vielen Göttern, in welche sich die älteste religiöse Wahrheit auch bei dem vor dem Christenthum vom Boden Deutschlands bis nach Island hinauf zurückgewichenen germanischen Heidenthum später aus einander legte.

Tiefer sittlicher Ernst, innige Religiosität und sogar etwas Prophetisches waren der germanischen Natur eigen, und sowohl das, als die eben genannte erhabene geistige Auffassung des göttlichen Wesens und der Glaube aller Germanen an eine persönliche Unsterblichkeit, mußten sie für das Christenthum vor allen anderen Völkern empfänglich und zu eigentlichen Trägern der christlichen Idee und Bildung machen.

So kam das Christenthum nicht als etwas Fremdartiges, wie an die Griechen und Römer, sondern als etwas mit ihrem Glauben und Wesen Verwandtes an die germanischen Völker heran. Das germanische Gemüth fand erst im Christenthum seine rechte Entfaltung, und durch Annahme des christlichen Glaubens wurden diese Völker erst dazu gekräftigt und befähigt, die Welt zu verjüngen und umzugestalten, nachdem sie durch ihr Freiheits- und Selbstgefühl, durch ihre Lebens- und Todesmuthigkeit, durch ihre unverdorbene sittliche Naturkraft die Unform des römischen Reiches zertrümmert, dem westlichen Kaiserthum zu Rom ein Ende gemacht hatten.

Aber auch das Christenthum selbst wurde erst in den christlichen Germanen und durch sie das, was es fähig machte, Weltreligion zu werden. Es wurde erst dazu fähig in dem sinnigen nordischen Gemüth, in dieser Luft der Freiheit, unter diesem Lebens- und Todesmuth. Der Geist des Christenthums löste sich ab von der Leiche der byzantinischen Welt, und nahm seine Wohnung in der jugendfrischen, keuschen Nation der Germanen. Unter Despotismus und unter Sclaven, wie im oströmischen Reiche, war für ihn keine lebendige Fortentwicklung möglich.

Sehr bedeutsam und wichtig war Eines auch, nämlich das, daß bei den germanischen Stämmen sich schon vorfand, was das Christenthum zu einer besseren Grundlage des Familienlebens für die neue Welt bedurfte. Das war einerseits die Heiligkeit der Ehe, andererseits die Achtung, ja Verehrung der Frauen.

Zweites Kapitel.

Die Marienverehrung im Mittelalter.

Als das Christenthum zu den Germanen kam, da war die Verehrung der Maria schon allgemein in der Kirche geworden. Bald nach seiner Ausbreitung in den ersten Jahrhunderten hatte das Christenthum ein weibliches Ideal den Gläubigen

vor die Seele gestellt. Eine reine Jungfrau war es, welche nach der Lehre und dem Glauben der christlichen Kirche das Göttliche empfangen und geboren hatte, und als die Mutter der Liebe den Heiland auf ihren Armen der Menschheit entgegentrug, nach welchem diese sich gesehnt hatte. Maria, die Mutter Jesu, wurde die neue Himmelskönigin und die Königin der christlichen Weltkirche. Alles Holdselige und Reine fand in der Idee des jungfräulich-lieblichen Bildes der Maria seine Verklärung: die christliche Kirche heiligte eben damit die Weiblichkeit überhaupt; das Weib trat mit ihr in eine höhere Stellung in der Welt, in eine höhere Weihe ein.

Es ist ein arges Verkommen der Entwicklung des christlichen Geistes, wenn man, wie es von protestantischer Seite schon so oft geschehen ist, die Marienverehrung im Mittelalter bloß und einzig aus dem alten Heidenthum erklären will.

Da liest man, die Verehrung der Maria sey nichts Anderes als die Uebertragung der phönizischen Himmelskönigin, von welcher der Prophet Jeremia im siebenten und vier und vierzigsten Kapitel spreche, dann der phrygischen Göttermutter, endlich der griechischen Aphrodite, in den christlichen Kultus. Diese drei heidnischen Kulte habe die christliche Kirche klüglich, um den Heiden zu genügen, die sie bekehren wollte oder die bekehrt waren, vergeistigt in sich herüber genommen und in ihren Kultus eingeschmolzen.

Die Marienverehrung aber war in der christlichen Kirche da, lange zuvor, ehe die Kirche solche berechnete Einräumungen an das Heidenthum machte; sie war da, als die Christenheit noch im schroffsten Gegensatz zu allem Heidnischen und im Kampfe dagegen sich befand. Nachdem die Marienverehrung im vierten und fünften Jahrhundert, nach dem völligen Untergang des antiken Heidenthums, zu den zuletzt bekehrten Heiden hindurchgedrungen war, unterliegt es keinem Zweifel, daß gerade die so eben zum Christenthum hinübergezwungenen Heiden, welchen ihre Aphrodite selbst in der stillen Kammer zu bekränzen bei Todesstrafe verboten war, ihre früheren Anschauungen und Gefühle auf die Maria übertrugen, und tiefere Seelen ihren früheren Kultus der Aphrodite in der Verehrung der Maria verklärt wiederfanden.

Ebenso lag Zweierlei ganz nahe. Einmal war es natürlich, daß geistigere Kirchenlehrer von dem heidnischen Symbol, das in der Aphrodite und in der kananitischen Himmelskönigin verehrt wurde, die Neubekehrten hinüberleiteten auf das christliche Symbol, das in der Marienverehrung vor die Seele gestellt war. Lag doch auch jenen alten heidnischen Kulten ursprünglich ein höherer Gedanke zu Grunde, eine tiefere Wahrheit, und es bedurfte ja dann nur, die getrübte Idee, wie sie im Heidenthum war, zurückzuführen auf die reine Schönheit der Idee, wie sie sich im Christenthum gab.

Zweitens ergab es sich von selbst, daß Hymnen der antiken Naturreligion, also auch Hymnen auf die Aphrodite, welche, klassisch schön, Nationaleigenthum waren, nach der Bekehrung zum Christenthum umgedichtet wurden auf Jesus Christus und die Maria. Hat man doch selbst von evangelischer Seite, zur Zeit der Reformation und später, sehr unheilige Volkslieder mit wenigen Strichen und Aenderungen in Kirchenlieder umgesetzt.

Der wunderbare alte Kirchenhymnus: „**Ave maris stella, Dei mater alma**“ (deutsch: „Sey gegrüßet, du Meeresstern, Gottes holdselige Mutter“) scheint allerdings an einen älteren Hymnus auf die aus dem Meer aufsteigende Königin alles Liebreizes, auf die Aphrodite-Anadyomene der griechischen Naturreligion, zu erinnern, aber nothwendig ist diese Annahme nicht. Der Dichter dieses Hymnus kann von Haus aus ein Christ gewesen seyn und braucht nur am Meere gewohnt zu haben, oder seefahrend gewesen zu seyn, so ergab sich es ihm von selbst, die Maria im Bilde eines glanzvollen und lieblichen, aus dem Meer aufsteigenden Sterns anzuschauen.

Die wenigen Züge, in welchen die evangelische Geschichte die Maria zeichnet, reichten hin, ihr in den Augen der Gläubigen eine Würde zu geben, wie außer ihr sie kein Weib hatte. Sie hatte nicht nur das Göttliche empfangen und g e b o r e n, Jesus Christus, „die Blume aller Menschheit“; sie hatte das Göttliche mit Liebe auch in ihre S e e l e aufgenommen, und dieses zeigte sich an ihrem ganzen Weben und Leben in Bescheidenheit, in kindlicher Demuth, in Seelenadel, Unschuld und lieblichem

Wesen, in innigem Glauben und tiefer Sinnigkeit, in liebevoller Ergebung, mit der sie, als eine Magd des Herrn, wie sie sich selbst nennt, sich von ihrem Gott führen ließ und litt, in Trübsal und Hoffnung, in tiefstem Schmerz und begeisterter Verklärung, in der sie von sich selbst geweissagt: „Siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter." Diese sanftmüthige und starke, durch Leiden verklärte, eben so liebliche als erhabene Mutter Jesu trat ja vor jedem gläubigen Auge in ein höheres Licht, und hob sich hoch hinauf über alle irdischen Weiber, so oft gelesen wurde im Evangelium des Lucas: „Gegrüßet seyest du, Holdselige, der Herr ist mit dir, du Gebenedeiete unter den Weibern."

Schon das zweite und dritte Jahrhundert brachte eine Reihe apokryphischer Schriften hervor, welche sich die Aufgabe gestellt hatten, die „Mutter des Herrn" zu verherrlichen. Die Hochschätzung der Jungfräulichkeit und der Ehelosigkeit, die seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts anschwoll, förderte auch noch mit Anderem die Verehrung der Maria, in welcher das Ideal der Jungfräulichkeit angeschaut wurde, und die Verehrung, welche die Kirche der Jungfräulichkeit an und für sich darbrachte, gipfelte in der Verehrung der Jungfrau Maria, der „Reinen und Unentweihten".

Seit dem vierten Jahrhunderte — so sehr war die Volksvorstellung von Einfluß auf die Kirche — wurde „die immerwährende Jungfräulichkeit der seligen Jungfrau Maria" zum Glaubensartikel; und diejenigen, welche in den Brüdern und Schwestern Jesu, von denen die Evangelien berichten, Kinder der Maria und des Joseph sahen, wurden von den Rechtgläubigen als Verruchte, als „Räuber am Heiligen" behandelt; so selbst von dem Mailänder Bischof Ambrosius. Basilius der Große und die athanasianisch-rechtgläubigen Kirchenlehrer, vorab Hieronymus, häuften Wunder auf Wunder. Die wunderbare Empfängniß bei Jungfräulichkeit des Leibes durch Geisteskraft genügte ihnen nicht; sie behaupteten ein neues Wunder: „auch durch die Geburt der Maria selbst habe sie das leibliche Merkmal der Jungfräulichkeit nicht verloren." Darein wurde jetzt schon der Kern des christlichen Glaubens gesetzt. Daß ein Glauben mit so einem Kern

nicht Stand hielt weder gegen den Islam, noch gegen die Schwerter der nordischen Barbaren, war eine sich von selbst ergebende Folge.

So sehr hatte sich seit einem Jahrhundert die christliche Anschauung der Vernunft abgewandt, und war aus der Wahrheit in die Mythologie zurückgesunken. Wie schön hatte noch Tertullian von der Maria gesagt: „Sie ist Jungfrau und ist nicht Jungfrau“!

Wie der große Kirchenlehrer Tertullian, so faßten auch alle geistigen Menschen in der Kirche, und sogar die alte katholische Kirche selbst, die Maria und ihre Verehrung viel geistiger als Basilius, Ambrosius und andere Dichter die Wunder an und über Maria. Der gesunde Sinn aller Zeiten, unter Katholiken wie unter Protestanten, hat es eingesehen, daß Maria, die Mutter Jesu, die Glorie nicht bedurfte, welche ihr von da und dort angedichtet wurde, und daß sie schöner und höher ist in demjenigen Lichte, welches sie wirklich hatte, welches sie für immer hat und in welchem sie für alle Zeiten leuchten wird.

Es war ein Rückfall in das Heidenthum und ein Anlaß zum Spott für Alle, welche philosophisch dachten in der Zeit und die Mißgriffe christlicher Priester das Christenthum entgelten ließen, daß im Jahre 608 das heitere Pantheon zu Rom, das Agrippa einst, der freigebige Beschützer der Kunst und Wissenschaft, dem Jupiter und allen Göttern geweiht hatte, „der Gottesmutter Maria und allen Märtyrern“ geheiligt wurde. So hatte Maria einen Tempel, und zwar den heitersten der Welt in der Weltstadt Rom selbst.

Im fünften Jahrhundert nämlich wurde die Verehrung der Mutter Jesu zum „Marienkultus“, zum „Muttergottesdienst“. Einer erfand für Maria das Beiwort „Gottesgebärerin“. Darüber entstand Streit, langer Streit. Nestorius, Großbischof von Konstantinopel, voll Eifer für die „Rechtgläubigkeit“, griff den Einfall, die Maria nicht die „Mutter Jesu Christi“, sondern „die Mutter Gottes“ von nun an zu nennen, als „ein neues Heidenthum“ an. Da bemächtigten sich die beiden großen Bisthümer des Morgenlandes, Konstantinopel und Ale-

xandria, und noch mehr die beiden theologischen Schulen Antiochia und Alexandria, dieser theologischen Frage, an welche sich der Streit über die „zwei Naturen" in Jesus Christus anhing. Auch dieser lange traurige Streit gehört der traurigsten aller Geschichten, der Dogmengeschichte, an, und half das Erliegen des Christenthums unter den Islam befördern.

Das aber, was sich damals die Kirche nannte, entschied, daß Maria „die Mutter Gottes" sey.

Dieses Wort wurde gehandhabt von den Theologen, als handelte es sich um den Besitz oder Verlust des höchsten Edelsteins des christlichen Glaubens; und sobald die Kirche jeden Zweifler als Ketzer erklärt und diesen Edelstein der Priesterschaft im Christenthum gesichert hatte, ging sie daran, diesen Edelstein, „die Gottesgebärerin", so zu fassen, daß er recht leuchte vor den Augen der Gläubigen.

Erhaben über diese Ungeistigkeit der katholischen Priesterschaft einzelner Orte und Zeiten, sah dagegen die Geistigkeit in der katholischen Kirche von Anfang bis heute bei der Verehrung der Maria in ihr nur das Ideal ihres Geschlechtes, das Bild der vollendeten Weiblichkeit, ja das Ideal reiner, vollendeter Menschheit, soweit es der Mensch, mit göttlicher Gnade, von welcher Maria erfüllt gewesen, seyn könne.*)

Noch in neuester Zeit wurde darum von den geistigeren Vertretern der römisch-katholischen Kirche behauptet, dem Feste „Mariä Empfängniß" liege ganz vorzüglich die Idee zu Grunde, „in der heiligen Jungfrau das Ideal reiner Menschheit zu verehren; was mit Liebe die Gottheit in sich aufnehme, und das Göttliche gebäre, das sey auch ewig aus dem Göttlichen, nicht aus dem Endlichen, an welchem die Sünde hafte. So müsse man die höhere Bedeutung und den tieferen Sinn dieses schönen Festes fassen, sonst entgehe einem Alles an demselben." **)

*) So sah es noch in unsern Tagen der liebe- und geistvolle Dr. Franz Anton Staudenmaier an, der unbefangenste und begabteste Vertreter der katholischen Kirche. Er ist jetzt todt und diese Anerkennung gewiß unzweideutig.

**) Staudenmaier, Geist des Christenthums I. 152.

Wie schon der Apostel Paulus Adam und Christus, den ersten Menschen der alten Welt, und den Erstling der neuen Welt, als die beiden Angelpunkte der Menschheitsgeschichte einander gegenüber stellte, so wurde schon Tertullian dadurch darauf geführt, eben so Eva und Maria einander gegenüber zu stellen. In die noch jungfräuliche Eva sey das Wort eingegangen, das der Menschheit den Tod baute. Darum habe auch wieder in eine Jungfrau das Wort Gottes eingehen müssen, welches der Menschheit das Leben baute, damit, wie durch die Weiblichkeit Verderben in die Welt gekommen sey, durch eben diese Weiblichkeit das Heil auch wieder in die Welt komme. Wie Eva der Schlange geglaubt habe, so habe Maria dem Boten vom Himmel geglaubt. Was jene durch ihr Glauben gesündigt habe, das habe diese durch ihr Glauben ausgelöscht. Und wie Eva den Brudermörder empfangen und geboren habe, so habe Maria den geboren, welcher der Erlöser der Menschheit sey, und dessen Erlöser auch seyn werde, welcher dem Fleische nach sein Bruder sey, und der da Israel heiße, jüdisches Volk.

Der Kirchenlehrer Augustinus folgte diesem Vorgang des Tertullian, aber auch der schon in seiner Zeit herrschend gewordenen Mariaverehrung.

„Der Tod," sagte er, „ist durch ein Weib in die Welt gekommen, und das Leben ist wiederum durch ein Weib erlangt worden. Eva war Ursache unseres Verderbens, Maria hat uns das Heil geboren. Jene hat der Verführer, dem sie folgte, in den Untergang gestürzt; diese blieb in ihrer Unschuld und gebar den Erlöser. Jene nahm das Gift, das ihr die Schlange darbot, und reichte es ihrem Manne, wodurch beide dem Tod unterworfen wurden. Diese wurde mit der Gnade des Himmels erfüllt, und brachte das Leben hervor, wodurch unser sterbliches Wesen wieder erhoben wird."

Gewiß sind diese wenigen Zeilen, in welchen Tertullian und Augustin über Dasselbe sprechen, kennzeichnend für den feineren Sinn des Ersteren und für den gröberen des Letzteren. So hoch steht der Montanist Tertullian über Augustin, dem Rechtgläubigen, in der zarten und geistigen Auffassung schöner Weib-

lichkeit. Wessen Anschauungs- und Ausdrucksweise dem Urchristenthum näher stehe, darüber kann kein Zweifel seyn. Nicht der spätbekehrte Heide Tertullian trug den zarten Hauch in das Christenthum hinein; sondern der zarte Hauch ging von dem Christenthum über auf den Heiden Tertullian, welcher Punier und Römer zugleich war. In solcher Schönheit und Zartheit wirkte der Geisteshauch des jugendlichen Christenthums auf Tertullian: wie roh erscheint dagegen Augustin, welcher, dem Frühlingshauch der Christus-Religion weitab ferner, bei seinem Uebertritt ins Christenthum allen Einflüssen der Bischofskirche und der in der Christenheit neu eingesessenen Priesterschaft verfiel!

Dennoch rang er sich zu dem höheren Gedanken empor, daß „die heilige Jungfrau, wie sie wahrhaft Mutter Jesu Christi nach dem Fleische sey, so im geistigen moralischen Sinne auch die Mutter aller Derer genannt werden müsse, welche Glieder des Leibes Christi seyen, Mutter folglich der Christenheit."

Der Kirchenlehrer Bernhard, der zwar erst im späteren Mittelalter lebte, hat noch anziehender die Vergleichung zwischen Adam und Christus, Eva und Maria durchgeführt. So spät der Zeit nach diese seine Anschauung ist, so gibt er doch nur die seit ältester Zeit in der Kirche lebendige Anschauung, nach welcher Adam der Stammvater des Fleisches und der Sünde, Christus aber der Stammvater des Geistes und des verklärten Lebens ist; und nach welcher die Menschheit eine zweifache Stammmutter *hat, nämlich* Eva als die Mutter des Fleisches, der Sünde und des Todes, und Maria als die Mutter Dessen, der die Wahrheit, das Licht und das Leben ist.

Darum schloß sich nach eben dieser altkirchlichen Ansicht, die ganz biblisch war, an den Fall der ersten Mutter sogleich die Verkündigung der zweiten reineren, größeren, jungfräulichen Mutter an, mit der Weissagung einerseits, daß des Weibes Same der Schlange den Kopf zertreten, und andererseits, daß eine Jungfrau denselben Feind, durch welchen die erste Mutter fiel, überwinden werde. Die altkirchliche Anschauung knüpfte die Verheißung 1 Mos. 3, 15. und die Weissagungen 4 Mos. 24, 17. Ps. 132, 11. Jes. 7, 14. und 11, 1. innig zusammen. Der

Stern, der aus Jakob hervortrat, das Scepter, welches aus Israel stieg, und die Jungfrau, welche den Sohn gebar, in welchem „Gott mit uns" (Immanuel) erschienen ist, — das war das Licht, worin Maria leuchtete.

Diese Marienverehrung trat in ihrer vollen weltgeschichtlichen Bedeutung erst hervor bei den Völkern, welche das Christenthum in die Erziehung zu nehmen hatte.

Gerade diese kirchliche Vorstellung von der Weihe der Weiblichkeit und von dem Ideal derselben, der Maria, fand in der Frauenverehrung der germanischen Naturvölker ein sich verwandtes reines Element. Das eine kam dem anderen entgegen, um sich innig zu vermählen, und dieses geweihte weibliche Ideal, in religiöser Glorie, hat auf die Bildung der germanischen Welt unberechenbaren Einfluß geübt, unendlich mehr, als die dürre Historik oder die von der Entartung des Marienkultus verletzte protestantische Gläubigkeit auch nur zu ahnen vermag.

Die Liebe zur himmlischen Jungfrau und die damit kirchlich zusammen gebrachte und geweihte Verehrung der irdischen Frauen thaten beide zusammen viel, die ungeheuerlich rohe Kraft der in der Völkerwanderung begriffenen Gothen, Franken und Sachsen, die Wildheit des mittelalterlichen Ritterthums, zu mildern, und sanftere Regungen zu wecken, eine menschlichere Gesinnung und edlere Sitte.

Das ist der tiefere Sinn der Marienverehrung im Mittelalter.

Drittes Kapitel.

Die ersten christlich-germanischen Völker.

Barbaren in Bezug auf Wissenschaft und Kunst waren diese wandernden Germanen, aber ohne Barbarei des Herzens. Sie standen auf der ersten Stufe der Bildung, aber sie waren großherzig und voll tiefen sittlichen Adels, dabei an Bildungsfähigkeit so reich, daß sie darin den alten Griechen, ihren Stammver-

wandten, glichen, ganz außerordentlich begabt mit Kräften des Leibes, des Geistes und des Gemüthes, wie sie nöthig waren, um durch Vermischung mit den gealterten Völkern des römischen Reiches diese neu zu beleben, und für Europa, ja für die Menschheit den Anbruch eines neuen Weltalters zu eröffnen. Sie haben in Staat und Religion, in Kunst und Wissenschaft, im häuslichen und gesellschaftlichen Leben Europas Alles in einen neuen Fluß gebracht, Ton und Farbe Allem gegeben, die Richtung des gesammten Völkerlebens bestimmt während des Mittelalters, und die neue Zeit eingeleitet, in deren Anfängen wir heute stehen, und welche weltumgestaltend fortschaffen und wirken wird im Geiste urchristlicher Freiheit.

Losgerissen durch die Stürme der Völkerwanderung von ihren bisherigen Sitzen und den Stätten ihrer alten Heiligthümer, waren diese germanischen Völkerschaften in einen großen vielverschlungenen Wanderzug gerathen, vorwärts gedrängt von anderen barbarischen Völkerhorden, namentlich von den Hunnen, welche wegen Uebervölkerung und in Folge religiöser Kämpfe im hintern Asien in Bewegung und auf dem Zuge waren, neue Sitze sich zu suchen. Aus dem Nordosten schoben sich die germanischen Völker nach Ost, Süd und West vor, größtentheils noch heidnisch, und ein ausgezeichneter Gelehrter*) hat von ihnen gesagt: „Sie waren Heiden von dem edelsten Stoff, und im größten welthistorischen Nachbilde haben sie die Geschichte der Wanderung der *Weisen aus* dem Morgenlande nach Bethlehem wiederholt.“

Zu viel gesagt ist es freilich, wenn derselbe hinzusetzt: „Wurden sie auch, namentlich von den Hunnen, geschoben und von der Hoffnung auf glänzende Beute gezogen, reizte auch die schöne Erde der südlichen Sonne ihr Auge, so war es doch auch eine tiefere Sehnsucht nach der christlichen Kultur des Südens, eine Ahnung ihrer künftigen großen christlichen Bestimmung, welche sie mit in Bewegung setzte.“

Weder aus „Sehnsucht nach der christlichen Kultur“, noch

*) Professor Dr. Lange, in Gelzers prot. Monatsblättern. Februar-Heft 1853.

weil sie eine „Ahnung ihrer großen christlichen Bestimmung" hatten, wanderten sie; sondern nur ein völlig dunkler Instinkt war es, was sie unter Anderem in Bewegung brachte, sie, die schon von andern Völkern vorwärts Bewegten, daß sie weiter und weiter zogen bis ans Meer nach Süden, und bis ans Meer nach Westen, und hinüber übers Meer auf die Nordküste Afrikas.

Es war hier in einer Nation der „geniale Instinkt", ganz so, wie dieser Instinkt in den einzelnen genialen Menschen wirkt. Unbewußt treten solche Menschen und solche Nationen in die Bahnen ein, in welchen zu wirken ihnen die Vorsehung voraus bestimmt hat: sie haben zwar den Drang dazu, aber nicht die Ahnung davon in sich, was aus ihnen werden soll. Nach Gottes Plan und Fügung kommen solche Menschen und solche Völker, im Anfang ohne irgend eine Bewußtheit dieser ihrer Bestimmung, den Bedürfnissen der Zeit und der Menschheit entgegen.

Mit Bewunderung dieser höheren Fügung steht man stille vor den Wegen, auf welchen das Christenthum als Arianismus zuerst zu demjenigen großen germanischen Völkerverein kam, welcher dem christlichen Byzanz zunächst, zwischen dem Dniester und der Theiß, saß: nämlich zu den Ost- und West-Gothen.

Viertes Kapitel.

Wulfila (Ulfilas).

Die ursprüngliche Lehre des Arius ging streng auf die heilige Schrift zurück, und so war es einfaches Schriftchristenthum, was zuerst zu den Germanen kam, und zwar zu den Gothen.

Die „Rechtgläubigkeit", die Bischofs- und Priesterkirche, suchte den Laien die heilige Schrift aus den Händen zu spielen, und hatte den Kaiser Theodosius zu einem Gesetz veranlaßt, nach welchem bei schwerer Strafe kein Laie oder Geistlicher an öffentlichen Orten über streitige Glaubenslehren sprechen durfte. Und im Jahre 395 hatten die Priester der Rechtgläubigkeit dem Kaiser

Arkadius das Gesetz entlockt: „Ketzer sind die, welche, wäre es auch in geringen Dingen, von dem Urtheile der katholischen Religion und dem rechten Weg abweichen."

Arius und die Arianer hatten ihren Grund und Fuß gerade auf der heiligen Schrift; sie gaben die heilige Schrift in die Hand des Laien, und nichts als die heilige Schrift wollten die Arianer gelten lassen in jeder Art von Glaubensfragen.

Das ist der bisher so sehr übersehene Punkt in der Stellung des Arianismus zur katholischen Kirche.

Der Arianismus hält die Bibel in der Hand, und gibt die Bibel den Laien. Die Frage über die Wesensgleichheit oder die bloße Wesensähnlichkeit des Sohnes mit dem Vater, in welcher der Arianismus von der rechtgläubigen Kirche abwich, ist etwas ganz Untergeordnetes in der Weltgeschichte gegen die geschichtlichen Thatsachen, daß der Arianismus dem Volke die Bibel in die Hand gab, und daß schon, durch den Arianismus vermittelt, gleich nach der Mitte des vierten Jahrhunderts — eine deutsche Bibelübersetzung, und zwar eine Uebersetzung ausgezeichnetster Art, unter den gothischen Völkerschaften das Christenthum verbreiten half.

Dadurch geschah es, daß gothische Fürsten „vor den Schlachten beteten, und vom Gebet zur Schlacht aufstanden; daß ihr Volk auf seinen Zügen Zeltkirchen mit sich führte, und in den Schlachten die heilige Schrift sich vortragen ließ; daß sie den Besiegten Eide auf das Evangelium leisteten und um so treuer hielten."

Der Mann, welcher die heilige Schrift seinem Volk in dessen Muttersprache verdeutschte, war Wulfila, oder, wie diesen Namen die Griechen sprachen, Ulfilas.

Bei den Raubzügen, welche die Gothen nach der Mitte des dritten Jahrhunderts in die Gränzlande des römischen Reiches machten, wurden auch Christen und darunter namentlich mehrere Geistliche gefangen mit weggeführt. Ihre ehrwürdige Erscheinung soll auf die einfachen Gemüther dieser Söhne des Nordens einen tiefen Eindruck gemacht haben, und dieser außerordent-

lich geworden seyn, als diese christlichen Geistlichen bloß durch Nennung des Namens Christi Kranke geheilt und böse Geister ausgetrieben haben. Ein Nachkomme jener christlichen Gefangenen, welche das Christenthum unter die Gothen brachten und bei ihnen blieben, soll Wulfila gewesen seyn; als der Wohnsitz aber seiner Voreltern vor ihrer Wegführung wird der kappadocische Ort Sadagolthina, in der Nähe der Stadt Parnassus, genannt.

War schon ein gothischer Bischof auf der Kirchenversammlung zu Nicäa, so wuchs die Christenzahl unter den gothischen Völkerschaften, zu welchen auch die Vandalen, Gepiden und Heruler, die Burgunder und Longobarden gehörten, erst recht durch Wulfila.

Bis in sein dreißigstes Lebensjahr war der um das Jahr 318 jenseits der Donau geborene Wulfila Vorleser in einer christlichen Gemeinde; da weihten ihn, im Jahre 348, die Arianer zum Bischofe der gothischen Kirche. Wegen des Christenthums brach Zwiespalt unter den Gothen aus. Der Gothenfürst Athanarich, der selbst Heide blieb, warf sich mit den heidnischen Gothen feindselig auf die christlichen Gothen, welche der andere Fürst der Westgothen, Frithigern, noch ehe er selbst Christ wurde, beschützte.

Viele christliche Männer und Frauen starben in dieser Verfolgung den Märtyrertod. Eine große Zahl christlicher Westgothen führte Wulfila auf römischen Boden hinüber, wo sie von Kaiser Konstantius freundlich aufgenommen wurden und in den Gebirgsthälern des Hämus und um das heutige Nikobi herum sich ansiedelten. Während später die übrigen West- und Ostgothen ihren Wanderzug theils nach Italien, theils nach Frankreich und Spanien fortsetzten, blieben diese christlich-gothischen Thalleute am Fuße des Hämus sitzen, und lebten von Viehzucht und wenig Getraidebau, von Wald und Waide.

Hier am Fuße des Hämus war es auch, wo Wulfila seine Bibelverdeutschung vollendete. Er schrieb sie mit Buchstaben, welche meist aus dem römischen und griechischen Alphabet genommen waren. Nur der kleinere Theil der Buchstabenschrift, in welcher Wulfila's Bibelverdeutschung geschrieben ist, war der altgermanischen Buchstabenschrift, der Runenschrift, entnommen, in

deren Besitz die Gothen lange vor der Einführung des Christenthums waren. Durch diese Bibelverdeutschung des Wulfila wurde das Christenthum auch unter den Ostgothen heimisch, die zwischen dem Dniester und der Theiß saßen, und überhaupt dem Christenthum unter den Germanen die wahre, dauernde Grundlage gegeben.

Drei und dreißig Jahre noch lebte Wulfila unter seinen christlichen Landsleuten in den Hämusthälern. Im Jahre 360 hat er auf der Kirchenversammlung zu Konstantinopel das arianische Glaubensbekenntniß mit unterzeichnet. So wenig als Marcion und Arius, war Wulfila dem Sektenwesen hold; er wollte, wie diese, nur die eine untheilbare Kirche Christi, aber in dieser die Geistesfreiheit der auf der heiligen Schrift fußenden Ueberzeugung. Noch vor seinem Hingang hinterließ er seinen Gothen ein Glaubensbekenntniß.

Dieses Glaubensbekenntniß des Wulfila, an dessen Spitze er ausdrücklich sagt, daß er so sein ganzes Leben hindurch geglaubt habe, ist zugleich für uns ein Denkmal dessen, was die ächten Arianer geglaubt haben. Ganz im Geiste des Arius nennt Wulfila in diesem Glaubensbekenntniß Gott den Vater, den Einigen und Untheilbaren; und den heiligen Geist nennt er „die Kraft, welche erleuchtet und heiligt“; der heilige Geist sey „selbst weder Gott noch Herr, sondern ein Diener Christi und dem Sohn in Allem untergeben und gehorsam, wie der Sohn in Allem untergeben und gehorsam sey dem Vater, dem immerdar heiligen.“

In den Jahren 370—372 kam durch die heidnischen Gothen eine abermalige Verfolgung über die christlichen Gothen. Viele der letztern flüchteten sich über die Donau, ja bis zum Euphrat. Viele aber auch fielen als Märtyrer: sie wurden in den Fluß versenkt, oder lebendig in ihren Zelthütten verbrannt. Athanarich, der heidnische Gothenfürst, verlangte Verehrung eines Götzenbildes, das er auf einem Wagen auch an den Zelten der christlichen, wie an denen der andern, der heidnischen Gothen, herumfahren ließ. Wer das Götzenbild nicht verehrte, wurde in seiner Zelthütte verbrannt. So sollen namentlich viele christliche Gothen, zusammen in einem großen Zelte, verbrannt worden seyn, dessen sie sich statt eines Gotteshauses zur Andacht bedienten, und ebenso

vierzig christliche gothische Jungfrauen bei Berba als Opfer gefallen seyn.

Frithigern war inzwischen selbst Christ geworden. Die Hunnen brachen plötzlich über die Wolga hervor, drängten die Ostgothen nach dem Westen, die heidnischen Westgothen unter Athanarich in die Gebirge, die christlichen Westgothen unter Frithigern über die Donau nach Thracien und Dacien. Auch Wulfila war mit diesen christlichen Gothen und mit Frithigern hinüber gegangen. Die Habgier der römischen Statthalter reizte Frithigern und seine Gothen zu Raubzügen, Kaiser Valens trat ihnen mit einem römischen Heer entgegen, und bot ihnen bei Adrianopel die Schlacht. Frithigern sandte „seinen vertrautesten christlichen Priester", offenbar den Wulfila, zum Kaiser, um gegen ein ewiges Bündniß für seine Gothen feste Wohnsitze in Thracien zu erlangen.

Wulfila hatte als Verkünder des Evangeliums durch Leben und Lehre die Herzen seiner Gothen so für sich gewonnen, daß sie von ihm zu sagen pflegten: „Was Wulfila thut, ist gut und muß zum Heile ausschlagen. Wulfila kann nichts Böses thun." Eben so hoch hielt ihn Kaiser Valens. Der nannte Wulfila „den Moses der Gothen".

Darum ehrte Valens auch jetzt den Gothenbischof, der als Friedensfürst ins Kaiserlager kam, hoch, war aber voll Lust zum Schlagen, in der Einsicht, daß diese Barbaren dem Römerreich höchst gefährlich seyen. Darum eröffnete er, ohne die von Wulfila überbrachten Friedensanträge anzunehmen, in der Frühe des neunten Augusts im Jahre 378 die Schlacht. Zweimalhunderttausend waffenfähige Männer standen auf gothischer Seite dem Byzantiner gegenüber, zwar nicht alle hier in der Schlacht, aber ganz nahe beisammen, um ihre schlagenden Brüder abzulösen.

Frithigern, von Wulfila geleitet, bot während der Schlacht noch einmal Frieden an; umsonst. Mit der einbrechenden Nacht war die Niederlage der Byzantiner entschieden, der Kaiser lag tödtlich verwundet in einer Hütte, und ging darin mit seinem ganzen Gefolge in Flammen auf; von den Gothen verbrannt, weil er Blutvergießen statt zweimal gebotenen Sühnevertrags gewählt; von den rechtgläubigen Athanasianern verhöhnt, welche

diese Verbrennung ein Gottesgericht dafür nannten, daß er, der Arianer, so viele Seelen dem ewigen Feuer überliefert habe. Bis zu den Mauern Konstantinopels ging damals das Strafgericht Gottes durch die Gothen über Rechtgläubige und Unrechtgläubige.

Siebenzig Jahre war Wulfila alt. Auf einer ersten und zweiten Kirchenversammlung hatte er vergeblich das Kreuz Christi emporgehalten, um Frieden der arianischen Anschauungsweise, Geistes- und Gewissensfreiheit im Glauben zu erringen, gegen die Verfolgungs- und Verdammungssucht der athanasianischen Rechtgläubigen. Der Kaiser Theodosius sagte ihm auch eine dritte Kirchenversammlung zu, um neu zu untersuchen, ob die Arianer aus allen bisher von ihnen innegehabten Kirchen durch Staatsgewalt vertrieben werden sollten. Als Theodosius die gegebene Zusage zurücknahm, da brach dem Wulfila das Herz, er erkrankte und starb in Konstantinopel im Sommer 388. Alle versammelten Bischöfe, ohne Unterschied der religiösen Farbe, folgten seinem Leichenbegängniß und eine ungeheure Zahl von Laien.

Ein unvergängliches Denkmal seines Verdienstes ist bis auf unsere Tage gekommen, seine gothische Bibelübersetzung. Und zwar war es die ganze heilige Schrift, die er seinen Landsleuten in der Muttersprache in die Hand gegeben hatte. Die Sachkenner ziehen diese Bibelverdeutschung des Wulfila den älteren egyptischen, syrischen und lateinischen Uebersetzungen vor und bewundern den treuen Anschluß an den griechischen Urtext des *neuen* Testamentes. Von ihm hat man auch noch Bruchstücke einer größeren arianischen Auslegung des Evangeliums des Johannes in gothischer Sprache.

Fünftes Kapitel.

Wunderkraft des Christenthums an den Vandalen und andern Gothen.

Noch ehe Wulfila starb, sah er eine Reihe gothischer Völkerschaften unter dem Kreuz Christi versammelt. Die umbildende

mildernde, sänftigende und vermenschlichende Gotteskraft des Evangeliums zeigte sich in schöner Weise als eine Wunderkraft selbst an den wilden Vandalen, den zuvor ungeschlachtesten unter allen Gothen. Zwar zeichneten von Haus aus die Germanen, und auch die ungebildetsten Stämme unter ihnen, sich löblich aus vor Hunnen und Slaven; es war ein großer Unterschied, obgleich alle drei Heiden waren. Das Wüste der Wildheit, das eigentlich Rohe, das Geist- und Seelenlose, und darum Unempfängliche, wie es Hunnen und Slaven zeigten, hatten die Germanen nicht, auch jene Germanen nicht, welche, vom Sturm der Völkerwanderung aufgewirbelt, über die civilisirte Welt sich warfen.

Weil sie empfänglich waren, übten Bildung und Heiliges, wo Beides ihnen entgegentrat, auf sie einen überwindenden Zauber aus. Noch im späteren Mittelalter zeigt derjenige Theil der Germanen, welcher den Bildungsmitteln ferner stand, eine Gewaltigkeit ungebrochener Naturkraft und Leidenschaft: wie muß diese erst in der Sturmzeit der Völkerwanderung gewesen seyn! Und doch liest man schönste Züge von Milde und Weichheit, von Empfänglichkeit für die Macht, welche Frauen und Heiligthümer auf die Gothen übten.

Kann der Kirchenlehrer Augustinus die Milde des Gothenkönigs Alarich, des Arianers, bei der Einnahme Roms rühmen, obgleich dieser durch einen hinterlistigen Angriff aufs Aeußerste gereizt war, so heben sich dabei einzelne Thatsachen noch besonders hervor.

Einer von Alarichs Gothen kam in ein Haus in Rom, um zu plündern. Da fand er eine Jungfrau, begehrte von ihr Gold und Silber, that ihr aber kein Leid. Die Jungfrau brachte ihm willig silberne und goldene Gefäße, herrlich anzuschauen. Ueberrascht durch die Schönheit der Gefäße, fragte der Kriegsmann, woher sie solche habe. Das benützte die Jungfrau mit weiblicher Klugheit, und sagte, diese Gefäße gehören dem heiligen Petrus. Ohne Weiteres eilte der Gothe zu Alarich und meldete ihm das. Alarich befahl auf der Stelle, diese Gefäße dem heiligen Petrus zurückzugeben. Gothen trugen, geschützt von einer Gothenabtheilung, die angeblichen Kirchenschätze zur Peterskirche. Unter

immer wachsendem Zuge von Gothen und Römern, von Lob-lieder singenden Christen und von Heiden wurden sie zur Kirche gebracht.

In die Kirche des heiligen Paulus, wie in die Peterskirche, wohin sich Heiden und Christen retteten, sah man bewaffnete Gothen Wittwen und Waisen schützend geleiten, in den ersten Stunden der Erstürmung der Stadt. Welche Gräuel kennt man, die von christlichen Offizieren und Soldaten in unserem Jahrhundert bei der Einnahme von Städten und Dörfern geschahen! und Niemand wird es wundern, daß es auch unter Alarichs Leuten wildere Gesellen gab. Ein solcher hatte einem schönen Weib in der erstürmten Stadt Gewalt anthun wollen, sie vertheidigte sich, und bot, entschlossen, lieber das Leben, als die Ehre, zu lassen, ihren schon verwundeten Nacken dem gereizten, wilden Krieger zum Todesstreiche dar. Dieser Seelenadel der keuschen Frau berührte den Gothen im Innersten plötzlich mit solchem Zauber, daß er sie verehrte, daß alle böse Lust in ihm wich, daß er sie selbst zur Peterskirche führte, sie den Hütern derselben übergab und noch sechs Goldstücke hinterlegte, damit sie wohl verpflegt werde.

Ja selbst heidnische Gothen, welche anderswo, früher, die Kirchenthüre „mit der Streitaxt einschlugen, und die Kirche selber zu plündern und da und dort zu wüsten anfingen, hörten damit auf, daß sie ihre Kniee beugten vor den mit Schutt umgebenen Altären."

So schöne Züge der Empfänglichkeit für das Heilige in den Frauen und in der Religion finden sich auch bei der Eroberung Frankreichs und Spaniens; bei der Eroberung von Bordeaux im Jahre 456 schonten die Westgothen der Gefangenen auf jede Weise. Als Totilas, der Heerführer und König der Ostgothen, im Jahre 546 Rom überrumpelte, erließ er vor Allem den Heerbefehl, der Frauen zu schonen. Zugleich ließ er die ganze Nacht die gothischen Kriegshörner blasen, damit die Bürger sich verborgen halten oder in die Kirchen retten konnten. So edel waren die Gefäße und so veredelnd wirkte in diesen Gefäßen das Christenthum, und zwar das arianische Christenthum.

Unter den Germanen gewann der Arianismus vorzüglich dadurch an Stärke, daß, im Gegensatz zu der romanischen Bevölkerung und zum römischen Wesen, das Festhalten an der arianischen Auffassung des Christenthums zugleich als ein Festhalten an der germanischen Nationalität sich herausstellte. Der Germane war Arianer, der Romane war katholisch, und so verschmolzen sich Religiöses und Nationales zu einer Einheit gegen das römisch-katholische Wesen.

Es war aber noch ein tieferer Grund, warum der Arianismus den reinen, vom Zauber der römischen Kultur noch nicht verführten und in das Joch der Priesterkirche noch nicht künstlich verlockten Germanen anzog, und das römisch-katholische Wesen abstieß; ein Grund, der bisher nicht beachtet wurde.

Bei den Germanen gab es keine Priesterkaste. Das priesterschaftliche Element war der germanischen Natur von Haus aus zuwider; und wäre zuerst gleich das Christenthum in Form und Gestalt des Kirchenfürstenthums, der Hierarchie, gekommen, so hätte außer allem Zweifel die jeder Priesterherrschaft feindliche Natur und Gewohnheit diesen ihnen widerwärtigen Stoff, nämlich eben die Priesterherrschaft, und damit zugleich das Christenthum selbst, mit energischem Widerwillen von sich gewiesen, zurück- und ausgestoßen.

Der Arianismus aber war in seinem ursprünglichen Geist dem „Kirchenfürstenthum" nicht bloß abhold, sondern Gegner desselben. Der Arianismus stützte sich auf den urevangelischen Grundsatz der Gleichheit und Brüderlichkeit Aller, auf das Volk. Die arianischen Geistlichen waren keine Priester der Bischofskirche, und die arianischen Bischöfe, d. h. die, welchen ihre Religion ein Ernst war, waren keine Kirchenfürsten, sondern Bischöfe im Sinne der apostolischen Zeit, Seelenhirten, die, obwohl führend und leitend, doch „gleichheitlich" mit allen ihren Glaubensgenossen sich fühlten und benahmen.

So war Wulfila, so, die neben und unmittelbar nach ihm wirkten. Darum konnte nur unter der Gestalt des Arianismus das Christenthum Eingang finden bei den Germanen. Und darum hat es Gott so geordnet, daß das Christenthum

arianisch war, als die Germanen in Berührung mit ihm kamen und es annahmen.

Unter den vielen, durch Ueberlieferung fortgepflanzten, gelehrten „Schrullen“ ist auch die bisher gäng und gäbe gewesen, der Arianismus „sey unvermögend gewesen, die Keime zu befruchten, zeugungsunfähig, geistig impotent. Das Festhalten des Arianismus sey identisch gewesen mit dem Fernhalten der Kultur.“

So etwas sprach und schrieb man nach bis auf unsere Tage, im Angesichte eines Wulfila, seiner wissenschaftlichen Leistungen und Erfolge; im Angesichte des sittlich-christlichen Lebens, wodurch die arianisch-christlichen Germanen, so jung-christlich sie waren, die alt-christlichen katholischen Romanen so unendlich beschämten, selbst diejenigen, in deren Mitte der große Chrysostomus und der heilige Augustinus lehrten und wirkten. Das spricht man und schreibt man so, einer dem andern, nach, gerade wie man es, einer dem andern, nachspricht und nachschreibt, und zwar im Angesichte der die ganze gleichzeitige Christenwelt beschämenden Sarazenenbildung am Ebro und Euphrat, der Islam sey geistig impotent, zeugungsunfähig, mit dem Fernhalten der Kultur identisch gewesen.

Wahr ist es, die arianische Auffassung des Christenthums war nicht vermögend, die morgenländische Christenheit zu einer Wiedergeburt zu führen; aber der Katholizismus hat das noch *viel weniger* vermocht, und, daß der Arianismus seine Kraft im Morgenlande nicht völlig geltend machen konnte, daran war eben Niemand schuld, als der Katholizismus, oder richtiger gesagt, die katholische Priesterschaft mit ihrer Verfolgungssucht und ihrem Druck und ihrem ewigen Streit und Zwiespalt.

Eben so wahr ist es, der Arianismus war kein Boden für Theologen und Dogmatiker, für dogmatische Spitzfindigkeiten, welche man „Geistestiefe des Katholizismus“ genannt hat, und für theologische Klopffechtereien, welche man „Geisteskraft“ genannt hat; aber er war ein Boden für ein sittlich-christliches Leben, für Einfachheit und Reinheit der Sitte, die freilich in ihrer schonungslosen Strenge der Ueberverfeinerung der katholischen

Christen in Karthago als Ungeschlachtheit, Rohheit und Barbarei vorkam.

Die „Prediger“ der arianisch-christlichen Germanen waren in Vielem unwissend, was die „Priester“ der katholischen Kirche Wissenschaftlichkeit nannten. Aber unwidersprechliche Thatsache ist: die christlichen Gemeinden jener arianischen Prediger, die für ketzerisch galten, waren in einer ringsum lüderlichen Zeit ein wahres Muster eines sittenreinen Lebens, und wenigstens die Stadtgemeinden der katholischen Kirche waren traurigste Muster des äußersten Grades nicht bloß eines unchristlich, sondern eines unmenschlich sittenlosen Lebens. Und es war, wie es die Vorsehung ordnete, durchaus eine Nothwendigkeit, daß, nach dem Zurücktreten des Montanismus in der abendländischen Christenheit, der Arianismus in Gefäße germanischer Naturkraft kam, um Italien, Gallien, Spanien, Afrika „von Unflath zu säubern“, wie ein redlicher katholischer Schriftsteller der Zeit es ausgedrückt hat.

Wo wirkten die Schriftsteller und Kirchenfürsten der katholischen Kirche, der heilige Augustin und seine Gesinnungsgenossen? In Afrika. Wo war das Sittenverderben in Stadt und Land fürchterlicher in den Jahrhunderten des vollen Sieges der Rechtgläubigkeit und der „nicänischen Tiefe und Geisteskraft“, als eben in Afrika, wo der heilige Augustin als Bischof saß und völlig unvermögend war, auf die Wiedergeburt der katholischen Christenheit fruchtbar einzuwirken?

Wie sehr die germanischen Heiden, und vollends die germanisch-arianischen Christen, besser waren, dafür zeugt der fromme und strenge Salvianus, Aeltester an der Kirche zu Marseille, ein Zeitgenosse, in seinem Buche „von der Vorsehung“.

„Wie im untersten Schiffsraum sich aller Unrath sammelt, so sind die Laster der ganzen Welt auf die Sitten der Afrikaner übergegangen. Ich kenne keine Schändlichkeit, welche nicht bei ihnen herrschte, während doch heidnische und rohe Völker neben heimischen Gebrechen auch lobenswerthe Eigenschaften besitzen. — Die Afrikaner dagegen haben fast nur Schlechtigkeiten an sich. Ich sehe Karthago, den Sitz der Regierung, erfüllt mit den

Lastern aller Städte, allen Schändlichkeiten dienstbar; ich sehe Menschen, welche an Unthaten mit einander wetteifern, die einen in der Habgier, die andern in der Völlerei und Unreinigkeit; jene mit Kränzen geschmückt, diese von Salben duftend, alle aber entnervt durch alle Arten von Ueppigkeiten. Man sollte die Menschen nicht für vernünftige, ihrer Sinne mächtige Wesen, sondern für tolle und besessene Knechte eines ununterbrochenen Sinnenrausches halten. Aber hier bleibt das Laster nicht stehen. Wer denkt nicht an die Beraubung der Waisen, den Druck der Wittwen und Armen, welche täglich zu Gott um das Ende ihrer Leiden flehen und bisweilen in der Bitterkeit ihres Herzens das Kommen der Feinde herbeiwünschen? — Auch hat Gott endlich gegönnt, daß Alle den Untergang durch die Heiden erlitten. Jedoch lassen wir das, weil Gleiches beinahe im ganzen römischen Reiche begegnet, und wenden uns nur an eine kurze Schilderung der örtlichen Uebel. Haben nicht Unkeuschheit und Laster allein für den Untergang Afrikas hingereicht? War nicht die Stadt voll von Schmutz, jede Straße und Gasse ein Bordell? Alle Wege und Stege hatte das Netz der Wollust umgarnt; selbst der Unschuldige mußte hineingerathen. Die ganze Bevölkerung Karthagos hatte den Kothgeruch ihrer unreinen Lüste an sich — —.*) Das alles sah die ganze Stadt, und blieb still; das Volk sah es, und klatschte; der Richter sah es, und ließ es geschehen."

So schildert Salvianus, der Augenzeuge, die sittlichen Zustände in der rechtgläubigen Hauptstadt eines Großbisthums, und schließt mit dem Zeugniß für die Vandalen. Diese Eroberer und sogenannten Verwüster Afrikas haben sich nicht nur nicht bei ihrem Eintritt in das Land in den Pfuhl dieser Laster gestürzt, sondern inmitten der Ueppigkeit und des Ueberflusses rings umher sey kein Vandale weichlich geworden; jeder habe geschauert vor dem unlautern Umgange mit Männern und vor der Leichtfertigkeit mit Weibern, vor den Schlupfwinkeln und Werkstätten der Wollüste; sie haben Stadt und Land gesäubert, und alle unver-

*) Hier unterdrücken wir die ärgsten Laster der rechtgläubigen Christen, die Salvianus nennt.

heiratheten Unzüchtigen genöthigt, zu heirathen, Männer wie Weiber.

Das thaten die arianisch-christlichen Germanen, und zwar die verschrieensten unter ihnen, die Vandalen, an den Christen und Christinnen des tiefrechtgläubigen Karthago; und diesen Letzteren dünkte das „grausam und barbarisch".

Sechstes Kapitel.

Chrysostomus und seine Mission für den Katholizismus unter den Gothen.

So war es nicht sowohl eine „Verfolgung", die der Arianismus gegen den Katholizismus übte, als vielmehr eine „Züchtigung" und „Säuberung", welche die wilden, aber sittenstrengen Vandalen ausführten, die noch aus Heiden und arianischen Christen gemischt waren, eine Verfolgung der Laster in Stadt und Land der Katholiken, ein von Salvianus als solches anerkanntes Gottesgericht.

Ebenso war es vorzugsweise der Despotismus, in welchem priesterschaftliche und fürstliche Herrschsucht zusammenwirkten, was fortwährend den Freiheitssinn der Germanen von sich abstieß.

Noch in den großen und langen Kämpfen zwischen Karl dem Großen und den Sachsen, ja noch im späteren Mittelalter in den Vertheidigungskriegen der Slaven, war es nicht das Christenthum an und für sich, nicht die Religion Jesu Christi, gegen was die heidnischen Völker sich sträubten, sondern das Joch der Knechtschaft, welches sie überall auflegen sahen, wo das römisch-katholische Priesterthum bekehrend auftrat. Der Königsdespotismus, die Lehenherrschaft des Königsgefolges, und die Priester- und Mönchsherrschaft zeigten sich in der römisch-katholischen Kirche mit einander eng verbündet. Wohin das katholische Christenthum getragen wurde, dahin kamen auch diese Drei.

Daher die Abneigung der germanischen Heiden gleich vornherein, und vollends der arianischen Christen unter den Germanen, welche durch Wulfila und seine begeisterten Schüler und Glaubensboten ein Christenthum kennen gelernt hatten, das auf die heiligen Schriften zurückgeführt, also ursprünglich, war. Wie mußte der byzantinische Despotismus, verbrämt mit dem katholischen Bischofsthum, der römische Kaiserthron mit seiner asiatisch-morgenländischen Knechtschaft, und daneben, als dessen Bundesgenosse, der rechtgläubige Priesteraltar — die Westgothen anwidern, die so frei waren, daß sie im Frieden nur Häuptlinge hatten, deren Stellung und Macht die byzantinischen Geschichtschreiber nur mit dem einfachen Ausdruck „Richter" zu bezeichnen wußten!

Nicht als ob die katholische Kirche keine Anstrengungen gemacht hätte, das katholische Christenthum unter den Gothen neu zu begründen. Von Konstantinopel aus betrieb namentlich Chrysostomus die Aussendung katholischer Glaubensboten unter die Gothen.

Chrysostomus war einer der wenigen Priester der katholischen Kirche, welcher an sich das Muster eines Priesters darstellte, wie er es in jugendlicher Begeisterung in einer eigenen Schrift niedergelegt hatte. Chrysostomus ist nicht sein Taufname, sondern ein Ehrenname, welchen ihm erst eine spätere Zeit beigelegt hat. Diese nannte ihn Chrysostomus, d. h. Goldmund, wegen des Gedankengolds seiner Predigten und seiner herrlichen Rednergabe. Sein eigentlicher Name, unter welchem allein er seiner Zeit bekannt war, war Johannes.

Im Jahre 347 war Chrysostomus zu Antiochia von vornehmen christlichen Eltern geboren. Bald nach seiner Geburt wurde er vaterlos. Aber seine Mutter Anthusa war nicht nur fromm, sondern von so ausgezeichneten Eigenschaften des Geistes und Herzens, daß sie die Bewunderung der Heiden hatte. Sie war jene Frau, deren Vorzüge dem Großmeister des Neuheidenthums, dem Libanius, den Ausruf entrissen: „Welche Frauen haben doch die Christen!" Selbst hochgebildet, wußte sie Werth und Bedürfniß wissenschaftlicher Bildung zu würdigen: sie gab ihren Sohn Johannes in die Schule des Libanius, trotz seines

Heidenthums, weil er der erste Philosoph und Redner seiner Zeit war. Hier legte er den Grund zu seinem Ruhm als christlicher Redner, ohne daß die Beschäftigung mit den altklassischen Werken seiner Liebe zur heiligen Schrift und seinem Christenthum Eintrag gethan hätte. Nach seiner Mutter Tode lebte er sechs Jahre in einem Kloster bei Antiochia; und als er aus dieser Zurückgezogenheit nach Antiochien zurückkehrte und zum Diakonus geweiht wurde, predigte er nicht ein Christenthum der Worte und Formeln, sondern das Christenthum der That. Ihm war das Reich Gottes That und Leben, und das Wesentliche, daß der wahre christliche Glaube im Wandel sich auspräge, in den häuslichen und in den öffentlichen Kreisen, daß der Glaube gelebt werde; habe doch der Herr gesagt, den Baum müsse man an den Früchten erkennen.

Darin unterschied sich Chrysostomus, obwohl er zur Kirche der Rechtgläubigkeit hielt, von der großen Masse seiner rechtgläubigen Zeitgenossen. Seit dem Jahre 386 erst erhielt er das Recht zu predigen, so lange hatten sie ihn warten lassen; aber schnell wurde er der gefeiertste Kanzelredner Antiochias, und sein Ruf erscholl durch die ganze Christenheit. Ehe er selbst predigen durfte, hatte er geschrieben: „Nicht klingende Worte, sondern Verstand und Erfahrung in der Schrift und Kraft der Gedanken müssen in einer guten Predigt seyn.“

So predigte er auch, so bald er durfte, der einzige wahrhaft große Kanzelredner dieser Zeit, dessen Predigten bis heute erhalten sind. Fast tausend seiner Reden sind auf unsere Tage gekommen, weil, während er predigte, Schnellschreiber jedes Wort auffaßten und seine Predigten in der ganzen Christenheit verbreiteten. Hatte er auch viel Redemittel aus der Schule des Libanius, so that das Meiste doch, daß es ihm von Herzen ging, daß er für das Christenthum begeistert war. Dadurch erst erhielt seine Redekunst die unwiderstehliche Zauberkraft. Am größten ist er, wo er gegen den sittlichen Verfall der Christenheit spricht. Der Mann des Volkes war er, weil er so rücksichtslos, wie einst der Täufer Johannes, die Sünden der Großen der Welt mit Freimuth angriff, wie die Sünden des Volkes, und zwar als Großbischof zu Konstantinopel, wie früher zu Antiochia. Er fürch-

tete die Feindschaft nicht, welche ihm in hohen Kreisen seine Freimüthigkeit zuzog.

Es war zu Anfang des vierten Jahrhunderts, als die rechtgläubige Kirche zu Alexandria und zu Rom alle Anhänger der christlichen Auffassungsweise des Origenes für Ketzer erklärte, das Andenken des großen Kirchenlehrers selbst verdammte, und Mönche und Laien, die wie Origenes dachten, mißhandelte und verfolgte. Da nahm sich Chrysostomus der Verfolgten an; er, der Großbischof am Kaiserhofe, der im Aeußeren erschien und lebte wie ein Mönch, sein Einkommen den Armen gab und selbst weniger genoß als ein Armer; liebreich und herzlich mild gegen alle Menschen, aber furchtbar ernst und streng gegen das unchristliche Hofleben, vorzugsweise gegen das böse Beispiel von Oben, gegen die purpurbedeckte und gekrönte Schwelgerei, welche den Schweiß des Volkes in Sünden verpraßte.

Daß der Mann sich der Origenes-Anhänger, der verfolgten „Ketzer", annahm, das war ein willkommener Anlaß für die Kaiserin Eudoxia und die Freunde ihrer Freuden, welche, seltsamer Weise, jener Frau des Königs Ahab, der phönizischen Jesabel, auch sogar darin glich, daß sie den in der Vorstadt gelegenen Weinberg einer unglücklichen Wittwe gewaltsam sich angeeignet und die Drohung mit göttlicher Strafe aus dem Munde des Chrysostomus gehört hatte.

Den Untergang des Chrysostomus herbeizuführen, sollte der alte Bischof Epiphanius, fast hundertjährig, mißbraucht werden; der sollte den Chrysostomus zum Ketzer stempeln. Er kam, und ging wieder, im Gefühl, wie man ihn hatte mißbrauchen wollen, mit den Worten: „So lasse ich denn die Residenz, und den Hof und die Heuchelei."

Die Kaiserin Eudoxia versammelte eine Synode in einer Vorstadt von Chalcedon, welche unter dem Namen „bei der Eiche" bekannt war, und wo eine Kirche war.

Die Akten dieser Synode sind aufbewahrt.

Die Lüderlichkeit der von der Kaiserin Eudoxia versammelten Bischöfe nannte sich zwar selbst öffentlich „die heilige bei der Eiche versammelte Synode", gründete aber ihre Anklage gegen

Chrysostomus hauptsächlich darauf: „daß er, weder, wenn er von Haus nach der Kirche gehe, noch vor dem Eintritt in die Kirche, zu beten pflege; daß man nicht wisse, wozu er seine Einkünfte verwende; daß er mit Leuten, die wie Origenes denken, Umgang habe; daß er allein speise, um „cyklopischer Schwelgerei zu fröhnen"; daß er poetische Ausdrücke in der Kirche brauche, wie „ein Tisch voll Erinnyen", und „ich bin außer mir"; daß er das Volk von Konstantinopel aufwiegle; daß er die Mehrheit der Bischöfe und der Geistlichen „ehrlose, verdorbene, nichtswürdige Menschen" gescholten habe; daß er in seinen Predigten unpraktisch sey, und darin ungewöhnliche Ausdrücke und schwülstige Redensarten gebrauche; daß er die Sünder zur Sicherheit verleite, indem er sie nicht nur ein Mal, sondern zu wiederholten Malen zur Buße auffordere."

In die Anklage aufgenommen und ganz besonders allgemein verbreitet wurde, Chrysostomus sey von Haus aus ein „Volksaufwiegler", und „er habe die Ehrfurcht gegen das kaiserliche Haus aus den Augen gesetzt, und die Kaiserin eine Jesabel genannt."

Die Synode „an der Eiche" sprach die Entsetzung und Verbannung des Chrysostomus aus; „er habe sich in seinem Gewissen schuldig gefühlt", darum sey er vor seinen Richtern nicht erschienen.

Diese Synode bestand nur aus sechs und dreißig Bischöfen: um Chrysostomus hatten sich etlich und vierzig Bischöfe aus allen Theilen des Reiches versammelt, und erklärten, sie seyen, nicht jene, die rechtmäßige Synode. Er wurde nichts desto weniger von der Hofsynode als ein religiös Schuldiger verurtheilt, aber auch des Verbrechens „der Majestätsbeleidigung" schuldig erklärt, und die Vollziehung des Absetzungsurtheils dem Kaiser empfohlen. „Der fromme Kaiser möge dafür sorgen, daß der Verurtheilte, nöthigenfalls mit Gewalt, aus der Kirche entfernt, und wegen seines Majestätsverbrechens noch besonders bestraft werde; denn, sagten die Heuchler, uns Bischöfen ist es nicht erlaubt, Majestätsverbrechen zu untersuchen."

In einer bewunderswerthen, uns erhaltenen Rede wandte

sich Chrysostomus an das Volk Konstantinopels. Er versuchte, auf die Massen sich zu stützen, und so dem Hof und der Synode Achtung der Verhältnisse einzuflößen. Tag und Nacht umwachte das Volk die Wohnung seines Verehrten. Entschlossen zuerst, nur der Gewalt zu weichen, entfernte und ergab er sich der gegen ihn abgeschickten Soldatenabtheilung, sobald er sah, daß seinetwegen ein Volksaufstand und Blutvergießen zu fürchten sey. Er wurde zu Schiff nach Bithynien hinüber in die Verbannung abgeführt. Das Weitere sollte daselbst abgewartet werden. „Will mich die Kaiserin zersägen lassen, wie Jesaia; will sie mich ins Feuer werfen lassen, wie die drei Männer im Feuerofen; will sie mich den wilden Thieren vorwerfen, wie den Daniel in der Löwengrube; will sie mich steinigen lassen, wie den Stephanus: sie thue es. — Wenn ich noch Menschen gefällig wäre, so wäre ich Christi Knecht nicht;“ sagte Chrysostomus.

Ein Volksaufstand schüchterte am Tage nach seiner Entfernung seine Feinde ein, welche triumphirend nach Konstantinopel kamen. Es kam zum blutigen Zusammenstoß. Das erschreckte Eudoxia; aber mehr noch das Erdbeben, welches in der nächsten Nacht Konstantinopel erschütterte. Zitternd vor dem Volk und „vor dem Gott in der Natur“ sah ihr böses Gewissen wenigstens in dem Erdstoß den Finger des Allmächtigen. Noch in derselben Nacht drang sie in den Kaiser auf Zurückrufung des Verbannten. Ja sie schrieb selbst an ihn, demüthig: „Eure Heiligkeit glaube doch nicht, daß ich um das Geschehene gewußt habe. Ich bin unschuldig an Eurem Blute. Schlechte Menschen haben diese Ränke geschmiedet. Zeuge meiner Thränen ist der Gott, dem ich sie opfere. Ich kann es nicht vergessen, daß durch Eure Hände meine Kinder getauft wurden.“

So kehrte nach einigen Tagen der Verbannung Chrysostomus zurück. Seine Rückkehr war ein Triumphzug. Aber nach zwei Monaten schon setzte die Rachsucht der arglistigen Eudoxia die abermalige Verbannung des ihr verhaßten Mannes durch, unter blutigen Unruhen der Stadt. Der Haß seiner Gegner ging so weit, daß sie, als eine große Feuersbrunst in der Hauptkirche ausbrach, keck verbreiteten, die Verehrer des Chrysostomus haben

das Feuer eingelegt. Nach schweren mehrjährigen Leiden der Verbannung unterlag der freimüthige Prediger, unterwegs, als er eben noch weiter geschleppt wurde, an die äußerste Gränze des Reiches am Ostufer des schwarzen Meeres, am 14. September 406.

Das war der Mann, welcher die Ausbreitung des katholischen Glaubens unter den arianischen, wie unter den heidnischen Gothen betrieb. Selbst in seiner Verbannung sandte er Glaubensboten unter die Gothen, ebenso zu den heidnischen Phönizieru und Persern. Nach seinem Tod aber zerfiel die Missionsschule zu Konstantinopel, in welcher er Gothen für die Mission unter ihren Stammgenossen hatte heranbilden lassen; und das katholische Christenthum verlor sich wieder ganz unter den Gothen; es gab nur noch heidnische oder arianisch-christliche Gothen.

Siebentes Kapitel.

Zusammenstoß des Katholizismus und Arianismus in Afrika und Spanien. Die Franken und Chlodwigs Taufe.

Wie in Afrika in dem großen Vandalenreich, herrschte der Arianismus in Italien, Gallien und Spanien. In Afrika suchte Geiserichs Sohn, Hünerich, durch Vertreibung der katholischen Bischöfe und durch harte Bedrückung der Katholiken, durch grausame Mißhandlung katholischer Frauen, den Katholizismus auszurotten; die Kinder katholischer Eltern wurden gewaltsam arianisch getauft. Erst als nach hundertjährigem Bestand das Vandalenreich in Afrika gegen die Mitte des sechsten Jahrhunderts zusammenbrach und die der Schlacht entronnenen Trümmer des Vandalenvolkes sich verloren, angesteckt von den Lastern der römischen Bildung, kam das katholische Bekenntniß in Afrika wieder auf.

Auch in Spanien, wo die Westgothen ein großes Reich hatten, kam es am Ende des sechsten Jahrhunderts zu einer heftigen Verfolgung der Katholiken. König Leuvigild, der

von 569 bis 586 kraftvoll regierte, hatte seinen Sohn Hermenegild mit der fränkischen Prinzessin Ingunda vermählt. Die war katholisch. Goswinde, Leuwigilds Gemahlin, wollte die katholische Schwiegertochter arianisch machen. Das gelang ihr nicht, aber Ingunda und der katholische Bischof Leander gewannen den Hermenegild für ihren Glauben. Hermenegild verband sich mit auswärtigen Katholiken und empörte sich gegen seinen Vater. Er wurde besiegt, und um der Empörung willen verfolgte Leuwigild die Katholiken; der Katholizismus erschien ihm als etwas seinem Thron Gefährliches.

Die Frauen spielen überhaupt in der religiösen Hof- und Völkergeschichte eine bedeutende Rolle, von Anfang an. Noch heidnische Fürsten heiratheten christliche Fürstentöchter. Diese bekehren ihre Gemahle zu ihrem Glauben, und die Bekehrung des Herzogs oder Königs hat überall bald die Bekehrung des Stamms oder Volkes im Geleite. Die germanischen Frauen zeigen und üben hier einen Einfluß und eine Macht zu Gunsten des Christenthums, wie sich das zuvor nirgends findet, in einem solchen Grade weder bei den Frauen der Griechen und Römer, noch bei denen in Egypten und Asien.

So hatte sich der Frankenkönig Chlodwig im Jahre 493 mit der burgundischen Fürstentochter Chlotilde vermählt. Chlotilde war nicht arianisch, sondern katholisch.

Die Franken, ein Name, der so viel als die „Freien" heißt und ein Gesammtname für diejenigen deutschen Männer war, die am Mittel- und Niederrhein saßen — diese Franken kamen erst gegen Ende des fünften Jahrhunderts durch Chlodwig zur Macht und zu einem großen Reiche, das von da an bis heute Frankreich heißt, das aber unter Chlodwig eine bei Weitem größere Ausdehnung hatte.

Trotz eines ein paar Jahrhunderte andauernden Verkehrs waren die Franken in Masse noch immer Heiden. Je näher die germanischen Völkerschaften dem Norden zu saßen, desto schwerer fand das Christenthum bei ihnen Eingang. Durch langes Sitzen auf einem und demselben Boden hatte ihr Heidenthum tiefere Wurzeln getrieben, und die Franken saßen ihren alten National-

heiligthümern, noch ganz nahe, jenen heiligen Wäldern und Hainen Niederdeutschlands. Es macht einen großen Unterschied, ob ein Volk noch um seine Nationalheiligthümer herſitzt, oder ob es sich davon losgerissen hat, und ohne Zusammenhang mit denselben in weite Fernen wandert, in täglicher Berührung mit einer andern Religion und Bildung. Die Gothen am schwarzen Meere waren nicht mehr die Gothen Scandinaviens, jene Nordlandsrecken, unbeleckt und ungeschlacht.

Aber die Franken hatten unter Chlodwig noch die alte Reckenhaftigkeit und einen Schlachtengeist und ein Vertrauen auf die eigene Manneskraft bis zum Uebermuth, der sich selbst über die altheidnischen Schlachtengötter erhob. Wie diesen übermüthigen Nordlandsrecken, so kamen auch den rohen von Eroberungs- und Schlachtenlust strotzenden heidnischen Frankendegen Christus und seine Apostel, und vollends die christlichen Mönche, als Leute vor, die nicht ihres Schlages und Werthes seyen, als „feige Leute“.

Daher kam es, daß später die christliche Geistlichkeit „Legenden“ von ritterlichen Heiligen verbreitete; sie waren für diese kriegerischen Männer des Nordens berechnet; und erst, als ein Theil der christlichen Geistlichkeit selbst kriegerische Sitten annahm, hatten die kriegerischen Heidenvölker des Nordens mehr Respekt vor diesen christlichen Geistlichen und vor dem Glauben, den sie brachten.

Eines jedoch war dem Christenthum auch bei diesen Völkern günstig, die allgemeine germanische Anschauung und Gewohnheit, andere Götter neben den ihrigen gelten zu lassen. Kam ein christlicher Gastfreund zu einem heidnischen Germanen, so ließ der letztere diesem seinen Christus ohne Weiteres auch als einen Gott gelten. Ebenso waren die Germanen gewohnt, ihre Götter Niemand, weder einem Einzelnen, noch einem Volk aufzudringen, und ost- und westgothische Könige sagten, die Religion lasse sich nicht befehlen; da die Gottheit verschiedene Religionen dulde, so zieme es ihnen nicht, Eine Religion Allen aufzuzwingen.

So war auch in der Umgebung des Frankenkönigs Childerich eine Menge eifriger Christen, obgleich er Heide war; er achtete die christlichen Bischöfe sehr, und für die heilige Genovefa von Paris hatte er eine solche Verehrung, daß er ihr keine Bitte

abzuschlagen wagte. Seine Töchter, Lantchild und Audofled, Chlodwigs Schwestern, waren arianische Christinnen, Lantchild im Hause ihres Vaters Childerich, Audofled war Gemahlin des ruhmreichen Ostgothenkönigs Dieterich (Theodorich) zu Verona.

Auch Chlodwig selbst, welcher so staatsklug als tapfer mit der Streitaxt war, benahm sich gegen die christlichen Bischöfe Galliens sehr gefällig, gleich in den ersten Jahren seines Königthums. Chlotilde war unablässig bemüht, ihren heidnischen Gemahl für ihr katholisches Christenthum zu gewinnen, drei Jahre ohne Erfolg. Nicht seine heidnischen Götter, sondern der Gott der Römer, der Christen Gott, schien ihm unmächtig. „Auf unserer Götter Wink wird Alles geschaffen und geht Alles hervor," sagte er zu Chlotilde; „daß aber euer Gott Christus unmächtig ist, zeigt sich offenbar; kann er doch den sichtlichen Untergang seines Reiches nicht aufhalten, und, was noch mehr ist, es wird versichert und stellt sich heraus, daß er gar nicht zum Geschlecht der Götter gehört."

Chlotilde vermochte aber so viel über ihn, daß er erlaubte, ihren und seinen ersten Sohn Ingomier zu taufen. Da starb der Knabe noch in den Taufkleidern, und Chlodwig sagte vorwurfsvoll zu Chlotilde: „Wäre der Knabe den Göttern meines Volkes geweiht worden, er wäre nicht gestorben." Aber die schöne geliebte Chlotilde gebar ihm einen zweiten Sohn Chlodomer, und er gab auch dießmal aus Liebe zu ihr ihren Bitten nach. Auch dieser Sohn wurde getauft; aber auch er erkrankte, Chlodwig ergrimmte und sah schon auch diesen als eine Beute des Todes. Da betete die Mutter inbrünstig über dem kranken Kind. Chlodwig stand dabei und sah es. Das Kind genas, und Chlodwig blieb nicht unberührt davon; er sah darin einen Beweis, daß der Christengott nicht so unmächtig sey, und daß das Gebet zu ihm auch die Rache seiner heidnischen Nationalgötter zurückzuhalten vermöge.

Es ist sehr bezeichnend, daß Gregor von Tours, der nicht lange nachher die Geschichte der Kirche schrieb, den Franken Chlodwig „den neuen Konstantin" nennt. Chlodwig war, häuslich und politisch, in einer sehr ähnlichen Lage wie Konstantin. Roh und staatsklug, mit einem durchaus berechnen-

den Verstande, war Chlodwig mit einer an Verehrung gränzenden Huldigung und Liebe seinem schönen Weibe zugethan, wie Konstantin seiner Mutter; dabei war er voll Achtung für die ihn umgebenden katholischen Bischöfe; denn das römische Gallien war ja katholisch gewesen, und noch; so weit darin nicht die West- und Ostgothen herrschten, welche arianisch waren, wie die Burgunder arianisch waren; Chlotilde machte eine Ausnahme.

Die katholische Kirche suchte damals schon allenthalben, mit allen Kunstmitteln, durch Pracht und Feierlichkeit des äußeren Gottesdienstes, eine ergreifende Macht auf die Gemüther auszuüben. Einen noch mächtigeren Hebel fand sie in den „Wundern". Was die arianische Ehrlichkeit sich nicht erlaubte, das erlaubte sich der katholische Eifer. Die germanischen Völker waren auf der Stufe der Kindheit, als das Christenthum mit seiner Taufe an sie herankam. Völker auf dieser Stufe haben auch einen noch kindheitlichen Sinn. Der höheren geistigen Bildung ist der „innige und wahre Verband des physischen und geistigen Kosmos, der durch alle Gebiete des Sichtbaren und Unsichtbaren greifende dynamische Weltzusammenhang" kein verschlossenes Geheimniß. Aber Völker in der Kindheit fassen eine höhere Welt des Geistes und ihr Hinübergreifen in die sichtbare Welt nicht. Weil diese Völkerkinder das nicht begreifen, staunen sie es an, und Magie und Wunder üben auf den kindheitlichen Sinn barbarischer Völker dieselbe Zaubermacht, wie auf den Abhub gebildeter Nationen, der durch raffinirte Laster, durch ein langes ausbündig sündhaftes Leben, die Klarheit und Kraft des Geistes verloren hat und nervenschwach geworden ist.

Auf das hin wirkte berechnend die katholische Kirche, ohne Ahnung der römischen Bischöfe von dem Tiefsinnigen in der germanischen Natur, von dem Ahnungsvollen, das die Germanen mit den Griechen gleich hatten, von ihrem Lauschen auf Geistiges im Natürlichen.

Diese Saite im germanischen Gemüth, den Hang zum Wunderbaren, suchten auch die Katholiken den Arianern gegenüber für sich anzuschlagen. Bei einem Religionsgespräch, das der burgundische König Gundobald, der Oheim von Chlodwigs Gemahlin,

im letzten Jahre des fünften Jahrhunderts zwischen ihm und den Arianern gestattete, berief sich der gallische Bischof Avitus von Vienne, ein eifriger Bekehrer zur katholischen Kirche, plötzlich darauf, „Gott könne zur Begründung der katholischen Lehre auch ein *Wunder* thun".

Der Sprecher der Arianer, ein Mann von tieferer Einsicht in das wahre Christenthum, sagte einfach dagegen: „Wir brauchen keine Wunder. Wir haben die *heilige Schrift*, welche stärker ist als alle Wunder."

Dieser wahrhaft christlichen Anschauung der *Arianer* gegenüber waren die *Katholiken* bei den „Völkern mit kindheitlichem Sinne" in großem Vortheil. Da war ein Bemühen in Verbreitung von *Wundergeschichten*. Wo man hinhörte, waren *Wunder* geschehen, durch die katholischen Heiligen und durch deren Reliquien, d. h. durch deren Gebeine.

Als ein Wunder wurde natürlich auch nicht bloß von seiner Gemahlin, sondern von den katholischen Bischöfen die Genesung seines zweiten Sohnes dem Chlodwig dargestellt, als ein Wunder, erfolgt auf Gebet zu Christus; und daran und an die sogenannte *Bekehrung* Chlodwigs zum Christenthum knüpfte die christliche Kirchengeschichtschreibung des Mittelalters den Beweis für die Wunderthätigkeit des Christenthums.

Es hat den Gegnern des Christenthums zu vielem Spott Anlaß gegeben, weil weder Chlodwig, noch die ganze merwingische Familie, im Angesichte dessen, was evangelisches Christenthum heißt, dem Christenthum und der Christenheit zur Ehre gereichen.

Die Wunder des in der Weltgeschichte sich offenbarenden Gottes sind aber dennoch da, wenn auch in anderer Art, als „der kindische Sinn der Völker" und „der zweiflerische Verstand der Aufgeklärten" es nimmt. Die *Ordnung* und *Führung* ist wunderbar, wenn auch nicht die That und Sache des Augenblicks.

Die christlich-römischen Bischöfe mit ihrer Geistesbildung hatten Chlodwig so oft genützt und gut gerathen. Sie standen ihm mit der Ueberlegenheit ihrer geistigen Bildung auch zur Seite, als er im Kriege mit den *Alemannen* war.

Es war eine Politik seit mehreren Jahrhunderten auf Seiten der Fürsten der Franken, sich näher zu halten an die romanischen Christen in Gallien, als an die germanischen Stammgenossen: sie hatten die Erbschaft des sterbenden Römerreichs in Gallien abgewartet, und sich fern gehalten von ihren Stammgenossen, um Ost- und Westgothen nichts zufallen zu lassen von der römischen Beute, sondern sich allein in die Erbschaft zu setzen.

Die Alemannen, d. h. die Mannen der Almen, d. h. der Alpthäler — denn Alm heißt noch heute im Schwäbischen Alpwiese — diese Bewohner der Gebirge des jetzigen östreichischen Kaiserstaats, so weit er Alpland ist, und des jetzigen Schwabenlandes bis zur vorderen Schweiz und den Vogesen, waren, wie die Gothen, Nebenbuhler der Franken in der römischen Erbschaft. So war es zwischen Franken und Alemannen zum Kriege gekommen und zur Schlacht bei dem heutigen Zülpich zwischen Bonn und Aachen im Jahre 496. Chlodwig kam in die größte Gefahr: seine Franken unterlagen, wankten und wichen. In diesem Augenblicke, wo seine Nationalgötter ihn verließen, erhob Chlodwig seine Hände und betete zu dem Gott seiner Chlotilde: „Jesus Christus, welchen Chlotilde als den Sohn des lebendigen Gottes preist, von dem man sagt, daß du Hülfe denen in der Noth und Sieg den auf dich Vertrauenden gewährest, jetzt flehe ich dich an um die Verherrlichung deiner Macht. Schenkst du mir den Sieg über diese meine Feinde, so lerne ich durch Erfahrung diejenige Macht an dir kennen, welche das Christenvolk dir als oft erprobt zuschreibt; so will ich an dich glauben und mich in deinem Namen taufen lassen. Ich habe meine Götter angerufen, aber, wie ich erfahre, sind sie weit entfernt, mir zu helfen. Darum halte ich sie für unmächtig, da sie denen nicht zu Hülfe kommen, welche ihnen dienen. Dich rufe ich jetzt an und will an dich glauben, doch vorausgesetzt, daß du mich reißest aus den Händen meiner Feinde."

So betete Chlodwig laut im Angesicht der um ihn stehenden Heiden. Der Frankenkönig war durch dieses Gelübde neu gehoben; die Franken um ihn, durch seinen Muth wieder gekräftigt, folgten ihm zum Angriff; die Schlacht stellte sich her, ja

das Glück wandte sich so auf Seite der Franken, daß der Alemannenkönig fiel und ein Theil seines Heeres floh. Nach dem Fall ihres Königs eilten einige Angesehene aus dem Alemannenheer zu Chlodwig heran. „Laß des Mordens genug seyn,“ sprachen sie, „wir wollen dir gehorsam seyn.“ Chlodwig ließ den Kampf stille stehen, und die Alemannen traten zu ihm über.

Chlodwigs Gebet und Gelübde und diese glückliche Wendung der Schlacht machten großen Eindruck auf das Frankenheer. Es wirkte als ein Wunder auf Chlodwig und die Seinen. Ein Schlachtenwunder — das war so recht im Geschmack dieser kriegerischen Barbaren, das wirkte auf ihre zu Wundern geneigte Natur. Chlodwig sagte seiner Chlotilde bei der Heimkehr, daß der Sieg ihn zum Dienstmann des Christengotts gemacht habe. Diese ließ sogleich den Bischof Remigius von Rheims kommen, um den König im Christenthum zu unterweisen. Remigius erzählte seinem königlichen Schüler die Leidensgeschichte Jesu. Wie Chlodwig hörte, was die Juden an Jesu gethan, ergrimmte er und rief: „Wär' ich mit meinen Franken dabei gewesen, die Juden hätten mir Christi Schmach büßen sollen!“ Remigius sprach dem Könige zu, auch sein Volk zum Eintritt in die Kirche zu bewegen. „Gerne,“ sagte der König, „will ich, heiliger Vater, dich anhören; aber Eines steht noch entgegen, das Volk, das mir folgt, duldet nicht, daß ich seine Götter verlasse, noch will es selbst sie verlassen.“ Doch ging der König, und besprach sich mit seinen Vertrauten. Diese gingen unter das Volk und bereiteten es vor. Es gelang, den größeren Theil der Franken für den Entschluß ihres Königs zu gewinnen. Als darauf der König selbst vor das Volk trat, riefen sie ihm, ehe er sprach, laut — „denn die Macht Gottes hatte ihm vorgearbeitet,“ sagt Gregor von Tours — zu Tausenden entgegen: „Fort mit den sterblichen Göttern! wir sind bereit, dem unsterblichen Gott zu folgen, welchen Remigius predigt.“

Auf das machte Remigius Anstalten, den König und viele Große zu taufen. In der Marienkirche zu Rheims am Weihnachtsfeste wurde Chlodwig getauft. Straßen und Kirche waren auf das Herrlichste ausgeschmückt. Ein Weihrauchduft verbreitete sich weit um, und, sagt Gregor von Tours, „solche Gnade ließ

Gott den Anwesenden zufließen, daß sie glaubten, unter den Wohlgerüchen des Paradieses zu stehen." Wie Chlodwig in die Marienkirche eintrat, hinein in diesen Glanz und diesen Duft, fragte er erstaunt, ob das nun das Reich Christi sey? Als er in das Taufbecken hinabstieg, redete ihn der Bischof mit den Worten an: „Mild von nun an, beuge dein Haupt, du Sikamber; bete nun an, was du früher verbrannt hast, und verbrenne nun, was du früher angebetet hast." Das Erste galt dem Kreuz, das Zweite Chlodwigs Göttern.

Nach Chlodwig wurde seine dritte Schwester Albofleda getauft, dann 364 vornehme Franken, und eine Menge gemeiner Franken, bis an 3000.

Achtes Kapitel.

Chlodwigs Stellung zur Kirche.

Das war die Taufe der „ersten christlichen Majestät von Frankreich", wie man nachher sich auszudrücken pflegte. Und damit diese Taufgeschichte eine weitere priesterschaftlich-himmlische Verbrämung, und die Kirche wie das Königthum, Thron und Altar auch hier in den Augen der Menge eine geweihte Beziehung zu einander bekämen, dichtete nicht die Sage im Munde des Volkes, sondern die priesterschaftliche Bewußtheit und Berechnung die allbekannte Legende vom Salbölfläschchen. Im achten Jahrhundert war schon die Legende im Umlauf, der Kirchendiener habe bei Chlodwigs Taufe wegen des großen Menschengedränges mit dem Salböle nicht zur Stelle kommen können. Da habe auf das Gebet des Remigius eine weiße Taube vom Himmel herab das Fläschchen mit dem heiligen Oele herbeigebracht. So viele Könige Frankreichs wurden später aus diesem heiligen Oelfläschchen gesalbt. Das heilige Oel ist mit dem Gefäß erst in der neuesten Zeit zu Grunde gegangen; die französische Revolution zerschlug es im Jahre 1794.

In der ganzen katholischen Christenheit begriff man sogleich die Tragweite dieser Frankentaufe. Der römische Bischof Anastasius schrieb an Chlodwig: „Der Stuhl Petri kann bei einem so großen Anlaß nicht anders als frohlocken, wenn er die Fülle der Völker mit raschem Schritt zu ihm zusammenströmen sieht.“ Avitus von Vienne, das Haupt der Katholiken im arianischen Burgunderreiche, schrieb glückwünschend an Chlodwig, den rechtgläubigen Herrscher des Westens: „Euer Glauben ist unser Sieg. Auch auf uns erstreckt sich euer Glück. So oft ihr im Westen eine Schlacht schlaget, ist es ein Sieg der Kirche.“

Weder unter den Westgothen, noch unter den Burgundern dieser Zeit hatten die katholischen Bischöfe und Gläubigen irgend eine Art von Bedrückung von Seiten der herrschenden Arianer zu erfahren gehabt. Kaum aber hatten die Katholischen den großen Barbaren Chlodwig getauft, und ihn als den von Gott gesandten Beschützer und Retter des katholischen Glaubens laut begrüßt, so setzten sie alle Hebel an, ihn zu bewegen, daß er überall die katholische Kirche von der Oberhoheit der Arianer erlöse; er sey von Gott berufen, die wahre Kirche zu befreien, und einerseits die arianische Ketzerei, andererseits das Heidenthum auszurotten; er sey nicht bloß berechtigt, sondern es sey Gewissenssache für ihn, alles Volk und Land zu erobern und zu unterjochen, was noch der Ketzerei und dem Heidenthum gehöre.

Die katholische Kirche, nicht bloß die Galliens, erregte und leitete, wie selbst katholische Schriftsteller rühmen, „eine über alle Begriffe mächtige Bewegung“ gegen die Arianer, die immer nur auf die heilige Schrift sich beriefen, aller Tradition, allen neuzeitigen Wundern, und allem Kirchenfürstenthum abhold.

Er glühet hervor, überall, ohne sich nur verdecken zu wollen, der Haß der katholischen Kirche in dieser Zeit, gegen alle Andersgläubigen; und ganz eigenthümlich kontrastirt damit die schöne Duldung, welche die Arianer, in der Herrschaft und das Heft in der Hand, gegen die Katholiken bewährten, obgleich diese sie „Ketzer“ schalten.

So frühe markirte sich auch auf dem Boden, welchen die germanischen Völker einnahmen, das „priesterschaftliche“ Element

der katholischen Bischofskirche, der entarteten katholischen Kirche, durch Haß, Verfolgungs- und Ausrottungssucht, gleich als ob dieses Widerchristliche instinktmäßig und grundsätzlich zugleich in ihr wäre; in derselben Zeit, da sich der Arianismus, die Bibel in der Hand, durch Duldung auszeichnete; denn die Zeit Hunnerichs und der Vandalen war vorüber, und der Arianismus war kein politischer mehr, nur noch ein biblischer.

Nicht bloß herrschen, sondern Alles beherrschen wollte die katholische Kirche schon damals.

Die strengkatholische Angelika Arnauld hat später den Jesuiten gegenüber gesagt, deren ganzer Katechismus bestehe in drei Fragen und Antworten, nämlich erstens: „Was soll man glauben? Alles, was die Kirche glaubt. Zweitens: Was soll man thun? Alles, was die Vorgesetzten befehlen. Drittens: Wie viele Gebote gibt es? Nur Eines, und das heißt blinder Gehorsam gegen Pabst und Vorgesetzte. Alles Andere verwirrt nur."

Das waren die Grundgedanken der katholischen Priesterkirche schon zur Zeit der sogenannten Bekehrung Chlodwigs, des Franken.

Um Chlodwig zu beweisen, welche Macht thätiger Bundesgenossen in der katholischen Geistlichkeit ihm zugewachsen sey, machten die Bischöfe sogleich offen Propaganda im Interesse Chlodwigs Land auf und ab in Aquitanien — so hieß das Gebiet zwischen den Pyrenäen und der Loire — und bewegten die dort wohnenden katholischen „Romanen" gegen die arianische Regierung der „Westgothen". Deren Fürst, Alarich II., sah sich genöthigt, von diesen aufregenden, Chlodwig als den gottgesandten Retter predigenden Bischöfen vier abzusetzen und zu bestrafen. In den Bestraften sah die Kirche und das katholische Volk mit warmer Verehrung Märtyrer des katholischen Glaubens. Und als die Eroberungssucht Chlodwigs sich recht gut mit dem verstand, was die katholischen Bischöfe ihm zur Gewissenssache machten, nämlich mit seinem, ihm täglich in Erinnerung gebrachten, Gottesberuf zur Niederwerfung der Ketzer und der Heiden, und als es zum Kriege kam mit Aquitanien und mit

Burgund: da wünschten alle katholischen Unterthanen dieser Lande den Waffen Chlodwigs den Sieg, den arianischen Westgothen und Burgundern den Untergang. Welchen Schaden auch und welche Noth die Verheerungen der einbrechenden wilden Franken im Jahre 507 nach der Besiegung und dem Schlachtentod Alarichs II. unweit Poitiers ohne Unterschied über Katholiken wie über Arianer brachte, beteten die Katholiken dennoch für die Waffen Chlodwigs in diesen Landen, die den größten Theil des südlichen Galliens dem fränkischen Reich einverleibten, und deren Weitergreifen nur der mächtige Ostgothenkönig Theodorich von Verona Stillstand gebot, der als Schwiegervater des gefallenen Alarich das Westgothenreich in Gallien und Spanien für seinen Enkel besetzte. Er rettete ihm von Gallien zwar nur das heutige Languedoc und das Westgothenreich jenseits der Pyrenäen, für die Ostgothen aber mußte das Gebiet zwischen der Durance und dem Meere abgetreten werden, was die Franken bereits erobert hatten. Angouleme, Bordeaux, Toulouse, diese meist von rechtgläubigen Katholiken bewohnten Städte, hatten die Thore dem Frankenkönig freiwillig geöffnet, und diesen Verrath verglich Gregor von Tours mit dem Wunder der stürzenden Mauer von Jericho. „Der Herr," sagt er, „verlieh Chlodwig solche Gnade, daß bei seinem Anblick die Mauern von selbst zusammenstürzten."

So übermächtig war die Ansteckung des byzantinischen Priesterstyls, daß selbst ein Gregor von Tours, sonst ein Mann trefflicher Art und mit tüchtigem Charakter, die Wahrheit des wirklich Geschehenen so salbungsvoll zu verbrämen sich nicht entblödete.

Neuntes Kapitel.

Der christliche Staat des Arianers Theodorich, des Königs der Ostgothen.

Der enge Rahmen dieses Werkes erlaubt nur, sehr kurz die höchst merkwürdige Erscheinung dieses wahrhaft großen Königs

und der staatenbildenden Kraft, des bildungsfördernden Geistes, anzudeuten, welcher von dem Arianer Theodorich ausging und von den um seinen Hof versammelten geistvollen und gebildeten Männern.*)

Kein größerer Irrthum, als der gäng und gäbe von der Unfähigkeit des Arianismus, geistig und staatlich und religiös zu bilden und zu gründen. Kein Bekenntniß an und für sich hat diese Kraft; und in jedem Bekenntniß kann eine solche Kraft hervortreten bei denen, in welche Gott die Kraft dazu und damit den Beruf dazu gelegt hat.

Welch ein Kontrast, der rohe, bis an sein Lebensende ungeschlachte Franke Chlodwig, der „rechtgläubige" Chlodwig, mit seinen rechtgläubigen katholischen Bischöfen und seiner altrechtgläubigen romanischen und seiner neurechtgläubigen fränkischen Reichsbevölkerung einerseits, — und andererseits der feine, edle, von römisch-katholischen Schriftstellern bewunderte, Wissenschaft, Kunst, Sitte pflegende, das Widerstrebende zu schönem Einklang bringende Theodorich, der „Arianer", mit seinen arianischen Ostgothen!

Wo wären ohne diesen Dietrich von Bern der Heldensage die großen Nationalerinnerungen der germanischen Völker dieser Zeit? Was wäre aus Italien geworden, dem Quell, aus welchem die Bildung des nachmaligen deutschen Reiches, die Bildung Europas, so Vieles schöpfte, wenn der rechtgläubige Chlodwig, der Franke, statt des Arianers Theodorich des Großen Italien damals erobert und beherrscht hätte?

In seiner drei und dreißigjährigen Regierung hat er nicht wie Chlodwig erobernd und vernichtend gewirkt, sondern schirmend, gesetzgebend und erhaltend. Sein Reich und seine Regierung sind ein Bild „eines geordneten, so viel möglich auf rechtlicher Grundlage ruhenden Gemeinwesens".

Dieses ostgothische Reich umschloß Sizilien und Italien und über den Alpen das heutige Graubündten, Ober- und Nieder-

*) Wer Näheres darüber lesen will, vergleiche Fr. Kortüm, Geschichte des Mittelalters I. 47—74.

Östreich, Steiermark, Kärnthen, Tyrol, Bayern, Salzburg, Friaul, Dalmatien, Ungarn und Siebenbürgen; westlich noch die südliche Provence, den Landstrich zwischen den Alpen und der Rhone. Die hohe politische Bedeutung dieses von Theodorich geschaffenen Ostgothenreiches liegt außerhalb des Raums und Zwecks dieser Lebensgeschichte der Kirche.*)

Er war so weise, daß er Romanen und Germanen nicht mit einander verschmelzen, sondern neben einander entwickeln wollte. Er machte den Versuch, „durch Aufnahme von Einrichtungen und Bildungsstoffen der alten Kultur die ungleichartigsten Naturen und Zeiten in demselben Kreise zu einigen.“ Der arianische Christ Theodorich war es auch, der zuerst auf europäischem Boden daran dachte und den Gedanken auszuführen unternahm, die verschiedenen Volksbestandtheile seines Reiches durch das auszugleichen, was man eine freie konstitutionell-monarchische Verfassung heißt. Den Romanen gegenüber war er nämlich Landesherr; diese waren an den Despotismus gewöhnte Unterthanen. Seinen Gothen gegenüber war er nur das beschränkte Oberhaupt der Nation; diese waren durchaus und allzumal ein freier Wehrstand. Theodorich ließ die altgermanische Rechtspflege, die Geschworenen, und die berathende Beistimmung bei allen wichtigen Maaßnahmen in seiner Reichsverfassung bestehen. Sonst aber beschränkte er die alte gothische Volkshoheit (Volkssouveränität), und suchte und wußte „die tiefgesunkenen Eingebornen“, die Romanen, zu derjenigen Freiheit heranzubilden, welche den jetzigen germanischen Verhältnissen die zuträglichste war. Die Romanen, deren in Italien die unendliche Mehrheit war, waren römisch-katholisch; die Gothen waren durchaus arianisch.

Auch diesen bedenklichen religiösen Verhältnissen gegenüber zeigte Theodorich eine schöne Weisheit und eine edle christliche Gesinnung. In der ganzen christlichen Welt außerhalb der Gränzen des ostgothischen Reiches und denen des westgothischen in

---

*) Scharf, bündig und überzeugend spricht darüber Kortüm a. a. O. S. 67 ff.

Spanien, das unter seiner Vormundschaft stand, regte sich, und wüthete oft genug, der Glaubenshaß der Christen gegen die Christen. Theodorich machte zum unverbrüchlichen Grundgesetz seines Reiches, das er bei jedem Anlaß mit Nachdruck handhabte, — die volle Gewissensfreiheit. Er selbst war keineswegs das, was man heutzutage „indifferent in Glaubenssachen" heißt; er war kein gleichgültiger Christ, aber, weil er Arianer war, welcher Bildung des Geistes mit dem Glauben verband, war ihm alle Glaubensschwärmerei und Unduldsamkeit fern.

In seines Königs Namen schrieb einst dessen Geheimschreiber Kassiodorus, ein gebildeter Romane, der Stadt Genua: „Dem Glauben können wir nicht gebieten, weil Niemand entgegen seiner Ueberzeugung glauben kann." So hatte unter ihm der Katholische wie der Arianer, der Jude wie der Christ vollen Schutz in seinen Rechten und Gütern. Er selbst mischte sich nicht nur nicht in Glaubensstreitigkeiten, sondern er duldete sie nicht in seinem Reiche, als etwas Unfruchtbares und Unheilbringendes. Der Priesterschaft ließ er keinerlei Eingriff zu in den Kreis der Rechtspflege und in die Befugnisse der weltlichen Macht. Bei jeder zwistigen Bischofswahl gab er, der König, die Entscheidung. War eine Kirchenversammlung nöthig, so wurde sie berufen und geleitet von dem König. Die Unsittlichkeit der Romanen, welche, trotz ihrer „Rechtgläubigkeit", sich gewöhnt hatten, die weibliche Ehre ohne Gewissen zu kränken, suchte er, der nicht rechtgläubige Arianer, zum rechten christlichen Leben und Glauben durch ein strenges Gesetz anzuhalten, das ausdrücklich von ihm gemacht wurde „zum Schutz der Ehre der Frauen".

Von Rom hatte Theodorich seinen Hof nach Ravenna verlegt. Sein einfaches arianisch-biblisches Christenthum erlaubte ihm nicht, einen Hofstaat und ein Hofleben zu führen, wie beide allenthalben mit der christlichen Rechtgläubigkeit verbunden waren. Der König dieses großen Reiches, der die Wagschalen von Europa in seiner Hand hielt, hatte einen ganz bürgerlichen Haushalt, und jeder seiner Tage war größtentheils ausgefüllt durch Arbeit; wenige Stunden gab er dem Vergnügen mit Freunden

und Freundinnen, Stunden, in welchen er sehr fröhlich war, bis in die ersten Stunden der Nacht hinein, bei einfachster Tafel, die er durch Sänger und theatralische Darstellungen gewürzt liebte, und wobei jeder Zwang für Alle entfernt war. So sehr er die Macht der Krone, um Germanen und Romanen an einerlei Ordnung zu binden, nach gewissen Seiten zu erweitern bemüht war, so fern war er jedem Streben nach Selbstherrlichkeit, und hielt die alte Selbstherrschaft der Nation aufrecht, das alte Recht und die alte Weise der Germanen, namentlich das, was man später ein „Parlament" geheißen hat; jenes altgothische Recht, daß kein altes Gesetz abgeschafft, kein neues eingeführt werden durfte, ohne Zustimmung der Aeltesten, des Ausschusses der Volksversammlung.

Dieser arianisch-christliche König war es auch, der, trotz des auch in seine Verwaltung durch Romanen hereingeschmuggelten altrömischen Bedrückungssystemes, die Gewerblichkeit in allen Zweigen hob, die unter der früheren rechtgläubigen Kaiserherrschaft überhohen Zölle für ein- und ausgehende Handelsgegenstände sehr ermäßigte, den äußeren Handelsverkehr durch zuvorkommende Aufnahme der Fremden belebte, dem inneren Handelsverkehr Vorschub that durch Sicherheit und gute Erhaltung der Straßen, durch Gleichheit des Maaßes, der Gewichte und der Münze, und namentlich auch dadurch, daß er die Postanstalten, die bisher nur zu Regierungszwecken bestimmt waren, von den Kaufleuten benützen ließ, zu schnellerer Förderung ihrer Geschäfte.

Der arianische Christ Theodorich auch war es, welcher den Feldbau in Italien und allen Theilen seines Reiches hob, diesen wichtigsten Zweig des Staatswohls, welcher unter dem altheidnischen Kaiserthum tief, unter dem christlich-rechtgläubigen Kaiserthum noch tiefer gesunken war.

Daß die Wissenschaft unter ihm nicht mehr leistete, war Schuld der Zeit, nicht Mangel an Sinn, Pflege und Freigebigkeit von seiner Seite.

Den Sinn für Kunst hatte Theodorich aus Konstantinopel mitgebracht. In seinem siebenten Jahre als Geißel nach Kon-

stantinopel gekommen, und in seinem achtzehnten Jahre heimgekehrt, hatte Theodorich Auge und Herz entzündet an der Wissenschaft und namentlich an der Kunst Konstantinopels.

So wunderbar führt die Vorsehung. Wie groß und schön muß die Seele des Jünglings, des Barbaren, gewesen seyn, an welcher in dieser empfänglichsten Zeit des Menschengemüthes von allem Wüsten der Hauptstadt nichts hängen blieb, und das Schöne und Große derselben sich so tief eindrückte, daß er, mitten in der Verkommenheit seiner Zeit, so weit sie romanisch war, und in der Rohheit seiner Zeit, so weit sie germanisch war, einen solchen Staat aufrichtete, welcher der erste Musterstaat in der christlich-germanischen Kirche genannt werden muß!

Die christliche Baukunst hatte an ihm, dem Barbaren, ihren ersten germanischen Pfleger, und der sachkundigste Kenner in Geschichtsfragen des Mittelalters, Friedrich Kortüm, sagt davon: „Die Bauwerke Theodorichs zeigten schon das Gepräge des im spätern Mittelalter ausgebildeten Styls. Scheint doch die merkwürdige Stelle Kassiodors das anzudeuten, in welcher der Augenzeuge sagt: Wozu soll ich jene schlanken Säulen und erhabenen Baumassen erwähnen, die gleichsam auf etlichen Speerschäften zu ruhen scheinen?"

Er schützte die vielen Kunstwerke, die noch von der alten Welt her da waren, gegen Verfall wie gegen Mißhandlung, und ließ in Verona und Ravenna großartige Kirchenbauten ausführen, auch sein eigenes Grabmal, eine Rotunde, deren Kuppel, aus einem einzigen Steine gewölbt, die Bildnisse der zwölf Apostel und den Marmorsarg mit den Gebeinen des Stifters tragen sollte.

Den Bürgerkriegen unter den germanischen Völkerschaften ein Ziel zu setzen, und den friedlichen und freundschaftlichen Verkehr der Völker unter einander zu fördern, nahm er die Stellung eines Protektors über alle germanischen Stämme an. „Es gab," sagt Jornandes, „kein Volk im Abendlande, welches dem Theodorich, so lang er lebte, nicht durch Freundschaft oder Unterthänigkeit gehuldigt hätte." Aus dem hohen Norden, aus Esth- und Liefland, aus Scandinavien kamen Gesandte, dem großen König, der zu Ravenna saß, Ehrengeschenke zu bringen.

Nur eine einzige Ungerechtigkeit melden die Geschichtsbücher von ihm. Da war er schon ein Greis, und die Ränke katholischer Glaubensschwärmerei, staatsgefährliche Umtriebe des byzantinischen Hofes in Italien, die Versuche, die Romanen im Reiche Theodorichs gegen die Germanen aufzuwiegeln, um die beginnenden Verfolgungen der Arianer durch die Katholiken überall da, wo die Katholischen in der Herrschaft waren, rissen den bisher leidenschaftslos gerechten Theodorich dazu fort, daß er zwei seiner Räthe einkerkern, foltern und ohne Ueberweisung oder Geständniß hinrichten ließ. Auch den Bischof zu Rom, Pabst Johannes, ließ er verhaften, da dieser sich sehr zweideutig benommen hatte.

Das war Willkür, nicht Rechtsverfahren in dem Sinn, in welchem er selbst das Gesetz als das Oberste im Reich aufgestellt hatte. Der arianische Ostgothe aber unterschied sich schön von rechtgläubigen, mit einem Heiligenschein durch die Kirche umgebenen Fürsten. Während diese der ersten Gewaltthat eine Reihe Gewaltthaten folgen ließen, versank er über der ersten gleich in die bitterste Reue, in Gram, daß er ein einziges Mal das von ihm aufgestellte Recht gekränkt. Und als er bald darauf starb, empfahl er auf dem Todtbette seiner Tochter und deren Sohn, seinem Nachfolger, stets sich unter das Gesetz zu stellen, und nicht zu vergessen, daß sie nicht bloß Fürsten, sondern Menschen und Bürger zu seyn die Pflicht haben.

Ein solcher Mensch und Fürst war der Barbare, der als Dietrich von Bern in den Heldenliedern fortlebte. Dazu hatte ihn das arianische Christenthum gemacht bei edeln Naturanlagen. Die ganze katholische Kirche hatte bis auf Karl den Großen keine Persönlichkeit, die sich ihm hätte an die Seite stellen können.

Zehntes Kapitel.

Sieg der katholischen Kirche über den Arianismus der Germanen.

Leuchtete der arianische Barbare Theodorich weitum in seine Zeit, als Einer, der nicht bloß getauft, sondern ein Christ war,

welcher die sittlichen Forderungen des Evangeliums erkannt hatte und danach that: so zeigte sich der von der katholischen Kirche getaufte Chlodwig in dieser Hinsicht sehr im Schatten.

Die katholische Kirche hatte damals bereits zu ihrem Grundsatz dasjenige Bekehrungsverfahren sich gemacht, welches die katholischen Missionäre, zumal die aus dem Jesuitenorden, in der neuen Zeit befolgten. Diese Bekehrungsweise ist zunächst eine bloß äußerliche.

Es wird getauft, und der Name Christ aufgedrückt, ohne Weiteres; ohne daß eine gründliche Belehrung, eine Erkenntniß der christlichen Wahrheiten und Forderungen auf Seiten des zu Taufenden vorausgeht und eine Umwandlung des Sinns und des Herzens sichtbar ist. Auch diese nicht evangelische Praxis hat die Vorsehung in Segen umgewandelt; und man muß die Schwierigkeiten nicht übersehen, welche es hat, wenn man ganz evangelisch bei der Bekehrung verfahren, d. h. erst nach gründlicher Unterweisung und Erkenntniß der zu Taufenden — taufen will, da, wo es sich um die Bekehrung ganzer Stämme oder ganzer Nationen handelt. Ausgedehnte Erfolge bei Fürsten- und Völker-Bekehrungen waren nur auf demjenigen Wege möglich, welcher zuerst taufte, dadurch dem Christenthum zuführte, und dann, die sittliche Umbildung und die gründlichere Erkenntniß in den Massen zu wirken, der Zeit und der dem Christenthum inwohnenden Kraft überließ.

Kann und muß sogar bei ganzen Nationen ein solches Verfahren in der Bekehrung als thunlich zugegeben werden, ja, als das allein große Erfolge sichernde: so ist das denn doch anders, wo es nur eines Einzelnen Bekehrung gilt. Die Bekehrung Chlodwigs war denn doch eine gar zu sehr äußerliche; eine gar zu hastig vorgenommene Taufe war seine Taufe.

Man kann nur staunen, wenn man in einer allerneuesten Schrift liest: „Nirgends findet sich eine Spur in den geschichtlichen Zeugnissen oder in den Thatsachen selbst, daß sich ein Rest des alten Heidenthums in seiner bestimmt heidnischen Gestalt neben dem Christenthum und seinen religiösen Formen in

der Seele Chlodwigs erhalten habe. Er ist nach seinem eigenen Glauben ganz und vollkommen Christ."

Des neugetauften Chlodwigs Leben aber ist von Treulosigkeiten, Gewaltthätigkeiten und Gräueln geschändet, der zweite Konstantin, wie ihn die katholische Kirche nannte, leuchtet viel blutiger, als der erste Konstantin, trotz der Taufe als ein ganz gräulicher Heide. Das sind die Thatsachen. Und diese Thatsachen hat die Geschichte der Zeitgenossen bezeugt.

Seine blutgierige Selbstsucht und Herrschsucht ging ungescheut über die Leichen aller seiner Verwandten weg, um alle Franken unter seiner Herrschaft zu einen, und um von Keinem seines Geschlechtes etwas für seinen Thron zu fürchten zu haben. Das erste Mittel, das er dazu wählte, war Hinterlist. Einer seiner nächsten Verwandten war Siegbert, der Fürst derjenigen Franken, welche noch Heiden waren, und in den alten Sitzen an der Maaß, der Schelde und dem Niederrhein saßen. Diesem war er selbst früher zur Hülfe gezogen. Dem Sohne dieses seines Vetters, dem nach der Herrschaft gierigen Jünglinge Chloderich, ließ Chlodwig heimlich sagen, „der Alte, lahm und gebrechlich, lebe zu lange, man bedürfe eines frischen stärkeren Führers."

Damit verblendete er den leichtfertigen Sohn. Chloderich ließ seinen Vater, als er auf der Jagd Köln gegenüber in einem Buchwalde schlummerte, meuchlings erschlagen, und die Kunde davon durch Eilboten an Chlodwig in Paris bringen. Chlodwig ließ ihm durch einen seiner Vertrauten Glückwunsch und Gegengruß überbringen, diesem Vertrauten aber gab er zugleich Befehl und Vollmacht, als Hauptzweck seiner geheimen Sendung, den Mörder seines Vetters Siegbert, den Vatermörder Chloderich, zu erschlagen. Im Schatzgewölbe zeigte dem Abgesandten Chloderich seine Schätze, und wie er sich niederbückte, eine Kiste zu öffnen, zerschmetterte der Streitkolben des Pariser Franken Schädel und Leben des letzten Fürstenzweigs der Franken auf dieser Seite; das Volk erschrack, huldigte Chlodwig, und dieser betheuerte öffentlich seine Unschuld an dem Doppelmord.

Unabhängig herrschte in Flandern und Artois ein anderer

nächster Verwandter Chlodwigs, Ragnachar. Zu diesem Fürsten waren die vielen vornehmen Franken mit ihrem Gefolge gegangen, welche nach Chlodwigs Taufe dessen Hof und Reich verließen, um dem Glauben ihrer Väter unter treuen Heiden leben zu können; denn auch die dortigen Franken waren alle noch Heiden. Chlodwig bekriegte unter nichtigem Vorwande seinen Oheim Ragnachar. Ragnachar und sein Bruder Robert wurden gefangen und in Fesseln vor den Sieger geführt. „Wie konntest du," sprach Chlodwig zu Ragnachar, „unsern Stamm schänden und Fesseln dulden? Besser wäre der Tod gewesen." Mit diesem Worte schlug Chlodwig mit seiner Streitaxt den Oheim zu Boden, daß er starb. Dann wandte er sich zu dem gefesselten Robert. „Hättest du," schrie er diesen an, „deinem Bruder männlich geholfen, so würde er keine Fessel getragen haben!" und damit zerschmetterte er ihm das Haupt.

Noch hatte er zwei andere nahe Verwandte aus Merwigs Geschlecht, dessen Enkel Chlodwig war: auch diese beiden „Merwinger", welche in Belgien wohnten, traf meuchlings der Mordstahl Chlodwigs.

Nachdem er so alle seine Verwandten ermordet hatte, klagte er in großer Versammlung seines Volkes: „Wehe mir, daß ich ein Fremdling bin und keinen Sippen habe, der mich beschirmete in der Noth!" Dieses Wort wurde ihm als eine arge List gedeutet, als eine Ausforschung, ob noch irgend ein Glied aus seiner Verwandtschaft lebe, um auch dieses, falls es durch seine geheuchelte Klage aus dem Dunkel hervorzutreten sich bewegen ließe, aus dem Wege räumen zu können.

Das waren denn doch nicht bloß „Reste des Heidenthums" in Chlodwigs Seele und Thun, sondern das war noch der ganze gräuliche Heide, ungebrochen und ungemildert. So blutbefleckt steht der bekehrte, katholische Chlodwig da, so blutbefleckt das neue christliche Königthum der Franken, das einheitliche Reich, das, mit ungerecht vergossenem Blute zusammen geleimt, wieder in seine Theile aus einander fiel gleich nach Chlodwigs Tode.

Alle diese Thatsachen erzählt sein Lobredner Gregor von Tours, er gibt die Gräuel nackt und wahr, schließt aber, ganz

im byzantinischen Styl jenes Hofgeschichtschreibers Eusebius, seinen Bericht mit den Worten: „So schlug Gott mit jedem Tage Chlodwigs Feinde und mehrte das Reich; denn Chlodwig wandelte mit ganzem Herzen vor Gott, und that, was den Augen des Herrn wohlgefällig war."

Solche Worte eines katholischen Bischofs und Geschichtschreibers der Kirche sind sehr kennzeichnend, zumal da sie unmittelbar angeheftet sind an den missethäterischen Gewinn des Reiches und der Schätze der Ermordeten, an den Untergang des Hauses Siegbert und aller Merwinger. Diese Worte sind kennzeichnend für jenes Zeitalter, aber kennzeichnend auch ist es für die Geschichtschreibung unserer Tage, daß man diese Worte so drehen und bemänteln will, Bischof Gregor von Tours habe damit nichts Anderes sagen wollen, als: „er sehe trotz aller Verbrechen, mit denen Chlodwig seine Laufbahn befleckte, diese Laufbahn als eine providenzielle an. Eben, um es begreiflich zu machen, wie die göttliche Vorsehung ein durch so ungöttliche Mittel ausgeführtes Werk mit Gedeihen habe krönen können, sey von Bischof Gregor jenes Wort hinzugefügt worden, und der Sinn desselben sey: Weil das Ziel, welchem Chlodwig zustrebte, ein Gott wohlgefälliges und von dem göttlichen Rathschluß gewolltes war, ließ Gott es ihm gelingen, trotz der ungöttlichen Mittel, welche jener anwandte."

Gewiß ist, die Vorsehung weiß auch das Böse zum Guten zu verwandeln; aber den eben angeführten Sinn haben jene so oft aus Priestermund und Feder gekommenen Worte Gregors von Tours niemals gehabt, seit es eine Priesterschaft gab. Nie war etwas Anderes damit ausgedrückt worden, als daß der, von welchem sie gesagt wurden, den Interessen der Kirche gedient und die Geistlichkeit beschenkt habe.

Wie die katholische Priesterkirche es überall that, wo Fürsten das katholische Christenthum annahmen, so that sie auch bei Chlodwig: sie unterstützte und mehrte die Gewalt der Krone, sie förderte die Unumschränktheit des Fürstenthums. Dagegen mußten die Fürsten freigebig gegen die Priesterschaft und ihr gehorsam seyn.

So schmückten sie auch den Frankenhäuptling Chlodwig mit dem Purpurgewand und der Krone, und von Bischofshänden angethan mit diesem Schmuck, trat er aus der Kirche des heiligen Martin von Tours vor das erstaunte Volk: die Geistlichkeit hatte ihren Häuptling gleich gemacht dem Kaiser zu Konstantinopel. Chlodwig bestieg ein prächtig geschmücktes Pferd und warf, wie die oströmischen Kaiser thaten, Goldmünzen unter die Menge. Reiche Geschenke aber hatte für alles Das der so von der Kirche beförderte König zunächst an seinen Schutzheiligen, den heiligen Martin von Tours, zu geben, selbst sein Lieblingspferd. Dieses Pferd von dem heiligen Martin zurück zu kaufen, wurde dem Könige frei gelassen. Er bot hundert Goldgulden für den Rückkauf. Umsonst. Das Pferd stand so lange unbeweglich, bis Chlodwig die Summe verdoppelte und dadurch den Zauberbann löste. „Wahrhaftig," sagte Chlodwig ironisch, „Martin ist gut in der Noth, aber theuer im Geschäft."

Allen Aeußerlichkeiten des christlichen Gottesdienstes unterzog sich Chlodwig gewissenhaft, freigebig stattete er die Kirchen aus, Ehrerbietung zeigte er gegen die Bischöfe, unbedingt glaubte er, was die Kirche ihm zu glauben vorschrieb, und ließ gerne an sich von seinen Hofgeistlichen den Ketzerhaß nähren und schüren, den Haß gegen alle arianischen Christen. Das Letztere war ihm recht angenehm; denn die Länder, die er gerne erobert und einverleibt hätte, waren eben die Landschaften, in welchen die Arianer herrschten; und wenn er den Forderungen seiner katholischen Priester folgte, befriedigte er eben damit seine Eroberungssucht. Wenn er seiner Eroberungssucht alle Zügel ließ, bewies er eben damit zugleich Liebe und Eifer für den Katholizismus. Wo er für sich selbst ursprünglich nur politisch unterdrückt hätte, unterdrückte er zugleich für die katholische Kirche die Ketzerei.

Damit war die Kirche seiner Zeit zufrieden. Sonst ließ sie ihn, wie er war. Er blieb nach der Taufe, was er vor der Taufe gewesen war. Er hatte als Getaufter nichts geändert in Gewohnheiten, Neigungen und Absichten, in Grundsätzen, Mitteln und Wegen. Er hatte nur die Personen geändert, zu denen er betete, und die Namen und Formen des Gottesdienstes. Was

er früher Thor genannt hatte, nannte er jetzt Christus, und verstand darunter den Gott, der ihm Schutz in Gefahren, Sieg in den Schlachten und Gelingen in allen seinen Unternehmungen geben müsse, zum Lohne dafür, daß er die „alten Götter“ verlassen habe, den Christengott als allmächtig anerkenne, und ganz und gar dessen Dienstmann geworden sey. Ganz naiv verschmolz er, was die Kirche und was seine Eroberungssucht wünschte, in den Worten, die er beim Aufbruch gegen die Westgothen sprach. „Ketzer,“ sagte er, „besitzen den schönsten Theil Galliens. Das grimmt mich sehr. Ziehen wir aus, unterjochen wir sie, und bringen wir mit Gottes Hülfe ihr Land unter unsere Herrschaft!“ Die Franken um ihn gelobten, den Bart nicht zu scheeren, bis der Sieg gewonnen sey, und Chlodwig stieß seine Streitaxt in den Boden mit dem Ausruf: „An dem Orte, wo mein Schlachtbeil niederfallen wird, soll eine Kirche zu Ehren der Apostel stehen!“

Weil die katholischen Bischöfe nicht mehr von ihm forderten, als daß er sich im Dienst ihrer Kirche gebrauchen lasse gegen die Arianer und gegen die Heiden, darum hatte Chlodwig die Taufe angenommen, die er nicht angenommen hätte, wäre von ihm eine innere und äußere Umwandlung verlangt worden; und darum auch erreichten seine Bekehrer den Erfolg für ihre Kirche und für das Christenthum überhaupt, welchen sie erreichen wollten. Aber weil das Christenthum nur so äußerlich an die Franken herangebracht wurde, und auch nachher nichts geschah, Chlodwig auf die religiösen und sittlichen Forderungen des Evangeliums hinüber zu leiten, so blieb das ein böser Anfang dieses christlichen Königthums und Reiches der Westfranken; und der Fort- und Ausgang des Reiches der Merwinger konnte nicht anders kommen, als er kam, da es vornherein bei der Wassertaufe geblieben war, ohne daß die Geistestaufe nachfolgte.

Im Jahre 511 starb Chlodwig, ohne daß seine heidnische Barbarennatur durch das Christenthum gebrochen gewesen wäre, und ohne daß die getauften Franken unter ihm oder unmittelbar nachher sich aller heidnischen Gewohnheiten und heidnischen Thuns entledigt hätten. Auf dem Boden Westfrankens wurden nach

der Mitte des sechsten Jahrhunderts durch ein Strafgesetz Childeberts I. die Götzenbilder im Haus und auf dem Felde zerstört, und Zwangsgesetze und Zwangsmittel wurden im sechsten und siebenten Jahrhundert in Anwendung gebracht, Juden und Heiden gewaltsam zur Taufe herbei zu ziehen, Arianer zum Katholizismus.

Innere Uneinigkeit und Vormünderinnen einerseits und die Ränke der Romanen und der Katholischen andererseits schwächten die ostgothische und die westgothische Macht; die Streitäxte der rechtgläubigen Franken und die Thätigkeit der geschlossenen Phalanx, welche katholische Priesterschaft hieß, sowie die lockenden Vortheile des Uebertritts schwächten die ursprünglich-germanische Kirche, das arianische Christenthum, das so lange unter den christlichen Germanen Nationalreligion gewesen war. Spaniens, Galliens und Italiens Himmel und die Sitten und Laster der Romanen thaten das Ihre auch dazu. Der Arianismus hatte auf der Sitteneinfalt geruht, wie sie die Bibel von Christen haben will, und auf der Volksfreiheit, welche gleich abhold war der absoluten Königsherrschaft wie der Priesterherrschaft.

Von den einfachen Wohnsitzen im Süden des heutigen Rußlands aus waren so noch die Longobarden, mit altarianischer Sitteneinfalt, nach dem Fall des ostgothischen Reiches nach Italien gekommen, und sie, diese noch naturwüchsigen Söhne des großen Suevenstammes, hatten ein neues Reich gegründet.

Es verfiel mit der arianischen Sitte unter Italiens Himmel und Sitte auch dieses Reich nach kurzer Dauer, im achten Jahrhundert. Damit hörte das arianische Bekenntniß auf, Religion eines Volkes zu seyn. Der Sieg des Katholizismus war entschieden. Trümmer des arianischen Bekenntnisses werden wir wiederfinden im späteren Mittelalter und an der Schwelle der Reformation in den Gebirgsthälern der Schweiz, Frankreichs und Piemonts. Wir werden bei diesen auch finden — den Besitz und die Kenntniß der Bibel, nachdem diese ein halbes Jahrtausend lang aus dem Besitz und der Kenntniß der rechtgläubigen katholischen Gemeinden in der ganzen Welt verschwunden war.

Lasterhaft waren die arianischen Germanen in der täglichen Berührung mit den katholischen Romanen geworden, die Fürstenhöfe zuerst, dann das Volk.

Aber kein Königshaus und Hof zeigt einen solchen Pfuhl von sittlicher und geistiger Nichtswürdigkeit, mit Rechtgläubigkeit verbrämt, als das schnell untergehende Haus der Merwinger.

Innerlich und äußerlich vollzog sich das Gottesgericht an dem Bluthaus Chlodwigs wie an dem Bluthaus Konstantins des Großen. Der Blutgeruch seines Anfangs und die Rachegeister der Erschlagenen gingen durch dieses Haus, und da die sittliche Kraft des Evangeliums von Anfang fehlte und in keine Ader eines Enkels geleitet wurde, so fing die geistige und sittliche Fäulniß in diesem Haus frühe an.

Die Geschichte dieses merwingischen Westfrankenstaates ist nichts als Gewaltsamkeit und Verwilderung, schauderhafte Verbrechen, Empörungen der Großen, und erbärmliche Schwäche der letzten Könige, neben glücklichen Kriegen, welche Andere für diese Könige führten und dadurch das Reich erweiterten. Die germanischen Franken verschmolzen sich mit den früheren römisch-gälischen Bewohnern zu dem Mischlingsvolke der Franzosen.

Gerne liest man, wie in dem wüsten Waffen- und Fehdendurcheinander christliche Geistliche eifrig waren, den Frieden im schwachregierten Reiche herzustellen, und wie sie am Sterbebette der Adelichen und der Großen mit Wärme sprachen für Freilassung der Leibeigenen, als der durch Christus Befreiten.

Paris war schon die Residenz Chlodwigs. Das Geschlecht des Merwingers Chlodwig verging im Romanischen, und in dessen Lastern. Die reindeutschen Theile des Reiches entzogen sich dem entarteten Geschlecht. Aus diesen reindeutschen Theilen gingen die Karolinger hervor und aus deren Geschlecht das neue christliche Kaiserthum der Deutschen.

Eilftes Kapitel.

Das Christenthum in Britannien. Patrick.

Vom Morgenlande her war das nun durch die katholische Kirche überwundene arianisch-christliche Bekenntniß gekommen und durch die germanische Welt gegangen: vom äußersten Abendland Europas her, von Britannien, trat während des Unterliegens des arianischen Bekenntnisses ein neuer Kämpfer gegen die römisch-katholische Hierarchie auf den Kampfplatz, und zwar seit dem siebenten Jahrhunderte mit solcher Macht, daß es längere Zeit schwankte, ob die noch nicht katholische Hälfte der germanischen Völkerwelt nicht entschieden diesem Gegner der römischen Kirche zufalle. Dieser Gegner war — das altbritische Bekenntniß.

In den Landen der Gälen oder Kelten war die altheidnische Priesterhierarchie, die Macht der Druiden, schon durch die alten Römer gebrochen worden, ebenso die Macht des Kriegsadels. Druiden und Adel hatten auch hier das Volk Hand in Hand leibeigen gemacht, wie die Hierarchie überall that, auch die christliche, ehe sie in dem siebenten Gregor ihre große politische Verklärung fand, und das Pabstthum den Schirm der Volksfreiheit, das Tribunat der Völker gegen den Despotismus, übernahm. Als darum das Christenthum in die Lande der Gälen kam, hatte es zwar Druiden und Adeliche zu seinen bittersten Feinden, nicht aber den gemeinen Mann. Das Christenthum war auch hier von allen denen, welche durch dasselbe auf eine höhere Stufe gestellt wurden, gern angenommen worden. Kam es doch als ein Freiheit bringendes in die Hütten der Leibeigenen und in die Prunkgemächer der, von den Gälen nicht wie von den Germanen romantisch verehrten, Frauen.

Wie überall, brachte das Christenthum auch in den Gälenlanden das Meiste den Unterdrückten: den Frauen, den Sclaven, den Leibeigenen; und wo es nicht als Sache der Politik, sey es hierarchische oder fürstliche Politik, sondern als Sache des gemeinen Volkes und ebenso als Sache der Frauen auf-

und eintrat, da hat sich überall das Christenthum in seiner Grundkraft mächtig gezeigt, und es ist da, weil es die Herzen aufnahmen, ein ganz anderes geworden, als dort, wo es, wie bei Chlodwig und Konstantin dem Großen, weder an das Herz gebracht, noch von dem Herzen aufgenommen wurde, und Alles nur ein politischer Akt war, mit vorübergehender innerlicher Anregung, wie sie das Wunderbare hervorbringt, sowohl das, was wirklich ein Wunder ist, als das, was einerseits als Wunder genommen, andererseits zum Wunder gemacht wird.

Sie hatten, diese Gälen, ein tiefes Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit, als das Christenthum an sie herankam; aber der Bedürftigkeit, von äußerlichen Banden erlöst zu werden, nicht von innerlichen. Aber eben darum, weil es äußerlich befreite, befreite das Christenthum das niedere Volk und die Frauen schnell auch innerlich; und namentlich auf der abgeschlossenen Inselwelt Britanniens gewann das Christenthum als Leben und Bekenntniß eine einfache, sittlich schöne, der apostolischen Zeit näher kommende Gestalt.

Gewiß ist, daß es seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts Christen in dem römischen Britannien gab, und daß es im vierten Jahrhundert ein christliches Land war. Um die Mitte des fünften Jahrhunderts riefen die Briten, die christlichen Bewohner des heutigen Englands, den germanischen Stamm der Angelsachsen aus Jütland und der deutschen Küste, der Nordsee, herüber, um sich der Einfälle der Picten und Scoten zu erwehren. Nach dem Siege wurden diese heidnischen Ankömmlinge aus Bundesgenossen Feinde, drängten die Briten und die britische Kirche nach der Westküste der Insel zurück, nach Wales und in die Gebirge von Northumberland.

Der Haß zwischen Briten und Sachsen war jetzt zu groß und die Briten waren zu sehr die Ueberwundenen, als daß von ihnen aus die Sieger, die Sachsen, das Christenthum angenommen hätten. Die Angelsachsen bildeten nun die eigentlichen Herren des heutigen England, und das Heidenthum herrschte wieder mit dem Dienste Wodans an der Themse, wo das Kreuz Christi gestanden war.

Gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts waren die ersten Missionäre nach Erin oder Irland gekommen, von Rom aus. Diese Sendung mißlang. Der eigentliche „Apostel der Irländer" ist der heilige Patricius, welcher mit vier und zwanzig Genossen an der Küste Irlands landete. Patrick, dessen ursprünglicher Name Sukkat hieß, war ein Brite. In seiner Jugend von irischen Seeräubern gefangen, nach Irland gebracht und als Sclave verkauft, wunderbar gerettet und in die Heimath zurückgeführt, fühlte er ein unwiderstehliches Verlangen, die Iren zu bekehren. Wie er dort als Sclave die Schweine eines irischen Häuptlings gehütet hatte, war ihm, der zuvor mehr nur dem Namen nach Christ gewesen war, der wahre Glauben aufgegangen, und er brannte nun, denselben dahin zu verbreiten, wo ihm sein innerer Mensch erweckt worden war. Ein nächtlicher Traum zeigte ihm die Heiden in Irland, unter denen er in seiner Jugend als Gefangener gelebt hatte, wie sie ihn herbei winkten und aus Einem Mund ihm zuriefen: „Heiliger Jüngling, komm und wandle wieder unter uns."

In seinem fünf und vierzigsten Jahre trat Patrick als Glaubensbote unter den Iren auf. Von seiner längeren früheren Gefangenschaft her kannte er die Sprache und die Sitten des Landes, sowie die heiligen Orte, Zeiten und Gebräuche des irischen Heidenthums. Mit der praktischen Weisheit eines ächten Missionärs ging Patrick, wie der Irländer Thomas Moore es ausdrückt, nicht daran, diese heiligen Orte, Zeiten und Gebräuche des Heidenthums mit zerstörendem Eifer anzugreifen, sondern sie, „wo es anging, in christliche umzusetzen."

Dieses Verfahren war bei Heidenbekehrungen im Morgenlande schon früher vielfach angewandt worden, namentlich auch bei Griechen und Römern; es wurde bald nach Patrick durch den römischen Bischof Gregor den Großen zum kirchlichen Grundsatz erhoben.

Nur diejenigen heidnischen Formen, Bräuche und Dinge vertilgte Patrick, welche durchaus widerchristlich waren, und in keiner Weise sich christlich umdeuten, umsetzen oder vergeistigen ließen. Ganz in der Landesart rief er das Heidenvolk mit einer Pauke

auf freiem Feld zusammen, und predigte ihnen da das Evangelium. Er sprach zu ihnen vorzugsweise von der Liebe Jesu zu den Menschen und von seinem Leiden für das Heil des sündlichen Volkes. Auch er brachte das Evangelium als „Volkssache" vor das Volk.

Das und seine gefällige, milde und doch ehrfurchtgebietende Persönlichkeit mit dem beredten Mund und den begeisterungsvollen Augen gaben ihm so viel Macht bei der Menge, daß die gälischen Druiden ihm nichts anzuhaben vermochten. Auf die Häuptlinge wirkte er durch Geschenke, die er ihnen machte. Mehrere Söhne von Häuptlingen gewann er für das Christenthum, und zog sie zu seinen Mitarbeitern heran, namentlich darunter einen sehr vornehmen Jüngling, dem er den Namen Benignus gab, und der sein Nachfolger auf dem Arbeitsfeld der Heidenbekehrung in Irland wurde.

Patricks größter Erfolg aber war, daß er den gefeiertsten unter den Nationaldichtern Erins, den am Fürstenhof einflußreichsten Barden, den Volksliebling, Dubrach Mac Valubair, für das Christenthum gewann, und daß dieser fortan seine große Kunst in der Dichtung wie im Gesang und sein wundersames Harfenspiel der Verherrlichung des Christenthums widmete, und wie zuvor die Götter und Helden seiner heidnischen Väter, so jetzt Christus und die Helden des Glaubens verherrlichte.

Man muß wissen, welchen unwiderstehlichen Zauber auf Sinne und Herz der, Lieder und Gesang und Instrumentalmusik über Alles liebenden, Söhne und Töchter des grünen Erin noch heute die Volkspoesie und die Musik üben, um die volle Bedeutung und den Umfang der daran sich knüpfenden Wirkungen zu ermessen, welche die Bekehrung dieses Barden im Gefolge haben mußte.

Wird doch auch selbst von dem ausgezeichnetsten Schüler Patricks, von jenem vornehmen Jüngling Benignus, ausdrücklich erzählt, das Mittel, wodurch er viele Seelen gewonnen habe, sey die schöne Stimme gewesen, mit welcher er die Lieder sang, die ihn sein Meister gelehrt habe!

Von seinen Schülern begleitet, durchwanderte Patrick mit

der Verkündigung des Evangeliums die Insel, nicht wie ein katholischer Bischof, sondern einfach in apostolischer Art. Bald hatte er einen ganzen Theil der Insel für das Christenthum gewonnen. Damit es Dauer habe, erbaute er aus den Grundstücken, welche ihm bekehrte Häuptlinge schenkten, Kirchen und Klöster, die letzteren als Pflanzschulen für Lehrer und Hirten des Volkes. Er selbst hatte zwar durch Umgang mit gebildeten frommen Männern das an seiner Bildung Versäumte nachzuholen versucht, aber ein Gelehrter war er nicht. Dafür sorgte er für Bücher aus Britannien und Gallien, und verstand es, den Zöglingen seiner Pflanzschule warmen Eifer für die Wissenschaften einzuhauchen. Auch erfand er ein treffliches Mittel der Bildung für die Iren, nämlich ein Alphabet für die irische Sprache.

Während seine Haare immer silberner und weniger wurden, wuchs immer mächtiger die Zahl der Christen um ihn her, und der größte Theil Irlands war Christ geworden, als Patrick hinüber ging, gegen hundert, nach Andern hundert und zwanzig Jahre alt. In allen Theilen Irlands waren Kirchen und Pflanzschulen der Wissenschaft; die Erkenntniß der heiligen Schrift stand oben an und wurde gepflegt, wie nirgends sonst im Abendlande. Hieher kamen vom Festlande herüber Jahrhunderte lang solche, welche Wissenschaft suchten; von hier aus gingen Glaubensboten und Volkslehrer auf das Festland, namentlich auch ins innere Deutschland, bis zum Bodensee und in die Alpen der Alemannen.

Patrick hatte das Land in Diözesen eingetheilt. Er selbst stand an der Spitze aller geistlichen Anstalten, aber ohne den Oberbischofstitel sich zu geben oder zu führen. Er hatte nichts von einem Kirchenfürsten, und die Landessynoden, die er hielt, waren Versammlungen von Gleichen unter Gleichen. Er hatte seinen Sitz im Bezirk Macha. Hier hatte er eine Kirche erbaut, und schnell bildete sich um diese her eine Stadt, die Stadt Armagh. Sie wurde der Mittelpunkt des irländischen Staats- und Kirchenwesens. Besonders erfreut uns an dieser Durchführung des Christenthums in Irland, daß sie geschah, ohne daß ein Tropfen Märtyrerblut darüber vergossen ward. Wenn Patrick, sagt die Sage, drohend seinen Stab gegen ein Götzenbild erhob, sey es

zusammengestürzt; so namentlich der Hauptgötze Irlands, Crom-cruach. Das war ein vergoldetes Götzenbild auf der sogenannten Blutebene, in der heutigen Grafschaft Leitrim. Diesem opferten die Iren ihre erstgeborenen Kinder, wie die Punier dem Moloch. Patrick kam auch in diese Gegend, warf den Götzen um und zerstörte ihn, und baute da, wo das Bild gestanden, eine große Kirche. Ueber britische Seeräuber, die trotz ihres christlichen Namens neubekehrte Christen aus Irland raubten und in das heidnische Schottland verkauften, sprach Patrick den Bann aus.

Bekenntniß und Brauch in Irland waren altbritisch; die irische Kirche hatte nichts mit Rom und dem römischen Katholizismus zu thun; sie blieb altbritisch noch über ein halbes Jahrhundert lang, als Rom, römisches Bekenntniß und Wesen bereits in Britannien selbst den Sieg errungen hatten.

Irland hieß später eine „Insel der Heiligen“. Sie war es durch das stille praktische Christenthum, das hier lebte und gelehrt wurde, und durch das Licht, das von hier ausging.

Von hier aus wurde christlich gemacht, was noch von Picten und Scoten in Schottland heidnisch war. Einzelne Christen gab es schon im dritten Jahrhundert auch in Schottland. Größer wurde ihre Zahl durch den Briten Ninian im fünften Jahrhundert. Der eigentliche Apostel für Schottland aber wurde der Ire Kolumba, welcher mit zwölf Schülern bald nach der *Mitte* des sechsten Jahrhunderts hinüber segelte, den Pictenkönig Brud und dessen Volk durch die Predigt des Evangeliums gewann, Kirchen und Klöster gründete, Bischöfe bestellte, und, obwohl er selbst nur Presbyter blieb, die ganze Kirche der schottischen Hochlande leitete, mit dem Ansehen eines Apostels. Die hartnäckigsten Druiden vertrieb er. Aus einem Theile der zu ihm übertretenden Druiden wurde von ihm wahrscheinlich der Orden der Kuldeer gegründet, ein priesterlicher Orden auf der Insel Hy, in welchem Reste des alten Druidenthums, so weit sie brauchbar waren zur Förderung des Christenthums im Volke, verschmolzen waren mit dem Christlichen.

Kuldeer oder Keldeer heißt entweder nach der keltischen

Sprache „Knechte Gottes“; oder „Anwohner des Sprudels“, nordanglisch des Keld. Ein solcher berühmter Keld befindet sich auf der Insel Hy, die auch Jona, Heiligeninsel, hieß, heutzutage Jkolmkill, d. h. Insel der Zelle Kolumba's. Da ist eine Höhle, aus der das Wasser, welches während der Fluth hineindrang, unter donnerartigem Brausen durch den Druck der komprimirten Luft wieder herausgetrieben wird. Diese Hebrideninsel Hy oder Jona aber war der Sitz Kolumba's und des Mutterklosters der schottischen Volkslehrer und Glaubensboten.

Die Kuldeer, der nationale Priesterorden der Schotten, zeichneten sich durch Sitteneinfalt und Strenge vor den römisch-katholischen Priestern aus. Noch hart in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts erscheinen die Kuldeer als Weltgeistliche, ohne Seelsorge, nur zum täglichen Gottesdienst verpflichtet, mit vom Pabst anerkannten Vorrechten vor den römisch-katholischen Geistlichen, obenan mit dem Rechte, sich zu verehelichen.

Die Freunde Kolumba's sind die Urheber dieses seines Namens. Eigentlich hieß er Crimthan, und war im Jahre 521 aus dem Geschlecht der irischen Könige geboren. Wegen seines sanften Sinnes und der Unschuld seines Lebens wurde er Kolumba, d. h. die Taube, genannt; wohl auch, weil er die rettende Taube war, welche den Frieden verkündete und Ruhe brachte nach den kriegerischen Stürmen, welche Schottland bewegt hatten. Das Recht der geistlichen Oberhoheit auch über die Bischöfe der ganzen Insel hatten von da an die Aebte von Hy, obgleich sie nur Presbyter, nicht Bischöfe waren; man ließ sie auch in diesem Recht in die Fußstapfen Kolumba's treten.

Sieben und siebzig Jahre alt, am 9. Juni 597, in der Nacht auf den Sonntag, war Kolumba gestorben, knieend am Altare. Wie er die heilige Schrift als einzige Richtschnur des Glaubens und Lebens betrachtet hatte, so galt sie als solche hier fort; und wie er das Christenthum nicht bloß lehrte, sondern lebte, so hinterließ er auch den Seinen das Christenthum als Leben und That, und wollte es eben so sehr durch lebendiges Vorbild im Wandel, als durch die Predigt, eben so sehr durch die bürgerlich-christlichen Einrichtungen, durch die Kultur-

anstalten des Christenthums, als durch gottesdienstliche Formen verbreitet wissen. Auch in Schottland hatte von Haus aus das Christenthum den hierarchischen Stempel und Charakter nicht.

Zwölftes Kapitel.

Die Bekehrung der Angelsachsen.

Anders war die Bekehrung der Angelsachsen. Diese ging von Rom aus, von Pabst Gregor dem Großen.

Gregor, von vornehmer Geburt und früher Prätor, hatte sich in ein von ihm selbst erbautes Kloster in Rom zurückgezogen und war dessen Abt geworden. Eines Tages ging er über den Markt in Rom, weil er gehört hatte, fremde Kaufleute seyen gekommen, um viel zu sehen und zu kaufen. Da sah er unter Anderem, was zum Kauf ausgestellt war, auch angelsächsische Jünglinge, die ein Sclavenhändler feil bot. Nicht das Feilbieten von Sclaven — das war im katholisch-christlichen Rom noch etwas Gewöhnliches — fiel ihm auf, wohl aber das Aeußere dieser Jünglinge, ihre blendend weiße Haut, ihre sie auszeichnenden hellblonden Haare, ihr schönes Gesicht, ihr edles keusches Aeußere.

Sie sah er kaum, als er fragte, von welcher Religion und aus welchem Lande sie seyen. Man sagte ihm, aus Britannien; so sey der dortige Menschenschlag. Er fragte weiter, ob diese Inselbewohner Christen seyen oder noch Heiden. Heiden, war die Antwort. Da seufzte er aus dem Grunde des Herzens tief und lang auf. „Wehe," rief er, „daß Menschen von so hellem leuchtendem Angesicht im Besitz des Fürsten der Finsterniß sind, und daß hinter so viel Anmuth solcher schönen Stirne ein aller inneren Anmuth entleerter Geist wohnt!" Er fragte weiter nach dem Namen dieses Volkes. Angeln heiße das Volk, dem die Knaben angehören, war die Antwort. „Ja wohl," sagte Gregor, „Angeli (Engel); haben sie doch Engelsgesichter, und solche

sind werth, Miterben der Engel im Himmel zu werden." Er fragte nach dem Namen ihres Königs. Aella. In schnellem Wortspiel sagte Gregor: „Ja wohl, Alleluja, Gottes des Schöpfers Lob, muß auch in jenen Theilen der Welt gesungen werden."

So lautet, sagt Beda, der im achten Jahrhundert lebte, die Ueberlieferung, welche von unseren Vorfahren auf uns gekommen ist.

Von diesem Tag an war Gregor entschlossen, die Bekehrung der Angelsachsen zur Aufgabe seines Lebens zu machen. Schon war er unterwegs dahin, als ein Befehl des Pabstes Pelagius ihn in sein Kloster zurückzukehren zwang; aber bald darauf bestieg er selbst den römischen Bischofsstuhl, im Jahre 590. Aber auch unter den großen Geschäften seiner neuen Stellung vergaß er der Angelsachsen nicht. Er ließ auf dem Sclavenmarkt in Marseille junge Angelsachsen aufkaufen, sie im Christenthum unterweisen, und sie zu Glaubensboten ausbilden, die ihre eigenen Volksgenossen bekehren sollten. Eine höhere Fügung arbeitete ihm vor. König Edelbert von Kent, der mächtigste der angelsächsischen Fürsten, hatte sich eben mit der fränkischen Prinzessin Bertha vermählt, und dieser ungehinderte Uebung ihrer Religion und die Mitnahme eines christlichen Bischofs zugesichert. Schnell sandte Gregor den Abt Augustin und vierzig Mönche aus Rom nach Kent unter die Angelsachsen, um Christus und dessen Stellvertreter, den Pabst zu Rom, den Angelsachsen zu verkünden. Der fränkische Königshof gab Dolmetscher und Empfehlungen mit.

König Edelbert, welcher Zauberei von ihnen fürchtete, empfing diese geistlichen Gesandten, um ihren Zauber unkräftig zu machen, im Freien unter einer Eiche sitzend, von seinen Edeln umgeben. Die Gesandtschaft näherte sich ihm unter Vortragung eines silbernen Kruzifixes und dem Gesang der Litaneien, in feierlicher Prozession. Augustin machte den Sprecher und sagte dem Könige, sie seyen gekommen, um ihn zu belehren, wie er nach seinem Tode noch glorreicher herrschen und die Krone der Unsterblichkeit erlangen könne, welche Jesus Christus den Gläubigen durch seinen Tod erworben habe.

Das nahm der König gut auf, er gab ihnen Wohnung und

Unterhalt in seiner Hauptstadt Canterbury, und die Königin wies ihnen eine alte, dem heiligen Martin geweihte, seit der Vertreibung der Briten verödete Kirche nahe bei der Stadt zum Gottesdienst an.

Die Königin hatte ihren Gemahl gestimmt, daß er sie ihren Glauben frei verkündigen ließ. Sie mögen taufen, wer es begehre, sagte er. Unter den Angelsachsen gab es nicht, wie unter den Gälen, eine Priesterkaste, keine Druiden. Daß die germanischen Völker überall, als das Christenthum an sie kam, priesterschaftlos waren, das hat bei ihnen dem Christenthum den Eingang so sehr erleichtert.

So konnte die Feierlichkeit ihres Gottesdienstes und ihr strenges enthaltsames Leben, das sich aufs Nothdürftigste beschränkte und Niemand zur Last fiel, unbeirrt wirken, und ihrer Predigt des Evangeliums den Weg zu den Herzen der Heiden bahnen. Schon wenige Monate nach ihrer Landung, um Pfingsten 597, ließ sich König Edelbert taufen. Auffallende Ereignisse, welche Augustin selbst für Wunder hielt und als solche bei seinen heidnischen Zuhörern geltend machte, waren von großem Eindruck zu Gunsten des Christenthums und seiner Verkündiger. Schon um Weihnachten desselben Jahres folgten zehntausend Angelsachsen dem Vorgang ihres Königs und ließen sich taufen, ohne allen Zwang. Nun stiegen Kirchen empor und Klöster. Gregor sandte aus Rom eine neue Sendung Mönche, und für die Kirchen heilige Geräthe, prächtige Kirchengewänder, Bücher, Reliquien und Anderes; für den König Edelbert reiche Geschenke, Lob und Weisungen für die Behandlung seines Volkes in Sachen der Bekehrung; für Augustin endlich das Pallium, d. h. den erzbischöflichen Mantel aus feiner Wolle, von nun an das Abzeichen der erzbischöflichen Würde und zugleich der Abhängigkeit vom römischen Stuhle. Denn nur in diesem Sinne sandten es die römischen Päbste an diejenigen Männer, welche sie auszeichnen und dadurch gewinnen oder festhalten und ermuntern wollten.

Sehr verschieden von dem christlichen Gottesdienst des altbritischen Bekenntnisses in Wales, Irland und Schottland wurde der Gottesdienst in diesen britischen Landen der

Angelsachsen eingeführt. Auf die Ceremonien und auf das Prächtige legte die römisch-katholische Kirche schon jetzt großen Werth, den Hauptwerth; die Erkenntniß und die Anbetung Gottes nahm die Form des Auftretens in Prachtgewanden an.

Die Prachtgewande spielen in der katholischen Kirche eine solche Rolle, daß man neuerdings eine eigene Geschichte darüber zu schreiben für nöthig hielt, eine „Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters, der Entstehung und Entwicklung der kirchlichen Ornate und Paramente, in Rücksicht auf Stoff, Gewebe, Farbe, Zeichnung, Schnitt und rituelle Bedeutung". Ja diese kirchlichen Prachtgewande geben die Hauptdenkmale und Markzeichen für die Geschichte der Seidenindustrie in Europa ab, und es kennzeichnet sich an ihnen das Zeitalter der orientalisch-byzantinischen Fabrikation, der maurisch-italienischen Seidenindustrie, und der romanisch-germanischen Industrie.

Gregor der Große legte viel, Augustin, der Angelnbekehrer, so großen Werth auf dieses Gepränge, daß es selbst dem Pabste Gregor allzuviel war. So sehr arbeitete Augustin, der neue Erzbischof von Canterbury, auf das Prunkvolle und der Sinnlichkeit Zusagende im Gottesdienst und in der priesterschaftlichen Erscheinung, in der auf angelsächsischen Boden übertragenen römischen Hierarchie. Und wie in dem kirchlichen Glanz des Morgenlandes, suchte Augustin ängstlich in andern äußerlichen Dingen sich ganz an den Brauch von Rom zu halten.

Da gab Gregor ihm die Weisung, nicht so an äußerlichen Dingen zu hängen, und wo er aus allen möglichen Kirchen der Welt etwas finde, das der Natur und dem Bedürfniß des angelsächsischen Volkes besser entspreche, als der römische Brauch, das solle er einführen, ohne Rücksicht darauf, was zu Rom üblich sey. Er drang entschieden überall darauf, daß das römische Christenthum nur in so weit und nur in der Art zunächst durchgeführt werde, als es für Ort, Zeit und Leute passe.

Gregor war ein weitschauender Kirchenfürst, und seine anfängliche Beschränktheit erweiterte sich mit jedem Monat auf dem Stuhl Petri zu einer großartigen Anschauung, wie die christ-

liche Kirche nach allen Weltgegenden hin auszubauen sey, durch eine freiere Auffassung christlicher Lehren und Bräuche, durch Schonung des Nationalen in bisheriger Religion und Sitte, und durch Zugeständnisse an die vorliegenden Zustände. Durch allmählige Umwandlung sollte das Christenthum zu Sieg und vollem Leben unter den Heiden kommen.

Augustin hatte sich gleich unbehülflich und beschränkt den Angelsachsen und den gälischen Druidenresten gegenüber benommen, wie gegenüber den Klostergeistlichen des altbritischen Bekenntnisses, welche in dem uralten Kloster zu Bangor und selbst in den entlegenen Gebirgsgegenden saßen. Jene hatte er durch schroffes Auftreten und Zerstörungssucht abgestoßen und sie nur noch anhänglicher gemacht an Das, was er auf einmal zerstören wollte. Gegen die altbritischen Geistlichen hatte er sich mit der hochmüthigen Forderung gestellt, sich ihm unbedingt zu unterwerfen, und in Verfassung und Gottesdienst die Satzungen und Bräuche der römischen Kirche anzunehmen.

Dreizehntes Kapitel.

Bruch mit dem altbritischen Bekenntniß.

Pabst Gregor hatte sich zwar herausgenommen, ohne Weiteres seinem neuen Erzbischof auch die längst bestehenden, ganz selbstständigen altbritischen Kirchen und Bisthümer unterzuordnen, und ihm geschrieben: „Deine Brüderlichkeit soll alle Priester Britanniens zu Untergebenen haben." Das hatte aber Augustin weder recht verstanden, noch mit Gregors feinem Takt durchzuführen gewußt; und seinem schroffen und hochmüthigen Auftreten gegenüber erklärten die Klostergeistlichen von Bangor verletzt, daß sie nur unter ihrem eigenen Bischof stehen. Sie blieben bei ihrer Zeit der Osterfeier, bei ihren liturgischen Gebräuchen, worin sie mit der Kirche zu Rom nicht übereinstimmten. Sie blieben bei ihrer Verwerfung der Ehelosigkeit der Priester; sie blieben dabei,

weder die Oberhoheit des römischen Pabstes, noch die Lehre von der ununterbrochenen bischöflichen Nachfolge auf dem Stuhl Petri, noch die Verbindlichkeit der Beschlüsse der auswärtigen Kirchenversammlungen anzunehmen, vielmehr nach wie vor ihre Angelegenheiten durch eigene Synoden zu ordnen.

So war mit den altbritischen Geistlichen ein Bruch vornherein in Aussicht. Die Mittel und das Benehmen Augustins beschleunigten ihn und schadeten seiner Sache sehr. „Man bringe," sagte Augustin bei der ersten Zusammenkunft, „irgend einen Gebrechlichen her, und wessen Gebet ihn heilt, dessen Glaube und Brauch soll von Allen angenommen werden." Die Altbriten sträubten sich dagegen. Dennoch wurde ein Angelsachse herzu geführt, der des Augenlichts beraubt war, und den Briten zur Heilung übergeben. Da er von diesen das Augenlicht nicht empfing, kniete Augustin nieder und betete, Gott möge dem Blinden das Gesicht wieder geben, und indem das leibliche Auge eines Menschen Licht werde, in den Herzen vieler Tausende von Glaubigen sein geistiges Gnadenlicht anzünden. Alsbald wurde der Blinde sehend, und Augustin wurde allgemein als der wahre Verkünder des höchsten Lichtes gepriesen. Die anwesenden Altbriten aber erklärten, trotzdem können und werden sie nicht ihrem altkirchlichen Herkommen entsagen, ohne Zustimmung und Erlaubniß ihrer Glaubensgenossen.

Solche Art der Beweisführung durch Wunder, und ein solches für das Auge unserer Zeit so durchsichtiges Wunderthun, ist sehr kennzeichnend für Augustin und sein Bekehrungsverfahren, und es kennzeichnet die römisch-katholische Kirche bis auf unsere Tage. Diese Art des Verfahrens kam dem umsichtigen Pabste Gregor, den Altbriten gegenüber, als etwas sehr Bedenkliches und Gewagtes vor. Er warnte Augustin, „sich ja nicht durch den äußeren Schein blenden zu lassen, und namentlich die Wundergabe nicht zu überschätzen, welche man auch ihm zutraue."

Zur zweiten Besprechung mit Augustin erschienen sieben britische Bischöfe mit dem Abte Dinooth und den gelehrtesten Mönchen aus dem Kloster Bangor. Unterwegs besuchten sie einen altbritischen Einsiedler, der wegen seiner Heiligkeit und Weisheit

berühmt war. Die Altbriten liebten die Selbstbetrachtung, und suchten gerne Ruhe dafür als Einsiedler hinter Felsenwänden und in der Waldeinsamkeit. Diesen Einsiedler fragten sie, ob sie sich mit Augustin über das, worin sie von der römischen Kirche abwichen, vereinigen und mit ihm gemeinsam die Bekehrung der Angelsachsen betreiben sollen. — „Wenn es ein Mann Gottes ist," antwortete der Alte, „so thut das." — „Und woran," fragten jene, „können wir ihn als Mann Gottes erkennen?" — „Leicht," erwiederte der Greis; „sagt doch der Herr: Nehmet mein Joch auf euch, und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig. Ist nun jener Augustin sanftmüthig und von Herzen demüthig, so ist zu glauben, daß er Christi Joch selbst auf sich genommen hat, und dessen Annahme euch anbietet. Ist er aber hart und stolz, so steht fest, daß er nicht von Gott ist, und wir uns um seine Rede nichts zu bekümmern haben." — „Und woran vermögen wir das zu unterscheiden?" fragten jene weiter. — „Sorget dafür," sagte der Einsiedler, „daß Augustin mit den Seinen am Ort der Zusammenkunft vor euch anlangt. Steht er dann auf, euch zu begrüßen, wenn ihr eintretet, so wisset, daß es ein Knecht Christi ist, und höret gefügsam auf ihn. Mißachtet er aber euch, und will er sich nicht vor euch zum Gruß erheben, obgleich ihr die größere Zahl seyd, so sollt auch ihr ihn mißachten."

Der Prälatenstolz des neugeschaffenen Erzbischofs Augustin erlag dieser Probe des Einsiedlers. In erzbischöflicher Oberhoheit blieb er sitzen, statt sich zur Begrüßung zu erheben. Die Altbriten rügten sogleich diesen seinen Stolz. Was er während der Verhandlung sagte, fand ihren eifrigen Widerspruch. Da wurde Augustin überaus nachgiebig. „Wiewohl ihr," sagte er, „in Vielem von unserem, ja von der gesammten Kirche Herkommen abweicht, und Entgegengesetztes euch eigen ist, so wollen wir doch dem allem, so sehr es unserem Brauch entgegen ist, mit Gleichmuth Duldung gewähren, wofern ihr in diesen drei Punkten mir folgen wollet: daß ihr zu gleicher Zeit mit uns Ostern feiert; daß ihr die Taufhandlung ganz so vornehmet, wie die heilige, römische, apostolische Kirche; daß ihr gemeinsam mit uns das

Wort des Herrn den noch heidnischen Angeln predigen." Trotz dieser Herablassung wollten die Altbriten nichts mehr mit ihm zu schaffen haben. Sie wiederholten ihm, daß sie ihn nicht als Oberbischof anerkennen.

Das urchristliche, brüderliche und gleichheitliche Bewußtseyn hatte sich, aus der römisch-katholischen Kirche verdrängt, in den Bergen Britanniens erhalten. Lebendig zeichnet sich, besser als in ausführlichsten Schilderungen, in diesen von Beda, dem Manne des römisch-katholischen Bekenntnisses, uns aufbewahrten wenigen Thatsachen und Worten der sittliche und geistige Unterschied des damaligen altbritischen Bekenntnisses und der römisch-katholischen Kirche scharf ausgeprägt in den Vertretern der einen wie der andern Kirche.

Pabst Gregor eilte, dem Bruch auch mit den Heiden im Angelsachsenreich vorzubeugen.

„Hartköpfig," schrieb er, „auf Einmal Alles an der Wurzel abschneiden zu wollen, ist rein unmöglich. Der, welcher auf den Gipfel kommen will, hebt sich schritt- und absatzweise, nicht sprungweise, hinauf. Der Herr hat sich dem israelitischen Volke in Egypten auch geoffenbart, und doch hat er ihnen das gewohnte Opfer, das sie dem Teufel darzubringen pflegten, in seinem eigenen Kultus belassen, um sie zu seinem reinen Opfer heranzuziehen." Einerseits wollte Gregor nur die Götzenbilder, nicht aber die Götzentempel zerstört haben; er empfahl die letzteren der wahren Gottheit zu weihen, und mit christlichen Altären und Reliquien auszustatten, als altgewohnte Versammlungsorte des Volkes, mit dem einzigen Unterschied, daß sie jetzt den wahren Gott darin finden, und bei ihrer Gewohnheit des Besuchs dieser Tempel um so leichter sich belehren. Andererseits knüpfte er eben so klug und frei an die altgewohnten religiösen Festlichkeiten der Heiden an. So schrieb er nach Britannien: „Weil sie gewohnt sind an die altheidnischen Opferfeste, und an das Schlachten vieler Stiere an denselben, so soll ihnen auch darin die Festfeier bleiben, und zwar so: am Kirchweihtag oder an den Gedenktagen der heiligen Märtyrer, deren Reliquien die zu Kirchen gewordenen heidnischen Tempel enthalten, soll das Volk

rings um diese Kirchen sich Laubhütten bauen, und durch ein kirchlich frohes Mahl das Fest fortfeiern; nur soll es nicht mehr dem Teufel die Stiere schlachten, sondern es soll sie schlachten zum Lobe Gottes für dieses Festmahl, und dem dabei danken, von welchem alle gute Gabe kommt. Man muß dem Volk einige von den gewohnten äußeren Freuden lassen, damit sie leichter fähig werden, an die inneren Freuden des Christenthums sich anzuschließen."

So machte Gregor es zum Kirchengrundsatz für die Bekehrung Andersgläubiger, daß das allmähliche Durchdringen und Umwandeln der Völker mit dem Sauerteige des Christenthums obenan stehe, und die Missionäre sich nach den Eigenthümlichkeiten der zu Bekehrenden zu richten haben. Gregors Verfassungsentwurf für die angelsächsische Kirche bleibt ein Muster für das, was geschehen muß, um die noch nicht christlichen Lande und Völker dem Christenthum zu gewinnen, durch Anschließung, Umdeutung und Umwandlung.

Merkwürdig bleibt, daß, als der Bruch offen lag, die Geistlichen des altbritischen Bekenntnisses sich für ihre Satzung und Lehre auf den Apostel Johannes und die kleinasiatische Kirche beriefen, Augustin gegenüber, der sich auf die Apostel Petrus und Paulus berief.

Augustin entließ die altbritischen Geistlichen mit der Drohung: „Wenn ihr den Frieden mit den Brüdern nicht annehmen wollet, so wird euch der Krieg von den Feinden werden. Wenn ihr dem Volke der Angelsachsen den Weg des Lebens nicht predigen wollet, so werdet ihr durch deren Hände den Weg des Todes gehen müssen."

Zwölf Jahre später überfiel der heidnische König Ethelfried von Northumberland die Briten mit großer Heeresmacht. Die britische Geistlichkeit und die Mönche von Bangor fasteten drei Tage und versammelten sich auf freiem Felde zum Gebet, den Waffen der Ihrigen Glück zu erflehen. „Wenn sie wider uns zu ihrem Gott schreien," sagte der Heide, „wahrlich, so kämpfen auch sie gegen uns; haut sie nieder!" Sie wurden alle niedergehauen, das britische Heer geschlagen, Bangor zerstört.

So erzählt Beda, mit dem Zusatz: „Also wurde Alles, wie Augustin geweissagt hatte, durch Gottes Gericht an ihnen erfüllt.“ Aber nach einer anderen, zwar späteren Quelle war es Edelbert von Kent, der von Augustin zur katholischen Kirche bekehrte Fürst, welcher das Blutbad unter den Briten anrichtete, und war es Augustin, welcher ihn aufforderte, die ihm von den Altbriten angethane Schmach zu rächen. Das Letztere ist sehr wahrscheinlich, Beda's Nachricht auch noch dadurch verdächtig, daß in dem lateinischen Text eine Zeile steht, welche in der angelsächsischen Uebersetzung Alfreds nicht enthalten ist, und sichtbar das Bestreben zeigt, das Andenken Augustins von dem Blutfleck reinigen zu wollen; nämlich die Worte, „das Alles sey geschehen, erst nachdem Augustin lange zuvor schon ins himmlische Reich aufgenommen worden sey.“

Eine Handlungsweise, wie die Augustins, und Abwälzung der Schuld durch falsche Erzählung der Thatsachen, sowie durch spätere Fälschung wahrer Berichte, wiederholen sich oft in der römisch-katholischen Kirche, bis auf unsere Tage, aber auch in der protestantischen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Bekehrung Nordenglands.

Wie in Kent, wurde auch in Essex (Ostsachsen) das Christenthum durch Vermittlung einiger königlichen Frauen eingeführt. Der König von Essex war ein Schwestersohn des Königs von Kent. Er ließ sich taufen im Jahre 604, und räumte den alten, aus der Römerzeit noch bestehenden Dianentempel in seiner Hauptstadt London zur christlichen Kathedrale ein, mit großem Grundbesitz. Auch in Rochester wurde ein Bischofssitz errichtet. Doch wich das Christenthum in Essex nach wenigen Jahren wieder dem Heidenthum, und erst nachdem das letztere wieder ein halbes Jahrhundert in der Herrschaft gewesen war, siegte hier das Christenthum wieder.

In Northumberland, im Norden Englands, fand das Christenthum durch die kentische Prinzessin Ethelberga Eingang. Sie war die Tochter jener Bertha aus Paris, an deren Vermählung mit Edelbert von Kent der Anfang der Einführung des Christenthums unter den Angelsachsen sich geknüpft hatte, und vermählte sich mit Edwin, dem Gründer Edinburgs, dem heidnischen Fürsten Northumberlands. Ihr Beichtvater Paulinus, köstliche Geschenke und schmeichelhafte Briefe des Pabstes Bonifazius V. verstärkten den Eifer Ethelberga's, ihren Gemahl für das Christenthum zu gewinnen. Klüglich wurde zu gleicher Zeit Alles bearbeitet, was am Hof und im Volke Einfluß hatte, Adel, Priester, Aelteste des Volks, und der Oberpriester Koifi bekannte sich zuerst vor Allen zu dem Glauben der Königin, in einer Versammlung der Reichsstände, ebenso der König, und Beiden nach folgten alle Anwesenden.

Das Volk aber meinte, Niemand werde wagen, an Wodans Altäre feindlich die erste Hand zu legen. Da legte Koifi sein heidnisches Priestergewand ab und eine kriegerische Rüstung an, bestieg ein Streitroß, ritt hin, den von ihm als unmächtig und nichtig erkannten Göttern seiner Väter Trotz zu bieten, und schleuderte, sein Volk von ihrer Unmacht zu überzeugen, kräftig den Speer in den nächsten Wodanstempel.

Das Volk sah es, glaubte, sein Oberpriester sey wahnsinnig geworden, zitterte und erwartete die Rache des Himmels an dem Frevler. Als diese ausblieb und Koifi unverletzt auf seinem Streitroß saß, glaubte es ihm, unterwarf sich ihm und folgte seinem Gebot und Vorgang. Er warf den ersten Feuerbrand in den Götzentempel, sie thaten es ihm nach, und während der Wodanstempel in Flammen unterging, zerstörten sie den heiligen Hain umher. Die Zerstörung der andern Tempel und Haine folgte. Am Osterfest 627 ließ sich der König taufen, ihm nach der Adel und das Volk. Edwin baute in seiner Hauptstadt York, der alten Römerstadt, eine prächtige Kathedrale für Paulinus, und der Pabst Honorius übersandte ihm den erzbischöflichen Mantel.

Die Segnungen des Christenthums zeigten sich in der Regierung Edwins, und bald gewann das Christenthum auch in

Ostangeln festen Boden. Hier hatte es schon früher Eingang gefunden, jedoch ohne das Heidenthum zu verdrängen: in einem und demselben Tempel ließ König Redwald, der bei einem Besuch in Kent getauft worden war, friedlich neben und mit einander, christlichen Gottesdienst halten und dem Wodan opfern. Sein Sohn und Nachfolger dagegen reizte durch zu großen Eifer für das Christenthum seine heidnischen Unterthanen. Er wurde ermordet und das Heidenthum setzte sich wieder in die Herrschaft.

Ein anderer Sohn Redwalds aber, Siegebert, der sich nach Gallien geflüchtet hatte, setzte nach drei Jahren, im Jahr 630, sich wieder in den Besitz des väterlichen Erbes. Aus Burgund hatte er den Bischof Felix mit sich gebracht. Mit diesem im Verein gewann er wieder dem Heidenthum den Sieg ab. Von da an behauptete sich auch hier der christliche Glaube.

In Northumberland führte Oswald, ein zweiter Sohn Ethelfrieds, der mit einem Haufen tapferer Genossen den heidnischen Eindringlingen sein väterliches Erbe wieder abgewann, das Christenthum aufs Neue durch. Die Mönche von Hy hatten ihn erzogen, und auf seine Bitten sandten sie ihm auch einen Glaubensboten aus ihrer Mitte, den Bruder Korman. Aergerlich aber kehrte Korman bald wieder in sein Kloster zurück und versicherte: diese Wilden, diese Sachsen, bekehren zu wollen, sey jede Bemühung vergebens; sie seyen zu unwissend und barbarisch.

Da trat aus den versammelten Brüdern des Klosters ein geringer Mönch vor und sagte: Bruder Korman habe in seinem Eifer zu strenge Forderungen an diese Sachsen gestellt. Der Apostel sage, man müsse den Unmündigen erst Milch reichen, und allmählich sie an strengere Kost gewöhnen. Dieser Mönch hieß Aidan. Den sandte jetzt das Kloster an König Oswald, und der König selbst diente ihm bei seinen Predigten als Dolmetscher, bis Aidan der sächsischen Sprache mächtig war. Aidans Wesen war so lieblich und mild, daß die wildesten Sachsen von ihm eingenommen wurden. Dabei verfuhr er so christlich weise, daß das ganze Land in wenigen Jahren für das Christenthum gewonnen war. Neue Glaubensboten, welche die Mönche von Hy sandten, unterstützten ihn dabei.

In ein paar Jahren war ganz Nordengland in die christliche Kirche eingeführt, aber in das altbritische Bekenntniß, nicht in das römisch-katholische. Alle diese Glaubensboten, die in Northumberland und Mercien thätig waren, folgten den Lehren Columba's, und der Schotte Aidan wurde schon bei Lebzeiten vom Volke völlig als Heiliger verehrt, wegen der sittlichen Schönheit seines christlichen Lebens und Wesens. Durch Bildung wie durch die Helle und Innigkeit seines Glaubens leuchtet dieser Mann, der so viel that für die Ausbreitung des Christenthums, weithin über die katholische Welt seines Zeitalters.

Mercien war das letzte der sieben angelsächsischen Fürstenthümer, welches christlich wurde. Hier hielt sich das Heidenthum durch das kriegerische Heldenthum des Fürstenhauses.

König Penda, ein kriegsgewaltiger Held, gefiel sich darin, von den Heiden der letzte unerschütterliche Hort des altväterlichen Glaubens genannt zu werden. Während seiner dreißigjährigen Regierung hatte dieser Fürst Mittelsachsens Allem aufgeboten, das Christenthum unter den Angelsachsen zu unterdrücken. Fünf angelsächsische Könige fielen auf dem Schlachtfeld im Kriege mit ihm, der fünfte darunter war der treue Christusfreund Oswald, im Jahre 642.

Aber dieser letzte Degen des Heidenthums mußte es noch bei Lebzeiten erfahren, daß das Christenthum, dessen Befehdung das Tagwerk seines Lebens gewesen war, ins Herz seiner eigenen Familie eindrang. Penda's Sohn Peada stand unter des Vaters Oberhoheit dem Fürstenthum Mittelangeln vor, er liebte und heirathete Alchfleda, eine Tochter Oswy's, des Königs von Northumberland, des Bruders und Nachfolgers Oswalds. Unter ihrem Einfluß ließ sich ihr Gemahl taufen, von Finan, dem Bischof von Lindisfarne. Auf der Insel Lindisfarne, bei der Mündung des, England und Schottland trennenden, Flusses Tweed, hatte der fromme König Oswald ein Bisthum für Aidan gegründet. Aidan war im Jahre 651 hinüber gegangen, mit gebrochenem Herzen über die Jugendthaten des christlichen Königs Oswy. Sein Nachfolger war Finan. Im Volke gingen die Erzählungen von unzähligen Wundern, die, als am Grabe Aidans und Os-

walds geschehen, römisch-katholische Geschichtschreiber uns berichten; ein Beweis, daß damals die katholische Kirche noch glaubte, es können Wunder geschehen durch Männer und am Grabe von Männern, welche der katholischen Kirche nicht angehörten, und mit denen die katholische Kirche uneins und im Kampfe war.

Der alte Heide regte sich aufs Neue, aber die christliche Macht schloß sich gegen ihn unter Oswy zusammen, und in der Hauptschlacht am Flusse Winwaer bei Leeds stand das Christenthum und das Heidenthum zum letzten Entscheidungskampf auf englischem Boden sich gegenüber. Oswy gelobte vor der Schlacht, seine jüngste einjährige Tochter Elflede ewiger Jungfrauschaft zu weihen, zwölf Klöster zu errichten und sie mit zwölfen von seinen Eigengütern auszustatten, wenn Gott ihm den Sieg verleihen werde. Der arge Christusfeind Penda fiel, im mörderischen Kampfe, im Jahre 656, und seinem Sohn und Nachfolger Peada war es leicht, nach dem Fall dieses gewaltigen Helden der alten Götter, das Christenthum in ganz Mittelsachsen durchzuführen: denn der größere Theil des Volkes hatte längst christlich zu werden sich gesehnt, im Angesicht der Milde, mit welcher christlich gewordene angelsächsische Fürsten herrschten, und — herrschen mußten, wo das altbrittische Bekenntniß galt, wie der liebenswürdige, fromme und edle Oswin in Deira, aus dem Geschlecht Edwins, der Zögling und Liebling Aidans.

Zu bemerken ist, daß hier, im äußersten Nordwesten Europas, auf demselben Boden, das priesterherrschaftliche Element der katholischen Kirche und das priesterherrschaftfeindliche Element der von der römisch-katholischen Kirche abweichenden, auf das Johannes-Evangelium und die kleinasiatischen Gemeinden sich berufenden Bekenntnisse ganz verschiedene Wirkungen auf Hof und Volksregierungen ausübten: die letztern der Volksfreiheit hold, und jedem Despotenübergriff entgegentretend; die erstere der Unumschränktheit zu jedem Vorschub bereit, um für sich selbst Raum und die Herrschaft herauszuschlagen.

Fünfzehntes Kapitel.

Klosterliebhaberei der englischen Fürstenfamilien.

Oswy kam nach dem Siege treulich seinem Gelübde nach, sein Gelübde gab namentlich Anlaß zur Gründung des berühmten Frauenklosters Streaneshalch. Oswy gab seine Tochter Elflede zur Erziehung dem Kloster Heortea, dem damals die northumberländische Fürstentochter Hilda vorstand, und zugleich ließ er das Kloster Streaneshalch (jetzt Whitby), unweit York, bauen, und herangewachsen wurde Elflede dessen Aebtissin. Das Zusammenwirken des weiblichen und männlichen Geistes für das Christenthum, für welches in diesen Tagen in diesen Landen noch so viel zu thun war, war in diesem Kloster mit einander an Einem Ort vereinigt.

Das Kloster Streaneshalch hatte bei seiner Gründung die eigenthümliche Einrichtung, daß geweihte Priester neben den geweihten Nonnen in demselben Kloster beisammen wohnten, wiewohl in abgesonderter Wohnung. Solche Klöster heißen Doppelklöster. In England, wozu Streaneshalch den Anfang machte, war es Brauch, daß der Prior der männlichen Klostergeistlichen von der Aebtissin gewählt wurde und ihr untergeordnet war. Auch über dem Kanal, im fränkischen Reiche, gab es, aber viel später, Doppelklöster. Hier aber war die Aebtissin dem Prior untergeordnet. Beides hatte einfach seine Ursache darin, daß das Kloster Streaneshalch — gegründet wurde für die Prinzessin Elflede, die seine erste Aebtissin wurde, und daß die fränkischen Frauenklöster gegründet wurden von Männern, welche keine Fürstin an die Spitze zu stellen hatten, sondern unter männlicher Aufsicht die edle Kraft der Frauen für das Christenthum wirken lassen wollten.

Merkwürdig ist der Zug in den angelsächsischen Königsfamilien zu den Klöstern. Könige, Königstöchter und Königssöhne ziehen sich in die Klöster zurück und ihre beschauliche Ruhe: so der sieggewohnte Siegebert, der bald die Krone niederlegte;

so seines zweiten Nachfolgers Anna sechs königliche Töchter; so Andere, wie Penda's Bruder, Wulfhere, welcher die christliche Umgestaltung Mittelsachsens vollendete, Adelwalch, den König von Sussex (Südsachsen), zur Taufe bewog und dann in das Kloster ging.

Freilich waren, wenn die alten Nachrichten darüber ganz glaubwürdig sind, in dieser Zeit, da das Christenthum unter den Angelsachsen keimte und trieb, auch die Wunder nicht selten, und das Ueberirdische griff, in die Gegenwart sich ganz hereinsenkend, mit übermächtiger Hand in die Herzen der Menschen hinein. Wunderthätige Kräfte traten hervor, und außerordentliche Gaben, wunderbare Zustände, wie in den ersten christlichen Zeiten, wie aber immer und überall, wann und wo der christliche Glaube bis zum Grade des Glühens sich erhob, und das Außerordentliche der Zeitereignisse die irdischen Schlacken aus den Seelen herausschmolz, und den Glauben darin mit voller freier Macht wirken ließ.

Als Anna's sechs königliche Töchter ins Kloster gingen, da war der irländische Mönch Furseus der Einflußreichste am Hofe. Dieser Mönch war berühmt durch die Gabe der „Gesichte", die er hatte. Er fiel oft in „Verzückungen". In diesem Zustande durchwanderte seine vom Körper gelöste Seele den Himmel und die Hölle, und schaute dort die Wonnen der Seligen, hier die Qualen der Verdammten. Seine Gesichte wurden schriftlich aufgezeichnet, und waren weitum und überall geglaubt und wirksam. Sie sind bis auf uns gekommen.

Wo der Himmel und die Hölle in solchen Farben sich an die Seelen der Menschen anlegten, da wird begreiflich, wie Fürsten und Fürstentöchter der Pracht und dem Reiz der Welt entsagten und ins Kloster gingen, um vor der Hölle bewahrt und des Himmels sicher zu werden. Mehr als dreißig Könige und Königinnen vertauschten während des siebenten und achten Jahrhunderts die Königswohnung mit der Klosterzelle, und mehr englische Fürstensöhne begaben sich in den Dienst der Kirche, mehr englische Fürstentöchter wurden Himmelsbräute statt Erdenbräute, als das in irgend einem anderen Volk und Land vorkam.

Auch hier, unter den kriegerischen Angelsachsen, trat es mit Macht hervor, wie sehr das „Tiefsinnige“ Grundton der germanischen Natur war, und wie dem Christenthum, als es diese Naturen berührte, Saiten des Herzens entgegenklangen, mit welchen anderswo die Natur der Völker nicht bezogen war; eben das, was man jetzt „Gemüth“ heißt, und wofür keine Sprache der Welt einen sprachlichen Ausdruck hat, als die germanische in ihren verschiedenen Mundarten.

Wie wunderbar in der Entwicklung der Weltgeschichte! Dreierlei ging von diesem äußersten Winkel Europas, von England, aus: das Christenthum in das Innere Deutschlands, die bürgerliche Freiheit, und die Weltpoesie, vertreten durch Shakspeare, den Angelsachsen, den größten Dichter der christlichen Welt.

Sechszehntes Kapitel.

Bedeutung des altbritischen Bekenntnisses für die germanische Welt.

So war Britannien christlich geworden. Man muß aber keineswegs sich das so vorstellen, als ob hier der Einzelne bekehrt worden sey. Die Taufe geschah in der Regel in Folge eines Beschlusses der Landesversammlung; denn das Christenthum fand hier überall die „Volksfreiheit“ vor, und der König konnte nichts thun ohne die Zustimmung der Reichsstände, der drei Stände: Adel, Geistlichkeit und Aelteste des Volkes.

So wunderbar ist der Gang Gottes in der Geschichte. Eine Spanne hatte das Christenthum herüber von Griechenland nach dem inneren Deutschland, nach den Alpenländern Oestreichs; eine noch kleinere Spanne hatte das christliche Italien herüber an den Bodensee, ins Herz der heidnischen Völker, welche hier am Fuße der Alpen saßen und an den Almen weideten; eine eben so kleine Spanne war von Gallien und vom neubekehrten Frankenreiche herüber nach dem inneren Deutschland.

Wenn aber von allen diesen Seiten das Christenthum nach Deutschland gebracht wurde, so war es das byzantinische oder das römisch-katholische Christenthum, und eben damit das Christenthum des Absolutismus und der Knechtschaft.

Den deutschen Boden aber hatte die Vorsehung Gottes ausersehen zum großen Herde der freien Gedanken für die Welt, und in den thüringischen Bergen sollte der Knabe aus Bauernblut geboren werden, von welchem die Reformation der Kirche und der Staaten ausgehen sollte.

Darum waren es nicht römisch-katholische Glaubensboten, welche, so nah ihnen der Weg war, die deutschen Völker im innern Deutschland bekehrten, sondern der Gang Gottes machte einen weiten Kreis der Bewegung, und suchte im fernsten Nordwesten Europas, da, wo noch allein in der damaligen Welt bürgerliche Freiheit und Sitteneinfalt war, denjenigen Punkt, von welchem aus das innere Deutschland zum Christenthum hinauf gehoben wurde. Das Christenthum der Freiheit war das erste, das ins Innere von Deutschland getragen ward; das Christenthum des Absolutismus kam erst viel später, und eben damit das Zeichen zum großen Weltkampf zwischen beiden Richtungen, aus welchem Kampfe nach einander hervorgingen: die Reformation, die Freiheit Englands und Hollands, die Freiheit Nordamerikas, und die Zukunft der großen vor uns liegenden christlichen Weltentwicklung.

England gab das Christenthum durch seine Glaubensboten mit der bürgerlichen Freiheit an das heutige Deutschland ab; und Deutschland gab ein Jahrtausend später das gereinigte Christenthum und damit die bürgerliche Freiheit an Britannien zurück, und eben damit auch diesem Britannien die große Weltstellung, nach rechts und links im Ocean — die Bibel zu verbreiten und die christlich-bürgerliche Freiheit, die ein Ausfluß des Christenthums und eine erste Forderung der heiligen Schriften ist.

Beschloß in Angelsachsen die Landesversammlung die Annahme des Christenthums, so erfolgte ohne Weiteres die Taufe der Masse. Der Einzelne war gewohnt, dem Willen der Gesammtheit sich zu fügen. Mit Gewalt wurde der neue Glaube

nirgends hier zu Land aufgedrungen; eben so wenig hatten die zum neuen Glauben Uebergetretenen irgend eine Verfolgung von Seiten der dem alten Glauben Anhänglichen zu leiden. Auch das ist eine dem ursprünglichen Geiste des Christenthums verwandte Schönheit der ursprünglichen Germanennatur, daß sie Verfolgungssucht wegen des Glaubens nicht kannte.

Siebenzehntes Kapitel.

Sieg Roms in Britannien.

Im Verlaufe der Zeit näherten sich die altbritischen und die angelsächsischen Geistlichen. Nachdem sie sich Anfangs gegenseitig gehaßt, und die Katholischen lieber mit den Heiden Gemeinschaft gemacht hatten, als mit solchen Unchristen, brach sich nach und nach die Einsicht Bahn, daß eine religiöse Einheit so vortheilhaft sey als die politische, daß Spaltung und Zerrissenheit ein Unglück sey. Die Fürsten erkannten das zuerst, und sie kamen dem Eifer Roms entgegen, seine Oberhoheit über ganz Britannien auszudehnen, und die Kircheneinheit auch hier herzustellen. Durch Oswy's Gemahlin Eansiede, die Tochter Edwins, vermittelte die römische Staatsklugheit den vollständigen Sieg des römischen Glaubensbekenntnisses in Britannien. Die Königin war Gönnerin Wilfrids, der im britischen Kloster zu Lindisfarne erzogen wurde. Das war ein Jüngling, eben so ausgezeichnet durch Schönheit des Leibes, als durch Lebendigkeit und frühe Reife des Geistes.

Diesen britisch gebildeten Angelsachsen wußte die römisch-katholische Geistlichkeit nach Rom zu locken. Während eines zweijährigen Aufenthalts daselbst wurde er ganz für Roms Interessen gewonnen, zumal da ihm im Dienste des römischen Stuhles Aussichten auf die glänzendste Laufbahn sich öffneten. Zurückgekehrt, gewann er den Prinzen Alchfried für die römisch-katholische Kirche, darauf mit Hülfe der Königin den König Oswy, dann alle Fürsten der Angelsachsen.

Auf der Synode zu Streaneshalch in Yorkshire wurde von allen versammelten Würdenträgern des Staats und der Kirche der sieben angelsächsischen Königreiche die Form des römisch-katholischen Glaubens und Gottesdienstes für die Nationalreligion erklärt, und damit die kirchliche Einheit des Reichs und die Oberhoheit des römischen Pabstes anerkannt. Damit war die angelsächsische Kirche der katholischen Kirche des Abendlandes einverleibt, aus Bedürfniß nach religiöser Einheit des Reiches, welche die angelsächsischen Fürsten als die Grundlage der staatlichen Einheit und Eintracht erkannt hatten. Vom politischen Standpunkt aus entschied sich die Frage, ob, da Einheit des Glaubens und des Gottesdienstes als eine Nothwendigkeit anerkannt war, das altbritische oder das römisch-katholische Bekenntniß weichen sollte, sehr einfach und leicht. Wo nur die Wahl war, mit der unendlichen Mehrheit der christlichen Welt und den großen Reichen Europas einerlei Glauben zu haben, oder mit dem winzigen Rest der besiegten Altbriten, da gebot es die Politik wie der Nationalstolz der Angelsachsen, sich für das Erstere zu entscheiden. Altbriten und Angelsachsen hatten sich zwar schon verschmolzen zu Einem Volk, aber die Angelsachsen waren dennoch die Herrschenden, die Mehrheit der Herrschenden war römisch-katholisch, und daß die politisch Herrschenden sich nicht von der besiegten Minderheit kirchlich beherrschen lassen wollten, war natürlich. Diesen menschlichen Schwächen kam Rom ausbeutend entgegen. Die Wahrheit aber litt nur scheinbar darunter, auf einem kleinen Fleck; sie gewann dadurch auf einem großen Boden, welcher der weltgeschichtliche Boden für die Wahrheit werden sollte.

Der altbritischen Geistlichkeit wurde nur die Wahl gelassen, den römischen Brauch anzunehmen oder abzudanken. Der Bischof von Lindisfarne, Kolman, blieb mit wenigen Getreuen fest, verließ sein Bisthum mit den Gebeinen Aidans und ging in das Kloster Hy zurück, das letzte Bollwerk des altbritischen Glaubens.

In Irland war man den römisch-katholischen Einflüssen gegenüber im siebenten Jahrhundert der Wahrheit und Berechtigung seiner Ansicht noch ganz gewiß. Auf einer großen Kirchenversammlung im Jahre 630, welche unter römischem Antrieb zu

Stande kam, schlugen die protestirenden Irländer dreierlei vor: Beide Parteien sollen ihre Liturgien ins Feuer werfen; oder beide einen Mönch von ihrer Richtung in ein Haus stecken und dieses Haus verbrennen; welche Liturgie und welcher Mönch unverbrannt bleibe, die sollen Recht haben; oder endlich Abgeordnete beider kirchlichen Parteien sollen zum Grab eines Heiligen gehen, ihn auferwecken und ihn um die richtige Praxis befragen.

Die Vertreter der römisch-katholischen Weise gingen auf keines dieser Ansinnen ein; die Kirchenversammlung ging ohne Endergebniß aus einander; aber die Römisch-Katholischen wußten es bald zu machen, daß der Süden von Irland großentheils zur römisch-katholischen Weise überging. Im ersten Viertel des achten Jahrhunderts war ganz *Irland* schon *römisch-katholisch*.

Zur selben Zeit gingen der Hof, die Würdenträger des Staats und der Kirche in *Schottland* zur römisch-katholischen Weise über. Auf königlichen Befehl wurden durch eigene Sendboten alle Geistlichen der schottischen Kirche nach Art der römischen Tonsur geschoren, zu gleicher Zeit, während *Baumeister* aus Rom thätig waren, Kirchen zu *bauen* im Kunststyl der Schönheit römischer Bauten. Die *Masse* Schottlands bequemte sich; darum ließen sich in wenigen Wochen alle Geistlichen Schottlands, nur die von Hy nicht, tonsuriren. Das Scheermesser war es, äußerlich, was so schnell Schottland zur römisch-katholischen Weise bekehrte; aber auch nur *äußerlich* bekehrte. Das Feuer des Protests gegen das Römisch-Katholische glühte fort unter der Asche. Das erklärt es, warum hier die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts mit Blitzesschnelle, wie nirgendwo, Land und Volk sich entzünden sah, und die Fahne der Geistesfreiheit und der politischen Freiheit von Schottland aus zwei Welttheilen vorangetragen wurde.

Aus Politik hatten die Fürsten Britanniens sich für die römisch-katholische Weise entschieden; das Volk, wie Beda sagt, weil es in der Wahl zwischen Kolumba und dem Apostel Petrus Bedenken hatte, denjenigen hintanzusetzen, welcher an der Himmelspforte sitze. Die römisch-katholische Kirche siegte auch über das letzte Bollwerk des altbritischen Glaubens, über die Mönche zu

Hy, durch einen angelsächsischen Mönch, durch Egbert. Auch dieser hatte „Gesichte“ und „Verzückungen“, und seine schwärmerische Begeisterung führte die Mönche von Hy größtentheils zur römischen Weise hinüber.

Wilfrid baute in Sussex und Wessex Domkirchen und Klöster in römischem Styl, und auch der König von Wessex ging in das Kloster, nachdem er von Wilfrid getauft war. Es gab nicht mehr, wie bisher, Kirchen in Britannien, sondern nur noch eine Kirche. Die Gelehrsamkeit der altbritischen Schule ging befruchtend über in die römisch-katholische Kirche Britanniens.

Aber der Protest blieb dennoch auf diesem Boden: viele Geistliche und Mönche, und Viele im Volke wurden nicht römisch-katholisch. Sie ließen sich die altväterliche Sitte, ihre kirchliche Unabhängigkeit, nicht nehmen. „Niemals,“ sagt Kemble, der Geschichtschreiber seines Vaterlands, „ist es der römischen Hierarchie ganz gelungen, die angelsächsischen Nationaleigenthümlichkeiten völlig aus der Kirche zu vertilgen. Die angelsächsische Sprache blieb bis zur Besetzung des Landes durch die Normannen die Kirchensprache; die Tauffomel war angelsächsisch; die Bücher des alten und neuen Testamentes waren in angelsächsischen Uebersetzungen unter dem Volke verbreitet; angelsächsische Homilien haben sich bis auf unsere Zeit erhalten. In ihrer ganzen Macht wurde die Oberhoheit des Pabstes auch erst unter den Normannen begründet; das kanonische Recht fand keine Geltung, das Gesetz der geistlichen Ehelosigkeit konnte erst spät durchgeführt werden.“

Von denjenigen irländischen und schottischen Geistlichen, welche ihrer Weise des Glaubens treu blieben, gingen Einzelne hinüber auf das Festland, und suchten unter den heidnischen Deutschen für sich und für den Glauben ihrer Väter einen neuen Boden.

Achtzehntes Kapitel.

Die Bekehrung Deutschlands. Kolumban, Gallus und andere Glaubensboten.

Schon unter der Herrschaft des römischen Kaiserthums war das Christenthum längs des Rheins und der Donau herrschend gewesen, aber unter dem langen Sturm der Völkerwanderung war in den Donaugegenden das Christenthum mit seinen Stiftungen fast untergegangen; am obern und mittlern Rhein hatten sich zwar die Bischofsstühle der altrömischen Städte Basel, Konstanz, Straßburg, Speyer, Worms, Mainz, Trier, Köln auch unter den Erschütterungen der Völkerwanderung erhalten, aber die Völkerstämme, die sich in den Rheingegenden gesetzt hatten, waren nicht, wie die Gothen, Christen, sondern Heiden; Heiden waren die Alemannen, wie die Bayern an der Donau, wie die Thüringer und Hessen; und das nordwestliche Deutschland, wo Friesen und Sachsen wohnten, hat man „einen undurchdringlichen Urwald des Heidenthums" genannt. Erst seit dem siebenten Jahrhundert war christliche Liebe eifrig, aber mehr noch die Politik fränkischer Herrschsucht und des römischen Pabstes bestrebt, diesen Urwald des Heidenthums zu lichten.

Zu den heidnischen Alemannen, die vom Fuße der Alpen bis zum Lech östlich und bis zu den Vogesen westlich saßen, in dem schönen Gebirgsland, das die Quellen der Donau und des Neckars in sich schließt, brachten das Christenthum nicht die Bischöfe von Konstanz oder Augsburg, von Worms oder Speyer, nicht Geistliche des Frankenreichs, sondern — Irländer und Schotten.

Diese Iren und Schotten kamen theilweise schon lange vor der Unterdrückung des altbritischen Bekenntnisses herüber, aus nationaler Wanderlust, aber auch aus Feuereifer für das Bekehrungswerk. Der Erste, welcher das Evangelium nach Alemannien brachte, war der Irländer Fridolin, im Anfang des sechsten Jahrhunderts. Auf einer ehemaligen Rheininsel oberhalb

Basels stiftete er das Kloster Seckingen. Sein Leben wie seine Wirksamkeit sind nur sagenhaft, nicht geschichtlich auf uns gekommen. Gegen Ende des sechsten Jahrhunderts aber zog aus dem irischen Kloster Bangor eine Zahl eifriger Glaubensboten aus, übers Meer nach den deutschen Heidenländern, im Jahre 589. An der Spitze dieser irländischen Mission nach Deutschland stand Kolumban, und der ausgezeichnetste seiner Gefährten war Gallus.

Im altbritischem Geiste, nach dem Vorbilde von Bangor, gründeten sie Klöster als Pflanzstätten des Christenthums und der Bildung. Zuerst wählten sie die Thäler der Vogesen zu ihrer Arbeitsstätte, und gründeten da die Klöster Anagray, Luxenville und Fontaine. Hier war zwar zuvor schon Christenthum, aber welcherlei Christenthum! Die burgundische Bevölkerung dieser Thäler war verwildert, am verwildertsten die alte Königin Brunhilde, welche mehr herrschte als ihr Enkel Theodorich II., der eigentlich König war. Ein sittenloses Weib war diese Brunhilde. Unter König Guntram, unter dessen Neffen Childebert II. und unter Theodorich II. wurden Kolumbans und seiner Gefährten Bemühungen vom Hof aus begünstigt; aber da Kolumban den Plänen und der Herrschsucht der Brunhilde entgegenwirkte, hetzte diese ihren Enkel Theodorich auf, als gegen Fremdlinge, welche das Volk aufwiegeln und ihm gefährlich seyen. Um nicht durch eine rechtmäßige Gemahlin an Einfluß auf ihren Enkel zu verlieren, hielt ihn Brunhilde davon ab, sich zu vermählen, und führte ihm selbst Buhlerinnen in die Arme. Die Sprossen dieser unkeuschen Umarmungen stellte Brunhilde eines Tags dem Kolumban vor, mit dem Ansinnen, daß er ihnen seinen Segen gebe. „Nein," sagte der strenge Glaubensbote; „Bastarden gebe ich den Segen nicht." Solche Beleidigung, ins Angesicht gesagt und vor Zeugen am Hofe, vergaß Brunhilde nicht. Kolumban und die Seinen wurden verbannt, mit kriegerischem Geleit nach Nantes gebracht, um zu Schiff in ihre Heimath geführt zu werden. Widrige Winde verhinderten die Abfahrt, Theodorich erlaubte ihnen indessen nachträglich, sich außerhalb seines Reichs hinzubegeben, wohin sie wollen, und nach zwanzigjähriger

Wirksamkeit auf burgundischem Boden verließ ihn Kolumban, ging über Metz nach Mainz, den Rhein hinauf, und ließ sich zuletzt zu Tuggen am Züricher See nieder. Diese Heiden der Schweiz aber waren noch sehr heidnisch. Und ließen sich auch Viele von Kolumban und Gallus taufen, so wurde doch die Mehrheit durch den raschen Eifer des Gallus abgestoßen und gereizt. Bei einem heidnischen Feste warf Gallus die Opfer sammt den Götzen in den Züricher See und verbrannte den Götzentempel. Auf das wurden sie von den Heiden vertrieben, und sie schützte nur der königliche Schutz vor dem Tode, aber nicht vor Mißhandlung. Die britischen Glaubensboten wanderten nun nach Nordost weiter, nach dem Bodensee zu. Hier trafen sie auf christliche Stiftungen aus der Römerzeit her, zu Arbon auf eine kleine christliche Gemeinde, auf eine andere zu Grabs. Der Pfarrer der ersteren, Willimar, wie der Pfarrer der anderen, Johannes, nahm die Glaubensboten sehr gastlich auf. Willimar empfahl ihnen auf ihre Frage die nahe, von den Alemannen zerstörte Römerstadt Bregenz zu ihrer Niederlassung. Da fanden sie eine alte Aureliakirche, die noch nicht lange zuvor in einen Götzentempel verwandelt worden war. Sie warfen die heidnischen Götzen heraus und weiheten den Bau wieder zu einer christlichen Kirche; und das that Gallus absichtlich und offen an einem heidnischen Feste, an welchem sich eine große Menschenmenge bei diesem Tempel versammelt hatte. Erst an diesem Tage begann Gallus seine evangelischen Vorträge. Am Schluß der Predigt bewies er den Heiden die Nichtigkeit ihrer Götter dadurch, daß er die drei allda aufgestellten thönernen Götzenbilder ergriff, sie zerschlug und die Scherben in den Bodensee schleuderte. Viele der anwesenden Heiden erkannten die Nichtigkeit dieser Götzen und ließen sich taufen; viele Andere aber gingen grimmig hinweg. Die britischen Glaubensboten bauten sich Hütten, legten Gärten an, pflanzten Fruchtbäume, unterwiesen die Umwohner im Fischfang und Gartenbau, waren sehr gastfreundlich gegen sie, und daneben eifrig in Predigt und Lehre. Das Christenthum, mit dieser Kultur im Gefolge, fand täglich mehr Eingang. Der Haß der zähen Heiden aber wurde nur noch mehr gereizt, sie lagen dem

alemannischen Herzog Gonzo in den Ohren, die immer weiter gehende Ausreutung der Wildniß, womit die Kultur der Glaubensboten die Wälder bedrohe, verderbe ihm sein Jagdrevier, und Gonzo befahl den Letzteren, die Gegend zu verlassen. Zu gleicher Zeit war der burgundische König Theodorich II. auch Herr von Austrasien (Ostfranken), wozu Alemannien gehörte, geworden, und die Rache seiner Großmutter Brunhilde konnte den Arm nach dem verhaßten Kolumban jetzt bis Bregenz ausstrecken. Kolumban ging im Jahre 613 über die Alpen ins Reich der Longobarden, und gründete da das Kloster Bobbio, in einem Alpthale der Apenninen bei Pavia.

Gallus, Callehc im Irischen, war krank, dabei nicht des Willens, die Arbeit für den Glauben unter den Alemannen so leicht aufzugeben. So blieb er allein von Kolumbans Gefährten zurück. Kolumban, der an seine Krankheit nicht glaubte, verbot ihm jede priesterliche Handlung, so lang er, Kolumban, am Leben sey. Kolumban war energisch, aber auch derb und stolz, gewöhnt, zu gebieten, und unbedingten Gehorsam zu sehen. Der greise Glaubensbote starb aber schon dritthalb Jahre nachher, im Jahr 615. Nach seiner Genesung suchte Gallus mit einigen Anderen, darunter die beiden Diakone Willimars, Magnoald und Theodor, welche geborne Alemannen waren, in der Wildniß eine neue Stätte zur Niederlassung, und so kamen sie zum Flüßchen Steinach. Da fingen sie einige Fische. Während Magnoald sie briet, ging Gallus bei Seite und betete. Beim Aufstehen blieb er an einem Dornenstrauch hängen und fiel zu Boden. Das deutete er als eine göttliche Weisung, hier zu bleiben. Aus zwei Hölzern formte er ein Kreuz, steckte es in die Erde und hing die mitgebrachten Reliquien daran auf. So stand jetzt auch hier das Kreuz aufgerichtet im wilden Waldthale, zwischen hohen Bergen, in der Einsamkeit des Urwalds. Sagenhaft fügt sein Lebensbeschreiber hinzu, in der Nacht sey ein Bär gekommen, die Reste der Mahlzeit zu verzehren; Gallus habe ihm geboten, Holz zum Feuer herbei zu tragen, und der Bär habe gehorcht. Die Alemannen waren Bären, ehe sie das Christenthum zähmte und bildete. Gallus wurde mit einem Bären abgebildet, und aus der Ab-

bildung wurde diese Sage herausgesponnen. Gallus begann sofort mit seinen Gefährten, sich Mönchszellen zu bauen, und aus der Zelle des Gallus erwuchs das berühmte Kloster St. Gallen, aus einer einfachen Klause eine gewaltige Pflanzstätte der Wissenschaft, und bald eine fruchtbare Landschaft mit Tausenden von Bewohnern, wo Urwald gewesen war. Es gelang dem Einsiedler Gallus, Gleichgestimmte auf seine Kultur zu versammeln, und ebenso, die Tochter des Herzogs Gonzo zu heilen, und dadurch die Gunst und den Schutz desselben sich zu sichern. Das Bisthum Konstanz, das ihm angeboten wurde, lehnte er ab, um ganz allein als Glaubensbote und Bildner unter den heidnischen Alemannen hin und her wirken zu können. Als er um das Jahr 646 hochbetagt starb, sah er reiche Früchte seines Wirkens. Viel hatte ihn dabei unterstützt, daß er nicht, wie andere Glaubensboten, durch einen Dolmetscher sprach, sondern bald nach seiner Ankunft der Landessprache ganz mächtig geworden war. Magnoald gründete am obern Lech, an der Klause des nahen Vorarlberg, eine Zelle, und arbeitete hier für die Verbreitung des Christenthums, im Allgau, in Oberbayern und Vorarlberg. Aus der Magnoaldszelle erwuchs Kloster und Stadt Füssen; und zu gleicher Zeit hatte der Einsiedler Trudpert im Breisgau, am Fuße des Schwarzwaldes, in einem Felsenthale, am Flüßchen Neumage, ein Bethaus errichtet und da herum den Landbau gelehrt und geübt. Das war die Grundlage zu der berühmten Benediktinerabtei St. Trudpert.

Wo das altbritische oder das arianische Bekenntniß in das Herz des Heidenthums einschlug, da schlug es auch den Karst in die Wildniß, und Feld und Garten wurde daraus. So wurden, ohne irgend einen Zusammenhang mit dem römischen Stuhl und dem römischen Bekenntniß, die schönsten Gegenden des jetzigen Deutschlands, die am Neckar und Main, trotz des Urwalds der Natur und des Heidenthums, christlich gemacht.

Die Pflanzstätten des Christenthums und der Bildung bedurften für deren weitere Verbreitung materielle Mittel. Und die Urkunden zu Ende des siebenten Jahrhunderts enthalten schöne

Schenkungen von Grund und Boden an die Abtei St. Gallen; aber auch das schöne Schwabenland enthält eine schöne Reihe von Kirchen, welche um diese Zeit von St. Gallen aus gegründet worden sind.

Unter dem Schutz des Frankenherrschers Karl Martell wurde auch das Kloster Reichenau gegründet durch Pirmin, einen Franken. Aber auch der scheint nicht römisch-katholisch gewesen zu seyn. Er kam bald nach dem Anfang des achten Jahrhunderts. Wenige Jahre darauf wurde er vertrieben, in dem großen politischen Kampfe, welchen das alemannische Herzogthum mit dem fränkischen Königthum, die Volksfreiheit mit dem Absolutismus und der Lehenherrschaft, oder, wie es in gewöhnlichen Geschichtsbüchern heißt, der alemannische Herzog Theutbald mit dem fränkischen Königthum, führte.

Dieser politische Zusammenstoß drängte Pirmin an den Rhein zurück, und da gründete er auf beiden Seiten des Stromes die Klöster Murbach, Weissenburg, Maursmünster, Schwarzach, Gengenbach.

Zu Anfang des achten Jahrhunderts war dieser schönste Theil Deutschlands ganz christlich, bei der Ankunft dessen, welchen man, von katholischer Seite absichtlich, von evangelischer Seite aus Unwissenheit, mit dem ausprägenden Namen „Apostel der Deutschen“ bezeichnet hat.

Das war Bonifazius, gewiß eine bedeutende Persönlichkeit, von weit ausgreifender Thätigkeit; aber nur derjenige nicht, der die Deutschen erst zum Christenthum bekehrte.

Bonifaz fand Südostdeutschland, wie er kam, als ein vollständig christliches Volk und als ein durch kirchliche Anstalten geordnetes Land bereits vor.

Neunzehntes Kapitel.

Winfried (Bonifaz).

Leicht geben und leicht nehmen die Menschen Namen und Ehrentitel. So heißt Bonifaz „der Apostel der Deutschen"; und doch ist er nichts als der „Apostel der römischen Hierarchie an die Deutschen". Manche Geschichtschreiber und Lehrer der Kirchengeschichte haben das Bild dieses Mannes parteilich entstellt: die einen ihm zu viel aufgetragen; die anderen ihm sogar das wahre Verdienst abgezogen.

Bonifaz war ein angelsächsischer Mönch, und dieser Angelsachse hieß Winfried. Er war geboren zu Kirton in Devonshire. Er war einer derjenigen Angelsachsen, welche den altbritischen Glaubensboten nachzogen, um hinter ihnen drein die römisch-katholische Weise den christlichen wie den heidnischen Deutschen beizubringen.

Er gehörte zu der Zahl der römischen Sendlinge, derjenigen, welche von Rom aus den Auftrag hatten, das in altbritischer Art und apostolischem Sinn bekehrte Volk in Deutschland unter die „Oberhoheit des römischen Bischofs", wie das gesammte Abendland unter die einheitliche Form des Glaubens, des Gottesdienstes und der Grundsätze der römisch-katholischen Hierarchie zu bringen.

Völlig christlich war das südöstliche Deutschland beim Auftritt des Bonifazius. Schon Severin, der im Jahre 482 starb, hatte Christen und Heiden um sich, als er in den Donauländern für das Christenthum arbeitete. Von da kam das Christenthum zu den Bayern; in der Mitte des siebenten Jahrhunderts war der heilige Emmeran in Regensburg thätig, und Salzburg war Anfangs eine Niederlassung des Bischofs Rupert, der an der Salzach bekehrte, und, nachweisbar, mit dem römischen Bischofsstuhl in keinerlei Verbindung stand.

Damals, zu Anfang des achten Jahrhunderts, war es aber von Vortheil, den Beistand des römischen Stuhls für sich zu

haben, gegenüber der immer weiter greifenden Uebermacht des fränkischen Königthums.

Schon damals wurde es so angesehen, daß für das Abendland der Stuhl zu Rom, unter Umständen, der Volkstribun für die Fürsten werden könne. Das war des römischen Stuhles erste Stufe. Seine zweite Stufe war: der Volkstribun für die Völker zu werden, für den Uebergriff jedes Fürsten. Die Großheit des Pabstthums in dieser sittlichen Richtung entwickelt sich wunderbar schnell, eben so schnell, wie dessen gottesgerichtlicher Verfall.

Weil die römisch-katholische Kirche mit dem Königthum, weil der Altar mit dem Thron den Bund gemacht hatte in dem großen Frankenreich, fand Winfried (Bonifazius) dieses Reich so, daß er klagte, seit achtzig Jahren sey keine Kirchenversammlung mehr gehalten worden, und die bischöfliche Gerechtigkeitspflege haben die Bischöfe fast nur zu Gewaltthaten mißbraucht.

Das muß man bedenken, ehe man den großen Gedanken des römischen Pabstes verdammen will, welcher wußte, daß Ordnung in Sachen der Christenheit unmöglich war, ohne eine Ordnung, welcher die weltlichen Fürsten sich unterordneten.

Winfried war ein ausgezeichneter Mann. Den wußte man nach Rom zu locken, und dieser Angelsachse wurde das Werkzeug zu dem, was man katholischerseits die Bekehrung Deutschlands heißt.

Das römische Pabstthum hat den Angelsachsen Winfried für seine Zwecke gebraucht.

Winfried hatte nach seinem Auftrag von Rom aus nicht das Evangelium zu predigen, sondern die Herrschaft des römischen Pabstes, und alle die Ergebnisse aus diesem Vordersatz, zu verkünden.

Der thatkräftige und gewandte Winfried hatte seine erste Bekehrungsreise im Jahre 715 zu den heidnischen Friesen gemacht, ohne Erfolg. Im Jahre 718 reiste er nach Rom, und ließ sich feierlich dazu weihen und ausrüsten, „die deutsche Kirche römisch zu organisiren und der päbstlichen Hierarchie einzugliedern.“ Zu-

erst unterstützte er den Erzbischof Willebrord von Utrecht, einen Angelsachsen, welcher der Apostel der Friesen heißt, drei Jahre lang. Darauf wählte er im Jahre 722 Thüringen und Hessen sich zum Arbeitsfeld. Die Thüringer waren noch zu Ende des siebenten Jahrhunderts unberührt vom Christenthum, und der irische Glaubensbote Kyllena oder Kilian war der Erste, welcher, getrieben von der Liebe Christi, mit mehreren Gefährten die Heimath verließ, um das Christenthum ins Dunkel der Thüringer Wälder zu tragen. In der Gegend von Würzburg begann er seine Thätigkeit. Herzog Gozbert aber, der auf dem Schloß zu Würzburg Hof hielt, ließ Kilian und seine zwei Mitarbeiter, Koloman und Totnan, hinrichten. Ihr Märtyrertod ist von der späteren Sage schauerlich romantisch ausgeschmückt worden, aber an dieser Sage ist gar nichts Geschichtliches.

Bonifaz vollendete, was Kilian angefangen; er fand aber auch altbritische Glaubensboten hier thätig, und altbritisches Christenthum gepflanzt.

Der römische Pabst hatte ihn ausdrücklich nach Thüringen gewiesen. Seine Arbeit aber fing Bonifaz in Oberhessen an. Zwei hessische Fürsten fand er hier, welche sich Christen nannten, aber vom Christenthum fast nichts an sich hatten als die Taufe, sonst noch ganz heidnisch waren. Bonifaz unterwies sie im katholischen Christenthum, und, von ihnen unterstützt, gründete er Amöneburg, das erste Kloster in dieser Gegend, neben dem Städtchen gleiches Namens, welches das Hoflager der beiden fürstlichen Brüder war. Auf einem Berg unweit der Ohm erbaut, war dieses Kloster eine wohlgewählte Warte für die Eroberungen, welche Bonifaz für die römisch-katholische Kirche machen wollte. Von hier aus konnte Niederhessen, Sachsen und Thüringen in Angriff genommen werden, und in kurzer Zeit hatte er Tausende von Heiden getauft, Tausende, welche schon Christen hießen, besser unterrichtet. Denn wie die beiden Häuptlinge zu Amöneburg, hatten es bisher viele Deutsche da gehalten: sie hatten Christus verehrt, aber neben ihm auch die alten Götter.

Auf den Bericht dieser Erfolge wurde Winfried zu weiterer Besprechung nach Rom berufen. Der päbstliche Stuhl erkannte

den Werth dieses Mannes für die Hierarchie: schon vor seiner Ankunft war darum beschlossen, Winfried zum Bischof für Deutschland zu ernennen.

Nach seiner Ankunft in Rom wurde ihm deutlich gemacht, daß die römisch-katholische Kirche in Deutschland zu gründen, Winfried vom römischen Stuhl ausgesandt worden sey, daß, was der Sendbote des Stuhles Petri im Namen und Auftrag des Letztern geschaffen habe und noch schaffen werde, nicht seine eigene, sondern eine Schöpfung dieses Stuhles sey, und daß der römische Stuhl diese Schöpfung in die unmittelbare Obhut seiner Oberhoheit nehme.

Winfried mußte ein Glaubensbekenntniß abgeben, und mit einem feierlichen Huldigungseid zur Treue gegen den römischen Stuhl sich verpflichten.

Dieser Verpflichtungseid unterscheidet sich von den bisherigen Bischofseiden dadurch, daß der Verpflichtung zur Treue gegen die Kirche der Eid zur Treue gegen den Kaiser oder den König darin nicht mehr voran ging, sondern ganz ausgelassen wurde, und als Herr allein der römische Pabst genannt war, und diesem allein gehuldigt wurde.

Wenige Jahre zuvor erst, nach dem Jesuiten Johann Garnier um das Jahr 712, waren in dem geheimen Rathe des römischen Stuhles die Eidesformulare gefertigt worden, auf welche die Bischöfe fortan beeidigt werden sollten, je nachdem es thunlich wäre, mit Einfügung oder Weglassung der Eidestreue gegen die weltliche Macht.

Winfried schwur einzig und allein dem Apostelfürsten Petrus und dessen Stellvertreter den Huldigungseid; er schwur ihn am Grabe des Apostels Petrus. Das Grab des Apostels Petrus aber war jetzt in der vatikanischen Basilika, welche Kaiser Konstantin errichtet hatte. Gleich nach deren Ausbau wurde, in einem bronzenen Sarge verschlossen, derjenige Leichnam daselbst beigesetzt, welcher als der Leichnam des Apostels Petrus galt, von welchem die Ueberlieferung sagte, daß er zu Rom im Cirkus des Nero den Märtyrertod erlitten habe.

Der Eid lautete: „Ich Bonifazius, von Gottes Gnaden

Bischof, schwöre dir, dem seligen Apostelfürsten Petrus, und deinem Stellvertreter, dem seligen Pabst Gregor, und dessen Nachfolgern, bei dem Vater, dem Sohne, dem heiligen Geiste, der unzertrennlichen Dreieinigkeit, und bei diesem deinem heiligsten Leichnam, daß ich allen Inhalt des Glaubens und die Reinheit der katholischen Lehre bewahren, auch in der Einheit dieses Glaubens, auf welcher zweifelsohne alle Seligkeit der Christen beruht, mit Gottes Hülfe verharren werde. Ich schwöre, nie auf irgend Jemands Rath in irgend einer Weise mich gegen die Einheit der allgemeinen Kirche der Welt in etwas einlassen zu wollen, sondern dir und den Interessen deiner Kirche, welcher von Gott dem Herrn die Macht, zu binden und zu lösen, verliehen ist, sowie deinem Stellvertreter und dessen Nachfolgern meine unverbrüchliche Treue und Arbeit in Allem zu weihen; ich schwöre ferner, keine Verbindung und Gemeinschaft mit Bischöfen zu halten, von welchen mir bekannt geworden, daß sie den alten Vorschriften der heiligen Väter zuwider handeln, vielmehr, so viel ich kann, denselben zu wehren, und wo ichs nicht vermag, davon sogleich meinem apostolischen Herrn Anzeige zu machen. Sollte ich, was ferne sey, irgend etwas, absichtlich oder aus Versehen, gegen diesen meinen Eid thun, so möge mich die Pein des jüngsten Gerichtes oder die Strafe des Ananias und der Saphira treffen, welche sich erkühnt haben, dich, o heiliger Petrus, mit That und Wort hintergehen zu wollen. Diesen Eid habe ich, Bonifazius, geringer Bischof, mit eigener Hand niedergeschrieben und über dem Grabe des heiligen Petrus vor Gott, dem Zeugen und Richter, beschworen, und gelobe, ihn zu halten."

Am 30. November 723 wurde nun Bonifazius zum Bischof für Deutschland geweiht und mit Empfehlungsschreiben an den Frankenherrscher im Westen, an die deutsche Geistlichkeit und an die Fürsten der Ostfranken, selbst an die heidnischen Altsachsen, wieder nach Deutschland gesandt. Namentlich aber gab ihm der Pabst eine Abschrift des römischen Kirchenrechtes mit.

Um für seine Bestrebungen einen kräftigen Schutz zu haben, suchte er möglichst schnell mit dem Beherrscher des westfränkischen Reiches in Verbindung zu treten.

Dieser war zu der Zeit Karl Martell.

Das Großkönigthum Chlodwigs, welches verbrecherisch, durch grause Sündenthaten, gegründet war, und dessen dunkle Blutflecke durch die Kirchlichkeit Chlodwigs durchschlungen, hatte keinen Bestand. Die so erzwungene Einheit zerging gleich nach seinem Tode in vier Reichsbruchstücke, in welche seine vier Söhne sich theilten. Dazu kam, daß das Christenthum hier nicht zu einem geistigen Einheitsband durch wachsende Bildung und Erkenntniß wurde, als das es jenseits des Kanals auf Großbritanniens Boden sich zeigte.

Es hebt sich von selbst hervor: Als drüben die altbritische Kirche mit den Angelsachsen in die römisch-katholische Kirche überging, hat sich die Letztere durch diese Einschmelzung nicht nur auf britischem Boden vergeistigt, sondern auch versittlicht. Das mächtige, in die katholische Kirche einverleibte altbritische Element der Sitte wirkte darin fort, und nirgends sonst in der Welt zeigte sich um diese Zeit die rechtgläubige Kirche in so edler Gestalt; die Unduldsamkeit war vor dem sittlich-religiösen Auge auch des rechtgläubigen Briten etwas Verwerfliches, das Prunken mit äußerlicher Pracht beim Gottesdienst wurde sofort beschränkt, und nicht Feuer und Schwert, sondern Lehre und Unterricht galten fortan auch dem rechtgläubigen Briten als die einzigen evangelischen Mittel zu Verbreitung des Christenthums.

Um diese Zeit war Britannien der Altar, auf welchem das Christenthum in römisch-katholischer Gestalt als eine helle, schöne Flamme brannte; darum, weil in der Bevölkerung vom Romanischen nichts mehr da war, und die germanische Natur, in ihrer Frische, zu gesund war, als daß byzantinische und italienische Auswüchse sie nicht abgestoßen hätten.

Das war im Westfrankenreich ganz anders. Da waren die Grundstoffe verschieden und einander feindlich; und Chlodwigs Großkönigthum mußte, sobald die Faust todt war, welche das Ganze zusammenpreßte, sich zertheilen, weil diese Art Christenthum und Kirche, wie sie in diesem Reiche sich breit machten, von ganz anderen Grundsätzen ausgingen, als das Christenthum in Britannien; und so gingen Romanen (oder Welsche) und Deutsche, die ehemaligen

römischen Reichssaßen mit dem Mischlingsvolk, und das reine germanische Blut, aus einander. Diese beiden Grundstoffe waren für einander zersetzende Kräfte. So lang diese Kräfte gleich waren, konnte das Reich eins seyn; Chlodwig selbst hatte das romanische Element in Frankreich und das romanische Element von Außen herein so mächtig werden lassen, daß die Zersetzung der Einheit des Reichs daraus folgen mußte.

Die Söhne und Enkel Chlodwigs waren schwach, unmächtig, von Weibern beherrscht und von Hofgeistlichen. Aber nicht bloß das war hier so, wie am byzantinischen Hofe; sondern auch noch etwas Anderes.

Chlodwig schon war als „gesalbter König“ ganz in die Grundsätze und Anschauungen des oströmischen Kaiserthums eingegangen, nach welchen der Alleinherrscher der Gott auf Erden, und dessen Unumschänktheit — religiös begründet war. Die Hofgeistlichkeit der Nachfolger Chlodwigs, wie der Stuhl von Rom, wiegten das merwingische Königshaus tief und tiefer hinein in diesen Wahn; und von Chlodwig an geht ein vierhundertjähriger Kampf durch die fränkisch-deutsche Geschichte, der Kampf des nach morgenländischer Unumschränktheit ringenden Königthums gegen die altgermanische Freiheit, der romanischen gegen die deutsche Sitte.

Man übersehe das ja nicht. Viele Kirchengeschichten haben das übersehen, was doch die politischen Geschichtbücher so scharf ausgeprägt vor Augen stellen.

Das vorzüglich auch wurde die Quelle des Untergangs des merwingischen Königshauses; und das vorzüglich ist die Quelle des Krankseyns oder des Untergangs so vieler Fürstenhäuser in Europa geworden, welche die römisch-katholische Priesterschaft in den gleichen Wahn hineinlullte, und welche untergegangen sind oder untergehen werden.

So sehr erweist sich in der Weltgeschichte das christliche Element als das erhaltende und immer wieder verjüngende, das unevangelisch-priesterliche Element als das auflösende, dem Untergang zuführende; und darum ringen in unseren Tagen einerseits ebenso die zahlreichen gebildeten evangelischen Priester

der katholischen Kirche, als andererseits die Einsichtigen unter den Rathgebern katholischer Kronen und diese katholischen Kronen selbst von diesem Abgrund sich los, welchem auch sie die seit Chlodwigs Tagen übliche priesterliche Praxis zuzuführen im Zuge war.

Des gesalbten Chlodwigs Geschlecht, dessen Taufe mit Wundern ausgeschmückt, und der von der Kirche so gefeiert wurde, war eine an Leib und Seele abgeschwächte Sippschaft. Von der Geistlichkeit den Reichsgeschäften fern gehalten, so dem Müssiggange zugewiesen, der Wollust und der Schwelgerei zugeführt, mit Spielereien, welche der Eitelkeit des Hofes schmeichelten, unterhalten, zeigte sich der Schattenkönig des Westfrankenreichs jährlich einmal der Volksgemeinde, mit prachtvollem Gefolge und den byzantinischen Abzeichen der Hoheit. An diesem Tage war das und die Annahme der üblichen Geschenke Alles, was er für das Volk that. Am Abend fuhr er auf einem von Stieren gezogenen Wagen in den Palast, und lebte hier nicht den Staatsgeschäften und dem Volkswohl, sondern einzig der Sinnenlust, ihren stillen und rauschenden Freuden, so lange, bis das Jahr wieder um war, und er wieder im Prachtaufzug öffentlich sich zu zeigen hatte.

Welch ein frühes Urbild des Hofes und Wesens der Bourbonen aller Zweige bis zur französischen Revolution!

Mit den Ministern dieses merwingischen Hofes war der römische Stuhl in ununterbrochener, bald offener, bald geheimer, Verbindung.

Das reindeutsche Geschlecht der Pipine, welches später die „Karolinger“ genannt wurde, war es, durch welches die deutsche Ehre und Macht gerettet wurde.

Im Angesicht des entarteten Königshauses übertrugen die Reindeutschen des Frankenhauses an Pipin von Landen in Niederland an der Maas die Hausmajerstelle als erbliche Würde. Der Hausmajer war zunächst der Finanzminister des merwingischen Königshauses. Er hatte die Krongüter und die Vertheilung der Einkünfte daraus an das königliche Gefolge, d. h. an alle Beamte des Hofes und Staates, unter sich. Darin lag seine Macht; er war der Herr, nach dem man sich zu richten hatte.

Pipin II. machte aus der Hausmaierstelle schon mehr: er machte sich zugleich zum obersten Heerführer im ganzen Reich, und war und hieß Reichsverweser. Karl Martell, sein Sohn, ein glorreicher Held, hatte die Leitung des Reiches schon ganz allein.

Karl Martell, oder der Hammer, war ein herrlicher Kriegsheld. Er hatte rasch die bisher getrennten fränkischen Völker durch sein siegreiches Schwert zur Einigung gebracht, und die heidnischen Alemannen, Bayern und Friesen unter die fränkische Oberherrlichkeit, etliche Gaue der Altsachsen zur Zinspflicht gezwungen. Durch das Letztere war das Bekehrungswerk im Lande der Friesen und der Sachsen viel leichter geworden; denn es wurde jetzt betrieben unter dem schützenden Schwerte des Siegers „Karl Martell, des glorreichen Herzogs der Franken, dessen Waffen der Allmächtige gesegnet hatte", wie es in der Beschreibung des Lebens Winfrieds heißt. Das war nun auch der Mann, an welchen Winfried für seine weitere Arbeit mit dem Empfehlungsbriefe des Pabstes sich wandte.

Wie aber Winfried den Hof Karl Martells näher betrachtete, schrieb er an seinen vertrautesten Freund: „Das Wort des Apostels paßt auf mich, allenthalben Trübsal, nach Außen Kampf, nach Innen Beängstigung. — Ohne den Beistand des Herzogs der Franken kann ich weder das Volk regieren, noch meine Presbyter, Diakone, Mönche und Mägde Gottes beschützen, noch vermag ich, ohne sein Machtgebot und die Furcht vor ihm die heidnischen Gebräuche und den Gräuel des Götzendienstes in Deutschland zu unterdrücken. Gehe ich aber, um den Schutz des Fürsten zu suchen, an den Hof, so komme ich mit den verdorbensten Menschen in Berührung." —

Die Bischöfe, welche den Hof zu Paris umgaben, waren schon seit ein paar Jahrhunderten großentheils sehr verdorben, diejenigen, welche Romanen, wie diejenigen, welche Franken waren. Die Franken brachten oft sehr heidnisch-nationale Sitten und Anschauungen auf den bischöflichen Stuhl; denn Bischof zu werden, suchte ein großer Theil des fränkischen Adels, und, wenn er es geworden war, trieb er seine adeliche Lebensart fort. So war die fränkische Geistlichkeit in Rohheit und Verwilderung hinab-

gesunken, lange vor Karl Martell; unter diesem aber wurde es noch schlimmer. Dieser unaufhörlich in Kriegen und Schlachten sich bewegende Kriegsfürst gab, um seine Kriegsobersten zu belohnen, an diese die Bisthümer und Abteien, obgleich sie Laien waren. War Krieg, so zogen sie darein; war Ruhe, so lebten sie als Kriegsleute, schmausten und jagten, ohne an Kirchenzucht, Seelsorge und irgend eine geistliche Beschäftigung zu denken.

Ihr Lebensverbrauch hatte zur Folge — Raub an den Kirchengütern und Bedrückung der niedern Geistlichkeit.

Karl Martell selbst gab darin ein böses Beispiel. Er schaltete willkürlich über die Kirche und ihr Gut, weil er viel Sold für seine Kriegsleute nöthig hatte. Denn er war der Erste, der sein Heer nicht bloß aus dem freien Heerbann zusammensetzte, sondern Haufen besoldeter Kriegsleute hielt. Der geistliche Charakter der fränkischen Kirche verschwand ganz vor dem Feldlagergeist, welcher durch ihn und seine zuchtlosen Waffengefährten eingedrungen war, welche Bischöfe und Aebte waren an der Stelle derer, die er abgesetzt oder in den Bann gethan hatte, er, der Laie, weil sie ihm mißliebig waren, so ganz mit der Willkür jener früheren byzantinischen Despoten.

Wie es mit dem Christenthum in diesem römisch-katholischen Frankenreich aussah, nachdem die Romanen größtentheils den von ihnen verdorbenen Germanen in den höheren Kirchenstellen hatten weichen müssen — dafür sprechen klarer und stärker, als alles Andere, die geschichtlich, in naiver Nacktheit, auf uns gekommenen Thatsachen.

Nicht Feinde der katholischen Kirche, nicht „Ketzer“, sondern Schwärmer für die katholische Kirche haben uns diese Thatsachen erhalten. Das muß man, so wenig man es gewöhnlich thut, im Sagen und Glauben von Dingen auf dem religiösen Gebiete der Gegenwart, und noch viel mehr auf dem der Vergangenheit, vor Allem festhalten, ob es Andersgläubige sind, oder ob es Gleichgläubige sind, welche Dieses oder Jenes berichten.

Man muß nicht Alles auf Rechnung fränkischer Rohheit schieben. Gregor von Tours erzählt von romanischen Bischöfen: „Einer trank sich die fallende Sucht zu, Cautinus. Und

diesen beherrschte zugleich die Habsucht so sehr, daß er auf alle ersinnliche Weise die Nachbarn seines Gebietes bestahl, betrog und um das Ihrige brachte. Einem Geistlichen war eine königliche Schenkung für seine Kirche geworden. Der Bischof verlangte von ihm die Auslieferung dieser Urkunde. Auf die Weigerung ließ der Bischof ihn in einen Sarkophag, zu einem halb verwesten Leichnam einsperren, damit er dort Hungers sterbe. Er entkam aber noch durch die Gespensterangst und Nachlässigkeit der Wächter." —

„Die Bischöfe Paladius und Bertram stießen an der Tafel des fränkischen Königs Guntram zu Ende des sechsten Jahrhunderts im Wortwechsel und Zorn Worte gegen einander aus, welche den Anwesenden bewiesen, daß jeder vom andern gröbste Sünden und Missethaten kannte. Raub, Mord, Gewaltthat an Frauen und Jungfrauen, und viele andere Verbrechen wurden den beiden Brüdern, dem Bischof Salonius von Embrun und dem Bischof Sagittarius von Gap, auf einer Synode erwiesen, und diese setzte sie ab, zu Trier. Der König rieth ihnen, nach Rom zu reisen, und Berufung an den Pabst Johann III. einzulegen. Auf dessen Befehl wurden diese Bischöfe wieder eingesetzt."

Etwas zum Raub am Kirchengut Reizendes war nicht die Ehe, in welcher natürlich die Kriegsobersten lebten, welche die Frankenfürsten in die Bisthümer und Abteien setzten, sondern ihre und ihrer Frauen Ruchlosigkeit. Die Unchristlichkeit des Bischofs, welcher Laie und Kriegsmann war, nicht seine Ehe, war Schuld daran; obgleich klar ist, daß ein verheiratheter Bischof weniger für das Kirchenvermögen des römischen Pabstthums eifrig seyn mußte, als für die Ausstattung seiner Familie.

Wie wenig evangelisch auch Bischöfe fränkischen Stammes den Jubel des römischen Stuhles über die schnelle Bekehrung der Franken rechtfertigten, dafür spricht, was Gregor von Tours von Bischof Badegisil von Mans und seiner Frau Magnatrude erzählt. „Des Mannes Verruchtheit war groß, des Weibes Verruchtheit größer. Nach ihres Mannes Tod eignete sich des Bischofs Frau die Kirchengüter zu, als wären sie ihr rechtmäßiges Erbtheil, wie sie sagte. Sie mußten ihr mit Gewalt abgenommen

werden." Aber während ihres Mannes Leben war diese Kirchenfürstin so verrucht, daß Gregor von Tours sagt, es sey besser, von ihren Verruchtheiten zu schweigen, als davon zu reden; denn die seyen grauenhafter, als das, daß sie öfters Männern den Unterleib verschnitt und Weibern langsam die geheimen Theile ihrer Reize mit glühenden Metallplatten verbrannte.

So sagt der katholische Bischof Gregor von Tours über die, welche seines Glaubens waren. Unter denen, welche Winfried als verruchte Umgebungen des Pariser Hofes im Auge hatte, waren namentlich Bischof Milo von Trier und der Bischof Gerold von Mainz. Gerold war ganz und gar Kriegsmann, verheirathet und Familienvater. Er blieb Bischof, bis er als einer der Kriegsobersten im Feldzug gegen die Sachsen im Jahr 743 im Gefecht erschlagen wurde. Milo war ein Lieblingswaffengenosse Karl Martells. Den Bischofsstuhl von Trier eignete er sich selbst zu, weil — sein Vater daselbst Bischof gewesen sey, der Stuhl gehöre zu seinem väterlichen Erbe. Bei Karl Martell war er so in Gunst, daß er auch noch daneben den Bischofsstuhl von Rheims in Besitz nehmen durfte. Kriegsoberster aber blieb er nach wie vor, und lebte ganz nach Kriegsmannsart; sämmtliche Einkünfte der Kirchengüter zog er für sich ein, so daß die niedere Geistlichkeit seines Sprengels hungern mußte; ja er nahm aus den Kirchen die kostbaren Gefäße derselben, zu Bestreitung seines Luxus, und mehr als einmal mußte der Gottesdienst eingestellt werden, weil die Kirchengefäße vom Bischof geraubt waren. Vierzig Jahre lang trieb Bischof Milo dieses Unwesen. Winfried, der vom Pabst ernannte Großbischof Deutschlands, wollte gegen ihn einschreiten, aber der politische, vorsichtige Pabst Zacharias hielt jeden Angriff auf diesen allmächtigen Günstling des Hofes für ein Wagniß, das für die Kirche sehr nachtheilig ausschlagen könnte.

Zwanzigstes Kapitel.

Kampf des katholischen mit dem altbritischen und arianisch-christlichen Element in Deutschland.

Für Winfried wäre es das Nächste, das, was ihm am meisten am Herzen lag, gewesen, dieses Heidenthum unter christlichem Ueberwurf am fränkischen Hofe zu bekehren und dem Rückfall des von hoher und niederer Geistlichkeit vielfach verwahrlosten christlichen Volkes in heidnischen Aberglauben und Wandel entgegen zu treten. Er fand aber die Stimmung der Hofgeistlichkeit, der Laienbischöfe wie der eigentlichen ordnungsmäßigen Bischöfe und geistlichen Räthe, so feindselig gegen sich, daß er jeden Versuch aufgab, diese Christen christlich zu machen; und er mußte sich begnügen, von Karl Martell einen eigenhändig unterschriebenen und gesiegelten Schutzbrief zur Verbreitung des Christenthums in den noch unbekehrten Theilen des Reiches zu erhalten. Mit diesem eilte er in sein früheres Arbeitsfeld Hessen, wo die große Masse der Bevölkerung noch immer heidnisch war, und Mancher der von ihm Bekehrten den altnationalen Opfern wieder anwohnte, und dem alten Götterdienst und „Zauberkünsten" heimlich anhing.

Bald erkannte er, daß das bloße Predigen nicht zum Ziele führe, und daß die Gegenstände der heidnischen Verehrung, die Nationalheiligthümer, vor Allem zerstört werden müssen. In dem Dorfe Geismar an der Eder, in der Nähe von Gudensberg, in Unterhessen, stand auf hohem Berg eine alte, dem Donnergott Thor geweihte Eiche, prachtvoll, von merkwürdiger Größe. Er hatte von christlichen Hessen erfahren, daß diese uralte Eiche ein Mittelpunkt des alten Götterdienstes sey, und daß der Platz um sie her zu den großen Opferfesten und Versammlungen diene. Winfried wartete das nächste Opferfest ab. Dann begab er sich mit seinen geistlichen Begleitern unter dem Schutz der ihm ergebenen Fürsten und anderer Vornehmen mitten unter das heidnische Volk, das die heilige Eiche umwogte, redete von der Un-

macht ihrer Götter und von ihrem Irrthum, und zum Beweise wolle er die Donnereiche umstürzen. Mit handhafter That ergriff er die mitgebrachte Axt, und that die ersten Schläge an die Zaubereiche. Lautlos standen die Heiden umher, Männer und Frauen, gewiß, daß der Donnergott beim ersten Axtschlag auf dieses sein Heiligthum den Frevler mit dem Blitzstrahl niederschmettern werde. Als aber der gewaltige Angelsachse ungestraft mit seinen Axtschlägen fortfuhr, und alle seine Begleiter mit ihren Fällwerkzeugen an der Donnereiche arbeiteten, war alles heidnische Volk sehr betroffen. Ihr Glaube an die Macht der alten Götter wankte. Als aber der Riesenbaum sogar, nach kurzer Arbeit schon, krachend zusammenstürzte, da war ihr Glauben an die Macht ihrer Götter gebrochen und zusammengestürzt. Dieser handgreifliche Beweis von deren Unmacht wirkte mehr als alle Predigt; wenn auch nicht ein wirkliches Wunder dabei stattfand, wie Willibald, der älteste Berichterstatter dieses Auftrittes, ein solches uns vormalt. „Kaum war," sagt dieser, „der Baum mäßig mit den Fällwerkzeugen in Angriff genommen, so wurde plötzlich der unermeßliche Eichstamm von oben herab durch ein göttliches Rauschen aufgeregt, aus den Wurzeln getrieben, und stürzte mit zusammenkrachenden Aesten und gebrochenem Wipfel zu Boden, zerbarst wie auf einen Wink von oben sogar in vier Stücke, und da lagen sie, vier Eichtrümmer von ungeheurer Größe, gleich lang, ohne daß die in der Nähe stehenden christlichen Brüder daran gearbeitet hatten."

Auch das ist kennzeichnend: entweder wurde dieses Wunder nachher gedichtet und geglaubt, oder war die heilige Eiche von den Christen zuvor an der Wurzel tief angesägt, und sogar oben herab, im Wipfel, fast durchsägt, und der übrige Stamm in vier Theile zersägt. Das war sehr leicht, da bekanntlich der Zaubereiche nirgends in Deutschland ein Heide sich nur entfernt näherte, und wenn am Morgen des Opferfestes die Christen, die Fürsten und ihr Gefolge, ohne Scheu vor der heiligen Donnereiche, vor den Heiden den Platz um die Eiche einnahmen, so war das Ansägen oben und unten und das vierfache Durchsägen der Mitte für die fernstehenden Heiden unmöglich sichtbar, zumal da

beim ersten Axtschlag Winfrieds die christlichen Hessenfürsten das Heidenvolk weit genug zurückgedrängt haben werden, um nicht ihre eigenen Unterthanen erschlagen zu lassen von dem Baume, dessen Sturz sie als gewiß voraussahen.

Ueberaus glaublich ist der Bericht des ohnedieß sehr naiven Willibald wegen des plötzlichen Uebertritts dieser Heiden zum Christenthum. Es muß also fast ein Wunder geschehen seyn, das im Vorhergehenden seine Auflösung findet.

Aus dem Holze der gefällten, uralten, heiligen Donnereiche ließ Winfried sofort eine christliche Kapelle zimmern, zu Ehren des heiligen Petrus. Da die Fürsten schon Christen waren, so legte nach solchem Wunder, bei der für das Wunderbare von Gott schon zuvor außerordentlich gestimmten deutschen Natur, das Volk in Masse das römisch-katholische Glaubensbekenntniß ab, das ihm vorgesprochen wurde, und zu dem seine Fürsten sich schon früher bekannt hatten.

Irrthümlich hat man bisher oft diese Wirksamkeit Winfrieds, welcher erwiesenermaaßen vom Pabste zu Rom für die Alleinherrschaft der römischen Kirche in Deutschland herüber geschickt wurde, idealisirt, und geglaubt, seine und seines Lebensbeschreibers Berichte geben die reine Wahrheit. Nicht bloß die Einseitigkeit, sondern die römische Staatsklugheit und Fälschung springt aber dabei in die Augen.

Wenn Bonifazius klagt „über Ketzer", welche ihm ungemein viel zu schaffen machen, und deren er trotz aller Anstrengungen, sie unschädlich zu machen, sich nicht erwehren könne: so waren das keine Anderen, als die „Glaubensboten" des altbritischen Bekenntnisses. Diese traten ihm, weil sie in großer Zahl über ganz Deutschland verbreitet waren, überall entgegen, und diese nannte er „falsche Lehrer". Winfried war ganz Fanatiker für die römische Hierarchie. In seiner Heimath hatte er, unter den früher geschilderten Verhältnissen, diese hierarchische Ordnung, unter dem Schutz und der Aufsicht des Stuhls Petri, als etwas Wohlthätiges kennen lernen, als einen Zaum für die Staatsgewalt, für die Volksrohheit, für die Sitten, und als ein Band für die Einheit. Daran dachte er nicht, daß die

Verhältnisse diesseits des Kanals ganz anders waren; denn diese hatte er auf seinem flüchtigen Berühren Roms und Frankreichs nicht durchschaut.

Nur der Sieg des Kreuzes schwebte dem fanatischen Winfried immer vor; aber des Kreuzes in römisch-katholischer Gestalt. Denn es ist nicht zu übersehen: für das arianische, für das altbritische und für das neuzeitig protestantische Bekenntniß, wie für alle Protestanten des Mittelalters, hat das Kreuz Jesu Christi nur eine innerliche Bedeutung. Für alle Römisch-Katholischen ist das Aeußerliche die Hauptsache, und wo das Kreuz Christi außen steht, da ist für sie christlicher Boden, ohne zu fragen, ob es innen, in den Herzen, aufgerichtet ist. Diejenigen Römisch-Katholischen, welche anders darüber denken, sind nicht mehr römisch, sondern Protestanten.

Groß war die Macht des „arianischen" Bekenntnisses, welche Winfried in Ostfranken gefunden, und welche ihn da zurückgeschreckt hatte; groß die Macht der Altbriten, Iren und Schotten, der „Irrlehrer", wie er sie nennt, eben daselbst und im ganzen Norden Deutschlands.

Alle diese Geistlichen bekehrten deutsch-national, und der deutsche Geist war eben durchaus aller Hierarchie, also auch der römischen, abhold und entgegen. Der römische Priester sprach lateinisch, lateinisch war die Kirchensprache: die Deutschen aber waren, so weit sie arianische Christen waren, von Anfang im Besitz deutschen Gottesdienstes und einer deutschen Bibel, aus welcher das Evangelium deutsch vorgelesen wurde; und die Heiden unter den Deutschen wollten auch nichts wissen von einem Glauben und Gottesdienst, welche beide in einer ihnen fremden Sprache gehalten werden sollten. Im Grunde des Herzens widerwärtig waren ohnedieß dem natürlichen Gefühle der Deutschen die bereits in der katholischen Kirche eingeführte „Ohrenbeichte", die „Heiligenverehrung" und — das „Verbot der Priesterehe": im letzteren Punkte hatten sie viele tausend Beispiele vor Augen, welche ihnen die Nachtheile der Ehelosigkeit der christlichen Priester in einem recht abschreckenden Lichte zeigten.

Arianer wie Altbriten bekämpften die Ehelosigkeit der Priester,

und obgleich, im Dienste der Verbreitung des Evangeliums, die altbritischen Glaubensboten größtentheils unverehelicht waren, vertheidigten sie auf Grund der heiligen Schrift den Grundsatz der Ehe auch für die Geistlichkeit.

Der Glaubenseifer Winfrieds, des Großbischofs der römischen Hierarchie für Deutschland, war nicht wählig in seinen Mitteln. Er hatte viel schon von jenem Geist in sich, welcher den römischen Stuhl und die Inquisition nachmals beherrschte, und welcher aller konsequenten Hierarchie als Dämon innewohnt.

Dieses Deutsch-Christliche und seine Vertreter mußten um jeden Preis beseitigt werden, die Priesterehe fallen, wenn die Hierarchie weltherrschend werden sollte. Winfried war nicht der Apostel des Evangeliums, sondern der Apostel der römischen Kirche, und es galt für ihn, die Grundsätze der letztern durchzuführen, seinem Eide gemäß, ohne Untersuchung, wie weit diese Grundsätze mit den Grundlehren Jesu und der Apostel zusammenstimmen.

Sein Schüler Willibald erzählt mit kurzen Worten, Winfried, der Mann Gottes, sey Meister geworden über seine Gegner, die Altbriten und Arianer; sie „seyen den Beweisen der Wahrheit, die er geführt habe, erlegen, und haben den gebührenden Lohn empfangen.“ Ob er sie, unterstützt von der Waffengewalt seiner Beschützer und Anhänger, bloß aus dem Lande vertrieben, oder ob ihnen noch Schlimmeres widerfahren sey, muß dahin gestellt bleiben. Aus Winfrieds späterer Zeit aber weiß man, daß er den gelehrten, aber schwärmerischen Adelbert, der ihm entgegen trat, als Ketzer in einen Kerker zu Fulda warf, seines Bisthums entsetzte, und der, weil er seine Ueberzeugung nicht abschwören wollte, im Thurm verfaulen sollte.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Sieg des Katholizismus in Deutschland.

Mit Hülfe vieler angelsächsischer Mönche und Nonnen führte Winfried nun die römisch-katholische Bekehrung in Thüringen

durch. In Hessen gründete er das Kloster Frizlar, in Thüringen die erste Kirche für diesen Theil Deutschlands bei Altenberg, und das Kloster Ohrdruf bei Arnstadt, im heutigen Gothaischen. Dann wandte er sich in die Gegend von Würzburg, und kam heraus bis an den Neckar. Nahe gränzt das württembergische Zabergäu an den Odenwald; von jeder Höhe des Zabergäus kann man dieses Waldgebirge ganz nahe sehen. So findet die alte Sage ihre natürliche Bestätigung in der Lage der Gegenden. Pabst Zacharias wies Winfried unter andern Völkerschaften auch die Bewohner des Odenwaldes zum Besuche an. Die alte Sage lautet, Bonifaz sey in das Zabergäu gekommen, um auch hier das Christenthum einzuführen, in diesem Thal altrömischer Niederlassungen, wo aber jetzt die Alemannen saßen. Der Teufel aber legte ihm Hindernisse in den Weg, und so kam es zu einem förmlichen Kampf zwischen Bonifaz und dem Teufel, in welchem der erstere mit Hülfe des Erzengels Michael obsiegte. Zum Andenken an diesen Sieg verwandelte Bonifaz das heidnische Heiligthum der Gegend in eine christliche Kirche, und weihte diese dem Erzengel Michael. Dieses heidnische Heiligthum stand auf einem am Auslauf des Strombergs fast isolirt, wie der Hohenstaufen, in das Blau aufragenden Berge, der heute noch, wie seit jenen Zeiten, Michaelsberg heißt. Es war ein Dianen- (oder Luna-) Tempel. Dieser Tempel hieß von nun an Michaelskirche.

Die genauesten neuzeitigen geschichtlichen Untersuchungen*) haben diese Sage bestätigt, und wie Luna das die Nacht erleuchtende göttliche Wesen den alten Römern, die in dieser Gegend saßen, gewesen war, so wurde jetzt Christus das Licht, das von diesem herrlichen Berg aus weithin in die umliegende Landschaft leuchtete.

Hieher scheint jedenfalls Winfried zuerst das Christenthum getragen zu haben, und die altbritischen Glaubensboten scheinen bis hieher nicht vorgedrungen zu seyn, in diesen Mittelpunkt der Alemannenwohnsitze, obgleich dieser schon lange Kammerland, der

*) Namentlich durch Chr. Fr. Stälin.

fränkischen Könige war. Im Gegentheil sieht man auf dem Michaelsberg an den Namen des Berges die drei auf einander folgenden Gottesdienste: bei den Römern hieß er der Berg der Luna-Diana; bei den heidnischen Alemannen die Runenburg, ein Beweis, daß der altrömische Tempel auch von den Alemannen gottesdienstlich benützt wurde; seit Bonifaz hieß er St. Michaelsberg.

Wie leicht man aber der Ausbreitung des Christenthums zu viel zuweist, wenn man ihr allein und zuerst die Kultur des Bodens zuschreibt, dafür spricht eben das Zabergäu.

Da geschichtlich, durch lautredende Denkmale, das Zabergäu alte römische Ansiedlung war, so wird wohl Niemand, der die Geschichte kennt, glauben, daß die Bodenkultur durch die Angelsachsen in dieses schöne Thal gekommen sey, und daß der Wein, welcher urkundlich aus diesem Thale zu Anfang des neunten Jahrhunderts in das Kloster Fulda, in welchem Bonifaz begraben liegt, und im achten Jahrhundert schon in das Kloster Lorsch an der Bergstraße geliefert werden mußte, Wein war, welcher erst von den durch Winfried bekehrten Alemannen gebaut wurde; eben so wenig, daß die Städtchen und Dörfer dieses Thales erst jetzt entstanden seyen; denn sechszehn Orte, die jetzt noch bestehen, sind schon im achten Jahrhundert in den Klosterurkunden als solche aufgeführt, welche Wein- und Obstbau haben. Das war Ueberlieferung altrömischer Kultur an die christliche Zeit.

Aus der Sage aber vom Kampfe des Bonifaz mit dem Satan in diesen Gegenden springt die dichterisch eingekleidete Wahrheit des Kampfes des Christenthums mit dem Heidenthum in die Augen. Der Erzengel Michael war urkundlich der Schutzheilige Winfrieds, und die Michaelskirche zu Heilbronn, der Michaelsberg bei dem nahen Bottwar und ein Michaelsberg vier Stunden unter Heilbronn, dem Odenwald zu, zeugen von der Thätigkeit Winfrieds in dieser Gegend und von seinem Sieg über das Heidenthum.

Seine Gehülfen beförderte Bonifaz an die deutschen Bisthümer, und seine Freundinnen, Freundinnen im edelsten Sinne, die Nonnen Chunehild und deren Tochter Berathgit, die gelehrten Lehrerinnen Chunitrud, Thekla, Lioba und Waltburg, die

Schwester seines Lieblingsschülers Willibald, machte er theils zu Aebtissinnen, theils zu Vorsteherinnen an den Bildungsanstalten für die weibliche Jugend in Deutschland.

So sehr Bonifaz mit eiserner Kette an das römische Pabstthum gebunden war, so war er doch nicht ein Römling in demjenigen Sinn und Grad, in welchem die Ungerechtigkeit mancher Protestanten ihn nimmt: sein Vaterland und sein erster Bildungsgang bewahrten ihn davor, und so groß die Versuchung von Rom aus für ihn war, so groß war der Schutz dagegen, welchen ihm Gott gab in seinen britischen Landsleuten andersgläubiger Ansicht, und in dem geistigen Kampfe, zu dem er mit ihnen genöthigt war, und durch den er, willig oder unwillig, zu einem gewissen Maaße zurückgeführt wurde.

Im Jahre 739 hatte Bonifaz schon die römisch-katholische Hierarchie auch in Bayern durchgeführt, die Altbriten verjagt, den Widerstand der unrömisch gesinnten Klöster mit Gewalt gebrochen, und die bayrische Kirche in vier Bisthümer eingetheilt, Salzburg, Freisingen, Regensburg und Passau, welche fortan unmittelbar dem römischen Stuhl untergeordnet waren; die mitteldeutsche Kirche theilte er ebenfalls in vier Bisthümer ein, Würzburg für Franken, Büraburg für Hessen, Erfurt für Thüringen, Eichstädt an der Altmühl für den Nordgau, im Jahre 741.

In diesem Jahre starb Karl Martell, der gewaltige Held. Der Islam hatte von Spanien aus, wo die Sarazenen das westgothische Reich zerstört und alles Land sich unterthan gemacht hatten, seine Eroberungen schon bis an die Loire vorgerückt, und Karl Martell war der Retter der christlich-germanischen Bildung geworden durch die Entscheidungsschlacht bei Poitiers im Jahre 732. Von da an blieben die Araber bis hinter die Pyrenäen zurückgeworfen, die Christen blieben zum Theil Christen, als geduldete Sekte unter den Arabern; viele Christen aber verzweifelten an Christi Macht und gingen hier im Abendland, wie vordem im Morgenland, über zum Islam, viele auch der irdischen Vortheile wegen; in den Gebirgen Nordspaniens aber sammelte sich die Heldenkraft dieses Landes, und es begann aus diesen

Bergen hervor der Jahrhunderte lange, durch Heldenthaten verherrlichte Kampf der christlich-germanischen Kraft Spaniens mit den sarazenischen Siegern: ein Kampf zugleich für die Unabhängigkeit des Landes von der Fremdherrschaft der Araber, und für den christlichen Glauben.

Obgleich aber Karl Martell die Kirche des Frankenreichs gerettet hatte, so wurde von der Kirche aus doch der Glaube verbreitet, derselbe sey wegen seiner Eingriffe in das Kirchengut — zur Hölle gefahren. Aehnlich war dreißig Jahre früher der Umsturz des westgothischen Throns und Reichs in Spanien durch die Araber als eine Strafe des Himmels von der römischen Kirche hingestellt worden, als ein Gottesgericht dafür, daß der letzte westgothische König Spaniens seinen Bischöfen verboten habe, die Oberhoheit des Pabstes anzuerkennen.

Karl Martells Nachfolger in der Reichsverwesung, Karlmann und Pipin, waren zwar gegen Rom geschmeidiger, als ihr Vater, aber so wenig der Hierarchie unterthänig, daß sie das übergroß angewachsene Kirchengut geradezu durch einen Gewaltstreich um seinen Ueberfluß erleichterten. Zu Ende des siebenten Jahrhunderts nämlich war ein volles Drittheil des gesammten Grundbesitzes in Frankreich — Kirchen- oder Klostergut geworden, theils durch freie Schenkungen, theils durch die schlechtesten Mittel und Ränke. Von Karl Martells Söhnen nun wurde der größte Theil dieses kirchlichen Grundbesitzes eingezogen (säkularisirt). Beide Fürsten sprachen sich selbst das unbedingte Verfügungsrecht über alles im Frankenreich gelegene Kirchengut zu. Bonifaz schwieg dazu, wahrscheinlich eben so wohl, weil er es nicht hindern konnte, und weil ihm der Ueberreichthum der Kirche in seinen Nachtheilen vor Augen stand, als auch, weil ihm dafür die beiden Fürsten in anderen, ihm zunächst wichtigeren Stücken nach Wunsch entgegen kamen. Unter ihrem Schutz konnte er Synoden auf germanischem Boden halten, die Hierarchie in Gesetzesform bringen, die Synodalbeschlüsse der Staatsgewalt zur Durchführung und Aufrechthaltung übergeben, sie zu Reichsgesetzen machen.

Er that das auf mehreren Synoden, machte Alles römisch, nahm allen versammelten Bischöfen eine förmliche Verpflichtung

zum Gehorsam gegen den römischen Stuhl ab, und vernichtete mit Hülfe der Staatsgewalt alles Andersgläubige, so weit es offen auftrat, in Ost- und Westfranken; so den Schotten Clemens, so jenen Bischof Adelbert, der Wallfahrten und Ohrenbeichten, den Heiligen- und Reliquiendienst verwarf, den letzteren sogar lächerlich zu machen suchte, indem er seine abgeschnittenen Nägel und Haare von ihm selbst herumtragen ließ und sagte, das sey gerade so viel werth, als die des Apostels Petrus. Karlmann mußte dem Bonifaz seinen Arm leihen und beide verhaften. Da Adelbert nicht im Kerker des Klosters zu Fulda verfaulen wollte, brach er aus, irrte lang um, und wurde zuletzt von fanatischen Viehhirten gefunden und todtgeschlagen. Ein bayrischer Priester hatte aus Unkenntniß der lateinischen Sprache bei der lateinischen Taufformel ein Wort falsch ausgesprochen. Bonifaz erklärte dessen Taufhandlungen für ungültig. Der Irländer Virgilius, Bischof zu Salzburg, wies die Neutaufe der Getauften zurück. Auf das gab Bonifaz den Virgilius beim Pabst als Ketzer an, der lehre, es gebe noch einen anderen Welttheil, die Erde sey rund und auf der entgegengesetzten Hälfte von Antipoden bewohnt. Diese Wahrheit, welche jetzt jedes Kind weiß, hatten schon die alten Kirchenlehrer Laktantius und Augustin für Unsinn erklärt; Bonifaz erklärte sie an dem Manne, der seiner erzbischöflichen Autorität sich nicht fügen wollte, für eine Ketzerei.

So sehr markirte sich auch in Bonifaz die Verfolgungssucht, die Unduldsamkeit, und der Hang, zu verketzern, und durch Angeberei zu Grunde zu richten, dabei die Leidenschaftlichkeit der Privatrache mit dem Eifer für Religion und Kirche zu bemänteln. Es sind starke Schatten, mit sehr dunkeln Flecken, im Lichtbild des Bonifazius; er ist abergläubisch, beschränkt, ohne alle höhere Geistigkeit, engherzig, in Aeußerlichkeiten kleinlich, herrisch und hart gegen Untergebene, demüthig gegen den römischen Stuhl, aber auch gegen diesen geradaus, ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, wo er Mißbräuche vom römischen Stuhle geschützt sah. Die Lichter aber in seinem Charakter überwiegen weit die Schatten; er ist durch und durch ein Charakter, mit in seiner Umgebung unter Römern und Franken selten gewordenen Tugenden,

dieser Angelsachse Winfried; eine Gestalt, die einen großen Zweck verfolgt, und große Ergebnisse erzielt, bei allem Kleinlichen, was sich ihm in seinem Arbeitsgang ansetzt, oder von Haus aus sich ihm anhängt, eine mächtige Erscheinung und Wirksamkeit auf dem Boden der kirchlichen und politischen Entwicklungen Deutschlands und Frankreichs.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Rom zettelt einen Völkeraufstand gegen die Karolinger Reichsverweser an.

Das gewaltige Säkularisiren eines so großen Theils des Kirchenguts, welches vorzugsweise durch Karlmann geschehen war, war ein so böser Vorgang in den Augen Roms, daß man nur staunen muß, wie die nächsten Folgen davon nicht Jedermann in die Augen sprangen, und wie auch die allerneueste Kirchengeschichte den nothwendigen Zusammenhang dieser Säkularisationen nicht in ihren Begriff und darum auch nicht in ihre Darstellung aufnahm, und sich blenden ließ durch die römischen Berichte; hat aber doch auch die politische Geschichtschreibung bis *heute* sich davon blenden lassen.

Thatsachen sind: Das Kirchengut wurde großentheils säkularisirt, und unter dem Druck der Anwesenheit Karlmanns und seines kriegerischen Volkes diese Säkularisation durchgesetzt und von der Synode anerkannt, im Jahre 743. Noch im Sommer dieses selben Jahres brach ein weit verzweigter Aufstand der Bayern und der Alemannen aus, in Verbindung mit den Altsachsen und den Slaven. Der Aufstand hatte den Zweck, der Herrschaft des Frankenreichs diesseits des Rheins für immer ein Ende zu machen, und, bei glücklichem Erfolg, die Herrschaft der Reichsverweser des Westfrankenreichs zu stürzen.

Die ganze bayrische und alemannische Geistlichkeit, wohl auch die der östreichischen Alpen, war nicht bloß eingeweiht in diesen

Plan, sondern vorzugsweise wirksam für denselben. Der Stuhl zu Rom hatte sogar einen eigenen Legaten im Lager der verbündeten Völkerschaften, der bekehrten und unbekehrten Alemannen, Bayern, Sachsen und Slaven. Dieser Legat hieß Sergius.

Es galt für den römischen Stuhl den Versuch, das kirchenguteinziehende Geschlecht, diese fränkische Reichsverweserfamilie, wo nicht zu vernichten, doch zu beschränken.

Der von dem päbstlichen Legaten geleitete Völkeraufstand wurde, ehe die Kräfte sich sammelten, unterdrückt durch Karlmann. Nachrichten lassen es unzweifelhaft, daß Bonifaz von dem Bayernherzog eingeladen war; von selber versteht sich, daß Bonifaz seine Befehle von Rom aus hatte. Bonifaz aber scheint seine Mitwirkung verweigert, in dieser Reichsverwesersfamilie eine bessere Grundlage für die römisch-katholische Hierarchie, durch Personenkenntniß und Erfahrung, erkannt, und dieser sogar Winke gegeben zu haben. Denn vor dem Ausbruch wurde dieser Völkeraufstand durch Karlmann überrascht, der päbstliche Legat Sergius, der im Lager der Aufständischen war, nach der Schlacht am Lech gefangen, und mit bitterem Hohn empfing diesen Legaten des heiligen Petrus Pipin.

Der Pabst Zacharias „desavouirte", wie man es im heutigen diplomatischen Sprachgebrauch bezeichnen würde, das Benehmen seines Legaten, als die Niederlage der Verbündeten vor Augen lag. Pipin aber blieb über die Einmischung des römischen Stuhles in die Sache der Verbündeten sehr verstimmt. Plötzlich zeigte die westfränkische Geistlichkeit einen Geist des Widerstands gegen die früher beabsichtigte Unterwerfung unter den römischen Stuhl, welche Pipin eingeleitet hatte, und — Pipin stellte sich jetzt auf die Seite seiner Geistlichkeit. Bonifaz aber hatte von da eben so viel Gunst bei Pipin und Karlmann, als Ungunst und Widerstand zu erfahren von der Kirche und Geistlichkeit der besiegten, mit einander verbündet gewesenen Völker, zunächst der Bayern und Alemannen. Bitter beklagte sich Bonifaz über geistlichen Aemterhandel (über „Simonie") der römischen

Kanzlei, welche nicht bloß die erzbischöflichen Mäntel sandte, sondern auch große Geldsummen für deren Uebertragung forderte.

Eben so freimüthig und streng setzte Bonifaz des Bischofs Gewilib von Mainz Amtsentsetzung durch. Das war der Sohn jenes Kriegsmanns und Bischofs Gerold, der das Bisthum als ein Erbstück an sich genommen, und den Sachsen, durch welchen sein Vater in der Schlacht gefallen war, tückisch feig, zum Vollzug der altheidnischen Blutrache, zu einer Besprechung verlockt und meuchlings ermordet hatte. Der Pabst gab den Stuhl von Mainz nun an Bonifaz selbst; dieser aber hätte den Stuhl von Köln, der für seine Beziehungen zur deutschen Kirche besser lag, vorgezogen.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Sturz des merwingischen Königshauses durch Rom. Schenkungen Pipins an den römischen Stuhl.

Blutschuld schwerster Art trieb Karlmann in die Einsamkeit. Er wurde Mönch im Kloster zu Monte Cassino, und Pipin herrschte allein. Noch saß der Schattenkönig Childerich III. aus Chlodwigs Stamm auf dem Thron; der lebte aber unter den Weibern in seinem Palast. Der Pabst erklärte im Jahre 751, um Pipin wieder für sich zu gewinnen, öffentlich, „demjenigen, der Königsgewalt habe, gebühre auch der Königsname“. So wurde durch Uebereinkunft des Pabstes und Pipins der letzte Merwinger, ganz geräuschlos, ohne einen Blutstropfen zu vergießen, zur Abtretung des Thrones gezwungen und ins Kloster gebracht, um aus einem schlechten Fürsten ein guter Mönch zu werden. Die fränkische Geistlichkeit salbte Pipin zum König mit dem Willen aller fränkischen Großen im März 752. Diesen Umtrieben stand, wie es scheint, Bonifaz mit Sinn und Hand ferne.

Die Bedrängniß durch die Longobarden hatte, außer dem Früheren, dem päbstlichen Stuhle die Nothwendigkeit auf-

gelegt, Pipin und seine Franken zum Danke sich zu verpflichten. Der Longobardenkönig Aistulf fuhr aber trotzdem fort, den Pabst zu bedrängen. Schon hatte er im Jahr 753 das Gebiet des römischen Stuhls erobert, von jedem Bewohner Roms die jährliche Abgabe eines Goldstücks gefordert, Rom selbst umlagert und gedroht, Alles in Rom mit der Schärfe des Schwertes zu schlagen, wenn man ihm nicht bald sich unterwerfe. Der Pabst Stephan II. — Zacharias war im März 752 gestorben — ging selbst über den schneebedeckten St. Bernhard mit wenig Gefolge zu Pipin. Dieser war darauf bestanden, der Pabst müsse selbst nach Frankreich kommen, um seiner und seines Hauses neuer Krone die volle Weihe und Berechtigung in den Augen der Franken und der Welt zu geben. Auf einem Gut der fränkischen Krone zu Perrois befand sich, als wäre es zufällig, Pipin, der Frankenkönig, als, den Leib in ein härenes Kleid gehüllt, und Asche auf dem Haupt, gleich einem büßenden Pilger, der Pabst sich vor ihm zu Boden warf, die Bedrängnisse der rechtgläubigen Kirche schilderte und um schleunige Hülfe flehte. Pipin hob, als wäre er ganz bestürzt, den knienden Pabst auf, und führte ihn in das Kloster St. Denis bei Paris, um daselbst zu überwintern. Der Pabst salbte nun mit eigener Hand Pipin und dessen Söhne Karl und Karlmann, ebenso die Königin Bertrada. Er erklärte das „Haus der Karolinger“ als das rechtmäßige Fürstenhaus der Franken, sprach dieses Haus frei von jedem Vorwurf eines an den Merwingern begangenen Unrechts, und drohete den Völkern mit geistlichem Fluche, wenn sie jemals aus anderem Land und Geschlecht ein Oberhaupt wählen würden.

Zum Danke dafür führte Pipin im Frühling 754 eine starke Kriegsmacht nach Italien, und zwang den Longobardenkönig zur Rückgabe aller Besitzungen des römischen Stuhles. Noch einmal zeigte sich die Abneigung der Deutschen und der Westfranken gegen das römische Wesen und die Abhängigkeit in Glaubenssachen vom römischen Stuhl. Pipin mußte mit ihnen Italien schnell wieder verlassen; denn diese Heerfahrt für den Pabst und die Römer gegen Stammverwandte mißfiel seinen Franken und den Deutschen vom Rhein und Alemannien sehr.

Kaum waren sie fort, so bedrängte der Longobardenkönig den Pabst in Rom so sehr, daß dieser Briefe über Briefe nach Frankreich schickte, zuletzt sogar einen selbsteigenen Brief des heiligen Petrus. In diesem Briefe beschwor der Apostel Petrus selbst in seinem Namen, im Namen der Mutter Gottes und aller Heiligen den König und seine Söhne um schleunige Hülfe; und bedrohte sie, wenn sie zögern, mit Qual und Pein an Leib und Seele in dem ewigen und unauslöschlichen Feuer der Hölle.

Pipin wäre im eigenen Interesse schon auf die erste Kunde gekommen, wenn der Winter einen Heerzug über die Alpen erlaubt hätte. Er kam im Frühling 755, demüthigte den Longobardenkönig gründlich, machte ihn zinsbar, und schenkte alle Eroberungen, die er ihm abnahm, dem heiligen Petrus.

Diese Eroberungen bestanden in dem, was der griechische Kaiser bisher noch in Italien besessen hatte. Es waren die Hauptstadt Ravenna, wo zuvor der Statthalter des oströmischen Kaisers (der „Exarch") seinen Sitz hatte, nebst drei und zwanzig anderen Städten und Schlössern.

Diese Schenkung Pipins bildet den Anfang zu der „Territorialherrschaft" des Pabstes. Von da an war der Stuhl Petri nicht bloß mehr Grundbesitzer, wie bisher, sondern Herr eines weltlichen Fürstenthums. Die Schlüssel aller dieser Städte wurden auf das Grabmal des heiligen Petrus niedergelegt. Den Gesandten des oströmischen Kaisers, welche das verschenkte Gebiet als Eigenthum ihres Herrn zurückforderten, entgegnete Pipin, seine Franken sagen, sie haben ihr Blut nicht für die Griechen, sondern für den Apostel Petrus vergossen, und er, Pipin, sey durch ein Versprechen gebunden, das er früher gegeben, nämlich dem heiligen Petrus alle Eroberungen in Italien zu schenken.

Der Pabst machte sogleich den thatsächlichen Gebrauch von seiner Selbstständigkeit als weltlicher Fürst von Rom: er verlieh an Pipin und seine Söhne die Insignien des römischen Patriziates. Die Ernennung zum römischen Patrizius war bisher ein alleiniges Recht der Kaiser von Konstantinopel. Die Hauptinsignien waren ein golddurchwirkter Purpurmantel und ein

Diadem. Den germanischen Heerfürsten waren für wichtige Dienste diese Auszeichnungen vom byzantinischen Hofe verliehen worden, wie dem Odoaker, dem Theodorich, dem Chlodwig. Es verband sich damit der Begriff eines Schirmherrn Roms und der römischen Kirche. Damit, daß jetzt der Pabst diese Würde aus seiner Hand vergab, sprach er aus, daß er jetzt die höchste Autorität auch im Weltlichen in Italien, das Pabstthum in Rom eine politische Macht sey. Rom war losgerissen von Byzanz, und der Stuhl Petri stellte sich auf die Stufe der politischen Mächte Europas, so sehr dieses Denken und Thun des römischen Stuhles sich vorerst einhüllte in die Anerkennung der Oberhoheit des Frankenkönigs in den an diesen abgesandten Schreiben.

Als Pipin Land und Leute an den römischen Stuhl schenkte, dachte er gewiß nicht daran, den Pabst zu einem weltlichen Souverän zu machen. Aber der römische Stuhl dachte daran, bei Zeiten, durch Verbreitung von Urkunden und Kundgaben in der Vorstellung der Menschen jetzt schon die Anschauung zu begründen, daß der eigentliche Landesherr in Rom und dessen Gebiet, der S o u v e r ä n des eben gegründeten Kirchenstaates, der P a b s t sey, und der Frankenkönig nur der Schutz- und Schirmherr. Die Römer selbst wollten das gar nicht anders angesehen wissen. Senat und Volk von Rom schrieben an Pipin: „Du bist unser Schirmer und Helfer"; und gleich weiter unten nennen sie den Pabst „ihren H e r r n, den ihnen Gott gesetzt".

Thatsächlich kümmerte sich Pipin wenig um diese Souveränitätsansprüche des Pabstes, und bestritt darum mit keiner Sylbe solche Kundgaben. Er hatte keine Ahnung von der M a c h t, welche d a r i n liegt, etwas in die Vorstellung der Menschen h i n e i n z u s c h i e b e n, und das im Laufe der Zeit, ruhig und still, unter kluger Nachhülfe im rechten Augenblick, mit dieser V o r s t e l l u n g z u s a m m e n w a c h s e n, und zum G l a u b e n der Völker, zuletzt der Welt, werden zu lassen.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Winfrieds Tod.

Der Pabst, der zum weltlichen Souverän sich geworden fühlte, Stephan II., schrieb an den Frankenkönig: „Durch Gottes Kraft sahen wir in unsern Tagen Wunder geschehen, weil durch deine Herrlichkeit die Mutter und Vorsteherin aller Kirchen Gottes, die Thürangel des Glaubens, die römische Kirche, — Heil erlangt hat. Mit den Engeln darf ich ausrufen: Ehre sey Gott in der Höhe, Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! — Wie anders soll ich dich nennen, als einen neuen Moses, einen hellleuchtenden König David? — Gesegnet seyest du, o herrlicher Sohn, von dem Höchsten, welcher Himmel und Erde gemacht hat. Gelobet sey auch der Herr, durch dessen Schutz du deine Gegner überwandest. Der Herr segne dich und deine geliebtesten Söhne, meine geistlichen Kinder, Karl und Karlmann, die von Gott eingesegneten Könige der Franken und Patrizier der Römer, sammt ihrer allerchristlichsten Mutter, der vortrefflichsten Königin, deiner süßesten Gemahlin, der getreuen Verehrerin Gottes."

Mit all dem hatte Bonifaz nichts zu thun.

Im Frühling 754 hatte er sein Erzbisthum Mainz in die Hände seines Lieblingsschülers, des Angelsachsen Lull, als seines von ihm erwählten Nachfolgers, gelegt, und er, der Großbischof Germaniens (der Primas), bereiste noch einmal die von ihm gegründeten christlichen Kreise, und stieg dann zu Schiff und fuhr den Rhein hinab nach Friesland, um am Schluß seines Lebens die Bekehrung dieser Gegenden wieder aufzunehmen, die einst dem Jüngling mißglückt war. Er ahnte, daß er am Schlusse seines Wirkens stand; außer einer Kiste mit Büchern nahm er auch sein Todtenhemd mit. An dem kleinen Flusse in der Nähe des heutigen Dockum ließ er die Seinen ihre Zelte aufschlagen, durchzog von hier aus das friesische Land, taufte Tausende von Heiden, und lud alle Getauften auf den 5. Juni 755 zu sich ein, um von ihm die Firmelung zu empfangen. Ehe aber die Bekehrten

kamen, überfiel, in der Frühe des Morgens schon, ihn und die andern Glaubensboten eine wüthende Schaar friesischer Heiden, die sich verschworen hatten, ihre vaterländischen alten Götter an Winfried, dem Verächter und Todfeind derselben, blutig zu rächen.

Die bewaffneten Laien, die bei ihm waren, wollten sich gegen die ungeheure Uebermacht zur Wehre setzen. „Nicht doch," sagte Bonifaz; „vergießet kein Menschenblut!" So empfing er, der fünf und siebenzigjährige Greis, ruhig das von Gott Verhängte zu ertragen entschlossen, den Todesstreich: das Evangelienbuch hielt er sich über das Haupt, als der Feinde Wuth auf ihn eindrang; das Evangelienbuch machte er sich zum Ruhekissen seines Hauptes, als er, ein Märtyrer, zum Tode getroffen niedersank. Von seinen Gefährten starben mit ihm zwei und fünfzig unter den Streichen der Heiden. Seine Leiche wurde nach seinem Lieblingskloster Fulda gebracht. So hatte er es selbst vorher bestimmt.

„Diesen Ort," hatte er vier Jahre vor seinem Märtyrertode gesagt, „habe ich von frommen Männern rechtmäßig erworben und dem Erlöser geweiht. Hier will ich einst, wenn auch nur für wenige Tage, meinen müden Körper pflegen und nach dem Tode ruhen. Denn die vier Stämme (er meinte die Ostfranken, Hessen, Thüringer und Sachsen), denen ich durch die Gnade Gottes das Evangelium verkündet habe, wohnen in der Umgegend. Eben denselben will ich, so lang ich lebe und Geisteskraft behalte, nützlich seyn, getreu der römischen Kirche und unter demjenigen Volke, zu welchem ich gesendet wurde, bis zum Tode beharrend."

So ging Winfried hinüber; und wäre sein Leben auch nicht überwiegend ein lichtes, dieser thatkräftige Lebensschluß und dieser schöne Tod wären für sich allein schon hinreichend, einen so hellen Glanz über sein ganzes Daseyn und Wirken hinzuwerfen, daß die Schatten und dunkeln Partieen darin vor diesem Glanze völlig zurückträten.

Er hat christlich gemacht ein großes weites Feld: kann das dadurch verdunkelt werden, daß er dabei auch engherzig und beschränkt war, und beim Pabste zu Rom anfragte, ob und nach

wie langer Zeit roher Speck gegessen werden dürfe? Sittigen wollte Winfried seine germanischen Landsleute, und wenn das Verbot des Essens von Raben- und wildem Pferdefleisch gewiß zur Gesittung der Deutschen beitrug, so fällt das weitere Verbot, welches das Fleisch nicht bloß von Störchen und Bibern, sondern sogar von Hasen und Hühnern für „unrein und verflucht" erklärte, nicht auf Winfried, sondern auf den römischen Stuhl, von welchem es ausging, welcher die Störche und Raben, als der Landwirthschaft nützlich, leben lassen, die Biber und Hasen in ihren Fellen, wie die Rebhühner, in die Klöster eingeliefert haben wollte.

Ist es auch unläugbar, daß Winfried „die deutsche Kirche von den Päbsten abhängig gemacht und ihre nationale Entwicklung unterbrochen hat"; ist es sogar gewiß, daß er „der deutschen Kirche den Geist und die Formen eines unter dem Einfluß fremder Nationalität ausgebildeten, zum Theil auch schon verbildeten Kirchenthums aufgezwungen hat": so hat doch Bonifaz, gewiß nicht bewußt, sondern unbewußt, ein Werkzeug in der Hand Gottes, nicht bloß ein Werkzeug des römischen Stuhles, gerade so gehandelt, wie es im Gange der göttlichen Weltordnung nothwendig lag.

Noch war es nicht an der Zeit, daß der freiere christliche Geist unter den damaligen Deutschen so mächtig werden konnte, sie zur Einheit und zu einer großartigen Gestaltung des kirchlichen Lebens heran zu ziehen und hinauf zu heben. Es gehörte das Ansehen und die Zucht der römischen Hierarchie im Bunde mit dem fränkischen Königthum dazu, um die überall aus einander strebenden Elemente zusammen zu fassen, den Widerstand zu überwinden, und die Deutschen als deutsche Kirche in die Einheit der allgemeinen Kirche einzufügen. Dadurch allein auch war es zunächst möglich, den Geist der Wissenschaft und Kunst auf den deutschen Boden hinüber zu retten und dort neu zu pflanzen. Beide kamen in römischen Formen, aber nachdem der deutsche Geist mit dem antiken Geiste sich verschmolzen hatte und groß und stark geworden war durch die Kraft, welche ihm von dem letzteren zufloß, zerbrach er die fremden Formen, und schuf seine

ewigen nationalen Geisteswerke. Bonifaz gab zwar zunächst den Deutschen nur eine äußere kirchliche Einheit und kirchliche Satzungen; aber gerade das war zunächst das eigentliche Bedürfniß, um das deutsche Leben zu regeln und zu sittigen. Mit sicherem Instinkt und praktischem Geschick hat er so am deutschen Volke gebaut, organisirt und gestaltet; aber auch zugleich den deutschen Boden mit Pflanzschulen bedeckt, aus welchen der Jugendunterricht genährt und das ganze deutsche Leben mit christlichem Geist nach und nach durchzogen und befruchtet wurde.

Seine Schüler fuhren fort, in seinem Geiste zu bauen, zu gestalten, zu wirken und zu schaffen. Darunter war namentlich auch Abt Gregor von Utrecht. Winfried war eines Tages bei Adela, der Aebtissin eines Klosters bei Trier. Adela war eine Tochter des Königs Dagobert II. Sie war früher verheirathet, und Gregor war ihr Enkel. Dieser war als vierzehnjähriger Knabe bei seiner Großmutter Adela zugegen beim Besuche Winfrieds. Gregor las eine Schriftstelle vor, Winfried legte sie aus, und der Knabe wurde von dieser Auslegung so ergriffen, daß er von da an den Winfried auf allen seinen Missionsreisen begleitete, und nach dessen Tod in einem Kloster zu Utrecht Knaben aus England und allen germanischen Stämmen zu Glaubensboten bildete. Ein anderer Schüler von Winfried war der Abt Sturmi von Fulda, Sprößling eines vornehmen bayrischen Geschlechtes. Dieser gründete in dem ungeheuren Buchenwalde, der einen großen Theil Hessens bedeckte, das Kloster Hörsfeld, und war später Abt des Klosters Fulda; von Fulda aus leitete er viele Jahre lang die Kräfte von viertausend Mönchen zu Urbarmachung der Wildniß.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Bekehrung der Sachsen.

Noch immer aber waren die Sachsen Heiden. Die Bekehrung dieser war das Werk Kaiser Karls des Großen.

Karl der Große hat in seiner Jugend als Mensch Schatten, daß er sich des kaiserlichen Mantels bedienen muß, damit diese Schatten seiner vollendeten Größe nicht Eintrag thun; und doch ist Karl eine so wunderbare geniale Persönlichkeit, wie keine mehr auf einem christlichen Throne saß, gleich groß als Feldherr und Staatsmann, als Kaiser und als Mensch. Seine Geschichte muß im Einzelnen gelesen werden: hier kann nur Raum finden, was er gethan hat für die neue Ordnung des Abendlandes und die christliche Bildung Europas.

Mit Karl beginnt ein neuer großer Abschnitt in der Geschichte der Menschheit. Im Kriegslager aufgewachsen, war er dennoch so römisch-gläubig, daß man ihn in Rom die fünf und dreißig Stufen der damaligen Peterskirche knieend emporklimmen und jede einzelne Stufe küssen sah. Dieser sein religiöser Sinn machte ihn von selbst zum Glaubenshelden, daß er das Schwert führte zum Schutze der Christenheit vor den Sarazenen, aber auch zur gewaltsamen Bekehrung der Sachsen und Slaven. Nicht das Wort, sondern das Schwert, das vom Blute schrecklicher drei und dreißig Kriegsjahre gesättigte Schwert, hat die Sachsen bekehrt. Alkuin, Karls weisester Rath, hatte freimüthig seinem königlichen Freunde jede Art von Zwang bei der Verbreitung des Evangeliums als etwas ganz Unevangelisches mit großer Entschiedenheit wiederholt vorgestellt.

Aber Dreierlei in Karl war mächtiger: einmal sein wirklich tiefkirchlicher Sinn, der um jeden Preis den Segen des Evangeliums allen Völkern bringen wollte; dann der Drang nach dem Ruhm, alle deutschen Völker vollends zum Christenthum bekehrt zu haben, der Drang nach der Glorie des Glaubenshelden, verbunden mit dem gewaltigen Gefühl, daß er dazu eine Sendung vom Himmel habe; und drittens die Politik; aber nicht, wie man es oft liest, die Eroberungssucht, — für diese hätte Karl andere Bahnen beschreiten können, als die Wälder Sachsens —, sondern die politische Nothwendigkeit, die Gränzen des Frankenreiches, und namentlich die jungen Anstalten für Verbreitung christlicher Bildung in dem neubekehrten Hessen, Thüringen und Friesland, so hart an der Gränze der heidnischen Sachsenlande,

sicher zu stellen vor den Ueberfällen der Heiden. Sicher aber waren sie nur, wenn die Sachsen Christen waren, und Christen, hat man gesagt, wurden sie nur durch Unterwerfung mit dem Schwert. Das Letztere ist, wie vieles Andere, völlig grundlos. Wenn Karl Alkuins weisem Rathe folgte, so wurde oder blieb Frieden zwischen Sachsen und Franken; und auf friedlichem Wege vermittelte sich der Uebergang der heidnischen Sachsen zum Christenthum.

Alkuin nämlich hatte dem Könige ans Herz gelegt, daß es bei diesen immer frei gewesenen Völkern mit dem Christenthum innerlich nicht vorwärts gehen könne, und daß es sich bei Niemand empfehle, wenn mit der Taufe zugleich „das Joch des Zehenten" aufgelegt werde. Alkuin hielt das für eben so unevangelisch, als für unpolitisch. Noch nach der Unterwerfung der Sachsen schrieb der edle Angelsachse Alkuin an den durch Siege und Jahre weniger zugänglich gewordenen, vorsichtiger zu behandelnden König Karl, „er möge wohl erwägen, ob es besser sey, diesen rohen Völkern gleich auf der Schwelle des Eintritts in die christliche Kirche das Joch des Zehenten aufzulegen, und ihn strenge von Haus zu Haus eintreiben zu lassen. Ob wohl auch die Apostel, des Heilandes Schüler, und in die Welt gesandt von Gott, allen Völkern das Evangelium zu predigen, gewaltsame Zehenteintreibungen veranstaltet haben, oder ob irgend wo eine apostolische Vorschrift zu lesen sey, daß der Zehenten gegeben werden müsse? Das möge der König in Ueberlegung ziehen." — „Wir wissen wohl," schloß der ehrliche Mann, „daß der Zehenten unserer Unterhaltung sehr gut ist; aber besser ist es, den Zehenten von der Hand zu lassen, als daß der Glauben Schaden nehme."

Dann geht der freie Britte freimüthig auf den Unterschied ein, der im Frankenreiche bei der Zehentabreichung stattfinde. Der Adel zehntete nicht; das Krongut auch nicht. „Wir," sagt er, „die wir doch im katholischen Glauben geboren, erzogen und unterwiesen sind, haben doch nicht die Ansicht und den Willen, uns durchweg verzehenten zu lassen. Wie natürlich ist es demnach, daß der noch zarte Glaube, der noch auf der Kindheitsstufe stehende Geist und das am Besitz hängende Herz dieser

Sachsen noch nicht geneigt ist, redlich der Kirche zu geben? Das auch ist mit größter Sorgfalt ins Auge zu fassen, daß die Belehrung der Taufe vorangehe, und daß das heilige Taufbad am Leibe nutzlos ist, wenn in einer im Gebrauch der Vernunft stehenden Seele die Anerkenntniß des katholischen Glaubens nicht vorausgegangen ist innen im Herzen."

So sprach Alkuin, als die Sachsen blutig niedergedrückt waren, und als der königliche Freund dieses „großen Gelehrten seiner Zeit mit der schönen Menschenseele" bereits etwas stark in den byzantinischen Hofgeschmack und Ton ausgeartet war, und die Freunde seiner Jugend, wie dieser Alkuin, früher Kanonikus und Vorsteher der Klosterschule zu York, und jetzt Abt zu Tours, sich Mühe geben mußten, die zuvor unumwunden gesagte Wahrheit ihm in jener süßen Weise beizubringen, mit welcher die Schmeichler des großen Königs an seinem eigenen Hofe, und von Rom und Byzanz aus, ihm die Unwahrheit beizubringen wußten. Karl der Große ist verdorben worden in späteren Jahren, viel weniger durch die eigene Ueberhebung, wie sie dem glücklichen Sieger so leicht sich ansetzt, als vielmehr — durch die Kanzlei des römischen Hofes, durch deren Schreiben und Gesandte.

Wenn aber der schlichte Alkuin so spät an den König so schrieb, wie mag er erst früher, zu Anfang des Kampfes mit den Sachsen, zu dem, damals ihn mit Jugendgluth verehrenden, auf jedes Wort von ihm lauschenden König Karl, als Freund zum Freunde, gesprochen haben!

Nicht die Taufe haßten die Sachsen, sondern die Zehentpflichtigkeit, das Opfer ihrer bisherigen Selbstständigkeit, Freiheit und Nationalität, das Karl zugleich von ihnen forderte: denn christlich werden und fränkisch werden, war für Karl eins und dasselbe; und in der Taufe sah der freie Sachse das Zeichen der Knechtschaft, der Unterwerfung unter die übermüthigen Franken. Unter der Religion ihrer alten Götter waren die sächsischen Männer und Frauen frei gewesen, ganz frei; auf ihrem Boden war Priesterherrschaft etwas Unbekanntes, und sie hatten bisher nichts gezahlt, weder an eine Priesterschaft, noch an einen auswärtigen oder eigenen Fürstenhof; keines

Hofes Kriegsmannen und Steuerbeamte hatten bisher auf Haus und Hof des freien Sachsen gedrückt. Jetzt aber sollte mit der Taufe den Sachsen zugleich mit einander aufgezwungen werden: der Zehenten an die Kirche, Steuern zur Unterhaltung des kriegerischen Schutzgefolges der im Lande sich setzenden christlichen Geistlichkeit, der Klöster, Mönche und Nonnen, der fränkischen Beamten und Steuereintreiber, fränkische Oberhoheit, Regierung durch Franken statt der bisherigen Führung und Regierung durch Sachsen, christlich-fränkische Regierungsweise durch Priester und Lehenadel, und fränkische Sitte und Brauch, fränkisches Recht statt ihrer altväterlichen sächsischen Sitten, Bräuche und Rechte.

Der Kampf der Sachsen gegen Karl war kein Kampf des Heidenthums gegen das Christenthum, sondern gegen das, was ihnen mit dem Christenthum gebracht werden wollte; ein großartiger Heldenkampf der Nothwehr für Alles, was dem Menschen heilig und theuer ist. Mit ihrer alten Religion war ihre Freiheit, ihre Sitte und ihr Leben nicht verwachsen, sondern nur Hand in Hand damit gegangen. Die alten Götter hätten sie sich nehmen lassen, wie die Franken und andere germanische Stämme, auf dem Wege der christlichen Belehrung und Unterweisung oder nach dem Vorgange ihrer geliebten Stammfürsten, wenn diese den neuen Gott als den wahren erkannt und den Vorgang in der Taufe gemacht hätten; aber Freiheit, Selbstständigkeit und nationale Sitte konnten und wollten sie sich nicht nehmen lassen, ohne den Kampf auf Tod und Leben dafür versucht und durchgekämpft zu haben.

Folgte Karl dem weisen Alkuin, dann wurde den Sachsen das Christenthum gebracht auf dem Wege der apostolischen Bekehrung; nur das Christenthum, und nichts sonst. Dann waren die christlichen Anstalten auf der Scheide Frankens und Sachsens durchaus sicher; denn das germanische Heidenthum hat sich nirgends fanatisch gegen das Christenthum gezeigt, als wo es zuvor schwer gereizt wurde.

Es ist nicht wahr, was man zur Entschuldigung Karls anführt, daß die blutige Unterwerfung und die blutige Bekehrung der Sachsen eine unabweisliche Forderung der fränkischen Politik

gewesen sey. Das zeigt das Vorstehende klar. Es ist eben so unwahr, daß Karl „keine anderen Mittel und Wege zur Unterhaltung der christlichen Stiftungen in Sachsen“ habe sehen und finden können, als den Zehenten und was darum und daran hing: die Welt ist bekehrt worden, nicht bloß manches Land und Volk, ohne daß die Weise nöthig war, welche Karls Politik in Sachsen zur Richtschnur nahm, und aus dem Boden wachsen mit der Zeit christliche Kirchen und Schulen, überall weithin in der Welt, ohne einen zwangsweise aufgelegten Zehenten, ohne das stets gezückte Schwert eines ins Land geführten rohen Lehenadels und Steuerkollegiums.

Die nöthigen christlichen Anstalten konnten durch ganz andere Mittel und Wege eben so wohl unterhalten als gegründet werden; und es bleibt ein furchtbarer Fleck in Karls Sachsenbekehrung, erstens, daß er zum Gesetz machte, und das Gesetz mit dem Schwert durchführte, es müsse jeder Sachse mit der Taufe die Verpflichtung zur Einzahlung des Zehenten übernehmen; zweitens, daß Karl das Sachsenland mit Blut und Feuer taufte, und nach der Schlacht viele tausend Sachsen mit dem Schwerte zur Taufe in die Flüsse trieb, die immer noch Widerspenstigen theils tausendweise niederhauen ließ, wie 4500 Sachsen zu Werden an der Aller, weil sie sämmtliche christliche Priester im ganzen Sachsenland verjagt oder ermordet, alle Kirchen zerstört hatten, theils tausendweise von Haus und Hof vertrieb, wie 10,000 Familien vom jenseitigen Elbufer, sie in andere Länder, in Provinzen des Frankenreichs vertheilte, und das ihnen abgenommene Land an seine Franken und an die Slaven verschenkte.

Ein dritter furchtbarer Fleck sind die blutig strengen Gesetze, womit er von heidnischer Sitte abzuschrecken, wie die Vergünstigungen, womit er zum Christenthum anzulocken suchte. Jeder Verbrecher, selbst der Mörder, der zu einem Priester fliehe und ihm beichte, oder seine Zuflucht in einer Kirche suche, solle damit der Todesstrafe entgehen, und es sollen ihm Leben und alle Glieder gesichert seyn. Wer aber in der vierzigtägigen Fastenzeit Fleisch esse, solle, als Verächter des Christenthums, des Todes

sterben. Wenn Jemand die Leiche eines Verstorbenen nach heidnischem Brauch verbrenne und die Gebeine in Asche verwandle, solle er enthauptet werden. Wenn eine Person vom Blute der Sachsen, die noch nicht getauft und bis jetzt versteckt sey, sich von der Bekanntmachung dieses Gesetzes an noch länger verborgen halte, zur Taufe zu kommen verschmähe und im Heidenthum verharren wolle, solle sie des Todes sterben.

Fränkische Grafen mit ihren Kriegsmannen saßen in den sächsischen Gauen, und handhabten diese blutigen Gesetze mit blutiger Hand; seit dem Jahre 785: kaum niedergedrückt und zur Taufe genothzüchtigt, waren sie bei der ersten Gelegenheit wieder aufgestanden, für die alte Freiheit und den alten Glauben in die Waffen getreten. „Darum," schrieb Alkuin an seinen Freund Arno, den Bischof von Salzburg, „darum hat das unglückselige Sachsenvolk so oft seinen Taufeid gebrochen, weil es niemals des Glaubens Grund im Herzen hatte. Und doch muß man wissen, daß der Glaube nach des heiligen Augustins Wort aus freiem Willen kommt, nicht durch Zwang. Wie kann ein Mensch mit Gewalt gezwungen werden, daß er glaube, was er nicht glaubt? Hineintreiben kann man einen Menschen in das Taufbad, aber nicht in den Glauben hinein. Fahre du fort in Gottes Werk, die Avaren zu bekehren, und sey ein Prediger der Religion, nicht ein Zehenteintreiber. Der Zehenten ist es, der in den Sachsen den Grund des Glaubens zerstört hat."

An den königlichen Kämmerer Megenfrid in Sachsen schrieb Alkuin: „Wenn mit eben so großem Eifer Christi sanftes Joch und leichte Last dem harten Volke der Sachsen gepredigt würde, als die Zehenteintreibung geschieht, und für jede kleinste Verfehlung die Strafe des Gesetzes unerbittlich verhängt wird, so würden die Sachsen wohl nicht solchen Abscheu vor der heiligen Taufe zeigen." Dem Könige Karl selbst schrieb er unter Anderem, „der Widerstand des unglücklichen Sachsenvolkes scheine darauf zu weisen, daß es noch nicht von Gott für das Christenthum erwählt sey."

Aber alle diese evangelische Weisheit Alkuins vermochte nicht, König Karl zu hemmen in der Unterjochung und Christ-

lichmachung der Sachsen, durch den furchtbarsten Zwang, welchen jemals die Gewalt des Siegers geübt hat. Wo Ueberredung und Geschenke nichts fruchteten, wurde die Gewalt angewandt, um das Christenthum und die fränkische Oberhoheit durchzuführen. Wer sich nicht der Taufe unterwerfen wollte, gegen den gebrauchte Karl ohne Scheu Gütereinziehung, Herabdrückung aus dem Stand des Freien in Leibeigenschaft, Deportation, körperliche Züchtigung, Verstümmelung, Todesstrafe.

Daß das nicht in dem Geiste der Zeit lag, dafür spricht der evangelische Sinn Alkuins und anderer Räthe des Königs. Auch Bestechung und Verrath nahm Karl zu Hülfe. Das alles erlaubte sich Karl „für die Verbreitung des Namens Christi", wie er sagte. Gewiß ist, daß nicht die Herrschsucht, sondern Fanatismus für das Christenthum und das Bewußtseyn, daß er eine höhere Sendung dafür habe, eine große religiöse Idee, zusammenwirkend mit der großen Idee der Nationaleinheit aller germanischen Stämme und der nur durch diese Einheit möglichen Weltherrschaft des germanischen Geistes und Glaubens, den großen König Karl so weit gehen ließen, welcher einen wundersam christlich-milden Sinn bis zum Kindlichen hatte, neben dem schrecklichen Sinn und der furchtbaren Kraft, welche Alles niederdrückten, was der Verwirklichung seiner Ideen Widerstand entgegensetzte, und neben der Staatsklugheit, welche das ihn täglich bearbeitende Romanenthum ihn lehrte, und welche die germanische Ehrlichkeit sogar im Herzen eines so großen Menschen wie Karl, wenigstens in etwas, vergiftet hatte, so daß er sich selbst der Bestechung und des Verraths als brauchbarer Mittel zum Zweck bediente.

Es ist durchaus ein Unverstand in der geschichtlichen Betrachtung, wenn man übersieht, wie bei sich entspinnenden Kämpfen zwischen Nationalitäten und Religionen, diesseits und jenseits des Lagers, edle Charaktere und großartige Triebfedern in Thätigkeit seyn können, und wie der Fortgang des Kampfes hüben und drüben zu Uebergriffen, zu Ausschweifungen und Ausartungen führen kann. Stets ist der Geist zu erkennen und zu achten, aus welchem der Kampf hervorging, und welcher der bleibende ist; in

mitten des Kampfes, so sehr auch dieser Geist vom Staubgewölke, das in Folge des Kampfes sich erhebt, verhüllt ist und zurücktritt.

Aber wo, um einen Gedanken, und wär's der höchste, in der Welt durchzuführen, Mittel gebraucht werden, welche Gottes Geboten widersprechen: da rächt sich das, weil jede Schuld sich rächt an denen, welche diese Mittel sich erlaubt haben, oder wenigstens an ihrem Geschlecht, das in diesem sündigen Wege fortgeht. Sünden an Völkern haben ihre göttlichen Strafgerichte tief eingeäzt in die Tafeln der Geschichte; und laut redet das Gottesgericht, das über das Werk und das Geschlecht des großen Kaisers Karl ergangen ist, von der Heiligkeit und Unverletzlichkeit der ewigen Ideen Vaterland, Freiheit und Glauben, Treue, Redlichkeit und Gerechtigkeit. Der Strom der Weltgeschichte geht vorwärts; aber diejenigen, welche die Strömung, Gottes Gebot zuwider, in Richtungen treiben, welche nicht naturgemäß sind, zergehen entweder selbst, oder in ihren Söhnen und Enkeln, an den Folgen dieses sündigen Treibens.

So waren die Sachsen nach drei und dreißigjährigem Kampfe unterjocht und äußerlich zu Christen gemacht, durch Zwang; was Predigt und Belehrung bis dahin dabei mitwirkte, kann gegen die Zwangsmittel kaum in Betracht kommen. Jetzt erst stiegen Kirchen, Schulen und Bisthümer empor in den Sachsenlanden. Diese Bisthümer waren Osnabrück, Münster, Minden, Paderborn, Verden, Bremen, Hildesheim und Halberstadt. Was von Sachsenlanden den Bisthümern Köln und Mainz zunächst lag, wurde diesen zugetheilt.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Bekehrung der Slaven. Ansgar, der Apostel des Nordens.

So waren die Sachsen mit dem Jahre 804 in die Kirche und in den großgermanischen Kaiserstaat des Frankenreichs eingereiht. So wenig gemäß den Grundsätzen der Christus-Religion

dabei versuchen worden war, so war doch die neue christliche Grundlage auch hier jetzt gelegt, und das Christenthum mit allem Segen seiner Bildung trieb und wuchs jetzt schnell an vielen Orten des großen Landes: die Sachsenvölker und alle gesellschaftlichen Verhältnisse wurden neu. Auch hier waren zwei Menschengeschlechter, eine ganze waffenfähige Gegenwart, in fast ununterbrochenem Kampfe blutend untergesunken, um, nach des Dichters Ausdruck, „die Perlen zu fischen, womit die Zukunft des Volkes sich schmücken sollte“. Wie sehr die sächsische Volksthümlichkeit innerlich der christlichen Religion entgegen kam, dafür spricht die Innigkeit und Wärme, die Herzlichkeit und lebendige Frische, womit die dichterische Einbildungskraft des Sachsenstammes den religiösen Stoff des Christenthums in sein eigenes Fleisch und Blut verwandelte, zumal „der Heliand“, ein großartiges episches Gedicht, welches ein neubekehrter Sachse verfaßte, und welches man das in deutsches Blut und Leben verwandelte Christenthum genannt hat.

Wie den Sachsenlanden, so wurde auch einem Theile der slavischen Völker, bis zur Oder, die von Rußland her, hinter dem Böhmerwald und in den östreichischen Alpen sich gesetzt hatten, und ebenso den Dänen, bis zur Eider, das Christenthum theils durch die Predigt, vorzugsweise aber mit dem Schwert des Eroberers zugeführt. Zwar dauerte es noch ein ganzes Jahrhundert, bis die slavischen Völker, die Czechen in Böhmen, die Mähren an der obersten Elbe und March, die Polen an der Weichsel, die Pommern an der Ostsee, auch nur zum größeren Theile bekehrt waren. Die Wenden an der Niederelbe wurden erst im späteren Mittelalter bekehrt. Die slavischen Serben aber an der Saale, am obern Main und der Regnitz gingen theils schon früher, theils jetzt in die Kirche ein.

Als „Apostel des Nordens“ machte sich in den Jahren 826 bis 865 Ansgar aus dem Kloster Neu-Corvey an der Weser berühmt. Sohn fränkischer Eltern, im sechsten Jahre seines Alters von seinem Vater nach dem Tode der Mutter in die Klosterschule Alt-Corvey untergebracht, hatte er schon in zarter Jugend Verzückungen und Gesichte.

So schaute er einmal im Traume die Himmelskönigin Maria inmitten eines Chors glänzender Frauen, und unter diesen Frauen erkannte er seine Mutter und sein Ohr vernahm: „Willst du an unserer Gesellschaft Theil nehmen, so mußst du alle Eitelkeit fliehen, die Spiele der Knaben lassen und achtsam auf dich selbst dich im Ernste des Lebens erhalten." Ein andermal sah er sich im Traum von den Aposteln Johannes und Petrus durch Hölle und Fegfeuer hindurchgeführt zu den Quellen des ewigen Lichtes. Da schaute er den Herrn, umgeben von den Engeln und Heiligen. „Gehe hin," sprach der Herr zu ihm, „und mit der Märtyrerkrone wirst du zu mir wiederkommen." Später hatte er noch ein ähnliches Gesicht. Auf die Frage: „Herr, was willst du, daß ich thun solle?" antwortete dieser: „Gehe hin und verkünde den Heiden das Wort Gottes!"

Im vierzehnten Jahre legte er das Mönchsgelübde ab, und im fünf und zwanzigsten Jahre stieg er mit dem Dänenfürsten Harald, der mit Weib und Kind und vielem Gefolge zu Mainz sich hatte taufen lassen, voll freudiger Begeisterung als Glaubensbote zu Schiff, wirkte an der jütischen Gränze, dann in Schweden, wurde Erzbischof des neugegründeten Erzbisthums Hamburg an der Gränze des dänischen Landes, war, unter einer Reihe äußerster Mißgeschicke von Seiten der heidnischen räuberischen Normannen und Dänen, aber auch von christlicher Seite, mit ungebrochenem Muth unermüdlich thätig für das Christenthum in Schleswig, Dänemark und Schweden, würde so der Begründer der Kirche des Nordens, entschlief im Frieden im vier und sechszigsten Lebensjahre zu Bremen, das mit Hamburg vereinigt worden war, zwar ohne die Märtyrerkrone, aber ein Heiliger in den Augen aller Zeitgenossen durch die Treue und Leidensgeduld, mit der er die Dornenkrone seines Lebens getragen hatte. Sein Lieblingsschüler Rimbart führte sein Werk fort, das nicht mehr unterging, so sehr auch zeitweise an einzelnen Orten Christen und Kirchen des Nordens durch die wilden normannischen Seeräuber zu leiden hatten.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Das christliche Kaiserthum bei den Germanen. Karl der Große, der zweite Gründer der Hierarchie.

Seit Konstantin dem Großen verdankte die katholische Hierarchie Niemand so viel als Karl dem Großen. Er befreite für immer den römischen Stuhl von der Furcht vor den Longobarden, vermehrte die Schenkung seines Vaters an St. Peter mit eroberten Städten im obern und untern Italien, behielt sich aber alle landesherrlichen Hoheitsrechte über den Kirchenstaat vor, und der Pabst selbst, sowie alle Bürger des Kirchenstaats, mußten ihm den Eid der Treue schwören. Der Pabst als Vasall der Frankenkrone hatte nur die niedere bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit, ernannte die Verwaltungs- und Gerichtsbehörden in den geschenkten Gebieten, im Kirchenstaat; aber diese standen unter der Oberaufsicht fränkischer Sendboten, welche als Vertreter der königlichen Oberhoheit in Rom ihren Sitz hatten und Klagen und Berufungen jeder Art entgegennahmen.

Noch unter Karls Nachfolgern wurden die Hoheitsrechte der fränkischen Krone im Kirchenstaat ohne Widerspruch ausgeübt. Aber auch in die Kirche selbst hinein erstreckten sich die landesherrlichen Hoheitsrechte Karls. Diesseits der Alpen war der fränkische König für kirchliche Gesetzgebung und Kirchenregiment als die höchste Autorität anerkannt: der König ernannte die Bischöfe, der König berief die Synoden, der König verlieh ihren Beschlüssen Gesetzeskraft. Kraft seiner landesherrlichen Oberhoheit in Italien hatte der Frankenkönig auch auf diesem Boden die gleichen Rechte.

Die römische Kanzlei aber fing schon jetzt an, die Schenkungen Pipins und Karls des Großen als eine bloße Wiedereinsetzung in einen alten Besitz hinzustellen, welcher dem römischen Stuhle schon durch Konstantin den Großen geschenkt worden, aber durch die räuberischen Longobarden auf längere Zeit an diese verloren gewesen sey.

Konstantin der Große, so verbreitete die römische Geistlichkeit, habe den Pabst Sylvester mit Italien beschenkt, und darum seinen Sitz nach Konstantinopel verlegt. Die römischen Bischöfe hatten allerdings dadurch politisch mächtig zu werden angefangen, daß der Kaisersitz von Rom weg war; dem Bischof von Rom aber zu politischer Macht verhelfen zu wollen, war dem Kaiser Konstantin nie eingefallen.

Bald nachdem diese Sage von der Schenkung Konstantins in Umlauf gesetzt war, wurde zu deren Unterstützung eine Schenkungsurkunde, die Konstantin ausgestellt haben sollte, zum Vorschein gebracht. Diese markirt sich dadurch, daß darin der Kaiser dem Pabste nicht nur den kaiserlichen „Lateranpalast" schenkt und „alle kaiserlichen Insignien" verleiht, sondern auch „die Stadt Rom und ganz Italien und alles an Provinzen, Plätzen und Städten im Westen" dem Bischofe Sylvester, dem „allgemeinen Pabste der Christenheit", schenkt; und dadurch, daß es darin heißt, das geschehe, damit der römische Stuhl, das Bisthum der Bisthümer, in welchem das christliche Priesterthum gipfle, nicht verkomme, sondern in höherer Ehre dastehe, als Würde, Ruhm und Macht des weltlichen Herrn, des Kaisers.

Trotz dieser dicken Auftragung fand diese erdichtete Urkunde Glauben bei den Gläubigen. Zwar dem großen Karl gegenüber sprach man freilich noch bescheiden von solcher Schenkung und Schenkungsurkunde Konstantins; aber wie mag erst im Volke und Karls Nachfolgern gegenüber davon gesprochen worden seyn. Karls Freund, Pabst Hadrian I., selbst suchte in einem Schreiben diesem begreiflich zu machen, daß seine und seines Vaters Schenkungen eigentlich nur Wiedereinsetzungen in das seyen, was die Päbste vordem schon seit mehr als vierhundert Jahren besessen haben. Von da an schreibt sich jene „fromme Industrie", Schenkungsurkunden zu machen, für das, was die Kirche für ihr Recht hielt oder als Recht sich anmaaßte, Rechtsbelege zu erdichten, als wären sie aus uralter Zeit, und auf unterschobene oder gefälschte Pergamente die Vergrößerung ihres Besitzes oder ihrer Macht zu gründen.

Die katholische Kirche selbst hat längst die Unächtheit der

Schenkungsurkunde Konstantins zugestanden; aber selbst, wenn sie wahr gewesen wäre, so blieben doch thatsächlich Pipin und Karl die Begründer der weltlichen Macht des Pabstthums, und die Markgräfin Mathilde von Tuscien war diejenige, welche, was die Frankenkönige schon sehr hoch gebaut hatten, durch ihre Freigebigkeit an den Stuhl Petri nur noch höher und vollends ausbaute.

Mit Pabst Hadrian stand Karl der Große jedenfalls in solchem Verhältniß, daß der Letztere für Erweiterung und Bildung seines Reiches dem Ersteren eben so viel zu danken hatte und dankte, als der Pabst dem Kaiser. Zu Rom zunächst hatte Karl Rath und Beistand gesucht für die geistige Hebung seines Volkes; und auf dem Rückweg von Rom in sein Frankenreich hatte er Alkuin kennen gelernt, zu Parma, ganz zufällig, gerade so, wie nachmals Kaiser Friedrich II. dem Jüngling Peter von Vinea begegnete — Begegnungen, welche weltgeschichtlich geworden sind.

Mehr als Vieles redet für das Verhältniß des Königs Karl zu Pabst Hadrian die Grabschrift, welche Karl der Große durch Alkuin seinem Freunde Hadrian setzen ließ, und worin gesagt ist, diese Verse habe Karl niedergeschrieben unter Thränen um den Hingang des Vaters, der ihn im Leben geliebt und im Tode von ihm beklagt sey; derselbe möge drüben seiner gedenken, wie er, der Lebende, im Geiste beständig dem Hingegangenen folgen werde. Darum verschlinge er auch in dieser Grabschrift ihrer beider Namen und Titel in Eins, die Namen Hadrian und Karl, König und Vater. Hadrian sey ein Mann gewesen, welchem Gott das Leben, die Gottesfurcht das Gesetz und Christus der einzige Ruhm war, ein apostolischer Hirte, fertig zu allem Guten.

Diese bewegte Grabschrift ist noch jetzt zu lesen auf einer Marmorplatte in der Vorhalle der heutigen St. Peterskirche als eines der ältesten Denkmale des Pabstthums.

Hadrians Nachfolger, Leo III., war schon am Tage nach dem Tode desselben Pabst geworden; es war bei der Wahl nicht ganz mit rechten Dingen zugegangen, im Jahre 795, und er hatte eilig den Schutz und die Gnade des Königs Karl durch Uebersendung der Schlüssel zum Grabe Petri und des Banners

der Stadt Rom für sich gesucht. Im Frühling 799 von seinen Gegnern vertrieben und vor Karl angeklagt, fand er in diesem dennoch, trotz der Wahrheit der Anklagen, einen Beschützer, der ihn auf seinen Stuhl zurückführte. Im folgenden Jahre, 800, kam Karl selbst nach Rom, um nicht selbst, als Richter, sondern durch seine Synode den Streit zwischen Volk und Pabst in der Peterskirche entscheiden zu lassen. Aber die Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte und andere Geistliche, welche in der Peterskirche neben König und Pabst sich setzten, während die fränkischen und römischen Großen standen, gaben die Erklärung ab, es sey von Alters her Brauch gewesen, daß der Statthalter Gottes, der Verweser des Stuhls Petri, das Haupt aller Kirchen, von Niemand gerichtet werden könne; sie wagen nicht, über ihn zu richten, denn über sie alle sey der Stuhl Petri und sein Verweser Richter. Wie der Pabst sie weise, so werden sie ihm gehorchen; das sey kirchliche Pflicht. Der Pabst aber stieg vor der Versammlung, das Evangelienbuch in der Hand, auf eine Kanzel, rief die Dreieinigkeit an, und schwur mit heller Stimme, daß er die ihm angeschuldigten Verbrechen nicht begangen habe. Darauf sang die Priesterschaft Loblieder zu Ehren Gottes und der Heiligen.

Karl und Alkuin wußten aus dem geheim vorgenommenen Zeugenverhör, daß Leo III. nicht schuldlos war; aber Alkuin wollte zu Vermeidung „des Skandals" die Untersuchung niedergeschlagen wissen. Alkuin selbst sprach die Ansicht aus, er habe in alten Kanones gelesen, der „apostolische Stuhl sey ein Stuhl, der zu richten habe, und der nicht gerichtet werden könne." So ließ Karl und die Versammlung den beklagten Pabst sich durch einen einseitigen Eid reinigen, und doch war unter anderen Anklagen ausdrücklich auch die, Leo habe einen Meineid begangen. Leo aber schwur nicht, er habe das Angeschuldigte nicht gethan, sondern der Pabst Leo sey schuldlos; er beschwor also bloß, seit er Pabst sey, habe er nichts dergleichen gethan. Die „Autorität des heiligen Stuhles" und die seiner Ansicht nach damit zusammenhängende „Unantastbarkeit des katholischen Glaubens" war es vor Allem, was Alkuin im Auge hatte, und was Karl leitete: nach Alkuins Anschauung und für Karls nächste

Zwecke durfte das Haupt der Kirche nicht als ein Verbrecher bloßgestellt werden. Alkuin wollte des Pabstes Gegnern zugerufen wissen: „Wer ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf ihn."

Leo war ganz Italiener: er suchte sogar dem Könige Karl, der in seinen Augen ein leichtgläubiger Barbar war, nicht nur dem Volke, als eine wirkliche Thatsache vorzuspiegeln, von den Verschworenen, die ihn im Jahre 799 bei einer Prozession überfielen, seyen ihm Augen und Zunge ausgerissen, aber schon in der folgenden Nacht durch den heiligen Petrus wieder völlig hergestellt worden. Der wirkliche Thatbestand war, im Tumult war dem Pabst ein Auge etwas verletzt worden; die Verschworenen hatten die Absicht gehabt, ihn der Augen und der Zunge zu berauben, aber die von den Führern dazu Abgeschickten hatten ihren Auftrag schlecht vollzogen, und der Pabst war ihnen im Gedränge ohne gefährliche Verletzung entkommen; die Beauftragten jedoch hatten gemeldet, sie haben ihn blind und stumm mitten auf der Straße liegen lassen. Daraus setzte der Pabst frisch und kühn die Wundergeschichte zusammen, die durch den Apostelfürsten an ihm geschehen seyn sollte.

Karl fragte bei Alkuin brieflich an, was er von dieser ganzen Sache halte. Alkuin, der die ihn versuchende Schlauheit des Königs durchschaute, wich der Antwort geschickt aus mit der allgemeinen Redensart, aus der Jeder, was er wollte, machen konnte: „Es steht allem christlichen Volke wohl an, über diese Gnade göttlichen Schutzes sich zu freuen und Gottes heiligen Namen zu preisen, der niemals die, welche auf ihn vertrauen, verläßt, der die ruchlosen Hände band, und die Verwirklichung ihrer bösen Absicht vereitelte, die Absicht derer, die mit blind gewordenen Sinnen auslöschen wollten, was ihr Licht war, und sich selbst mit ruchlosem Anschlag ihres eigenen Hauptes zu berauben gedachten."

Leo's Mährchen aber von der durch den heiligen Petrus an ihm über Nacht geschehenen Wiedereinsetzung seiner „ausgerissenen" Augen und seiner ihm „bis auf die Wurzel abgeschnittenen" Zunge ging nicht nur in den Glauben der Masse über, sondern sogar in die Geschichtbücher der Zeitgenossen und

der nächsten Jahrhunderte, als eine der vielen Wundergeschichten, welche unter dem Namen Legenden, d. h. heilige Sagen, im Mittelalter immer häufiger vorkamen und den Geist dieser Jahrhunderte kennzeichnen.

Kennzeichnend ist aber auch das, daß am Schluß jener Synode in der Peterskirche, auf den bloßen Reinigungseid des wegen Meineids angeklagten Pabstes hin, — die Ankläger zum Tode verurtheilt wurden; trotz dem, daß die geheimen Zeugenverhöre die Schuld Leo's in mehr als einem Punkt dargethan hatten, so sehr, daß Alkuin das Aktenstück, in welchem der königliche Verhörrichter, Bischof Arno von Salzburg, das Ergebniß der Untersuchung an Alkuin berichtet hatte, sogleich dem Feuer übergab, damit „es in keines andern Menschen Hand komme“; trotz dem, daß Karl vornherein kein volles Vertrauen zur Rechtlichkeit und Geistlichkeit Leo's hatte, und dem Abt Angelbert, seinem Gesandten in Rom, die geheime Weisung gab, „den Pabst fleißig zu erinnern, daß er ein ehrbares Leben führe, die Kirchengesetze beobachte, und vor Allem dem Wucher mit der Besetzung der geistlichen Aemter fern bleibe.“ Ja Karl hatte Sachen auf dem Herzen, die er nicht in die „Instruktion“ schrieb, sondern wegen der er seinen Gesandten aufgab, sich an das zu erinnern, „was oft ihre Klagen in mündlichen Unterredungen gewesen seyen“.

Bei solchem Sachverhalt wurden dennoch die Ankläger Leo's, Pabst Hadrians einflußreiche Vettern an der Spitze, zum Tode verurtheilt, damit der Pabst in den Glorienschein eines rechten Jüngers Christi eintreten könne; denn Leo — legte jetzt wärmste Fürbitte für die Verurtheilten ein, König Karl begnadigte sie, unter der Bedingung, daß sie den Boden Italiens verlassen; und gleich darauf, am Weihnachtsfeste, als Karl im Schmuck eines Schirmherrn Roms gegenüber dem Hauptaltar der Peterskirche Platz genommen hatte, trat der Pabst vor, setzte dem noch im Gebete knieenden König eine goldene Krone auf, und das versammelte Volk rief mit lautem Jubel: „Leben und Sieg dem großen Karl, dem Augustus, dem friedestiftenden Kaiser der Römer!“

Der Pabst that, als geschehe das in plötzlicher Begeisterung, auf unmittelbare Eingebung Gottes; König Karl that, wie ganz überrascht. Volk und Welt glaubte das. Die eingeweihten Zeitgenossen aber, die darüber schrieben, melden, es sey geschehen „mit Beirath aller Bischöfe und Priester, des Senats der Franken und der Römer". Von den Franken jedoch waren nur Wenige ins Geheimniß eingeweiht.

Wurde, was längst zwischen dem fränkischen Hof und der römischen Kanzlei verhandelt und verabredet, reiflich berathen und endlich beschlossen war, vom Pabst als eine plötzliche, unmittelbare Eingebung des heiligen Geistes vorgespiegelt, so war auch die Symbolik der Krönungshandlung, als ob dabei etwas Magisches mit unterliefe, auf den Glauben der Zeit berechnet. Denn der Pabst hielt, nach dem dreimal wiederholten Jubelruf der Versammlung, die eine Hand an den Mund, berührte mit der andern den Saum des fürstlichen Kleides und salbte so den noch immer Knieenden zum Kaiser.

Ohne Zweifel hatte Alkuin zuerst den Gedanken des Kaiserthums in Karls Seele geworfen. Ein uns erhaltener Brief an den König weist darauf hin. Auch schon Pabst Hadrian hatte Karl einen „neuen allerchristlichsten Konstantin" genannt. Ihn aber wirklich zum Kaiser zu machen, daran dachte Hadrian nicht, weil kein Pabst daran denken konnte, ungezwungen das römische Kaiserthum herzustellen und dem gefährlichsten aller Nachbarn und Nebenbuhler den Stuhl unmittelbar neben und über sich mit eigener Hand hinzustellen. Aber der aus Rom flüchtige, verklagte und schwerer Dinge überführte Leo war ganz in der Hand Karls. Für die Freisprechung Leo's wurde die Kaiserkrönung bedungen, und wochenlang vor dem Weihnachtstage sandte Alkuin aus Tours ein kostbares Exemplar der heiligen Schrift und einen „Glückwunsch zur Kaiserwürde" an einen Freund in Rom, um Beides an diesem Feste „dem Kaiser" zu überreichen. So genau wußte Alkuin im fernen Frankenlande voraus, was am Weihnachtsfeste in Rom vorgehen würde. Nach Johannes Diakonus, der sich über diesen Zeitabschnitt überall genau unterrichtet zeigt, war es Leo selbst, der als

Flüchtling Karl das Kaiserdiadem antrug, für seine Rückführung auf den römischen Stuhl.

Diese Verhandlungen waren vom Pabst und von Karl gleich geheim gehalten worden. Auch für Karl war es von Belang, in den Augen der Welt und seiner Franken den Schein zu haben, als sey ihm die Kaiserkrone ohne sein Zuthun geworden, einzig durch höhere Fügung, durch ein Wunder des Augenblicks, in welchem es der heilige Geist dem Pabst eingegeben habe.

Gegen sein nicht eingeweihtes Gefolge stellte sich der staatskluge Karl so überrascht, ja unzufrieden über die Kaiserkrönung, daß er in allem Ernst versicherte, hätte er die Absicht des Pabstes voraussehen können, so hätte er an diesem Tage, trotz des hohen Festes, die Peterskirche nicht betreten; und in einer öffentlichen Urkunde nannte er sich selbst „den auf Gottes Wink zum Kaiser Gekrönten“.

Die Wahrheit des Hergangs hätte, wie dem Pabstthum, so dem neuen Kaiserthum geschadet, zumal in den Augen der Franken und der andern germanischen Stämme.

Für die germanischen Barbaren war der Name „römischer Kaiser“ ein geheimnißvoller vieldeutiger Titel, und der Kaiserkrone auf des Frankenkönigs Haupt wuchs viel an Kraft zu durch das Geheimnißvolle, womit ihre Uebertragung auf Karls Haupt umgeben ward und blieb.

Das Kaiserthum brachte eine neue Form des Staates mit sich. Eben um diese neue Form des Staates leichter einführen zu können, bedurfte Karl der Kaiserkrone; er bedurfte ihr, um alle seiner Herrschaft unterworfenen Völker nicht nur unter gleiche Gesetze zu bringen, sondern auch gleichen Rechten und Pflichten zuführen zu können; er bedurfte des Glaubens bei seinen Franken, daß er auf göttliche Eingebung hin Kaiser geworden, und er bedurfte bei ihnen eben so sehr der geheimnißvollen und vieldeutigen Macht der Kaiserkrone, damit seine Franken in den neuen Huldigungseid und dessen Folgen sich fügen, welche ihre altvolksthümlichen Ueberlieferungen in manchem Punkte beschränkten und fremdartig berührten.

Daß der neue römische Kaiser seinen Sitz nicht in Rom

nehme, scheint der Pabst sich ausbedungen zu haben; was leicht zugestanden werden mußte, da das Frankenvolk die Verlegung des Schwerpunktes des Reiches nie zugegeben hätte.

Daß Karl an etwas M a g i s c h e s bei der Kaiserkrönung nicht glaubte, dafür spricht laut, daß er dreizehn Jahre nachher zu Aachen seinen Sohn Ludwig nicht durch den Pabst zu seinem Nachfolger krönen ließ, sondern seinem Sohne befahl, die Kaiserkrone vom Altare zu nehmen und mit eigenen Händen sich aufzusetzen, eingedenk der Lehren, die er, Karl, ihm gegeben habe.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Der christliche Kaiser Karl der Große und seine Thätigkeit für christliche Bildung.

So war das neue christliche Kaiserthum der G e r m a n e n da, drei hundert vier und zwanzig Jahre nachdem das weströmische Kaiserthum morsch zusammengebrochen war unter der Berührung der barbarischen Hand der germanischen Völkerwanderung.

König Karl, der Glaubensheld und Christenheitsretter, der Eroberer für das Kreuz und christliche Bildung, stellte längst thatsächlich das in seiner Persönlichkeit dar, was man nur von einem christlichen Kaiser, wie dessen Bild in der Idee der Menschen lebte, erwarten konnte. In seiner Seele und in seinem Geiste, in seiner Gesinnung und in seinen Anschauungen und Gedanken, lag das christliche Kaiserthum reiner und fertiger da, und in seinem bisherigen Wirken war es schöner ins Leben herausgetreten, als bei irgend einem seiner Nachfolger auf dem Kaiserstuhl, geschweige bei einem seiner Vorgänger seit Konstantin dem Großen, seit der Begründung der christlichen Weltmonarchie.

Ein Lebensgedanke des großen Karl war es, alle germanischen Völker und alle Völker, welche als Ueberbleibsel des alten römischen Reiches dessen Untergang überlebt hatten, unter seiner Herrschaft zu Einem großen c h r i s t l i c h e n S t a a t e zu vereinen,

und die Romanen durch die Einflüsse des germanischen Elementes zu veredeln, die Germanen durch die Einflüsse des romanischen Elementes zu civilisiren.

Dieser große Zweck konnte gar nicht anders erreicht werden, als auf dem Wege, welchen er ging. Für Neugestaltungen, welche einen Weltumfang haben, müssen immer Einzelne, Gemeinden, ja ganze Völker und Länder — Opfer bringen, aufopfernd von dem, was sie bisher hatten, um durch Einfügung in ein neugestaltetes großes Ganze, um von der Einheit zu empfangen, was ihnen bisher gebrach. Das, was sie empfangen, ist werthvoller, als was sie zum Opfer bringen. So wehe auch diese Opfer thun, die Opfernden gehen reicher vom Opferaltar weg; wiewohl sie vorerst nur das Schmerzgefühl des Verlustes, noch nicht das Wohlgefühl des Gewinnes haben; am allerwenigsten durchgängig die Einsicht der geschichtlichen Nothwendigkeit dieser Opfer. Erst wenn die Früchte da sind, die aus den Opfern kommen, erkennt, dankbar oder einsichtsvoll, das spätere Geschlecht den wunderbaren Gang Gottes in der Entwicklung der Menschheit, die Bereicherung der fortgeschrittenen Gegenwart, die nicht möglich war, wenn nicht die Vergangenheit aufgab oder zum Aufgeben gezwungen wurde, und die tausendfach ersetzt, was vordem geopfert oder verloren ward.

So glaubten der große Karl und seine Freunde und Berather zum festen Kitt des neuen romanisch-germanischen christlichen Weltstaates, durchaus für ihre Zeitlage — eine Begünstigung erstens der Adelsvorrechte, zweitens der Priestervorrechte, auf Kosten der Gemeinfreien, nöthig zu haben. Wie freiheitliebend auch man seyn mag, die geschichtliche Durchführung der Umbildung der germanischen Barbaren, vorzugsweise der Sachsen, für die weltgeschichtliche Aufgabe, welche diese Völker erfüllt haben und zu erfüllen hatten, bis auf diesen Tag, war, so scheint es, ohne das rein unmöglich.

Nicht Karls Vorgehen für die Idee, sondern das rasche und gewaltsame Zuweitgehen für die Idee hat das Gottesgericht über Karls Geschlecht herbei geführt, in Verbindung mit seines Hauses eigener Sündenschuld.

Aber nur scheinbar zerbröckelt sich und fällt unter seinen Nachkommen, was er begeistert in der Idee ergriffen und gewaltsam eingeführt hat. Diese seine Idee, die er ins Leben eingeführt hat, ist der Herzschlag des Mittelalters bis zum Anbruch der neuen Zeit geblieben.

Wie viel auch durch die neuen staatsbürgerlichen und kirchlichen Ordnungen auf Kosten der gemeinen Freiheit geschah, „diese dunkeln Schatten,“ wie einer der freiesten Geister unserer Zeit sagt, „treten zum Theil in den Hintergrund, wenn man die für Bildung und Gesittung der Völker getroffenen Anstalten überblickt, und in ihnen ohne Mühe ein eben so folgerechtes, als weises Streben für die geistigen Fortschritte der Zeitgenossen entdeckt. Selten haben Ehrgeiz und Herrschsucht auf eine ähnliche Weise, wie bei Karl, schreiende Gewaltthaten vergütet und persönliche Leidenschaften während und nach ihrer Befriedigung dem öffentlichen Besten zugewandt. Der Kaiser nämlich, von reiner Liebe zu den Wissenschaften getrieben und des Glaubens, daß die auf ihrem Gebiet errungenen Siege allein dauerhaft sind und die fernsten Geschlechter mit der Gegenwart unsichtbar verknüpfen, suchte gleichzeitig, obschon auf verschiedenen Wegen, alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft, Adel, Geistlichkeit und Volk, für die höchsten Lebenszwecke zu gewinnen und zu bethätigen.“ *)

Die christliche Akademie Karls des Großen rettete mitten in der Barbarei der Jahrhunderte, wo selbst in Rom die Wissenschaft und die Kunst erlosch, den „Sinn für das Schöne und Wahre, erhob manche nützliche Kenntnisse zum Gemeingut der Menschheit, bekämpfte, bisweilen wider Willen, den starren Kirchenglauben, und entzündete selbst in den Klöstern eine Flamme geistigen Wetteifers.“ **) Diese Akademie war theils aus Franken, theils aus Fremden gebildet, und Aachen, wo Karl am liebsten Hof hielt, wurde „das christliche Athen“ dieser Zeit. Neben Alkuin waren die ausgezeichnetsten Glieder dieses Vereins Einhard (Eginhard), der Geschichtschreiber, Engelbert, der Dichter,

---

*) Friedrich Kortüm, die Geschichte des Mittelalters I. 168.
**) Ebendaselbst.

beide, obgleich nicht ehelich, Schwiegersöhne des Kaisers; der Westgothe Theodulf, der Erzbischof Rikulf von Mainz, der Abt Abälard von Corvey, Paul Warnefried, der Lombarde, der Geschichtschreiber seines unglücklichen Volkes, dem er am Hofe Karls treu blieb, und seines Volkes Geschichte mit größtem Freimuth schrieb. Karl selbst war Mitglied dieser Akademie.

Reich ausgestattet wurden von Karl die Hauptkirchen und Klöster, aber an sie knüpfte er Schulen an, zur Ausbildung für junge Geistliche und für Volkslehrer. In einem Kreisschreiben an die Bischöfe und Aebte sagte Karl: „Bisthümer und Klöster sind zwar den Zöglingen eines frommen beschaulichen Lebens gewidmet, sollen aber gleichzeitig denjenigen, welche sich mit der Gnade Gottes in den Wissenschaften üben wollen, zum Aufenthalte dienen. Gut handeln ist freilich besser als Wissen; aber je reicher der Mensch an Wissenschaft ist, desto leichter und tüchtiger mag er gut handeln. Wer dem Höchsten durch seinen Wandel zu gefallen sucht, muß ihm nicht minder durch eine richtige Darstellung seiner Gedanken zu gefallen trachten. Oft haben wir Briefe aus den Klöstern erhalten, welche zwar nicht schlechte Gedanken verriethen, aber eine ungehobelte Sprache führten. Männer, welche sich so wenig um das Schreiben bekümmerten, sind wahrscheinlich auch zum Verständniß der heiligen Schrift wenig geschickt. Also ermahnen wir euch, die Wissenschaften nicht nur nicht nachlässig, sondern vielmehr mit Wetteifer zu betreiben."

So etwas wirkte, nicht sowohl weil es vom Kaiser kam, sondern weil diejenigen Klöster, die solchen kaiserlichen Ermahnungen nachkamen, besonderer Schenkungen und Ausstattungen sich zu erfreuen hatten. Mit hinlänglichen Einkünften, nicht bloß mit den Zehenten, wurden diejenigen Klosterschulen ausgestattet, welche Karl in seiner Richtung neu stiftete, und das Gleiche gab er überall hin, wo die alten Schulen verbessert wurden.

Gesang, Lesen, Schreiben, deutsche Sprache und Kenntniß des in alter deutscher Sprache Hervorgebrachten, lateinische Sprache, Zahlenlehre und Größenlehre waren in dem Lehrplan, welcher von Karls Akademie für die Klosterschulen verfaßt war. In diesen Schulen sollten, nach Karls ausdrücklichem Willen, nicht bloß

künftige Geistliche und Volkslehrer, sondern auch Laien unterrichtet werden, welche niemals Priester oder Volkslehrer zu werden sich verpflichten: Volkslehrer im weitesten Sinne wollte er bilden, Menschen, welche in alle Adern der Gesellschaft, wie er sagte, „gute Sitten und nützliche Kenntnisse zum Gemeingut des bürgerlichen Wesens" einzuströmen befähigt würden.

Wo Klöster durch Karls freigebige Unterstützungen neu entstanden, da waren sie, neben ihrer wissenschaftlichen Bestimmung, auch zugleich Musteranstalten für Landwirthschaft, Musteranstalten für Handwerke, für Kunst, wie für feinere Gewerbsamkeit. Alles war so geordnet, daß wissenschaftliche Arbeiten und Unterricht in allen diesen Zweigen, neben dem Gottesdienste, Raum und Muße fanden.

Lange nicht genug ist anerkannt, was die Akademie Karls, Westgothen und Lombarden, welche Arianer waren, Angelsachsen, welche keine Römlinge im eigentlichen Sinne des Worts waren, gethan haben für den Bau des Geistes und des Bodens, für Wissenschaft und Landwirthschaft. Der sehr unrömische Eginhard war Karls Geheimschreiber, Oberbaumeister, erster Mathematiker der Zeit, und nicht bloß Liebhaber, sondern Ausüber der Tonkunst.

So fruchtbar war der Boden der germanischen Nationalität, als das „Licht der Welt" darauf schien, und so schnell wogten die Früchte reichst umher, wie bei keinem Volke und Lande sonst. Auf Weilern und in Dörfern entstanden Volksschulen, in welchen die Kinder der Armen und der Begüterten, der Adelichen und der Gemeinfreien in voller Gleichheit mit einander unterrichtet wurden, und nicht nur Lesen und Singen, Rechnen und Schreiben lernten, sondern auch Unterricht erhielten in Hausarzneimitteln und allerlei landwirthschaftlichen Kenntnissen; jedes Kind mußte Namen und Behandlungsweise der nützlichsten Bäume, Pflanzen und Kräuter für den künftigen Hausbrauch sich einprägen. Ein besonders tüchtiger Pfarrer leitete so eine Dorfschule; und oft sah man den Kaiser diese Dorfschulen, welche seine Lieblingsanstalten waren, besuchen, Prüfungen anstellen, die Fleißigen loben, die Trägen tadeln, die Adelichen beschämen, den

Trotz auf Geburt beugen und einzig und allein das Verdienst der Tüchtigkeit hervorziehen.

Während in Rom die Kunst verrohte oder nichts mehr schuf, und, nach Gregorovius schönem Ausdruck: „die mamorne Stadt des Augustus und des Trajan wie ein gespenstiges Grab aussah“:*) war Karl, ergriffen von der Anschauung der alterthümlichen Bauten Italiens, voll Eifer, mit ähnlichen Denkmalen der kirchlichen und weltlichen Baukunst den deutschen Boden zu schmücken, aber nicht mit höfischen Bauten, sondern mit Bauwerken für großartige öffentliche Zwecke.

So ließ er zu Aachen den ersten Dom in deutschen Landen bauen, der seines Zweckes würdig war, gleich ausgezeichnet durch Umfang, Pracht und Erhabenheit. Sein Geheimschreiber Eginhard leitete den Bau, und er wurde „der heiligen und holdseligen Jungfrau Maria“ geweiht. „Thüren und Gitter waren von reinem Erz, Geräthe und Leuchter von Silber oder Gold, Fußboden und Wände waren mit Marmor geschmückt und mit Musivarbeiten aus dem alten Palast von Ravenna; auf acht reichverzierten Säulen ruhte die vergoldete Kuppel.“

Während er hier die Liebfrauenkirche baute, war er eben so eifrig, rings umher in seinem weiten Reiche Bischöfe und Grafen zu ermahnen, die Gotteshäuser, die ihnen anvertraut waren, sorglich zu erhalten. Er ließ sich von ihnen über den Zustand des Dachs, des Fußbodens, der Mauern und der Gemälde der ihm bekannten Gotteshäuser von Zeit zu Zeit genaue Berichte einsenden; und selbst nach dem fernen Jerusalem sandte er große Geldsummen zu Hospitälern für die Pilgrime und zu neuen Kirchen, da die Sarazenen den Christen ihre alten weggenommen hatten.

Schmückte die durch das Christenthum in Deutschland geweckte Baukunst den Boden mit Kirchen und das Christenthum selbst mit vielen seiner würdigen Gotteshäusern, so war es auch dieselbe durchs Christenthum verpflanzte Baukunst, durch

*) Ferdinand Gregorovius, die Grabmäler der römischen Päbste. 1857. S. 22.

welche auf deutschem Boden die Pfalzen entstanden, jene großartigen weltlichen Bauten für die Reichsversammlungen. Die bewundertsten darunter waren die Pfalz zu Aachen mit ihren geräumigen Säälen für die geistlichen und weltlichen Großen, mit ihrem kunstreichen Söller und ihren vielen Hallen und Lauben, und die zu Ingelheim bei Mainz. Italiener bewunderten zu Ingelheim das auf hundert Marmor- und Granitsäulen ruhende Dach; und die Wandgemälde staunten die Franken an; denn sie waren damals die einzigen in dieser Zeit auf germanischem Boden. Diese Wandgemälde stellten dar die Thaten des Cyrus, Romulus, Hannibal, Alexander, Konstantin, Theodosius, und die Kriegsthaten Karls des Hammers, Pipins und Karls des Großen.

War auch diese Kunst der Malerei noch roh, und hatte sie keinen Vorzug, als das „Kraftvolle, von dem wilden Ernst der Zeit Durchdrungene", so waren es doch die ersten Anfänge der Malerei auf deutschem Boden, und das Christenthum war es, durch welches auch diese Kunst auf diesen Boden zuerst verpflanzt wurde.

In des ersten christlich-deutschen Kaisers Haupt entsprang auch der Plan, die ganze christliche Welt zu Wasser zu verbinden, nicht am Saume herum, sondern mitten durch: Karl versuchte das schwarze Meer und die Nordsee zu verbinden durch einen Kanal, der die Donau mit dem Main verbände; ein Gedanke, der in den Tagen Karls des Großen von ganz anderer Bedeutung war und mit gewaltigeren Mitteln ausgeführt worden wäre, als in unsern Tagen; ein Gedanke von unberechenbarer Tragweite für die Weltentwicklung, wenn er ausgeführt worden wäre; und ist auch dieser Plan in der Ausführung an der Unkunde des Zeitalters gescheitert, so bleibt er doch ein ewiges Denkmal für die Gedanken der Kultur, welche dem Christenthum auf dem Fuße folgten und folgen in die Barbarei, in die Einsamkeit der Urwälder und in die Wüste. Welt umbildende, Wüsten fruchtbar machende, entlegenste Lande und Völker verknüpfende Gedanken und Arbeiten sind das Gefolge des Christenthums, wo es einkehrt. Auch darin zeigt es sich als die Weltreligion.

In Metz und Soissons ließ Karl durch deutsche und römische

Meister der Musik Singschulen errichten, den Gehalt und die Weisen der Kirchenlieder veredeln, die heilige Schrift ins Fränkische übertragen und deutsche Auszüge aus den Predigten der Kirchenväter für Erbauung in Kirche und Familie durch Paul Warnefried fertigen.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Karls Thätigkeit für christliche Bildung. (Fortsetzung.)

Dem Aberglauben trat Karl, so weit er und seine Räthe selbst darüber erhaben waren, mit strengen Verordnungen entgegen: er verbot die Ausübung sowohl rein heidnischen Aberglaubens, als auch solchen Aberglaubens, welcher sich aus dem Heidnischen ins Christliche übersetzt hatte. Der Aberglauben stand mitten unter den christlich gemachten Germanen in voller Blüthe, und zwar eben so sehr, weil das Christenthum stark versetzt mit morgenländischem, griechischem Aberglauben der alten Welt zu den germanischen Stämmen gekommen war, als weil Franken und Sachsen zuvor schon ihren eigenen Aberglauben hatten. Karl verbot, aus dem Vogelflug und Roßgewieher oder aus dem Psalter und Evangelienbuch die Zukunft zu deuten; er verbot, auf Alrune und Amulete (Zauberbänder), als auf Mittel gegen mancherlei Uebel und Böses, zu halten; er verbot, die Geister im Walde und an den Felsen und Quellen zu rufen, oder aus Abgötterei Feuer und geweihte Kerzen anzuzünden, zu dem Mond, als könne er die Herzen der Menschen bewegen, bei der Zu- und Abnahme gläubig empor zu schauen; er verbot, die Glocken zu taufen, oder Zettel an Stangen zu befestigen, im Wahn, damit den Hagel abzuhalten; er verbot die Todtenessen, wie sie bei den Sachsen gefeiert wurden, altheidnische Todtenfeste zu Ehren ihrer Abgeschiedenen.

Er verbot aber auch durch seine Kirchenversammlungen der Priesterschaft die stark hervortretende Sucht, „gutmüthige Menschen

zur Verschenkung oder zum Vermächtniß ihres Erbtheils an die Klöster auszubeuten". Er fragte die Bischöfe, „ob derjenige das Zeitliche aufgegeben und die Welt verlassen habe, welcher Tag und Nacht durch allerlei Künste seine Besitzungen zu mehren trachte, und darum bald durch Androhung höllischer Strafen, bald durch Verheißen himmlischen Lohns einfältige, ungelehrte und unvorsichtige Leute, Reiche wie Arme, berede, sich selbst und ihre rechtmäßigen Erben des gesetzlichen Guts zu berauben? ob derjenige die Welt verlassen habe, der aus Begierde nach fremdem Eigenthum falsche, meineidige Zeugen erkaufe, und sich an einen gewissenlosen Richter wende, um durch desselben Ausspruch zu erwerben, was ihm nach dem Rechte nicht gehöre?"

Zugleich gebot er, bei Strafe der Absetzung solle kein Geistlicher für Messe, Taufe und andere kirchliche Handlungen Geschenke nehmen; kein Bischof, der sich häufig oder über drei Wochen von seinem Amtssitz entferne, solle sein Bisthum, kein Pfarrer, der faul sey und nichts lernen wolle, seine Pfründe behalten, kein Geistlicher das Jagd- und Waffenwerk treiben, mehrere Aemter zugleich haben, oder in doppelter Ehe leben; keiner als Soldat Heiden- oder Christenblut vergießen, keine Possenreißer halten, auch die Aebtissinnen nicht. Kurz vor ihm noch waren die Pfarrer heerbannpflichtig gewesen, aber Mancher war aus den rohen Sitten des Feldlagers so zurückgekehrt, wie es der Seelsorge und dem Volksunterricht nicht zuträglich war.

Wegen der Strenge, mit welcher Karl gegen die Prunk- und Jagdliebe, die Schwelgerei und Habgier der Geistlichkeit vorging, wurde er ein Bischof der Bischöfe genannt, und diese seine Gesetze lassen auf die Mehrheit der Priesterschaft seiner Zeit schließen, mehr noch der wehmüthige Ausruf, der ihm eines Tages wegen ihres Mangels an Zucht und Wissenschaft entschlüpfte: „Hätt' ich doch zwölf gelehrte und treffliche Pfaffen, wie der heilige Hieronymus und Augustin waren!" Und doch hatten die christliche Kirche, ihre Beamten, Güter und Anstalten sich seiner höchsten Freigebigkeit zu erfreuen, und er erweiterte die Freiheiten der Priesterschaft.

Er gab dieser und den Gemeinden die Bischofswahl zurück

und gewährleistete durch förmliche Reichsbeschlüsse ihre bereits ausgedehnte Gerichtsbarkeit. Acht christlich aber gebot er jedem Kirchspiel die Verpflegung seiner Armen und verbot streng den Straßenbettel; ein Viertheil des Zehenten bestimmte er den Dürftigen; den Wittwen, Waisen und Bedrängten verlieh er den besonderen Schutz des Gesetzes, und die Gastfreiheit gebot er als allgemeine christliche Tugend. Niemand, sagte sein für Handel und Wandel wohlberechnetes Gesetz, soll in unserem Reiche Wanderern Herberge und Herd verweigern oder ihrem Vieh Futter vorenthalten. Der christliche Kaiser aber hatte auch seine Rückfälle, nicht bloß in heidnische Anwandlungen roher Gewaltthätigkeit, sondern geradezu in byzantinischen Despotismus, wenn er zum Beispiel gebot, wer unter den Alemannen Sonntags die Kirche nicht besuche, solle durch Stockstreiche, bei der dritten strafbaren Versäumniß des Kirchenbesuchs durch Verlust der Freiheit büßen.

Dieser Zwang zur Sonntagskirche durch Androhung des Stocks und gar der Herabdrückung in die Leibeigenschaft, die an und für sich der Christus-Religion entgegen war, ist auch einer der schwarzen Flecke in dem sonst so weißen, über die Welt und die Jahrtausende hin leuchtenden Mantel des ersten germanisch-christlichen Kaisers. Aber groß war die Begeisterung, mit welcher Karl, sobald er Kaiser war, vollends alle seine Kraft daran setzte, den großen Gedanken einer christlichen Weltmonarchie zu verwirklichen. Bedurfte auch er selbst nicht erst der priesterlichen Weihe dazu, so kam doch ein höherer und freierer Schwung über ihn, dadurch, daß er in den Augen aller Christen des Abendlandes jetzt als der durch göttliche Weihung an die Spitze der Christenheit Gestellte sich wußte.

Die Kaiserweihe hatte auf die Vorstellungen der Menschen einen so zauberhaften Einfluß, daß seitdem selbst die angelsächsischen Königreiche in Britannien und die Christen in Spanien ihn als das weltliche Haupt der ganzen Christenheit anerkannten, ehrfurchtsvoll.

So waltete der erste germanisch-christliche Kaiser, um die Aufgabe des Kaiserthums zu lösen, das Reich Gottes, soweit es

in der politischen Gesellschaft sich darstellen sollte, einzuführen in das Leben und die Wirklichkeit.

Für jetzt war in der Person des christlichen Kaisers für den Glauben der Christenheit des Abendlandes die einheitliche Spitze der gesammten Christenheit. Der Träger der Kaiserkrone, Karl, stand auch an der Spitze der Kirche, trotz dem, daß das byzantinische Kaiserthum noch bestand, aber so winzig, daß es Null war an Macht in der Zeit, und darum etwas völlig Unbekanntes der Christenheit des Westens. .

Karl selbst sah seine Kaiserstellung nicht anders an, als daß er sey „der gehorsame Sohn und Knecht der Kirche Jesu Christi, sofern diese vom Sohne Gottes gegründet und vom heiligen Geiste beseelt sey", aber auch, wie der Schirmherr, so auch der Inhaber des höchsten irdischen Regiments derselben, sofern sie Kirche auf Erden geworden sey und eines Schutzes und einer Oberleitung auf Erden bedürfe. Lehre und Kultus zog er unter seine Obhut, wenn auch mit Beiziehung der Bischöfe und der Kirchenversammlungen.

Wie Konstantin und seine Nachfolger, glaubte auch er, die Macht zu haben, Kirchenversammlungsbeschlüssen erst durch seine Zustimmung Geltung zu geben, sie zu ergänzen, zu erweitern, abzuändern, zu bestätigen oder zu verwerfen. Karl, der Kaiser, setzte Bischöfe ein und ab, führte Reformen in der Geistlichkeit durch, wie er sie für gut fand, ganz für sich, und gab für sich die Vorschriften strenger Zucht für die Geistlichkeit in seinem ganzen Reiche.

Nirgends findet sich eine Spur, daß Karl, der Kaiser, dem Pabste, der ihn zum Kaiser geweiht hatte, dem päbstlichen Stuhle, darum in seiner Stellung etwas Besonderes zuerkannt hat. Der Franke Karl war in diesem Punkt und Augenblick staatsklüger, als der Römer Leo: Karl setzte sich darauf fest, daß Leo, der Pabst, ihn aus unmittelbarem, ganz besonderem göttlichem Antrieb und Auftrag zum Kaiser geweiht habe; und davon, als hätte der Pabst das aus eigener, dem Pabstthum als solchem innewohnender Machtvollkommenheit gethan, war zu Karls Zeiten gar nicht die Rede, geschweige, daß so etwas anerkannt worden

wäre. Karl nahm die Weihung zum Kaiser an als zu einer fortan in seinem Geschlecht erblichen Würde; erblich ohne alles Zuthun des römischen Stuhls; als eine einmalige Thatsache, durch welche das christliche Kaiserthum an die Germanen übertragen war, durch unmittelbare göttliche Eingebung, auf außerordentlichem Wege, als höchste Macht auf Erden in Staat und Kirche, aber so, daß von nun an das Werden eines Kaisers ganz außerhalb der Mitwirkung eines Pabstes stehe.

So lang die große Persönlichkeit Karls dastand, schuf und wirkte, so lange trat der Pabst hinter den Kaiser zurück. Wie ein Schwächerer kam, war es nicht schwer, glauben zu machen, daß es eben doch der Pabst sey, der den Kaiser zum Kaiser gemacht habe und allein mache.

Dreizehn Jahre arbeitete noch Karl seit seiner Krönung, den Gedanken des christlichen Kaiserthums zu verwirklichen, und einen Gottesstaat auf Erden herzustellen, in welchem Staat und Kirche sich gegenseitig tragen und fördern, alle Stände in einander greifen und zusammenwirken, Ein Herr auf Erden, der von Gott berufene Kaiser, aber über ihm Gottes Gesetz und Offenbarung seyn sollten. So groß auch die Kraft seines Geistes war, so ausgedehnt namentlich durch die Kaiserkrönung er die Herrschergewalt hätte machen können, und so sehr er mit seiner Charakterstärke Alles durchzusetzen vermochte: so dachte er doch nicht daran, unumschränkt herrschen zu wollen. Für den Absolutismus des Thrones war Karl nicht, dazu war er zu weise und zu christlich. Er stellte vielmehr die alten abgekommenen Versammlungen wieder her, unter dem Namen „Parlament“: er theilte die höchste Staatsgewalt mit der Nationalvertretung.

Noch war die germanische Natur nicht durch das Mißchristenthum so verdorben, daß sie jetzt schon die Entziehung der Freiheit ertragen hätte; und Karl selbst hätte keine andere Religion ertragen, als eine solche, welche sich mit der Freiheit vereinte, und welche die Freiheit zu ihrem natürlichen Ausfluß hatte. Die beiden großen Grundkräfte des Mittelalters, Kaiserthum und Pabstthum, waren zu Karls Zeiten noch einträchtig neben einander, Staat und Kirche, Politik und Religion durchdrangen sich lebendig

und hoben eines das andere: das prägt sich klar und schön in der Persönlichkeit Karls des Großen und in seinem politischen und kirchlichen Walten aus. Zu Aachen beschloß er am 28. Januar 814 sein Daseyn, das für die Erweckung der Deutschen aus bloß sinnlicher Thätigkeit zur Thätigkeit des Geistes und für ihre Veredlung durch Christenthum und Gesetze rastlos gearbeitet hatte.

Dreißigstes Kapitel.

Ueberhebung der Geistlichkeit unter Ludwig dem Frommen.

Bald nach Karls Tode löste sich das große Frankenreich auf, nach den Nationalitäten, in Deutschland, Frankreich und Italien. Glanzlos endete das Geschlecht des großen Karl an geistiger und sittlicher Unfähigkeit, und es starb aus mit Ludwig dem Kinde. Die Geistlichkeit erhob übermächtig ihr Haupt schon unter Karls Sohn, Ludwig dem Frommen, welcher schwach, wiewohl gutmüthig, sich ganz beherrschen ließ von seinen Hofgeistlichen, seinen Frauen und den weltlichen Großen. Die Bischöfe des Reiches unterstützten die Empörung der Söhne Ludwigs gegen den Vater; ebenso der Pabst Gregor IV. Die Bischöfe und seine Söhne zwangen Ludwig, öffentlich Kirchenbuße zu thun. Vor dem Altar der Medarduskirche zu Soissons mußte der alte Kaiser auf ein härenes Bußgewand knieen, und ein langes Sündenverzeichniß, das ihn als Wortbrüchigen und Meineidigen, als Urheber ungerechter Todesurtheile, als Veranlasser grausam-blutiger Bürgerkriege, als Kirchenräuber und Gotteslästerer u. s. w. bezeichnete, vor allem Volk ablesen. Er that es, unter Strömen von Thränen. Dann stand er auf, schnallte sein Wehrgehäng ab und legte es auf den Altar. Bischof Ebbo von Rheims zog ihm nun sein Fürstenkleid aus und bekleidete ihn mit dem groben Büßergewande. Dann sprach der Bischof, wer auf solche Weise Buße gethan habe, dürfe nie mehr die Waffen und die

Krone tragen, sondern müsse sich im Kloster dem Dienste Gottes und dem Gebete weihen.

Zwar vermochten keine Drohungen und keine Schmeicheleien, keine Lügen, keine Ränke, keine satanischen Blendwerke der Mönche den alten Kaiser zur Annahme des Klostergelübdes und zum unbedingten Verzicht auf den Thron, und aus der strengen Haft seines ältesten Sohnes Lothar und der ihm verbündeten Priester befreiten ihn mit den Waffen die durch solches Gebahren der Kirchenwürdenträger empörten Bessergesinnten der Nation und krönten ihn aufs Neue in Metz. Er verzieh seinen Feinden, und die Bischöfe schrieben in die Krönungsurkunde, er sey „durch die wiedererlangte Gnade Gottes" wieder in alle Gewalt eines Oberhauptes der Franken eingesetzt; aber Ludwig blieb gleich schwach, ein Sclave der gehaltlosesten Frömmelei und der Frauen am Hofe, ein willenloses Werkzeug der Priester- und Weiberränke, und als ihn über gehäufte Schmach auf der Rheininsel Ingelheim gegenüber der Tod hinwegrückte, wähnte er in seinen letzten Augenblicken den Teufel leibhaftig zu sehen.

Dazu hatten Geistliche und Mönche den Sohn Karls des Großen gemacht. Karl hatte, als er seinen Sohn als solchen Mönchsfreund sah, die Nachfolge an seinen Enkel Bernhard übergeben wollen, und sich nur durch die Einhelligkeit der Geistlichen überstimmen lassen, welche das Recht der Erbfolge, „das Prinzip der Legitimität", für den so von ihnen erzogenen Ludwig eifrigst geltend gemacht hatten.

Ludwig war von Natur ein weiches Gemüth, lenksam und mild. Die Erzieher hatten ihm Mißtrauen in die eigenen Fähigkeiten beigebracht. Das war ein Fürst, neben dem der römische Stuhl über die Kaiserkrone hinaufwachsen konnte. Des großen Karls Regierung hatte sich auf die Geistesbildung gestützt: Ludwig war, hinter dem Rücken des so viel in der Ferne und weit umher beschäftigten Vaters, zum Frömmler erzogen worden, der nachher „mit ängstlicher Genauigkeit den Schnitt und die Farbe der Mönchskutten, die Stärke und Zahl der Glockenschläge in den Klöstern bestimmte", und die weltliche Wissenschaft und Kunst als Prinz für Heidenthum hielt, und

als Kaiser ächtete. Unter Ludwigs Regierung reichte sich Geistlichkeit und Adel die Hand, selbstherrlich das Reich zu verwalten und das Krongut für sich auszubeuten.

Schon war die Zeit angebrochen, wo das Pabstthum zunächst nur dafür arbeitete, seine Herrschaft in demjenigen Reiche, welches das Hauptreich Europas war, in den Landen der germanischen Völker, durchzusetzen.

Unter Ludwig dem Frommen, der als schwach bekannt war, zeigten sich Pabst und Geistlichkeit als Eiferer für die Einheit des Reiches, aber nicht um der Einheit der Kirche willen, sondern weil sie erkannt hatten, daß der eine Sohn Ludwigs leichter kirchlich zu beherrschen war als die andern, und weil die Karolinger geleitet werden sollten wie die Merwinger. Weiter ab war der römische Stuhl und die römisch-katholische Geistlichkeit keineswegs mehr für die Einheit des Reiches, sondern ihre berechnete Arbeit ging darauf, nicht bloß das bis dahin große Reich zu theilen und dadurch die Reichsmacht zu schmälern, sondern auch nach dem Auseinanderfall des Reiches die großen Bruchtheile desselben dadurch zu schwächen, daß in jedem einzelnen Theile die Einheit von Reich und Volk unterwühlt wurde: von Rom aus und im eigenen Lande gruben die Maulwürfe der Hierarchie, die kleinen Fürsten jedes Reiches wurden bestochen oder aufgereizt zur Stellung gegen die Reichsgewalt, und aus der Selbstsucht der kleinen Großen zogen Rom und Geistlichkeit den Gewinn, daß sie, wo es thunlich war, dem Reichsoberhaupt offen oder in der Stille möglich viel an seiner Macht abnahmen und möglich viel Einkünfte den priesterschaftlichen Zwecken zuwandten.

Selbst unter dem schwachen Ludwig dem Frommen hatte der römische Stuhl zwar die kaiserliche Oberherrlichkeit manchmal zu umgehen, aber nicht sich ihr zu entziehen vermocht. Jeder Pabst mußte vor seiner Weihe erst die kaiserliche Bestätigung seiner Wahl nachsuchen. Pabst Eugenius II. hatte sogar zu der „römischen Konstitution“ sich verstehen müssen, d. h. zu einer Reihe Artikeln, wodurch die Pabstwahl ausschließlich der römischen Geistlichkeit und dem römischen Adel, der größtentheils zum

Kaiserhofe hielt, vorbehalten, die Weihe des Pabsts von der Anerkennung des Kaisers und von der Leistung des Eides, womit der neugewählte Pabst dem Kaiser zu huldigen hatte, abhängig gemacht wurde, und das ganze römische Volk den Eid der Treue gegen den Kaiser schwören mußte. Leo III., Paschalis und andere Päbste hatten ihre Wahl durch die große Masse des Volkes durchgesetzt; die Masse war durch die Konstitution von der Mitwirkung bei der Pabstwahl jetzt ausgeschlossen.

Erst die Schwächung der Kaisermacht durch Theilung des Reichs und durch innere Wirren, in die der Pabst sich einmischte, die er öfters anzettelte, öfters wenigstens nährte, gab dem Stuhl Petri Raum und Luft, sich von der weltlichen Gewalt frei zu machen und dem Ziele, das man zu Rom seit lange im Auge hatte, rasch entgegen zu streben.

Dieses Ziel war ein doppeltes: die höchste Autorität auf Erden zu werden, erstens in der Kirche, zweitens auch im Weltlichen, Autorität über Fürsten und Völker.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Das Pabstthum als Weltmacht.

Bei großen Dingen in der Weltgeschichte, und sogar bei kleinen, muß man genau unterscheiden, was der Himmel damit wollte und was die Menschen: so besonders bei dem Pabstthum und seiner weltgeschichtlichen Entwicklung.

Nicht nur einseitige Protestanten, sondern aufgeklärte Katholiken haben das Pabstthum an und für sich, und zu allen Zeiten seines Daseyns und Wirkens, als eine „Macht der Finsterniß“ angesehen.

Dieser Irrthum ist eben so groß, als wenn man den Protestantismus und die protestantische Geistlichkeit zu allen Zeiten ihres Daseyns und Wirkens als die „Macht des Lichtes“ ansehen wollte.

Finsterniß und Gewalt, welche das jugendliche Europa zum Greis machen wollte, ist allerdings vom Stuhl Petri ausgegangen, zu gewissen Zeiten, und von gewissen Persönlichkeiten, die darauf und darum saßen. Aber von demselben Stuhl ist auch Licht und Jugend in Geist und Adern der Völker ausgegangen, und von diesem selben Stuhl hat sich mehr als einmal ein Arm ausgereckt, welcher nicht nur alte Freiheit der Großen und Kleinen schirmte, sondern die Keime neuer Freiheit pflegte und hegte, deckte und schützte gegenüber der Gewalt des königlichen und fürstlichen Despotismus: die Wiege der bürgerlichen Freiheit stand jenseits der Alpen, und der Stuhl Petri war ihr Vormund und Pfleger; es kommt dabei nicht darauf an, was der einzelne Pabst zur Triebfeder hatte, sondern einzig auf das Pabstthum, als die von Gottes Hand in die Entwicklung der Menschheit hineingestellte Anstalt; und über die Alpen herüber stieg die Geistesfreiheit zu Thal ins deutsche Land, um von da über den Kanal und über das Weltmeer zu gehen.

Wie in diesem Buche schon oft gesagt worden ist, die Kirche hat keine für alle Zeiten geltenden, unwandelbaren Verfassungsformen, sondern diese sind wandelbar, und gehen, nach dem Plane des Allweisen, Hand in Hand mit den jedesmaligen Bedürfnissen der Zeiten und Völker. Und so hat das mittelalterliche Pabstthum seine Stellung in der Entwicklung der Menschheit als eine nothwendige und vornherein berechtigte.

Dafür zeugt schon, wenn es auch nichts Anderes für sich hätte, das, daß es seine Gewalt nicht in äußeren Mitteln hatte, sondern in dem mächtigsten aller Gründe, in der Uebereinstimmung der christlichen Menschheit, welche viele Jahrhunderte lang ihm diese Gewalt zuerkannte.

Das Pabstthum wurde für nahezu ein Jahrtausend der Mittelpunkt alles kirchlichen Lebens, das Haupt der Weltkirche; und wirkten auch sündige Leidenschaften und Zwecke der Menschen dazu mit, so ging das Pabstthum doch aus den Verhältnissen der damaligen Christenheit nach und nach ganz von selbst hervor, als eine große Erscheinung, welche die noch nicht mündig gewordenen Völker unter ihr Gesetz und ihre Zucht nahm, und

große Ideen in die Zeit und ganze Schichten der Gesellschaft einströmen ließ, welche die Welt bewegten, und in welchen das Mittelalter lebte und sich ausprägte.

Unter der wilden Bewegung der Völkerwanderung und ihren Nachwehen noch mehr, als zuvor unter den kirchlichen Streitfragen, war es dem Bischof von Rom gelungen, nach und nach zum Gesammtbischof der christlichen Völker des Abendlandes sich hinauf zu heben. Die Macht der Verhältnisse hat dabei das Meiste gethan, viel aber auch deren Benützung; endlich die große Persönlichkeit einzelner Bischöfe Roms seit Leo I.

Leo I. sah schon in der römischen Kirche den Felsen, auf welchem die katholische Kirche ruhe, und in sich den römischen Bischof, das Haupt, von Gott gesetzt, für die gesammte Kirche zu sorgen. Die Kirchenversammlungen hatten an Ansehen verloren, seit auf einer zu Ephesus im Jahre 449 mit den Fäusten und Schwertern von Mönchen, Schiffern und Soldaten die Beweise geführt worden waren, und welche Leo I. darum „die Räubersynode" nannte. Als Attila, der Hunnenkönig, mit seinen furchtbaren Heeren der Stadt Rom sich näherte, ging Leo I. im bischöflichen Schmuck ihm entgegen, und seine Bitten und Warnungen und der Eindruck seiner ganzen priesterlichen und persönlichen Erscheinung bewogen den Welteroberer, sein Heer, ohne Schaden zu thun, zurück zu führen. Gewiß schon daraus begreift sich, daß Leo I. auch der Große genannt wurde. Weil aber die Rettung Italiens in dieser natürlichen Erklärung von den Völkern nicht begriffen wurde, so erzählte die Sage das Wunder, als Leo vor Attila gesprochen, sey der Apostel Petrus mit blitzendem Schwert seinem Nachfolger zur Seite gestanden.

Seit dem sechsten Jahrhundert wurde der Name „Pabst" für den römischen Bischof der stehende. Gregor I., der von 590 bis 604 Pabst war, und der ebenfalls den Beinamen der Große hat, gehört auch zu den ausgezeichnetsten und edelsten Charakteren, die auf dem römischen Stuhle saßen, ein geborener Römer, aus dem uralten Patriziergeschlecht der Anicier. Dieser große Bischof galt dem römischen Volke schon als ein eingeborener Herr, und er regierte die Stadt wie eine Republik. Noch heute sieht man in

einer Kapelle zu Rom die Marmorfigur Gregors über dem Altar; und eine Taube neigt sich gegen das Ohr des Pabstes. Das ist nach der Volkssage gearbeitet, welche den heiligen Geist ihm in der Gestalt einer Taube Offenbarungen einflüstern ließ.

Gregor I. ist es auch, welcher dem römischen Gottesdienste die geheimnißvolle Pracht, insbesondere der Abendmahlsfeier ihre jetzige Gestalt als Meßopfer gab. Ebenso war er es, welcher die Vorstellung des Fegfeuers in der Einbildungskraft der Gläubigen begründete. Er war voll Eifer für das Reich Christi, aber dieses war schon in seiner Vorstellung eins und dasselbe mit dem Reiche des Pabstes.

Bei dem Aufkommen des Christenthums unter den Germanen, und damit dem Wiederaufkommen des Arianismus, bedurften die Gläubigen der katholischen Kirche von selbst eines Mittelpunkts gegen „Arianer und Barbaren". Wie die Päbste die Franken und sogar die Westgothen gewannen, und den Gehorsam der ganzen deutschen Geistlichkeit sich sicherten, ist erzählt worden; ebenso wie der päbstliche Stuhl eine breite materielle Unterlage sich gewann.

Von da an führte das Pabstthum je nach den Zeitumständen, bald geheim, bald offen, den Kampf gegen die weltliche Macht des Kaiserthums, den Kampf um die Freiheit und Herrschaft der Kirche, um die Weltherrschaft.

Schon war der Pabst als das Eine sichtbare Oberhaupt nicht nur anerkannt von der Geistlichkeit, sondern wirklich das Haupt der katholischen Kirche, und die Bischöfe und die übrige Priesterschaft waren nur die Glieder, thatsächlich. Ehe die monarchische Gliederung der Hierarchie völlig durch Gesetze auf dem Papiere bereinigt war, sah man sie sich wie von selbst machen und in Thätigkeit. Es gab keine örtlichen, keine nationalen, keine Kirchen in der Kirche mehr; es gab nur noch eine Weltkirche, die allgemeine, die katholische, und diese empfing von da an ihr Leben und ihre Bewegung von dem Pabste zu Rom, der ihr Haupt war.

Daß zwischen Pabst Leo IV. und Benedikt III., zwischen 854 und 856, unter dem Namen Johannes VIII. zwei Jahre

lang eine Frau Pabst gewesen sey, die Päbstin Johanna, gehört der Sage an. Die wissenschaftliche Untersuchung darüber hat diesen Punkt bis heute als ein ungelöstes Räthsel uns gelassen, so viel auch dafür und dawider geschrieben worden ist. Allgemein geglaubt wurde diese Sage seit dem dreizehnten Jahrhundert. Nach der Sage sollte dieser verkleidete Pabst eine geistvolle Jungfrau aus Mainz, nach einer anderen Wendung der Sage aus England gewesen seyn, nach Griechenland in Mannskleidern sich begeben, dort in Athen studirt, nach Rom sich gewandt, da gelehrt und durch ihren Geist, ihre Kenntnisse und ihre Frömmigkeit sich so ausgezeichnet haben, daß sie zum Pabst erwählt wurde. Hypatia wurde zu ihrer Zeit als ein Stern der Wissenschaft und des Geistes von den gebildetsten Heiden gefeiert: was wäre Entwürdigendes daran, wenn der Geist, die Kenntnisse und die Frömmigkeit einer Jungfrau zwei Jahre an der Spitze der Kirche den Ton angegeben hätten? — Denn der Ausgang des Pabstthums dieser Johanna, wie ihn die Sage enthält, ist jedenfalls eine eben so dumme als plumpe Erfindung eines Spötters, ein handgreifliches Mährchen. Ist auch „der Pabst Johanna" ohne Zweifel eine Erfindung, so dürfte doch eben so unzweifelhaft seyn, daß dem päbstlichen Stuhle und der Partei Leo's IV. eine Frau oder Jungfrau voll Geist und Thatkraft in jenen Jahren zur Seite stand, und in den Parteibewegungen Roms eine Rolle spielte. Denn es gab damals schon Päbste und Gegenpäbste und blutige Parteikämpfe um den Stuhl Petri.

Benedikts III. Nachfolger war es, welcher die Macht dieses Stuhls in kurzer Zeit um mehrere Stufen hinauf hob. Das war Nikolaus I., in welchem sich die höhere Macht des Geistes über die weltliche Macht, den Völkern weithin wahrnehmbar, offenbarte, jene Geistesmacht, welche das Pabstthum überall im Siege hielt, so lange sie auf Seiten des Pabstthums stand, und welcher das Pabstthum unterlag, sobald diese Geistesmacht im andern Lager, abgewandt von Rom, zu finden war.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Pabst Nikolaus I.

An dem Eindruck, welchen die Kaiserkrönung Karls des Großen auf die Völker machte, hatten Schärferbeobachtende zu Rom nicht bloß erkannt, welche zauberhafte Macht eine solche geweihte Krone auf die Vorstellungen und auf den Gehorsam der Menschen übe, sondern auch daran abgesehen, daß eine Pabstkrönung von wunderbarer Wirkung auf die Gedanken der Menschen seyn müsse, auf die noch unmündigen, in der Erziehung begriffenen Völker.

Pabst Nikolaus I., mit klarer Bewußtheit dessen, was er für die Kirche wollte, ordnete seine eigene Krönung an. Noch war kein Pabst gekrönt worden: Nikolaus I. ließ sich feierlich mit dem Diadem schmücken, zum Zeichen, daß das Priesterthum auf dem Stuhle Petri eine Weltmacht sey, wie das Kaiserthum. Aber Nikolaus that nicht bloß das; er that es in Gegenwart Kaiser Ludwigs II. in Rom, und dieser, der Kaiser, hielt, als der Pabst, der gekrönte Pabst, zum Umzuge das Pferd vor der Kirche bestieg, dem Pabste den Steigbügel, und als er dem Kaiser draußen vor der Stadt im Lager einen Besuch machte, ging ihm Ludwig entgegen, und führte dann eigenhändig, zu Fuß, das Pferd des Pabstes durch das Menschengewühl nach seinem Zelte, „eine Bogenschußweite". In dieser Handlung spiegelt sich die Kurzsichtigkeit und Gutmüthigkeit des Franken ab, welcher, ganz ahnungslos in Betreff der Tragweite seines Thuns, handelt, in voreilendem Entgegenkommen, welches der Romane, der „Welsche", nicht bloß ausbeutet, sondern welches die Arglist des Letztern, mit italienischer Berechnung, täuschend und unmerklich herausgelockt und auf die Vorstellungen der Menschen fein berechnet hat.

So kurzsichtig und gutmüthig ist noch heute nur zu oft der Deutsche, zumal der deutsche Fürst, der welschen Arglist des römischen Hofes gegenüber.

Ueberwältigt von den Artigkeiten des Pabstes und seiner Umgebungen, von den Zuthunlichkeiten der Italiener, mit welchen sie den hohen Gast überhäuften, that Kaiser Ludwig dem Pabste, gedankenlos in fränkischer Gutmüthigkeit, eine Gefälligkeit, indem er ihm, dem Greis, aufs Pferd, und, nachher bei seinem Besuch im Lager, aus den Menschenwogen hinaus half, — aber die römische Kanzlei registrirte das ein als eine Huldigung, und nach Jahrhunderten trat sie mit der Forderung hervor, daß das ein Kaiser dem Pabst thun müsse; es sey ein altes Recht.

Allerdings, wie viel lag darin, daß das Volk den Kaiser dem Pabste den Steigbügel halten, ihn zu Fuß, die Hand am Bügel seines Pferdes, neben dem heiligen Vater hergehen sah, für die gemeine Vorstellung, und wie viel konnte priesterliche Schlauheit erst noch hineinlegen!

Zudem war Pabst Nikolaus eine gewaltige Persönlichkeit, ein Mann unbeugsam festen Willens, durchdringenden Scharfblicks, und von einer Kühnheit der Gedanken und des Strebens, wie kein Pabst vor ihm. Dabei begünstigten sein Trachten, den römischen Stuhl über Kirche und Könige zu stellen, die Zeitumstände sehr, so daß er nur die unterdrückte Unschuld zu rächen, für Recht und Sittlichkeit zu kämpfen, die Wahrheit zu vertheidigen schien. Aber der Eifer für Recht, Wahrheit und Schirm der Unterdrückten war bei Nikolaus nicht bloß Schein und Mittel, er war in der That in ihm; Nikolaus war ein Elias-Charakter, und mit Recht wurde er von einem jüngeren Zeitgenossen ein zweiter Elias genannt. Die Höhe, auf welche er sich selbst und das Ansehen des römischen Stuhles hob, hatte ihre Grundlage in den Tugenden und Geistesgaben des Nikolaus, in dem großen Sinne, in welchem er seine Stellung auffaßte, eben so sehr, als in der Gunst der Zeitumstände, die er mit scharfem Auge erkannte und sofort benützte.

Diese Gunst der Zeit bestand darin, daß geistliche und weltliche Große schreiender Gewaltthat, schwerer Mißhandlungen gegen die Sittlichkeit und offenbarer Unterdrückung der Unschuld sich schuldig gemacht hatten, und dadurch dem Pabste Gelegenheit gaben, die Unschuld und das Recht zu vertheidigen, und eben

damit sich und das Pabstthum in der schönsten Glorie erscheinen zu lassen. So hatte er überall, wo er der Königsmacht oder Bischöfen entgegentrat, und als zürnender und strafender Statthalter Gottes auf Erden sprach und handelte, die öffentliche Meinung der ganzen Christenheit für sich.

In Rom selbst stützte er sich von Anfang an auf das Volk: er war „gegen die Armen freigebig, den Waisen ein Versorger, den Wittwen ein Beistand, dem ganzen Volk ein Anwalt und Beschützer". Was arbeitsunfähig in der Stadt war, ernährte er täglich auf seine Kosten; was bloß bedürftig war, empfing an bestimmten Wochentagen von ihm Unterstützung. So hieß er der Freund Christi und des Volkes, und wie er in Rom auf das Volk sich stützte, so suchte er außerhalb Roms auf den Beifall und die Zuneigung des ganzen christlichen Volkes sich und seine Maaßregeln zu stützen.

Aber auch darin begünstigte ihn die Zeit, daß jenseits der Alpen die weltlichen Zustände in Unordnung und Schwäche lagen, das Weltreich Karls des Großen nicht nur unter fünf Herrscher getheilt, sondern jeder derselben ein schwacher Fürst war, der eine in Zwiespalt mit dem andern lag, und das so beschaffene Königthum eben so sehr verdiente, von dem Pabstthum beherrscht zu werden, als die Zwietracht der Fürsten und ihre unsittliche Aufführung es dem Pabste erleichterten, eine Oberhoheit über sie geltend zu machen, und als oberster Richter der Christenheit über sie zu sprechen. Die Christenheit stimmte mit dem überein, was der Pabst sprach und that. Darin lag der Zauber seiner Macht.

Seit lange strebten manche Erzbischöfe, sich selbstherrlich in ihrem Kreise zu machen, und dem römischen Stuhle sich zu entziehen; so namentlich Johannes von Ravenna, ein Prälat, der sehr ungeistlich lebte, und zum Unterhalt seines Luxus gewaltthätig und räuberisch eingriff in das Eigenthum der Einwohner. Ihn schützte der Kaiser, aber Pabst Nikolaus hörte die Klagen der Beraubten, und der Kaiser mußte seinen Schützling aufgeben, Johannes sich demüthigen; und wie sein, so war aller Anderen Streben nach Selbstherrlichkeit bald gebrochen.

Alles Volk pries Nikolaus darum als Schutzwehr wider Gewaltthätigkeit und als Rächer der Unterdrückten. Von Konstantinopel selbst wurde Pabst Nikolaus angerufen, den Mittler und Schiedsrichter zu machen, gleich darauf.

In Konstantinopel hatte der griechische Kaiser Michael III. auf Verlangen seines lasterhaften und mit Blut der Unschuld befleckten Günstlings Bardas den Patriarchen Ignatius, einen frommen und freimüthigen Mann, abgesetzt, eigenmächtig, und den gelehrten, feinen und schlauen Höfling Photius auf den Stuhl Konstantinopels erhoben. Das hatte einen großen Zwiespalt in der Hauptstadt und in den Landschaften zur Folge. Die Parteien des Abgesetzten und des Eingesetzten verketzerten einander, und zuletzt wurde Pabst Nikolaus als Schiedsrichter angerufen.

Schnell benützte dieser die Gelegenheit und schickte Bevollmächtigte zur Untersuchung ab. Seine Gesandten aber verdarb das Gold, die Schmeichelei und die Lust des byzantinischen Hofes; sie bestätigten, was der Kaiser und sein Günstling gethan. Nikolaus, auf die Kunde des Hergangs, entbrannte in heiligem Elias-Zorn, rief Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte nach Rom, legte ihnen die auf den Streit bezüglichen Urkunden vor, und die große Versammlung sprach einmüthig, daß der abgesetzte Ignatius der rechtmäßige Patriarch, und Photius mit seinem Anhang im Banne sey, wofern er nicht sogleich abtrete.

Die Hofpartei zu Konstantinopel und ihr gelehrter Patriarch, der durch ein Schreiben voll von heuchlerischer Demuth, Nachgiebigkeit und allen feinsten Windungen byzantinischer Diplomatie an dem Rechtssinn des Nikolaus gescheitert war, beriefen zu Anfang des Jahres 867 eine Kirchenversammlung nach Konstantinopel. In dem Rundschreiben an die Patriarchen des Morgenlandes, das dazu einlud, klagte Photius die römische Kirche an, sie lehre und übe die verderblichsten Ketzereien, sie gebiete, am Sonnabend zu fasten, erlaube in der ersten Woche der Fastenzeit Milch, Butter und Käse zu essen, anerkenne verheirathete Presbyter nicht, behalte das Chrisma den Bischöfen vor, erkläre die durch Presbyter verrichtete Salbung für ungültig, und verfälsche das Glaubensbekenntniß durch die Behauptung, der heilige Geist gehe vom

Vater und vom Sohne aus; dadurch sey sie dem „Dualismus" verfallen, da sie zwei Prinzipien aufstelle. Der heilige Geist müsse also, nach dieser Ketzerei, „weil von Zweien ausgehend, ein Zusammengesetztes seyn". Die römische Kirche leide an „Ketzereien Marcions und der Manichäer", und sie habe nun auch die Bulgaren, oder vielmehr Satan habe durch römische Missionäre dieses eben von Konstantinopel aus bekehrte Volk zu solchen abscheulichen Ketzereien verführt. —

Der Bulgarenkönig Michael war nämlich gerade zuvor in den Verband der abendländischen Kirche übergetreten, weil er fürchtete, die kirchliche Unterordnung unter den Stuhl von Konstantinopel dürfte zur weltlichen Oberhoheit des byzantinischen Kaisers über das bulgarische Reich werden. Das war für den römischen Stuhl ein großer Gewinn, für den byzantinischen Kaiser ein großer Verlust: der Pabst hatte jetzt an der Schwelle des byzantinischen Reichs einen mächtigen Glaubens- und Bundesgenossen, und der byzantinische Kaiser in dem Römling einen um so gefährlicheren Nachbar.

Zu Ende des Jahres 867 kam eine Kirchenversammlung zu Konstantinopel zusammen unter dem Vorsitz des Photius: über Pabst Nikolaus und Alle, die mit ihm noch ferner Kirchengemeinschaft hielten, wurde der Bannfluch ausgesprochen und Nikolaus als „fluchwürdiger Ketzer und Tyrann" vor der christlichen Welt erklärt. Dieser Blitz aber gleitete unmächtig ab an dem großen Pabste, weil er die öffentliche Meinung des ganzen Abendlandes, und eines großen Theils des Morgenlandes, für sich hatte; denn auch in den Augen der Griechen stand der römische Pabst jetzt da als der geistliche Oberrichter, an den man sich freiwillig gewandt hatte, und als der Vertheidiger der Unschuld. Ueberdieß hatte der Pabst kurz vorher einen Sieg über einen König gewonnen, der ihn in höchster Glorie in den Augen der Völker leuchten ließ.

König Lothar II. von Lothringen, ein schwacher und ausschweifender Tyrann, hatte seine tugendhafte Gemahlin Dietberga, eine burgundische Prinzessin, bald nach ihres Vaters Tode öffentlich der abscheulichsten Laster angeklagt, um sie verstoßen und eine

frühere Geliebte, Waldrada, die als Buhlerin sein Bett theilte, und Königin werden wollte, zu heirathen. Seine Helfershelfer dabei waren zwei Metropoliten, Erzbischof Günther von Köln und Dietgaud von Trier, und viele Geistlichen, die des Königs Gold bestach. Lothar peinigte die unglückliche Königin so, und der niederträchtige Erzbischof Günther verstrickte das verlassene, unschuldige Weib durch listige Reden dermaaßen, daß sie sich täuschen ließ, und, um von ihrem Peiniger los zu werden, ein schriftliches Verzeichniß nie begangener Missethaten in des bestochenen Priesters Hand gab.

Günther brachte dieses Papier vor die Kirchenversammlung zu Aachen, und Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte sprachen die Ehescheidung feierlich aus, verurtheilten die Königin zu lebenslänglicher Buße in einem Kloster, und führten die Beischläferin Waldrada dem Tyrannen als rechtmäßige Gemahlin zu. Die Königin entfloh und wandte sich mit Bitten und Klagen an den Pabst. Erzbischof Hinkmar von Mainz wies in einem öffentlichen Gutachten die Nichtigkeit der Ehescheidungsgründe nach, und erklärte eine allgemeine Kirchenversammlung aller fränkischen Reiche für das allein zuständige Gericht in dieser Sache. Lothar selbst war erschreckt durch den Ausbruch des allgemeinen Unwillens. Er und die Aachener Versammlung hatten das sittliche Gefühl des Volkes tief verletzt; auch er wandte sich nach Rom, und suchte den Pabst dadurch zu gewinnen, daß er erklärte, nur einer unter der Leitung päbstlicher Bevollmächtigten stehenden Kirchenversammlung unterwerfe er sich. Eine solche wurde zu Metz 863 gehalten. Das Gold des Königs und andere Verführungen spielten auch hier; die päbstlichen Bevollmächtigten ließen sich bestechen, die Unschuld blieb unterdrückt, und die beiden Metropoliten von Köln und Trier gingen selbst nach Rom, um mit lothringischem Gold und andern Künsten am römischen Hofe selbst die Bestätigung zu erlangen.

Da brach der Pabst wie ein Gewitter Gottes über die Schuldigen aus, Nikolaus hatte nicht bloß offene Gesandte, sondern neben diesen auch geheime Berichterstatter auf der Kirchenversammlung gehabt. Er lud die gesammte höhere Priesterschaft

Italiens nach Rom, schloß auf dieser Versammlung seine eigenen Bevollmächtigten von der Kirchengemeinschaft aus, als treulose Verbrecher, setzte die Erzbischöfe von Köln und Trier ab, bedrohte alle Theilnehmer an den Metzer Beschlüssen mit der Absetzung und dem Bann, erklärte die Beschlüsse von Aachen und Metz für nichtig, und drohte dem Könige Lothar mit der Kirchenacht, wenn er nicht sofort Waldrada verstoße und Dietberga zurückrufe.

So war Nikolaus der erste Pabst, der es wagte, als allgemeiner Bischof der katholischen Kirche oberrichterliche Entscheidungen zu geben über Könige und Bischöfe, und Metropoliten, bisher für unabhängig gehaltene Prälaten fremder Reiche, ohne Weiteres abzusetzen, ohne Einwilligung des Landesherrn, sogar ohne Zuziehung der Bischöfe des Reiches, dessen Metropoliten jene waren.

Kaiser Ludwig II. ließ sich von den abgesetzten Erzbischöfen, die zu ihm nach Benevent, seiner Residenz, geflohen waren, zu einem Angriff auf Rom hinreißen: in seinem Bruder Lothar, sagten sie ihm, seyen alle Fürsten beschimpft, bevorab der Kaiser, der Bruder des beschimpften Königs; Gefahr sey für alle weltlichen Fürsten, wenn man nicht jetzt gleich solch herrischer Anmaaßung des Pabstes in ihrem ersten Versuch entgegentrete und dieselbe breche.

Schon hatte Kaiser Ludwig mit einem Heere in der Nähe der Peterskirche zu Rom sich gelagert. In feierlichem Kirchgang aber, mit Kreuzen und Kreuzesfahnen unter Psalmengesang, zogen Volk und Geistlichkeit nach der Peterskirche, den Schutz und die Hülfe des Apostelfürsten zu erflehen. Kaiserliche Kriegsleute fielen hinein in die heranziehende singende Menge und jagten sie aus einander und zurück; Viele wurden getödtet, aber was in den Augen der Christenheit schwerer wog, als das vergossene Blut der wehrlos zur Kirche Wallenden, — in den Koth getreten wurde von Kaiserlichen ein Banner, das Banner mit dem „ächten Kreuzesholz", das, wie alle Gläubigen mit Ehrfurcht von Kindesbeinen an wußten, die heilige Helena dem Stuhle Petri geschenkt hatte.

Doch der Frevler wurde von einem schnellen Tod ereilt, der

Kaiser fieberkrank. Die Kaiserin vermittelte zwischen ihm und dem Pabste, der Kaiser ließ die abgesetzten Erzbischöfe fallen, von den lothringischen Bischöfen, die zu Lothar gehalten hatten, unterwarf sich der eine schneller als der andere dem Pabste, Lothar sah sich von seinen eigenen Unterthanen verabscheut, und seine beiden Oheime, Ludwig den Deutschen und Karl den Kahlen, im Bund und Begriff, ihn mit Waffengewalt zum Gehorsam gegen die Entscheidung des Pabstes zu zwingen. — Denn diese Oheime waren in dieser Ehesache besonders betheiligt: Dietberga war kinderlos, und sie oder ihr Haus waren die Erben Lothars; die Ehe mit der schönen Waldrada drohte sie um dieses Erbe zu bringen; denn diese hatte von Lothar schon Söhne.

So beugte sich Lothar, feig, wie gewöhnlich die Tyrannen in den Tagen der Noth, unter den Pabst; er opferte Günther von Köln und alle Andern, flehte in knechtisch-demüthigem Schreiben den Pabst um Gnade an, und um Schutz gegen den Ueberzug seiner königlichen Oheime, die seine Länder besetzen wollten.

Pabst Nikolaus hatte erreicht, was er wollte: er war als Richter eines Königs nicht bloß von den anderen Königen, sondern von dem Gerichteten selbst anerkannt, dieser hatte sich ihm unterworfen. Und jetzt erwuchs ihm aus den Folgen der Anerkennung seines Oberrichteramtes von selbst Anlaß und Gelegenheit, auf Bitte des Gerichteten, die Oberhoheit des römischen Stuhles nun auch von ihrer anderen Seite vor den Völkern zu zeigen: der Richter über Könige trat nun auch auf als der Beschützer der Könige. Lothar, der Bußethuende, erfreute sich des erfolgreichen „Schutzes von Rom".

Arsenius, sein Bevollmächtigter, trug des Pabstes Gebote über die Alpen an die Könige und an die Bischöfe, stille zu stehen und sich jeder Einmischung in die Angelegenheiten Lothringens zu enthalten. Die Könige standen still, widerstrebende Bischöfe setzte Arsenius ab und andere ein, Dietberga führte er in das Haus Lothars zurück, Lothar mußte, die Finger auf das Evangelienbuch und einen Splitter des ächten Kreuzes legend, einen furchtbaren Eid schwören, der Verstoßenen eheliche Liebe und Treue zu halten, und zwölf Grafen und Lehenträger des Königreichs Loth-

ringen mußten als Eideshelfer diesen Eid mit ihm schwören; ja Lothar mußte Waldrada in die Hände des päbstlichen Bevollmächtigten ausliefern, um sie zur weiteren Entscheidung über ihr Schicksal nach Rom zu führen.

Alle drei Reiche, Frankreich, Deutschland und Lothringen, beugten sich unter den Gesandten des Pabstes, der Pabst gebot durch ihn unbeschränkt, in einer Sprache, von der die Zeitgenossen sagten, eine solche Sprache habe nie ein Pabst wider fränkische Herrscher zu führen gewagt. Aber Bischöfe und Fürsten zitterten vor dieser Sprache, einmal, weil hinter dieser Sprache seines Gesandten der große Mann mit dem unbeugsamen Willen stand, Nikolaus, der die Christenheit, Könige und Völker, beherrschte, als der, welcher zu herrschen würdig war; und zweitens, weil er die Stimme der ganzen Christenheit, des unverdorbenen Volkes nicht bloß, sondern aller sittlichen Menschen in allen Kreisen der Gesellschaft, für sich hatte.

Es ist etwas Erhebendes, die Macht, die im Sittengesetz einerseits und in der Geisteskraft andererseits liegt, in dieser Stellung eines einzigen Menschen, Königen und ihren Heeren gegenüber, zu sehen; eines einzigen Menschen, der keine andern Waffen für sich hat als geistige; und dem selbst im gegebenen Falle diejenigen Bundesgenossen abgingen, welche sonst, in anderen Fällen, dem römischen Stuhle zu Gebote standen, nämlich die gesammte Geistlichkeit des lothringischen Reiches, die Priester und die Mönche; denn das alles schwamm mit dem Strome, der vom Hofe Lothars ausfloß.

Das ist aber nicht, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, die Macht des großen Geistes allein; nein, es ist die göttliche Sendung, welche der einzelne, bald hoch-, bald niedergestellte, Mensch in sich hat und vollzieht, indem er ermahnend und warnend, richtend und strafend, oder schützend und rettend Gott vertritt auf Erden, den Urheber und Hüter des Sittengesetzes. Als solcher stand der Pabst da, und er wußte, daß er den Gott über sich und in sich dabei für sich hatte, und eine Welt hinter sich, die ihm zustimmte, voran alle Frauen der Christenheit.

Lothars Hof war nach solchen Vorgängen ein Sammelplatz und eine Zuflucht des Lasters geworden. In des Pabstes Namen griff sein Bevollmächtigter auch nach Ingiltrude, der Tochter eines fränkischen Großen, und führte sie mit sich weg, Rom zu. Ingiltrud war keine Verstoßene, sondern sie hatte ihrem Gemahl, dem Grafen Boso, sich entführen lassen und war auf ihres Gemahles Klage von dem Pabste in den Bann gethan worden. Sie aber hatte, unbekümmert um Gemahl und Bann, mit ihrem Buhlen fröhlich am lothringischen Hofe gelebt und durch Waldrada jeden Schutz gefunden. Der Pabst durchschnitt die bösen Folgen solcher Vorgänge für die deutsche Sitte durch Gefangennahme derer, von welchen diese Sitte beleidigt worden. Mit den beiden Schönen reiste der päbstliche Gesandte nach Italien zurück. Die Könige hatten sich vor ihm gebeugt, die Prälaten sich seiner Vollmacht unterworfen: die beiden Weiber aber waren ihm überlegen.

Schon in Bayern ging ihm beim Uebersetzen über die Donau die listige Ingiltrud durch, und eilte wieder in die Arme ihres Buhlen, und der geistliche Herr schickte ihr vergebens Steckbriefe nach, an alle Bischöfe, auf sie zu fahnden und sie als Gebannte einzuliefern. Jenseits der Alpen fand Waldrada geheime Briefe und Boten von König Lothar, und, ehe sichs Arsenius versah, war auch sie entflohen.

Aber am Feste Mariä Reinigung schleuderte der Pabst Waldrada den Bannstrahl nach, und an alle Bischöfe der Christenheit ging sein Gebot, in allen Kirchen ihre Verfluchung zu verkünden. Mit ihrer Rückkehr nach Lothringen begann wieder die Mißhandlung der Königin Dietberga. Weil sie selbst für ihr Leben fürchten mußte, entfloh sie abermals nach Frankreich, und bat den Pabst dringend, ihre Ehe zu lösen: sie wollte sich in die Ruhe eines Klosters zurückziehen. Der Pabst wies die Ehescheidung entschieden zurück, es sey denn, daß Lothar Ehelosigkeit angelobe. Aber der Tod nahm ihn weg, im November 867, und ihm folgte der fünf und siebenzigjährige Hadrian II.

Vier und dreißigstes Kapitel.

Pabst Hadrian II. Sittlichende Kraft des Pabstthums.

Waren es doch meist Greise, die auf den päbstlichen Stuhl gebracht wurden; aber diese Greise glichen den heutigen greisen Staatsmännern Englands, und den noch größeren Nordamerikas in der Jugendfrische dieses Freistaats, darin, daß unter den greisen Locken der Geist voll Kraft geblieben war, und das Herz das Feuer nicht verlor für große Gedanken und begeistert blieb für ihre Ausführung, bis der Tod es stille stehen hieß.

Doch hatte Hadrian II. weniger Großheit der Willensstärke, als Nikolaus, wenn er auch auf den gleichen Wegen fortging; er hatte auch nicht die gleiche Gunst der Umstände, — denn er war durch die kaiserliche Partei in Rom auf den Stuhl erhoben worden und hatte Rücksichten zu nehmen auf Kaiser Ludwigs Verwendung für seinen Bruder Lothar, als der Letztere sich in einem demüthigen Schreiben um Gnade an den Pabst wandte.

Hadrian löste Waldrada vom Bann. Kaiser Ludwig II. habe sich für sie verbürgt, schrieb er ihr selbst, daß sie von ihrer früheren Unkeuschheit abgelassen habe, und auf dieses Zeugniß ertheile er ihr die Erlaubniß, die Kirchen zu besuchen und mit andern Christen umzugehen. Zugleich mahnte er die beiden Oheime von der Besetzung Lothringens ab, Lothar reiste nach Italien, gewann seine Schwägerin, die Kaiserin Engelberga, in Benevent für sich und Waldrada, und die Kaiserin bot ihren ganzen Einfluß am römischen Hofe für ihn auf, um die Vermählung Waldrada's durchzusetzen.

Auf die Bitte König Lothars nämlich, der heilige Vater möge ihn menschlicher behandeln als sein Vorgänger Nikolaus, hatte Hadrian geantwortet, „der Stuhl des heiligen Petrus sey stets bereit, eine würdige Genugthuung anzunehmen. Wenn sich der König von den Vergehen, deren ihn die Welt bezüchtige, frei wisse, so möge er mit vollem Vertrauen nach Rom kommen und den Segen empfangen. Sogar, wenn er sich schuldig fühle, möge

er zur Schwelle Petri eilen und seine Missethat durch Kirchenbuße sühnen."

Nur bedroht, nicht belegt mit dem Banne der Kirche war Lothar von Nikolaus: die Staatsklugheit hatte den Bannstrahl in des großen Pabstes Hand zurückgehalten. Aber in des Volkes, in der Welt Augen war der König, weil er mit der in allen Kirchen der Christenheit verfluchten Waldrada umgegangen war, selbst ein Fluchbeladener, und die Königin Dietberga eine Märtyrin. Das drückte, so wie der Glaube der Zeit war, schwer auf Lothar.

Die Kaiserin ging selbst mit ihrem Schwager nach Monte Cassino zum Pabst. Der König schwur, und mit ihm schwuren, als Eideshelfer, lothringische Große seines Gefolges, daß er, seit Waldrada von Nikolaus gebannt worden sey, niemals mit ihr verbotener Liebe gepflogen habe. Dieser Eid war von Hadrian verlangt, ohne Weiteres geleistet, und vom Pabste dem Könige das Abendmahl eigenhändig gereicht worden. König Lothar ging mit dem Pabste nach Rom, die Erfüllung des höchsten Wunsches, den Waldrada und er hatten, zu erlangen.

Da zeigte sich die ungeheure Macht der öffentlichen Meinung, des unbestechlichen Rechtssinns der sittlichen Welt. Auf diesem Grunde feststehend, war der große Nikolaus unüberwindlich gewesen, weil sein Thun und das Gefühl dieser Welt zusammenstimmten. Von diesem Grunde hatte Hadrian sich hinweggestellt, und war mit den Königen und den Königinnen gegangen. Aber die öffentliche Meinung der sittlichen Welt war mächtiger als das Sakrament in des Pabstes Hand und Wort und Schrift des Pabstes, sobald dieser nicht mehr die Zustimmung der sittlichen Welt hatte.

Alle Welt wußte oder glaubte, daß der Eid des Königs Lothar zu Monte Cassino ein Meineid sey. Wo der König in einer Kirche sich zeigte, erhob sich alles Volk mit Abscheu, der Gottesdienst mußte abgebrochen werden; der Fluch der sittlichen Welt lag auf dem Könige, von welchem der Pabst den Schein des Fluches weggenommen hatte. Der christliche Geist zeigte sich siegreich und sittlicher in der Masse der Christenheit, als in deren sichtbarem Haupt: eine große Lehre für den päbstlichen Stuhl,

aber auch ein Denkmal, daß mit Eiden zu spielen zwar leicht genommen wurde in der Hochschicht der Diplomatie, aber noch nicht in den tieferen Lagen der christlichen Gesellschaft.

Auf der Rückreise überfiel den König zu Piacenza ein böses Fieber; nach zwei Tagen war er todt. Dasselbe Fieber tödtete eben so schnell die meisten Großen in seinem Gefolge. „Das ist Gottes Strafgericht wegen der Meineide von Monte Cassino!“ sagte das Volk.

Fünf und dreißigstes Kapitel.

Die Dekretale des falschen Isidor.

Thatsächlich hatte der römische Stuhl die richterliche Oberherrlichkeit über Könige und Metropoliten in Ausübung gebracht, und der Welt gezeigt, daß über diejenigen, welche sonst kein Gesetz über sich anerkennen, und über ihre Gewaltthaten und Aergernisse doch ein Richter auf Erden sey, welcher sie im Namen Gottes vor Gericht ziehe. Zugleich aber beriefen sich Nikolaus und Hadrian dafür auf ein Kirchengesetzbuch, welches die Grundlage für diese Ansprüche schriftlich enthielt, und gerade um diese Zeit sich verbreitete. Das war die berüchtigte und folgenreiche Sammlung der „Beschlüsse des falschen Isidor“ (pseudoisidorische Dekretale).

Die kirchliche Gesetzgebung bestand in Kirchengesetzen, welche theils von den Kirchenversammlungen, theils von römischen und anderen Bischöfen, theils von den Kaisern ausgegangen waren. Die erste vollständige Bearbeitung der Kirchengesetze des kanonischen Rechts, unternahm der Scythe Dionysius, ein Mönch in Rom zu Anfang des sechsten Jahrhunderts. Dieses „Rechtsbuch des Dionysius“ erhielt in der römischen Kirche, bald im ganzen Abendlande, gesetzliches Ansehen, und spätere Beschlüsse (Dekretalien) wurden nach und nach zur Vervollständigung beigefügt. Ein anderes Rechtsbuch wurde in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, wahrscheinlich durch Isidor von His-

palis, für die spanische Kirche zusammengestellt, und fortwährend vermehrt.

An die Stelle der Sprüche der Kirchenversammlungen waren nach dem Verfall der Synoden die königlichen Verordnungen (Kapitularien) für die Fortbildung der kirchlichen Gesetzgebung getreten.

Im neunten Jahrhundert kam die Sammlung des heiligen Isidor auch zu den Franken und mußte hier, in Mainz, den Grundstock und den Namen für die keckste Fälschung hergeben, welche je in der Welt geschah, nämlich für die später von Freund und Feind des Pabstthums als unterschoben erkannte Dekretaliensammlung, welche als pseudo-isidorische gebrandmarkt ist.

Aus ächten und unächten Sprüchen der Kirchenversammlungen, aus wirklichen und erdichteten Gutachten der römischen Bischöfe stellte ein Unbekannter ein Machwerk zusammen, welches der Stellung des Pabstes über die ganze christliche Gesellschaft, der geistlichen Oberherrlichkeit des römischen Stuhles und der Unabhängigkeit desselben von jeder weltlichen Gewalt einen erdichteten, angeblich uralten Rechtsboden unterschob, durch welchen die bestehende Kirchenverfassung, wie sie sich durch die Ideen Karls des Großen gebildet hatte, geradezu aufgelöst wurde, indem dadurch alle kirchliche Gewaltfülle an Einen übertragen wurde, allein an den Pabst.

Wahrscheinlich ist Mainz der Ort, wo diese Sammlung des falschen Isidor entstand; wahrscheinlich das erste Viertel des neunten Jahrhunderts die Zeit ihrer Abfassung, denn auf der Synode zu Aachen 836 wurde sie schon angeführt; wahrscheinlich ist Erzbischof Otgar von Mainz ihr Verfasser. Natürlich ist, daß sich später den ursprünglichen Fälschungen noch Erweiterungen und Steigerungen ansetzten, bis die Sammlung in derjenigen Gestalt hervortrat, welche sie hatte, als Pabst Nikolaus I. sich auf sie berief im Jahre 864.

Der Verfasser nimmt in der Vorrede dazu den Namen des berühmten spanischen Bischofs Isidor an, und nennt sich, aus geistlicher Demuth, Isidor der Sünder. Erst im vierzehnten Jahrhunderte fingen Gegner des Pabstthums an, den mit diesen

Dekretalien gespielten Betrug zu argwohnen; im sechszehnten Jahrhundert deckte ihn die Gelehrsamkeit der Reformatoren vollständig auf; heute geben alle Päbstlichen die Unächtheit dieser Dekretaliensammlung zu, und vertheidigen die Fälschung nur als eine „gutgemeinte", als „einen frommen Betrug" zum Besten der Kirche.

Gewiß ist: der falsche Isidor, wer er auch seyn mag, hat in diesen unterschobenen Urkunden nur ausgesprochen, was in der Strömung des Zeitgeistes lag; er hat dem, was das Pabstthum thatsächlich übte, und was es zu üben vermochte, weil dessen Ausübung jetzt und in der nächsten Folgezeit eine sittliche Nothwendigkeit war, nur eine Unterlage und damit einen Vorschub gegeben, indem er das hinstellte, als wäre es so in der Christenheit von jeher gehalten worden; als wäre, was jetzt das Pabstthum that und ansprach, ein allgemein anerkanntes göttliches Amt und Recht, erwiesen durch alte und älteste Urkunden.

Eben so gewiß ist, daß diese unter dem erborgten Namen Isidors unterschobenen Dekretalien von ihrer Zeit ganz gläubig als ächt angenommen, und ohne Weiteres den mittelalterlichen Sammlungen des kanonischen Rechtes eingereiht wurden. Das kam nicht aus dem „unkritischen und unhistorischen Geist der Zeit" her, sondern aus dem allgemeinen Gefühl, daß das dem Zeitgeist gemäß und Zeitbedürfniß sey, oder aus dem Glauben, welchen die thatsächliche Uebung des in den Dekretalien enthaltenen Richteramts des päbstlichen Stuhles in den Gemüthern erzeugt und bereits befestigt hatte; aus der Zeitanschauung der Christenheit von der nothwendig gewordenen Stellung des Pabstthums.

Sehr leicht gehen die Menschen in Das ein, was großen allgemein anerkannten Gebrechen der Zeit abhilft, und wäre das auch Etwas, das den bestehenden Zustand durchaus änderte. Rechtgültig ist den Menschen, was den Unterdrückten zum Rechte hilft, wie das in den „Beschlüssen des falschen Isidor", auf welche Nikolaus sich berief, für alle Völker augenscheinlich war. Der Pabst hatte das ewige Recht für sich, aber keine schriftliche Urkunde, außer den falschen Dekretalien des Isidor; er wußte aber und erfuhr es, welche Macht in einem Pergament oder Papier

nicht bloß für die Masse, sondern für die Gebildeten liegt: wo das ewige in jede Menschenbrust geschriebene Recht vor solchen nicht Recht gibt, da überzeugt und geschweigt ein Stück Papier, von welchem geglaubt wird, daß es von Alters her sey.

Wie sehr als zeitgemäß von den Mitgliedern der Hierarchie, welche einsichtsvoll diese Sache ansahen, die neuen Dekretalien erkannt wurden, dafür zeugt: Der Erzbischof Hinkmar von Rheims war der letzte thatkräftige Verfechter der Gedanken, welche Karl der Große in der Kirchenverfassung und im Kirchenleben der germanischen Völker zur Geltung gebracht hatte.

Vom römischen Stuhl aus wurden gegen Hinkmar selbst die falschen Dekretalien zur Anwendung gebracht, soweit diese dahin gingen, die Metropolitangewalt zu brechen, und Alles der Allgewalt des Pabstes zu unterwerfen; und dennoch berief sich dieser selbe Hinkmar den Weltlichen gegenüber auf eben diese Urkunden des falschen Isidor, als auf Rechtsquellen; gewiß nicht, weil er sie für ächt hielt, sondern weil ihm klar war, daß es für die Hierarchie äußerst gefährlich seyn mußte, die Unächtheit derselben öffentlich darzulegen, nachdem zwei Päbste das Ansehen des höchsten Stuhls der Christenheit für die Aechtheit und Rechtsgültigkeit derselben, mit so großem Erfolge für die Zwecke der Kirche, in die Wagschale gelegt hatten.

Und eben der große Erfolg, mit welchem auf Grund dieser untergeschobenen Urkunden die Hierarchie den Kampf mit den weltlichen Mächten führte und fortan führen konnte, mußte für jeden Freund der Priesterherrschaft der zweite Grund seyn, die Unächtheit der Urkunden zu bezweifeln.

Durch diese Fälschung wurde die Geistlichkeit vom Staate völlig los und frei gemacht, und damit angeklagte Bischöfe ein Rechtsmittel hätten, der Verurtheilung und Bestrafung durch die landeskirchlichen Synoden sich zu entziehen, wurden durch diese erdichteten Urkunden die Rechte der Metropoliten und Synoden als unkirchliche Maaßregeln aufgelöst, und die höchste gesetzgebende, richterliche, aufsehende und vollziehende Gewalt in dem Pabste vereinigt. Laien waren darin für unfähig erklärt, als Ankläger oder Zeugen gegen einen Bischof aufzutreten.

Das war ganz neu, wenigstens im fränkischen Reiche, der Heimath dessen, der diese falschen Urkunden schmiedete; der Grundgedanke dieser Urkunden aber ist: „Das Priesterthum ist als eine von Christus zum Regierer, Ordner und Richter der Welt eingesetzte und darum über die weltliche Macht unendlich erhabene Gewalt. Bei dieser Erhabenheit des Priesterthums über die weltliche Macht steht dem Staat und dem weltlichen Gericht keinerlei Macht, Einfluß und Recht über die Kirche und ihre Vertreter zu; vielmehr ist das Priesterthum Richter über Alles, und hat die unbeschränkte Macht zu binden und zu lösen. Zwischen Priestern und Laien besteht eine solche Verschiedenheit, wie zwischen zwei verschiedenen Gattungsarten."

„Die Priester sind die Vertrauten Gottes, die Söhne des Geistes; die Laien sind die Fleischlichen, die Kinder der Welt, die Söhne und Töchter der Sünde. Darum kann kein Geistlicher, geschweige ein Bischof, vor ein weltliches Gericht gezogen werden. Alle Klagen über Geistliche gehören vor das geistliche Gericht, vor welchem kein Laie als Kläger aufzutreten wagen, oder als solcher angenommen werden darf. Sind Bischöfe zu Fall gekommen, so sollen die Gläubigen ihnen aufhelfen und sie tragen."

„Haben sie Sünden begangen, so sollen sie von den übrigen Priestern gerügt, von dem Pabste gemaaßregelt werden, aber nicht von Weltlichen und von Leuten bösen Lebenswandels. Laien, die als Kläger oder Zeugen gegen Bischöfe auftreten, erweisen sich eben damit als verworfene, böse Leute. Denn die Schafe treten nicht tadelnd auf gegen ihren Hirten, und das Volk soll nicht Kläger seyn gegen seinen Bischof, noch der Pöbel sich hören lassen gegen ihn, weil der Schüler nicht ist über den Meister und der Knecht nicht über den Herrn. Die Bischöfe haben über sich keinen Richter als Gott und das geistliche Gericht. Auf das geistliche Gericht aber dürfen Könige und Große keinerlei Einfluß üben, sonst ist das Urtheil desselben nichtig."

„Das nächste zuständige Gericht für Anklagen gegen Geistliche ist die Provinzialsynode unter Leitung des Metropoliten. Der Metropolit aber kann gar nichts verfügen ohne Gegenwart

oder Rath aller zur Provinz gehörigen Geistlichen, ohne die Synode. Die Synode aber ist nur dann zuständig, wenn sie auf Berufung und unter Leitung des apostolischen Stuhles beisammen ist, sonst ist jeder ihrer Sprüche nichtig. *Niedere Geistliche* dürfen so wenig als *Laien* gegen Bischöfe anklagend auftreten, sonst trifft sie unabweislich die Strafe der Ausschließung von der Kirchengemeinschaft und der Ehrloserklärung. Selbst der Kläger aus der höheren Geistlichkeit ist mit keiner Klage gegen den Bischof zuzulassen, wenn er nicht beweist, daß er zuvor erst oft und vielmals mit Güte und in vertraulicher Weise an den Bischof sich gewendet habe; sey dieß versäumt worden, so solle der Kläger vom Beklagten und den andern Bischöfen als Verächter der Apostel von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden. Die Berufung aber an den Pabst bleibt dem Angeklagten noch in jedem Augenblick während der Verhandlung der Synode offen; ja, wäre schon das Urtheil gefällt, so bedarf es, um gültig zu seyn, der päbstlichen Bestätigung; denn nur die Prozesse *niederer* Geistlichen können endgültig durch eine Synode abgeurtheilt werden. Die Bischöfe haben das unbedingte und unbeschränkte Recht der Berufung nach Rom, vor, während und nach dem Prozeß, damit sie am apostolischen Stuhle, wie das immer gewesen, einen christlichen Halt, Vertheidiger und Befreier haben."

Die nächste Absicht dessen, der diese falschen Kirchenrechtsurkunden abfaßte, springt aus diesen angeführten Hauptsätzen unverkenntlich hervor; es ist die Absicht, jede Anklage gegen die Bischöfe und jede Verurtheilung so gut wie unmöglich zu machen, und die Bischöfe unter allen Umständen im Besitz von Bisthum und Einkommen unantastbar zu erhalten.

Das ist die *nächste* Absicht des Fälschers gewesen, welchem wie seinen Amtsgenossen eine solche Anklage und Verurtheilung offenbar im Anzuge war; und treffend ist gesagt worden, alles Andere in den Dekretalien des falschen Isidor sey „gleichsam nur das weite lange Gewand, das den Pferdefuß verdecken solle."

Aus dieser nächsten Absicht aber folgte von selbst die Erhebung des päbstlichen Stuhles über Alles; denn die erste Absicht

war allein erreichbar durch diese Erhebung; und daß, nach der Bekanntschaft mit diesen falschen Urkunden, sogleich die römische Kanzlei daran ging, für die Erhebung des päbstlichen Stuhles zur Allgewalt in Kirche und Staat das etwa noch Nöthige einzufügen und nachzutragen, das ergab sich von selbst.

Darum heißt es auch darin, „die Einheit und Fülle der geistlichen Gewalt ruhe in dem römischen Stuhle; der sey der Erbe aller Vollmacht des Apostelfürsten Petrus; und mit dem römischen Stuhle müssen alle Bischöfe durch die Einheit des Glaubens und der Kirchenzucht verbunden seyn, als Gehülfen des Pabstes."

Sechs und dreißigstes Kapitel.

Traurige Lage Roms und des Pabstthums vor Gregor VII.

So stand die Kirche nun auch im Bewußtseyn der germanischen Völker losgerissen vom Staate, frei, unter Einem Haupte vereinigt, so stand die monarchische Gliederung der Hierarchie in ihren Haupttheilen vollendet da. Diese gefälschten Pergamente haben das nicht gemacht; kein Papier macht für sich allein oder nur vorzugsweise eine Weltumwandlung, eine neue Gestaltung über dem überwundenen Alten. Aber erleichtert und beschleunigt hat dieser Urkundenbetrug, was von selbst nothwendig so gekommen wäre, erleichtert dadurch, daß die Päbste und die ganze Kirche mit größerer Sicherheit, Kühnheit und Folgerichtigkeit vorgehen konnten, indem sie sich auf diese Urkunden stellten, und daß die Fürsten und Völker Jahrhunderte lang ohne kräftigen Widerstand gegen das Vorgehen des Pabstthums und der Kirche dastanden, weil der Glaube beigebracht war, daß das so von ältesten christlichen Zeiten her gewesen, nicht neue Anmaaßung, sondern uraltes Recht der Kirche sey. Die späteren Päbste selbst theilten den Glauben daran, als ein gutes altes Recht ihres Stuhles, und aus diesem Glauben wuchs ihnen für ihr Handeln

Kraft und Zuversicht zu, in den drangsalsvollen Zeiten politischer und kirchlicher Wirren.

Doch ging die vollständige „Emancipation" der Kirche vom Staate nicht mit gleicher Raschheit vor sich, mit der sie unter Nikolaus begonnen hatte. Bei der Kaiserkrönung Karls des Kahlen durch Pabst Johann VIII. wurde zwar geltend gemacht und anerkannt, daß „das Kaiserthum auf die Fürbitte der Apostel Petrus und Paulus durch ihren Stellvertreter, den Pabst, verliehen werde". Aber die großen Päbste wuchsen nicht so einer nach dem andern aus dem Boden heraus auf den römischen Stuhl hinauf, und die Bedrängnisse Unteritaliens durch die Sarazenen, und durch die blutigen Fehden des eingesessenen Adels, die Bedrängniß Roms durch die Parteien in der Stadt selbst, die sich mit den Waffen bekämpften, hemmten die Fortschritte des Pabstthums. Siegreicher Adel der einen oder der andern Partei besetzte den päbstlichen Stuhl, barbarische Barone der Stadt oder der Campagna. Ja, ein halbes Jahrhundert lang besetzten Frauen den apostolischen Stuhl, zuerst Theodora, eine Wittwe aus edlem Geschlechte, die Geliebte und Buhlerin des Markgrafen Alberiko von Toskana; dann ihre Töchter, Theodora und Marozia; endlich ihre Enkelinnen, die zwei Töchter der Marozia. Das waren Römerinnen, welche an jene römischen Frauen aus der wildbewegten Zeit des Untergangs der altrömischen Republik und der Bürgerkriege erinnerten, an jene schönen, ehrgeizigen, thatkräftigen und schrecklichen Gestalten aus der weiblichen Welt jener Tage, da die Republik in die Monarchie übergehen wollte.

Theodora und ihre Tochter Marozia verbanden mit großartiger Schönheit eine düstere Energie und Leidenschaft des Charakters, ungebändigte Herrschsucht mit einer jede Maske verschmähenden Wollust und Frechheit des Auftretens vor der Welt, altrömische Verschlagenheit und Kühnheit mit der grausamen Ungenirtheit im Norden, wie sie in den ersten Jahrhunderten des Kaiserreichs und am byzantinischen Hofe zu Hause war.

Diese mittelalterlichen Römerinnen setzten es in der rohen Verwilderung, welcher Rom und Italien im zehnten Jahrhundert

verfallen war, für sich selbst durch, daß sechszig Jahre lang der apostolische Stuhl nur von ihren Lieblingen oder ihren Söhnen und Enkeln eingenommen war.

Ihr erster Pabst und ihr Werkzeug war Sergius III. Zwei Söhne hatte Marozia, Alberiko und Johannes. Sie sagte frei, der erstere sey der Sohn ihres Gemahls Alberiko, der letztere der Sohn ihres Freundes, des Pabstes Sergius III.; und dieser Pabst Sergius III. hatte seinen Vorgänger, Pabst Christophorus, ermordet; Christophorus aber hatte auch seinen Vorgänger, Pabst Leo V., hingemeuchelt. Zwischen dem großen Pabst Nikolaus I. und seinen zwei noch immer ausgezeichneten Nachfolgern, den Römern Hadrian und Johannes VIII., welche Drei zusammen vom Jahre 858 bis 882 die Christenheit regiert hatten, waren von 882 an bis 911, dem Todesjahre Sergius III., also in neun und zwanzig Jahren nicht weniger als dreizehn Päbste. Mit Sergius hatte die national-italienische Partei über die deutsche Partei in Rom gesiegt, und der Mittelpunkt der italienischen Nationalpartei war eben das Haus der Römerin Theodora gewesen.

Nach siebenjähriger Regierung starb Sergius. Binnen nicht ganz drei Jahren saßen zwei Päbste, Anastasius III. zwei Jahre und drei Monate, und Lando sechs Monate auf dem Stuhl. Des Letztern Nachfolger war Johann X. Dieser war von 914 bis 928 Pabst. Dieser Pabst war ein junger Geistlicher gewesen, als ihn sein Erzbischof Petrus von Ravenna in Geschäften nach Rom sandte. Da sah ihn die jüngere Theodora, die Schwester der Marozia; ihre Liebe zu demselben, einem schönen jungen Mann, verführte ihn, dann beförderte sie ihn zuerst auf den Stuhl von Bologna, später auf den von Ravenna. Endlich, weil sie die Trennung von ihm nicht ertragen konnte, wußte sie durch ihre Mutter und ihre Schwester es zu erlangen, daß der schöne Erzbischof zum Pabste gewählt wurde, 914. Er war ein Schattenpabst, und die drei Weiber herrschten. Nach ein paar Jahren suchte er sich von dem Joche der drei Frauen abzulösen, er krönte den Lombardenkönig Berengar zum Kaiser, Berengar brach die Herrschaft der Theodora und ihrer Partei in Rom und Mittelitalien; aber im Jahre 924 lag dieser Kaiser in Verona ermordet,

und da Pabst Johann X. fortfuhr, sich undankbar und unbequem zu zeigen, ließ ihn Marozia im Lateran überfallen, seinen Bruder vor seinen Augen ermorden und ihn selbst ins Gefängniß werfen, in die Engelsburg, die, ein Grabmal und ein Kerker und zugleich eine Festung, ihre „dämonische Geschichte“ jetzt beginnt. Da wurde er nach einigen Tagen todt gefunden, nach der Sage des Volks erdrosselt. Leo VI. und Stephan VII. wurden auf den päbstlichen Stuhl erhoben und wieder beseitigt, sey's durch Ränke oder durch natürlichen Tod, und der Sohn der Marozia, jener Johannes, den sie mit dem Pabst Sergius III. erzeugt hatte, bestieg als Johann XI. den päbstlichen Stuhl im Jahre 931, gerade, wie man ein Erbgut einnimmt.

Marozia saß in der Engelsburg, dem Grabmal Hadrians, das sie zur stärksten Feste umgeschaffen. Dieses Schloß, mit der Kirche des Erzengels Michael im obersten Theile, lag hart über der Tiberbrücke, und Niemand konnte hinüber, außer die Besatzung des Schlosses gestattete es. In dieser ihrer Zwingburg Roms vermählte sich Marozia zum drittenmale und zwar mit Hugo von Provence, der als König von Italien galt, da er die lombardische Krone sich errungen hatte. Marozia's anderer Sohn aber, jener Alberiko, vertrieb durch einen nächtlichen Aufstand des römischen Adels seinen Stiefvater Hugo, sperrte seine Mutter Marozia ein, und hielt seinen Bruder, Pabst Johann XI., als Gefangenen; zwar ließ er ihn priesterliche Handlungen verrichten, er selbst aber behauptete unter dem Namen eines Senators zwei und zwanzig Jahre lang die höchste Gewalt über Rom. Die Päbste Leo VI., Stephanus VIII., Marinus II. und Agapitus II., lauter Römer, hatten unter ihm bloß geistliche Verwaltung. Pabst Agapit überlebte zwei Jahre diesen Alberiko, aber Oktavian, der minderjährige Sohn Alberiko's, hatte durch seinen Anhang die Gewalt seines Vaters wie ein Erbe angetreten, nach dem Tode des Pabstes Agapit ließ sich Oktavian auch zum Pabst ausrufen, und die Doppelgewalt eines weltlichen Fürsten der Stadt und des höchsten Priesters der Kirche vereinigte er in seiner Person. Er nannte sich Johann XII., und war acht Jahre Pabst, der erste unter den Päbsten, welcher seinen bisherigen Namen mit einem andern

vertauschte; er lebte als ein würdiger Enkel seiner Großmutter Marozia.

Unter ihm erreichte der Gräuel zu Rom seinen Höhepunkt. Wallfahrerinnen mußten, wenn sie ihre Ehre gesichert wissen wollten, die heilige Stadt Rom umgehen; der päbstliche Palast war ein Harem. War er aber auch ein schlechter Geistlicher, so war er doch ein tüchtiger Staatsmann, ein guter Jäger und Soldat; er ging gern mit Helm, Schwert und Harnisch.

Gegen seine Feinde in Italien rief er den deutschen König Otto I. herbei und krönte ihn im Jahre 962 zum Kaiser. Als ihm dieser unbequem wurde, benahm er sich treulos gegen ihn. Kaiser Otto hatte wie Karl der Große in dem Adel Roms eine Partei für sich gewonnen, ebenso unter den Bischöfen Italiens durch Schenkungen an sie; endlich hatte Otto die eroberte Lombardei nicht an einen Andern gegeben, sondern sich, dem Kaiser, huldigen lassen. Der Kaiser hielt nicht, was er vor der Kaiserkrönung dem Pabste insgeheim versprochen hatte, und der Staatsmann Pabst Johann XII. spann nun gegen den Kaiser gefährliche Ränke, er verband sich heimlich mit den Feinden des Kaisers in Italien.

Pabst Johann XII. aber hatte durch seine Ausschweifungen nicht bloß den Abscheu der Sittlichen in Rom, sondern namentlich auch den Zorn aller derer auf sich gezogen, welche von den hohen und niedern Pilgern Gewinn zogen, welche von allen Enden der Christenheit her, bevorab von Italien und Frankreich, die Schwellen und das Grab der heiligen Apostel besuchten. Vom Altare weg, wo sie beteten, hatte Pabst Johann XII. schöne Jungfrauen und Frauen in das Harem seines Palastes entführt und mißbraucht. So standen die Besuche Roms von Seiten der Frauen und Jungfrauen, die besonders zahlreich und ergiebig bisher gewesen waren, und eben damit bedeutende Einnahmsquellen der Einwohnerschaft Roms, sehr fühlbar still. Römer und Kaiser vereint bereiteten ihm seinen Sturz.

Die Römer klagten ihn beim Kaiser an, der Kaiser kam, der Pabst entfloh schon zuvor; denn der römische Adel und das Volk waren selbst in der Stadt gegen den Pabst in die Waffen

getreten und hatten sich der Burg zum heiligen Paulus bemächtigt. Die Römer schwuren dem Kaiser bei der Huldigung zugleich den Eid, nie mehr einen Pabst zu wählen, ohne vorhergegangene Zustimmung des Kaisers. Auf einer großen Kirchenversammlung, welche, wegen der Anwesenheit so vieler ferner Bischöfe, lange zuvor eingeleitet gewesen seyn muß, in der Peterskirche zu Rom, eröffnete der Kaiser die Sitzung mit der Frage, warum der Pabst Johannes dem heiligen Koncil nicht anwohne?

Nach den pseudo-isidorischen Dekretalen und der bisherigen Anschauung und Uebung konnte ein solches Koncil ohne Zustimmung des Pabstes weder berufen werden, noch konnten die gepflogenen Verhandlungen rechtskräftig seyn.

Die Versammlung hatte nur gewartet auf diese Frage. Außer der hohen und niedern Geistlichkeit waren dabei die römischen Großen, aber auch die Vertreter der Volksgemeinde, und die römischen Ritter, Roms Stadtwehr.

Von allen Seiten rief es durch einander, vielstimmig: „Aus bösem Gewissen ist der Pabst nicht gekommen; er ist ein Wütherich; er hat sich dem Teufel ergeben."

Auf des Kaisers Bemerken, die Ankläger haben namentlich aufzutreten, einer nach dem andern, erhob sich zuerst der Kardinal-Priester Petrus und betheuerte, er habe selbst es mit angesehen, wie der Pabst Messe gehalten, ohne vom geweihten Brod und Wein zu genießen; er habe bloß gelesen, und des Leibs und des Bluts des Herrn sich ganz enthalten. Johannes, Bischof von Narni, sagte aus, und ein Kardinal gleichen Namens bezeugte es ihm, sie haben es mit angesehen, wie der Pabst einen Diakon, ganz gelegentlich, frivol in seinem Marstall geweiht habe. Der Kardinal-Diakon Benedikt und mit ihm eine Reihe Kardinäle betheuerten, der Pabst habe für Geld die Bischofsweihe ertheilt und einen zehnjährigen Knaben zum Bischof von Todi gemacht und geweiht. Die Kirchen der Apostel Petrus und Paulus habe er verfallen lassen, der Regen ergieße sich frei in das Innere dieser Heiligthümer. Einer seiner vielen Buhlerinnen habe er eine Reihe Städte des Kirchenstaats geschenkt, und sie als Herrin derselben erklärt; ja aus den heiligen Gefäßen der Peterskirche

habe er die schönsten Kelche und Teller weggenommen und sie auf die Tafel dieser seiner Geliebten gestellt.

Eine Reihe von Frauen und Jungfrauen wurden mit Namen genannt, welche sich den Umarmungen des Pabstes ergeben haben, und dabei andere, denen mit Gewalt durch den Pabst ihre Keuschheit entrissen worden sey. Der Palast des Lateran, die Pabstwohnung, sey ein Tummelplatz der Unzucht, ein großes Hurenhaus, geworden. Stark betont trat der Nachweis hervor, daß fremde Frauen und Jungfrauen nicht mehr wagen, zu den Gräbern der Apostel zu pilgern.

Andere Anklagen waren: Der Pabst habe seinen geistlichen Vater (Beichtvater) Benedikt der Augen beraubt und dadurch seinen Tod herbeigeführt; auch der Kardinal-Subdiakon Johannes sey gestorben, weil er auf Befehl des Pabstes verstümmelt worden sey. Zudem laste die Schuld von Feuersbrünsten durch Häuseranzündung auf dem Pabst; und öffentlich habe er, den Gesetzen der Kirche zum Trotz, im Jagdanzug oder in voller Kriegsrüstung auszugehen beliebt.

Diese Anklagen wurden von Laien und Priestern bekräftigt und von diesen weiter hinzugefügt, in ihrer Gegenwart habe der Pabst auf des Teufels Gesundheit getrunken, beim Würfelspiel heidnische Gottheiten, den Jupiter, die Venus, die Juno und andere höllische Geister um ihre Gunst und Hülfe angerufen, die Frühmesse und die andern kanonischen Stunden versäumt, und stets unterlassen, mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, aller Christen gemeinsamer Waffe, sich zu segnen. Der Kaiser bat, sie möchten das Heil ihrer Seele bedenken, und sich nicht vom Neide zu falschen Aussagen hinreißen lassen. Keine Schmach solle den Pabst treffen, bevor der Beweis vollkommen hergestellt sey. Alle betheuerten, sie wollen keinen Antheil an der Freude des Paradieses haben, wenn nicht das, was sie ausgesagt, und noch viel Schlimmeres, wahr sey.

Der Kaiser und die Kirchenversammlung faßten nun Beschluß, im Namen des Kaisers ging ein Schreiben an den Pabst ab, darin wurden ihm die Anklagen mitgetheilt und er aufgefordert, vor der Versammlung zu erscheinen und sich davon zu reinigen.

Der Kaiser fügte die eidliche Zusicherung bei, es solle dem Pabste nichts geschehen wider den Inhalt der heiligen Kanones (d. h. wider der Kirche Recht und Gesetze).

Des Kaisers Schreiben war lang, die Antwort des Pabstes kurz: „Johannes, Knecht der Knechte Gottes, allen Bischöfen. Wir hörten sagen, daß ihr einen Anderen zum Pabste machen wollet. Wenn ihr dieß thut, so verfluche ich euch vor dem allmächtigen Gott, so daß ihr weder Jemand die Weihe ertheilen, noch Messe lesen dürfet."

Die Synode erwiederte, die Exkommunikation, mit welcher er drohe, werde auf sein eigen Haupt zurückfallen, wofern er länger zögere, zur Synode zu kommen, und dann werde das Schicksal Judas des Verräthers sein Antheil werden. Dieses im Namen des Kaisers erlassene Schreiben der Synode kam uneröffnet zurück; die kaiserlichen Boten konnten den Pabst nicht auffinden. Jetzt forderte der Kaiser selbst als Kläger über Eidbruch des Pabstes die Synode auf, eine Entscheidung zu geben. Die Synode entschied, eine unerhörte Wunde müsse durch ein unerhörtes Mittel ausgebrannt werden. Zu groß sey das Aergerniß, das Pabst Johann gegeben; zu Viele seyen bereits durch ihn verführt. Es handle sich um das Heil der gesammten Christenheit, welche durch die Verworfenheit ihres Hauptes allgemein bedroht sey. Darum bitten sie den Kaiser, „jenes Ungeheuer, welches keine Tugend von der Bahn der Laster abbringen konnte, aus der heiligen römischen Kirche zu vertreiben, und einen Andern an seiner Statt wählen zu lassen, welcher das Vorbild eines rechten Lebens gebe."

Der Kaiser stimmte bei, die Synode setzte den Pabst Johann XII. ab, und erwählte einstimmig durch dreimaligen Ausruf Leo zum Pabste.

Leo war ein Mann von unbescholtenem Lebenswandel, aber noch Laie. Er war bisher Erzkanzler der römischen Kirche gewesen, und vor einem halben Jahre vom Pabst Johann als sein Gesandter an den Kaiser gebraucht worden; der Vertraute des Pabstes aber war als der Freund des Kaisers von dessen Lager zurückgekommen. Die Wahl gerade dieser Persönlichkeit,

und der ganze Hergang bei der Synode und bei der Wahl, weisen darauf, daß Alles eine zuvor abgemachte Sache war. Der Bischof Scio ertheilte dem neugewählten Pabste alle Weihen nach einander, und Kardinal Benedikt von Porto und Kardinal Gregor von Albano ordinirten ihn feierlich „zum höchsten und allgemeinen Pabst der römischen Kirche", im Jahre 963.

Wie in Theodora und ihrer Tochter Marozia, so war in ihren Söhnen und Enkeln, und ganz vorzüglich in Pabst Johann XII., das immer in Rom vorhanden gewesene, im Hintergrund rührige, altrömische und altheidnische Element kühn herausgetreten, und eine Zeit lang in der Herrschaft gewesen. Noch Jahrhunderte lang nachher ergab es sich von Zeit zu Zeit wieder, daß unter dem christlichen Pabstmantel der altheidnische Geist lebte und in Herrschaft war, und gerade die größten Kunstschöpfungen, womit das neue Rom sich schmückte, verdankte dasselbe gerade solchen Päbsten, welche, während sie am Hochaltar die Messe lasen, in der Vertretung und Pflege des altheidnischen Geistes den Glanz der Genialität suchten.

Der Kaiser entließ den größeren Theil seines Heeres in die Heimath, und blieb nur mit einer kleinern Zahl Krieger in Rom zurück. Der abgesetzte Pabst wirkte durch seine geheimen Sendlinge in der Stadt; die Herrschaft der Ausländer und der unter dem Druck der Ausländer erwählte Pabst seyen eine Schmach für die Stadt. Gewiß ist, Kaiser Otto I. führte die Stellung des Kaiserthums zum Pabstthum gerade auf denselben Punkt zurück, wo sie gewesen war in den Tagen Karls des Großen. Er nahm in Anspruch und übte alle Rechte, welche Karl der Große hatte, das Recht der Synodenberufung, das Recht, Päbste und Bischöfe einzusetzen, das Recht, sich selbst seinen Nachfolger zu wählen.

Das hat Kaiser Otto I. gethan. Es ist eine Urkunde darüber vorhanden, die gar nichts aussagt, als was der Kaiser thatsächlich ausgeübt hat, und man begreift nicht, wie man die Aechtheit derselben hat anzweifeln können. Kaiser Otto war in der Lage, von seinem Pabste Leo VIII. die Anerkennung dieser Kaiserrechte, als Bedingung seiner Wahl, in Form einer Urkunde zu fordern, und Leo war in der Lage, nicht verweigern zu können,

was thatsächlich geübt wurde; in einer Lage, worin das anzuerkennen zunächst das Beste war, für ihn selbst nicht bloß, sondern für die Kirche. Die, welche sich die Sache anders vorspiegeln, haben eben keine Anschauung von der Wucht einer Gewaltigkeit, wie die Person Kaiser Otto I. war, und eines großen deutschen Heeres nach solchen Siegen, den so gewordenen Römern gegenüber. Jeder Pabst mußte hier nachgeben, oder den Hieben des deutschen Schwertes erliegen.

Viele gab es gewiß in Rom, welche die Sachlage nicht würdigten und die Herrschaft der Ausländer haßten. Neben diesen, die er für sich hatte, und neben den früheren Genossen seiner Ausschweifungen, suchte Johann XII. den Pöbel Roms dadurch zu gewinnen, daß er ihnen die Schätze der Kirche des heiligen Petrus und der übrigen Kirchen als Beute versprach, wenn sie den Kaiser in der Stadt überrumpeln und den römischen Stuhl von einem Eindringlinge befreien. Gold hatte er bei seiner Flucht nicht viel mitgenommen, sonst wäre er auf so etwas nicht verfallen. Am 2. Januar 964 brach der Aufruhr für den abgesetzten Pabst aus; die deutschen Ritter aber erstürmten die Barrikaden an der Tiberbrücke unter der Engelsburg und jagten, so Wenige sie waren, die Massen der feigen Römer mit ihren gewaltigen Schwertern wie Hasen vor sich her.

Das Dämonische in dem altdeutschen Recken Otto und in den Seinen war im Zug und hätte Rom mit Blut überschwemmt, hätte nicht sein Pabst Leo sich ihm zu Füßen geworfen und für Rom gefleht. Rom schwur aufs Neue dem Kaiser.

Kaum war er weg, so gelang es den Umtrieben derjenigen römischen Frauen, welchen die Freuden am Hofe des Pabstes Johann XII. wohlgefallen hatten, die Thorwachen zu verführen, Pabst Johann war plötzlich in der Stadt, sein Anhang um ihn, Pabst Leo VIII. entrann mit Mühe, der abgesetzte Pabst Johann hielt eine Synode in der Peterskirche mit seinen Genossen, erklärte die Wahl und alle Handlungen Leo's VIII. für nichtig, die Synode vom vorigen Jahre für eine verruchte und kirchenräuberische, am 24. Februar 964, und sprach den Bannfluch über Leo und seine Anhänger.

Die, deren er habhaft wurde, hatten zu büßen: dem Kardinal-Diakon Johannes ließ er die rechte Hand, dem Kanzler Azzo zwei Finger nebst der Nase abhauen und die Zunge ausreißen; der deutsche Bischof Odgar von Speyer wurde durch die Straßen gegeißelt, danach jedoch in Freiheit gesetzt, aus Schrecken vor dem annahenden Zorn des Kaisers. Einige Monate des Rachegenusses und der wüsten Lust hatte er noch durchlebt, als er über der Schändung einer Römerin von deren Gatten auf der That ergriffen, und von diesem auf den Tod geschlagen wurde, daß er verendete. Der Teufel habe ihn erwürgt und geholt, sagte man im Volke.

Die Römer wählten Benedikt V. zum Pabst. Kaiser Otto aber führte seinen Pabst Leo nach Rom. Benedikt, ein unschuldiger, demüthiger Mann, warf sich dem Kaiser zu Füßen, nannte sich einen Eindringling und bat um Gnade. Leo zerbrach den päbstlichen Stab desselben vor dem Volke, degradirte ihn zum Diakon und der Kaiser nahm ihn mit sich nach Deutschland. Da lebte der gefangene Pabst zu Hamburg, wo er im Jahre darauf starb. Aber auch Leo VIII. starb, und noch vor jenem.

Sein Nachfolger, Johannes XIII., wurde zwar vollkommen rechtmäßig erwählt, aber eigentlich doch vom Kaiser ernannt. Wie einst Nikolaus I., suchte sich Johann XIII. auf das Volk in Rom zu stützen, die Macht des hohen Adels in der Stadt zu brechen, und den Einfluß der Plebejer zu heben. Alle großen Päbste pflegten das demokratische Element, und von da an, wo eine große Politik nicht mehr Sache bloß einzelner Päbste war, sondern System des Pabstthums wurde, beginnen die demokratischen Zeiten der Kirche, und diese waren die großen Zeiten derselben.

Der Adel Roms wollte sich nicht einengen lassen. Den Grafen Rofred an der Spitze, überfiel der Adel den Pabst und sperrte ihn in die Engelsburg; später führte Rofred den Gefangenen nach Kampanien. Da blieb er zehn Monate, bis Johannes, der Sohn des Krescentius, Rofred tödtete, die demokratische Partei in Rom die Oberhand gewann, und der Pabst zurückkehren konnte. Als Kaiser Otto in Rom ankam, übte er schweres

Gericht. Die Schuldigen aus dem Adel, dazu gehörten auch die „Zehner", ob sie gleich die eigentlichen Magistrate des Volkes waren, wurden gegeißelt und dann theils geköpft, theils gehenkt, als „Gottesräuber und Majestätsbeleidiger". So lang Johann XIII. lebte, blieb Rom ruhig, nach solchem Gericht. Nach seinem Tode 972, dem im nächsten Jahre der Tod des Kaisers Otto I. folgte, wütheten die Kämpfe der aristokratischen und der demokratischen Partei wieder in Rom.

An der Spitze der demokratischen Partei stand das Haus der Krescentier. Krescentius, der Enkel jener Theodora, der Neffe der Marozia, unternahm es, Rom wieder zur alten Republik zu machen, eine große Natur, von wahrhaft nationaler Gesinnung. Längere Zeit waren die Päbste zu Rom nur geistliche Verwalter neben Krescentius und dem ihm anhängigen Volke. Die Stellung des Krescentius muß von seinem nationalen Standpunkt aus gewürdigt werden, nicht vom deutschen, am allerwenigsten nach dem, was die deutschen Priester von ihm sagen.

Als der deutsche König Heinrich II. zusammentraf mit Romuald, dem Stifter und Reformator der Klöster Italiens, einem ächten Italiener, welcher im Jahre 1027 starb als hundertzwanzigjähriger Greis, und der strengste der Mönche seiner Zeit war: da forderte der alte Italiener den Kaiser auf, „den Kirchen ihre Rechte zurück zu geben, den Gewaltthaten der Großen, der Unterdrückung des armen Mannes in Italien zu steuern". Durch ganz Italien glühte ein tiefnationaler Haß gegen die Deutschen, aber hervorgerufen durch die Brutalität vieler Deutschen und ihre, mit Rohheit, nicht mit Feinheit, gehandhabte Gewaltherrschaft, welche doppelt empfinden ließ, daß die Herrschenden — Fremdlinge seyen.

Als der schwermüthige Kaiser Otto III., der fast noch als Knabe Kaiser wurde, aber kein Kaiser Friedrich II., am allerwenigsten des urkräftigen Otto I. ebenbürtiger Enkel war, seinen Vetter und Kaplan Bruno, den Sohn Herzog Otto's von Kärnthen und den Enkel der Luitgarde, der Tochter Kaisers Otto I. und der Gemahlin Konrads von Franken, zum Pabste wählen ließ, im Jahre 996, — da vertrieb Krescentius diesen Pabst,

der den Namen Gregor V. annahm, aus Rom, der italienische Nationalgeist den Deutschen. Aber es war auch noch Anderes, was den wiedererwachten altrömischen Geist beleidigen mußte: fünfzehn Jahre alt war der Kaiser, der den Pabst aufdrang, und kaum vier und zwanzig Jahre alt war der deutsche Pabst, der sich aufdringen ließ. Das war kein Pabst, wie trefflich auch sein Charakter gewesen seyn möchte, um den Römern zu genügen in diesen Wirren, den Römern, die Greise mit Jugendfrische des Geistes oder Männer für den päbstlichen Stuhl bedurften.

Man muß sich nicht täuschen lassen durch herkömmliche Ausdrucksweise, wie die: „Geistlichkeit und Volk von Rom erkoren Pabst Gregor V. in freier Wahl, und Kaiser Otto hatte den römischen Gesandten ihn zuvor als den Mann seiner Wahl bezeichnet.“ Die Wirklichkeit ist: Kaiser Otto hatte seinen Vetter nach Rom geleiten lassen, mit der Weisung, daß das der künftige Pabst sey.

Kaiser Otto führte den von Krescentius vertriebenen Pabst Gregor V. nach Rom zurück, versprach den Römern, den Sitz des Reiches nach Rom zu verlegen, was ihm Ernst war, wandte damit die feilen Römer von Krescentius ab, belagerte die Engelsburg, worin sich Krescentius hielt, sagte diesem Helden Roms Leben und Freiheit zu für die Uebergabe der Burg, wie alle italienischen Zeitgeschichten behaupten, brach nach der Uebergabe den Eid, ließ dem Führer der römischen Nationalität auf der Engelsburg den Kopf abschlagen, und den Leichnam von den Zinnen herabstürzen, dann an den Füßen an einem Galgen auf dem Monte Mario Angesichts der Stadt aufhängen; Stephania aber, des Krescentius Gemahlin, als gute Beute dem deutschen Kriegsvolk überliefern. „Unter den Schändungen desselben, zu denen sie ausgeliefert wurde, gab diese Frau den Geist auf,“ sagt Arnulf in seiner Geschichte von Mailand.

In dem nationalen Pabst war zuvor Pabstthum und Kaiserthum entwürdigt worden.

Krescentius und die Römer hatten statt des jungen Pabstes Bruno, den Vetter des Kaisers, Johannes, den Erzbischof von Piacenza, für sich zum Pabste gewählt. Dieser Pabst Johan-

nes XVI. war ein Staatsmann, der Vertraute der Mutter des Kaisers: er hatte den Kaiser und den jungen Pabst Gregor V. aus der Taufe gehoben, und war von jeher, wie des Kaisers Mutter selbst, eines der Häupter der italienischen Nationalpartei. Um so lächerlicher ist die Beschuldigung, die bis jetzt auf Grund einiger Worte deutschen Hasses gedankenlos nachgeschrieben wurde, daß Johannes XVI. seine Wahl und Anerkennung als Pabst von Krescentius und den Römern mit vielem Geld erkauft habe.

Ganz anders stellt sich freilich die Sache vom deutschen Standpunkt aus: Johannes XVI. wollte die Kaiserkrone des Abendlandes wieder dem griechischen Kaiser zuwenden; dadurch hätte die Gestaltung Deutschlands und Italiens sich geändert, dadurch war das sächsische Königshaus, also Otto III., sehr beleidigt, und des Kaisers und Gregors V. Diener hieben dem gefangenen Gegenpabst Johannes XVI. Nase und Ohren ab, stachen ihm die Augen aus und führten ihn so nach Rom. Lächerlich ist, daß dem nationalen Pabste zum Verbrechen gemacht wurde, er habe in seiner Vertheidigung Roms gegen die Fremden selbst das Gold und Silber der Kirchen Roms eingeschmolzen, „gottesräuberisch", um damit Vertheidiger und Vertheidigungsmittel zu bekommen.

Der knabenhafte Kaiser und der nicht viel klügere Pabst Gregor V. freuten sich, daß der Gegenpabst so im Kerker lag. Da trat ein Greis vor sie, der Abt von Grota Fernata, Nilus, gegen neunzig Jahre alt, ein Mann von unbegränztem Einfluß auf das christliche Volk Italiens, so sehr, daß der Knaben-Kaiser und der Jüngling-Pabst auf die erste Kunde, der Alte habe seine Einsiedelei verlassen und nahe Rom, ihm entgegen eilten, voll Demuth die Hände küßten, und ihn in ihrer Mitte nach dem päbstlichen Palaste führten.

„Nicht um irgend eine Ehre für mich zu erbitten," sprach der Alte, „kam ich zu euch. Selbst dem Tode nahe, zog ich hieher, nur eures unvergänglichen Ruhmes willen. Ueberlaßt mir jenen blinden unseligen Mann, der, einst der Vertraute einer Kaiserin, euch aus der Taufe hob, euch selbst der Erlösung aus der Nacht der Sünden theilhaftig machte, jetzt aber, herabgestürzt

von dem Gipfel des Glücks, in trauriger Finsterniß der Verzweiflung preisgegeben ist. Gebt ihn mir, anstatt ihn im Kerker verschmachten zu lassen." Kaiser und Pabst sagten ihm das zu, wenn Nilus in Rom bleibe, und der Alte nahm es an. Der geblendete Pabst Johannes XVI. wurde aus dem Kerker herbeigeholt. Als der augenlose, erfahrene Priester vor den unerfahrenen, durch den Kaiser gemachten Pabst trat, in priesterlichem Gewand, und mit Worten, welche dieser nicht hören mochte, vergaß sich Gregor V. so weit, daß er über den augenlosen Mann herfiel, ihm mit eigenen Händen das Priesterkleid zerriß und schrie, man solle ihn fortschaffen. Als die Höflinge den Pabst des Kaisers so sahen, und die Römer, welche höfisch geworden waren, da fielen sie über den Unglücklichen her, setzten ihn verkehrt auf einen Esel, statt der Kleider mit einem befiederten Schlauch um Haupt und Brust, den Hals mit Schellen geziert, die Hände unter den Schweif des Thieres gebunden, und führten ihn unter allerlei Hohn durch die Stadt, zuletzt in den Kerker zurück.

Bei dem, wie sich der Pabst Gregor V. dem Augenlosen gegenüber benahm, war der greise Nilus zugegen. Schweigend ging er, als er dieses Unwürdige sah, hinweg. Auch der schwachköpfige knabenhafte Kaiser hatte dem Auftritt angewohnt. Aengstlich schickte der Kaiser dem so sich entfernenden Greis einen Erzbischof nach, ihn zu besänftigen. In heiligem Zorn wandte sich der Alte an den Höfling im Erzbischofskleid: „Sage deinem Pabst und deinem Kaiser: was nun geschehen ist, ist eine Beleidigung nicht gegen mich, sondern gegen Gott, um dessen Liebe willen sie mir den blinden Mann bereits überlassen hatten. Wie sie dem nicht Barmherzigkeit erwiesen haben, welchen Gott in ihre Hände gegeben hat, so wird der himmlische Vater auch ihrer nicht schonen."

Der Alte eilte weg aus Rom, Johannes XVI. endete im Kerker. Aber gerade ein Jahr nach der Weissagung des Alten war Pabst Gregor V. todt, unerwartet, in seinem sieben und zwanzigsten Lebensjahr; an heimlich beigebrachtem Gifte, sagen spätere Geschichtschreiber. Am 24. Januar 1002 war auch

Kaiser Otto todt, noch nicht zwei und zwanzigjährig, kinderlos, vielleicht, aber schwerlich, vergiftet; „er hatte die Nächte unter Gebeten und in Thränenströmen zugebracht, vom Gefühl seiner Sünden geängstigt.“

So ein Kaiser und so ein Pabst wurden mit Recht schnell von Gott hinweg genommen: der Eine hatte so wenig als der Andere einen Begriff von der Stellung eines Pabsts und eines Kaisers, und Beide hatten in dem Pabste Johannes XVI. weniger den Unglücklichen, als das Pabstthum und das Kaiserthum, sich selbst, geschändet.

Nicht an und für sich der deutsche Name war es, was den deutschen Pabst dem Römer widrig machte; wo Einer nicht verletzend auftrat, galt er Alles, wenn er Alles zu gelten geistig vermochte, trotz seines deutschen Namens; denn war er auch in Italien geboren, der Mann, welcher Hildebrand hieß, war nach Namen und Ursprung ein Deutscher für jedes italienische Ohr, das nicht geradezu taub war für deutsche und italienische Klänge.

Sieben und dreißigstes Kapitel.

Der Kanzler des römischen Stuhles, Hildebrand.

Noch vor seinem Tode hatte Kaiser Otto seinen geliebten Lehrer zum Pabste wählen lassen. Das war Gerbert, trotz des deutschen Namens nur noch ein Halbfranke, ein Franzose; von unbekannten Eltern niedrigen Standes zu Aurillac geboren, war er zuerst in der dasigen Klosterschule erzogen worden, dann hatte er Spanien bereist und namentlich in Cordova, wo unter den Kalifen die sarazenische Wissenschaft in schöner Blüthe stand, seinen Geist zu den Füßen der arabischen Lehrer mit Kenntnissen bereichert, wie sie damals Niemand in der Christenheit hatte. Er wurde angestaunt bei seiner Rückkehr wegen seiner wunderbaren Wissenschaft in Mathematik und Mechanik, als Astralog und als Redner. Er war auch der „klügste und genialste Mann seiner

Zeit". Noch lange zeigte man in Magdeburg die astronomische Sonnenuhr, die Gerbert dort gearbeitet hatte. Durch seine Wissenschaft und Kunst erschien er dem Volk als übermenschlich; ebenso staunte das Volk sein Glück an, das ihn von ganz unten durch eine ränkevolle und vielbewegte Laufbahn auf die Erzbischofsstühle von Rheims und Ravenna, von da auf den päbstlichen Stuhl nach Rom führte. Das dreifache R, Rheims, Ravenna, Rom, galt ihm in der Welt als der mystische Buchstabe seiner Lebensgeschichte; noch hat man einen Vers, den er selbst darauf gemacht haben soll. Den Römern galt dieser gelehrte Pabst, welcher den Namen Sylvester II. annahm, als ein Zauberer, und als ein Deutscher; weil die Deutschen ihn verehrten, und er zu hoch im Wissen über seinem Zeitalter, vollends über dem damals ganz barbarisch gewordenen Rom, stand. Er saß zu kurz auf dem päbstlichen Stuhl, von 999 bis 1003, als daß er tiefe Wirkungen in der Kirche hätte zurücklassen können. Nachdem der Kaiser im Jahre 1002 gestorben war, gebrach es ihm an der äußeren Macht; auch starb er dem jungen Kaiser schon im Jahre darauf nach.

Hatte schon zu seinen Lebzeiten der Haß unwissender Mönche und die Volkssage sich seiner Person bemächtigt, so machten beide mit einander nach seinem Tode aus ihm das „Vorbild des Faust".

Auch diesen Pabst hat nach der Mönchs- und Volkssage der Teufel geholt. Alles, Wissenschaft und Ehren, habe er in seinem Leben erlangt durch Hülfe des Teufels, zuletzt sogar das Pabstthum, unter der Bedingung, daß er nach seinem Tode ganz dem zu eigen sey, der ihm im Leben zu Allem helfe. Die bekannte Chronik des Martinus Polonus von Cosenza erzählt diese Sage vom Bunde Gerberts mit dem Teufel und seinem Leben und Ende sehr naiv, im Einzelnen.

Jahrhunderte lang war es Glauben im Volke, „in dem Schweiße, oder vielmehr in dem Feuchtwerden des Grabes Sylvesters in der Laterankirche ergeben sich untrügliche Vorzeichen des Todes eines Pabstes; besonders rasseln Sylvesters Gebeine jedesmal, wenn ein Pabst sterbe." — „Das deute die Grabschrift Sylvesters II. selber an," sagt die Chronik des Martinus Polonus.

Sylvesters Grabmal ist heute nicht mehr vorhanden, aber die Grabschrift noch, auf die sich der Mönch Martinus beruft. Es sind die zwei ersten Zeilen dieser Grabschrift, deren Mißverstand Mönchsunwissenheit und Volksaberglauben auf die Ansicht und Sage brachten, wenn die Gebeine Sylvesters sich hören lassen, sterbe ein Pabst. Diese Zeilen sagen aus, „der Ort, wo Sylvesters Gebeine begraben liegen, werde diese dem Herrn der Welt bei seiner Zukunft übergeben, beim Schall der Posaunen des Gerichtes“. Dieser letzte Gedanke ist so kurz ausgedrückt, daß Unwissenheit und Aberglaube daraus machte, „dieser Ort (die Gruft) werde jedesmal einen Schall hören lassen, wenn ein neuer Herr der Welt auf den Stuhl Petri komme“.

Wie mit diesem „Rasseln der Gebeine Sylvesters“, ist es mit gar vielen heiligen und unheiligen Sagen in der Kirchengeschichte.

Nach dem Untergang des Kaiserhauses der Ottone besetzte der Großadel von Rom, im Kampfe mit der Volkspartei, den päbstlichen Stuhl, nach kurzen Zwischenräumen, in welchen Päbste der Volkspartei regierten, von denen wahrscheinlich einer dem Krescentius die schöne, erhaltene Grabschrift in der Pankrazkirche setzte. Vom Jahre 1012 an war im Hause der Grafen von Tusculum der heilige Stuhl erblich, bis zum Jahre 1044. Benedikt IX. bestieg diesen Stuhl als ein Knabe. Er hatte ihn ererbt von seinem Verwandten Johann XX., dem Bruder Benedikts VIII., Grafen von Tusculum. Dieser Johann XX. war an einem und demselben Tage, durch Bestechung der Wähler mit Geld, erstens Stadtpräfekt und zweitens Pabst geworden, hatte zehn Jahre den heiligen Stuhl inne, ging dann zur Buße für ein lasterhaftes Leben in ein Kloster, und ein anderer Sprößling seines Hauses, eben Benedikt IX., folgte ihm, ein so lasterhafter Bube, daß ihn, als zu lasterhaft, sogar das Volk Roms verjagte, und Sylvester III., den Kardinal-Bischof von Sabina, zum Pabste wählte.

Damit die Welt recht sehe, wie sehr der apostolische Stuhl eine Beute der Parteien sey, vertrieben die Grafen von Tusculum den Pabst Sylvester III., und führten Benedikt IX. mit dem

Schwert zurück. Dieser änderte sein Leben nicht, verliebte sich in die schöne Tochter eines Adelichen, und beschloß, als Pabst sie zu heirathen; der Vater sagte ihm die Hand seiner Tochter zu, wenn er, wie der Erzpriester Johann Gratian rathe, abdanke und Privatmann werde. Benedikt dankte ab, erhielt aber die Geliebte doch nicht zur Frau, und seine Verwandten hoben ihn wieder auf den päbstlichen Stuhl. Jener Erzpriester Johann Gratian aber ließ sich nun selbst auch zum Pabste wählen, unter dem Namen Gregor VI. Er hatte viel Geld „zur Ausbesserung schadhafter Kirchen und zu milden Werken" jahrelang ersammelt: mit diesem Gelde bestach er die Häupter der Volkspartei, daß sie ihn wählten.

So saßen drei Päbste zu gleicher Zeit zu Rom, Benedikt IX. im Lateran, Sylvester III. auf dem gegenüber liegenden Hügel zu St. Maria Maggiora, Gregor VI. in der Peterskirche. In Rom selbst war die Verwirrung größer als irgendwo in der Christenheit: mit den Opfern der Gläubigen wurde geschwelgt, Raubüberfälle und Morde geschahen an den Schwellen der Kirchen und blutige Gefechte an den Gräbern der Apostel. Die Wallfahrten nach Rom hörten zuletzt ganz auf. „Rom ist entheiligt!" so lautete es durch die ganze Christenheit.

Von der Verachtung des Volkes zusammengedrückt, verkaufte Benedikt IX. sein Pabstthum an Gregor VI. um Geld. Sylvester III. wurde aus Rom vertrieben, und Gregor VI., der Pabst der siegreichen Volkspartei, stellte Ruhe bis auf einen gewissen Grad in Rom wieder her.

Da kam der deutsche König, Heinrich III., hielt inmitten seines Heeres eine Synode zu Sutri im Jahre 1046. Er ließ die drei gleichzeitigen Päbste absetzen, und den deutschen Bischof Swidger von Bamberg führte er, auf Bitte der Römer, nach eigener Einsicht einen Pabst zu wählen, ohne Weiteres mit eigener Hand auf den päbstlichen Thron, der nun Pabst Clemens II. hieß. Nach neun Monaten war dieser Pabst todt; er starb bei Pesaro, wie man sagt, an Gift. Jetzt ließ der von ihm zum Kaiser gekrönte Heinrich III. auf dem Reichstage zu Worms seinen Vetter Bruno aus dem Elsaß, den Bischof von Toul, zum Pabste wählen, als Leo IX.

Zwischen hinein hatte der ebenfalls von ihm zum Pabste gemachte Damasus II. nur drei und zwanzig Tage noch gelebt. Er war ein Bayer gewesen. Nach Leo's IX. Tode machte der Kaiser zu Mainz Gebhard, den Grafen von Calw, den Bischof von Eichstädt, als Viktor II. zum Pabste, ebenfalls seinen Verwandten.

Doch wirkte bei Viktors Wahl ein Mann vorzugsweise mit, der nicht kaiserlich gesinnt war, und diesen Gebhard gerade darum gerne auf den römischen Stuhl brachte, weil derselbe bisher ein Mittelpunkt der deutschen Bischöfe gewesen war, welche gegen die Macht des Pabstes über die Bischöfe anstrebten. Er stellte ihn selbst in das Pabstthum hinein, brachte ihn so in eine andere Richtung, die deutschen Bischöfe verloren so ihren Führer, und die deutschen Gegenbestrebungen gegen das seit Leo IX. wieder auferstandene Pabstthum wurden so in ihrem ersten Werden durchbrochen.

Dieser Mann hatte schon seit neun Jahren thatsächlich, wenn auch nicht dem Namen nach, die katholische Kirche geleitet, in großartigem Style, wie es kaum zuvor gesehen worden war, aber ohne daß er es zur Schau trug, wie sehr er der leitende Geist war.

Dieser Mann war bei der Wahl Leo's IX. auf dem Tage zu Worms zugegen, als ein einfacher römischer Mönch. Pabst Leo wollte diesen römischen Mönch in sein Gefolge aufnehmen, im Begriff, nach Rom zu gehen. Der einfache Mönch weigerte sich, in die Dienste dessen zu treten, der nicht nach den Gesetzen der Kirche, sondern durch weltliche Gewalt Pabst geworden sey.

Dieser Mönch war Kaplan des abgesetzten Gregors VI. gewesen und mit diesem nach Deutschland in die Verbannung gegangen. So hatte ihn der neue Pabst Leo IX. bemerkt, so jung derselbe noch war. Dessen Wort, ein rechtmäßiger Bischof könne nur von Geistlichkeit und Volk der Diözese gewählt werden, hatte so tief auf Leo IX. gewirkt, daß er auf den Rath dieses Mönchs als Pilger nach Rom zog, und sich von Geistlichkeit und Volk Roms erst rechtmäßig zum Pabst wählen ließ.

Bei Leo's Tode war dieser Mönch Subdiakonus der römi-

schen Kirche und zu deren einstweiligem Verwalter von dem sterbenden Pabste bestellt. Er war nach Mainz gekommen an der Spitze der römischen Gesandtschaft, die sich geradezu vom Kaiser den Bischof Gebhard zum Nachfolger Leo's erbat.

Dieser Mann war aus ursprünglich deutschem Blute, wahrscheinlich zu Saona geboren, der Sohn eines Handwerkers, ungewiß, ob eines Schmieds oder eines Zimmermanns. Seine früheste Bildung hatte er im Kloster Clugny in Burgund empfangen. Mehr als einmal erschienen ihm im Traume die Apostel Petrus und Paulus, und forderten ihn zum thatkräftigen Wirken für die Kirche auf. Mit Schwärmerei glaubte er an die leibhafte und beständige Gegenwart Jesu im Sakrament des Abendmahls; mit Schwärmerei verehrte er die jungfräuliche Mutter des Herrn. Die Reinigung und Befreiung der Kirche war sein Gedanke bei Tag und bei Nacht.

Der Name dieses Mannes war — Hildebrand.

Es war in ihm, wenn er gegen Mißbräuche in der Kirche auftrat, eine so außerordentliche Kraft des Geistes, daß einst ein meineidiger Bischof vor dem bloßen Blicke Hildebrands zerknirscht zusammensank, und die erschütterten Gewissen darin ein Wunder sahen.

Während Leo IX. nach kurzem thätigem Umherreisen in Deutschland und Ungarn, erschreckt durch den Widerstand der deutschen Bischöfe gegen Manches, was er wollte, zu Benevent betete, seinen Leib abtödtete, einen Teppich auf der Erde zu seinem Bett, einen Stein zu seinem Kissen hatte, Werke der Barmherzigkeit übte, jeden Tag „eine Reihe Psalmen sang und eine große Zahl von Gebeten sprach", — stand der gleich Anfangs zum Kardinal-Subdiakon erhobene Hildebrand an der Spitze der Kirche und der Geschäfte. So war es auch unter dem viel kräftigeren Pabste Viktor II., und unter dessen Nachfolgern, Stephan IX., Nikolaus II., Alexander II.: — Hildebrand war der Kopf und der Arm des römischen Stuhles so sehr, daß man sich gewöhnt hat, „von Päbsten unter Hildebrand" zu sprechen, weil diese Päbste nur die Namen hergaben für Hildebrands Thaten, für Durchführung seiner Reformen in der Kirche der Christenheit. Dieser

Kanzler des apostolischen Stuhles hatte sich ein System dessen gemacht, was anders werden mußte, wenn das Pabstthum das werden sollte, was es werden konnte, weltherrschend und Völker gegen Fürsten, die Freiheit gegen den Despotismus schützend, eine Tyrannenwehre und eine Pflege der Kunst und Wissenschaft, christlicher Sitte und Zucht, bürgerlicher Entwicklung in Zeiten roher Gewalt des kriegsmännischen Degens.

Hildebrand erst ist der eigentliche Gründer der Weltherrschaft des päbstlichen Stuhles, der „Heros der Hierarchie"; aber in einem ganz anderen Sinne ein Hierarch, als man gewöhnlich die Hierarchen thätig sieht und darum den sittlichen und geistigen Werth derselben würdigt. Hildebrand war der größte Mann seiner Zeit, und ohne Frage der größte unter den Päbsten.

Unkenntniß der Zeitbedürfnisse und der Geschichte überhaupt, Fanatismus beschränkter Protestanten, welche sich nicht zum Begreifen des Hildebrand'schen Standpunkts in seiner Zeit erheben konnten, namentlich auch rationalistische Katholiken, haben diese große Gestalt des vieljährigen Kanzlers der römischen Kirche und nachmaligen Pabstes mit albernen Mährchen und trüben Dünsten umwölkt; nicht der vernünftige, sondern der flache Liberalismus hat ihn sogar angeschwärzt, als wäre er der eigentliche Repräsentant des Despotismus, des geistigen und leiblichen Drucks, der Beförderer der Knechtschaft. Dieser Liberalismus unseres Jahrhunderts wußte nicht, daß die Kapelle zu Salerno einer der freiest gesinnten Männer des Mittelalters, Johann von Procida, später ausmalen ließ, weil unter ihrem Altare die Gebeine des großen Tribunen der Völker, des Handwerkersohnes Gregors VII., ruhten.

Die Heroen der Weltgeschichte kennzeichnen sich dadurch, daß sie einen Wendepunkt in der Kultur der Menschheit bezeichnen. So einen Wendepunkt bezeichnet Luther; so einen Wendepunkt bezeichnet Gregor VII.; jeder von beiden für sein Zeitalter. Beide waren Reformer in Kirche und Staat, und in Vielem viel weniger verschieden, als man gewöhnlich meint, nicht bloß in ihrem Streben für ihre Zeit, sondern im persönlichen Charakter, ja in der Naturanlage beider; jeder war der Mann seines Zeitalters.

Wie Luther nur als der Mann seiner Zeit und von seinem Standpunkt aus zu würdigen ist, so ist es auch Gregor VII. Was im eilften Jahrhundert gut und bewundernswerth war, würde es, wenn es im neunzehnten Jahrhundert gethan würde, nicht eben so seyn. Was nothwendig war in der damaligen Zeit für das Wohl der Menschheit, und für die Bildung, kann in unsern Tagen, wo es angewandt wird, als Verbrechen an der Menschheit, als Verrath an der Bildung verabscheut werden. Andere Zeiten und andere Schäden, andere Aerzte und andere Mittel, heißt es auch hier. Die Geschichte aber zeugt, daß Gregors VII. Thun der Freiheit und dem Rechte der Völker half, und es verliert dieses Thun nicht dadurch, daß, in der Neuzeit angewendet, Gregors VII. Mittel die Volks- und Geistesfreiheit tödten, während dieselben Mittel vor bald einem Jahrtausend die Freiheit zu beleben anfingen, und jenes schöne, industriereiche Städtewesen in Ober- und Unteritalien sich bildete, von wo aus dasselbe erst nach West, Nord und Ost über die Alpen kam.

Mit Gregor VII. bestieg das folgereichste Prinzip für die geistige und bürgerliche Entwicklung der Menschheit den päbstlichen Stuhl, das Prinzip, daß lediglich, ohne alle Rücksicht auf Geburt, der Herrschenswürdigste herrschen solle; und dieser Grundsatz wurde durch ihn und seit ihm der herrschende in der katholischen Christenheit durch alle christlichen Lande und Völker. Die katholische Kirche war dadurch mächtig, so lange sie diesen Grundsatz einhielt; sie fing zu sinken an mit dem Anfang des Abfalls von diesem Grundsatz.

Gerade das Demokratische dieses Grundsatzes beförderte die Aristokratie des Geistes; und die christliche Kirche wiederholte längere Zeit damit die Bestrebungen und Erfolge der Republiken der antiken Welt.

Einheit und Herrschaft des Geistes in der christlichen Welt war es, wovon Gregor VII. ausging. Wo ein Gedeihen seyn soll, da muß der Geist herrschen. Es ist ein Unterschied zwischen Geistigkeit und Geistlichkeit; nicht die Geistlichkeit an und für sich sollte zur Herrschaft kommen, sondern das Geistige

nur das wollte zunächst Hildebrand; aber in dieser rauhen, zuchtbedürftigen Zeit des Feudalwesens war in der Geistlichkeit theils bereits die einzige Vertretung des Geistigen vorhanden, theils wollte Hildebrand eben in der vielfach auch ungeistigen Geistlichkeit den Geist zur Herrschaft bringen, indem er dem geistigen Werthe, ohne alle Rücksicht auf Familie und Verbindungen, allein den Zugang zu den geistlichen Stellen öffnete, und dem Sohne des Bettlers die Aussicht auf die höchste Würde der Kirche und die Bahn dazu aufthat.

Nicht eine ewige unwandelbare Verfassungsform für die Kirche hat Hildebrand geben wollen, sondern etwas, was für die Gegenwart und die nächste Zukunft nothwendig war. Nichts von Allem, was er wollte, hat er als etwas für Ewigkeit Geltendes hingestellt. Gerade weil er die Entwicklung des christlichen Lebens nicht hemmen, sondern fördern wollte, hat er seine Maaßregeln als vorübergehende durchgeführt und nie daran gedacht, das Gepräge des kirchlichen Lebens, welches für seine Zeit gut war, als ein ewig nothwendiges der fernsten Zukunft aufdrücken zu wollen; dazu war Hildebrands Auge zu scharf, sein Wollen zu uneigennützig rein.

Nicht als ob nicht Geistern, welche die nächsten Bedürfnisse ihres Zeitalters durchschauen, der Blick in die fernen Jahrhunderte und ihre Bedürfnisse verschleiert seyn könnte. Aber ein Mann wie Hildebrand, welcher, geistig und sittlich zugleich, so hoch über seiner Zeit stand, sieht über sein Jahrhundert hinaus, und die Entwicklung der Dinge, die rückwärts liegt, läßt ihn schließen auf die Entwicklung, die vor ihm, in der Zukunft, liegt. Nicht er hat geirrt, sondern die spätere Kirche hat geirrt, welche, was im Mittelalter am Platz war, als etwas ewig Nothwendiges, als das allein christliche Gepräge für alle Zeiten festhalten wollte, statt von dem Bau der Hierarchie, den Hildebrand für Zeitzwecke aufgeführt hatte, nach erreichten Zwecken und bei veränderter Zeitlage, entgegenkommend den Bedürfnissen der neuen Zeit, Stein um Stein friedlich wieder abzutragen.

Die Bedürfnisse der christlichen Welt für sein Zeitalter hatte Hildebrand wie Keiner erkannt, und wenn er der Geistlichkeit

Opfer zumuthete, namentlich das Opfer des häuslichen Glücks, so war es nicht Härte bei ihm, sondern die Ueberzeugung seines durchdringenden Verstandes in ihm, daß bei solchen Zeitverhältnissen die Zwecke für das große Ganze, für Kirche und Staat der Christenheit, anders nicht erreicht werden können, als durch diese Opfer — so, wie einmal die Sachen lagen in fast allen Theilen der christlichen Welt.

Ohne Gregors Reformen mußte mit Nothwendigkeit die Kirche einer sie auflösenden Barbarei, der Staat einem noch wüsteren Absolutismus des Königthums entgegengehen, als im Morgenland und in Byzanz, einer Auflösung aller Freiheit, einer Erstickung aller Kulturkeime. In so hohem Grade hatte sich bereits der Einbruch dieses Verderbens durch das Zeitalter über ganz Europa hin gelegt.

Acht und dreißigstes Kapitel.

Lage der Kirche und des Staats.

Unter den Päbsten Viktor und Stephan war Hildebrands Einfluß und Ansehen täglich höher gestiegen, aber auch der Haß derer, die seinen Reformplanen entgegen waren, in Rom, in ganz Italien, in Frankreich und Deutschland, der Haß Weltlicher wie Geistlicher gegen ihn. Schon hatte der Kanzler Hildebrand auf mehreren Synoden in und außerhalb Italien sich aufs Schärfste gegen die „Simonie" und die Sittenlosigkeit der Geistlichkeit erklärt. Simonie hieß seit alter Zeit der Kauf und Verkauf geistlicher Aemter um Geld.

Dieser Handel mit geistlichen Aemtern hatte den äußersten Grad der Schamlosigkeit erreicht.

Vom Bisthum bis zur niedersten geistlichen Stelle herab wurde jedes Amt um Geld verkauft und gekauft. Die Könige hatten den Vorgang in dieser Niederträchtigkeit gemacht. Verworfene Finanzräthe hatten dem Geldmangel der königlichen Kasse

diese Zuflüsse zugeführt: für die Vergabung eines Bisthums wurden große Summen gefordert, welche in die Kassen der Könige floßen, und viele Bischöfe suchten den Ersatz ihrer Einkaufsgelder — in dem Verkauf der durch sie zu vergebenden Kirchenämter. In den fürstlichen Einnahmequellen fanden sich als stehende Rubrik Einkünfte aus dem Erlös des Bisthümerverkaufs. Den Königen thaten es die kleinen Fürsten und die Städte nach, zunächst die Bischöfe in den Städten. In Mailand wurde jedes geistliche Amt zu einer Art Aufstreich feil geboten, und so kam es, daß der mailändischen Geistlichkeit öffentlich vorgehalten werden konnte, „die einen Geistlichen ziehen mit Hunden und Sperbern der Jagd nach im Lande herum, andere halten Wirthshäuser und Krambuden, wieder andere haben ihre Aemter in Pacht und Afterpacht gegeben, und lassen sich, ohne zu amten, von den Pächtern bezahlen, und fast alle durch einander leben ungescheut mit „öffentlichen Frauen", mit „Huren", ein schändliches Leben."

Wie hier in Mailand mit der Besetzung der niederen Stellen, so sah es auf Seiten des Königthums aus mit der Besetzung der Bisthümer, und zwar noch unendlich schamloser unter dem unglückseligen Heinrich IV., an welchem sich schrecklich in das Bewußtseyn der Menschen das Bibelwort eingeäzt hat: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist." Der Knabe Heinrich IV. vergab Bisthümer an Knaben und Halbknaben, und die Einkünfte davon vergeudeten sie mit einander an lüderliche Dirnen: die Buhlerinnen des knabenhaften Jünglings, welcher König der Deutschen war, Heinrichs IV., gingen öffentlich umher mit den Edelsteinen, welche dieses Heinrichs Leichtfertigkeit aus den Kirchengefäßen des Altars und des Taufsteins und aus den Kronen der Marienbilder, womit Gefäße und Bilder der fromme, sich selbst entäußernde Glaube der Vorzeit geschmückt hatte, nehmen ließ, und lachend sagten sich diese Genossen ihrer Freuden, daß die edeln Steine jetzt in bessere Gesellschaft gebracht worden seyen.

Wo im Geistlichen die Fäulniß so groß war, war natürlich die Fäulniß der Gesellschaft eine ungeheuerliche. Die Einzelheiten hat die Geschichtschreibung jener Zeit urkundlich aufbewahrt. Diese

übersteigen unsere Begriffe von Sittenlosigkeit, so sehr wir eines Montanus bedürften; es war Sittenlosigkeit in einem höchsten, unglaublichen Grade. Der Kanzler des apostolischen Stuhls, der Zimmermannssohn Hildebrand — was sah er unter sich von seiner Höhe? Eisernen Despotismus, welcher voll Frivolität, wie der vierte Heinrich in seiner Jugend, mit zermalmendem Fuß auf die Rechte der Kirche und des Staates treten wollte, nicht bloß der Großen, sondern auch des Volkes; denn erst in der Bedrängniß durch die Fürsten spielte der vierte Heinrich den Freund des Volkes, und man muß sich sehr hüten, durch die augenblicklichen Farben, in welchen dieses Kamäleon mit der Königskrone auf dem Haupt spielt, sich blenden zu lassen.

Was sah der Kanzler des apostolischen Stuhles weiter? Nicht bloß von Königen, sondern von allen Höhergestellten „das Volk in den Staub getreten; die Religion verhöhnt; die durch die Aufführung ihrer Diener schon geschändete Kirche noch mehr durch die von Seiten des Königshofs ihr zukommende Behandlung selbst in den Augen des Volkes verächtlich geworden; die alten Reichs- und Kirchengesetze ohne Kraft; das sittliche Blut der ganzen Gesellschaft vergiftet; die Begriffe von Recht und Gerechtigkeit durch die gäng und gäbe, freche Willkür des nächsten Besten, der gerade Gewalt hatte, im Bewußtseyn der Zeit geradezu ausgelöscht oder wenigstens verwirrt".

Dieser so vielseitig in äußerstem Grade verdorbenen Zeit gegenüber fand sich Hildebrand, ein vor dem quellenkundigen Auge des Feindes wie des Freundes unantastbar sittlicher Charakter, ein Mann, der zugleich der größte politische Kopf seines Zeitalters war.

Hildebrand that als Kanzler schon dagegen, was ihm in dieser Stellung möglich war; er setzte namentlich die Wahl nur solcher Päbste durch, welche für seine Reformen waren. In seiner Abwesenheit gelang es nach dem Tode des Pabsts Stephan IX. den Gegnern Hildebrands in Rom, einen Pabst nach ihrem Sinn in der Person Benedikts X. auf den apostolischen Stuhl zu erwählen. Hildebrand kam, vernichtete die Wahl und setzte im Einverständniß mit dem Kaiserhofe den durch Tugend und Wissen-

schaft leuchtenden Erzbischof Gerhard von Florenz als Pabst Nikolaus II. auf den Stuhl.

Der mit Hildebrand befreundete Herzog Gottfried von Lothringen, welcher die Wittwe des Markgrafen von Toskana, Beatrice, geheirathet hatte, führte diesen Pabst Hildebrands mit den Waffen nach Rom, und Benedikt X. unterwarf sich. Beatrice und ihre Tochter Mathildis waren begeisterte Verehrerinnen und Vertraute Hildebrands. Herzog Gottfried hatte der Kanzler dadurch noch ganz für sich gewonnen, daß er des Herzogs Bruder — das war Stephan IX. — zum Pabste gemacht und in dieses Pabstes Seele den Gedanken entzündet hatte, Herzog Gottfried zum Kaiser zu krönen, und in Italien wieder ein nationales italienisches Kaiserthum zu begründen. Da Stephan nur ein Jahr als Pabst lebte, so kam es nicht dazu, und der Kanzler ließ diesen Plan vorerst ruhen.

Die ihm widrige Wahl Benedikts X. veranlaßte den Kanzler, auf einer römischen Synode im Jahre 1059 einen Beschluß durchzusetzen, welcher die Pabstwahl für die Zukunft aller störenden weltlichen Einwirkung, den Parteiinteressen des römischen Adels wie den Stürmen des leicht zu beeinflussenden Volkes, entzog, „ohne Abbruch der Ehre und des Ansehens (des Königskindes) Heinrichs IV. und seiner Nachfolger, sofern dieselben das Recht dazu für ihre Person vom heiligen Stuhle erlangt haben würden". Die Pabstwahl wurde vornämlich in die Hand der Kardinäle gelegt. Nur ein Kollegium von Kardinal-Bischöfen sollte den Pabst wählen, mit Zuziehung der Kardinal-Priester und Kardinal-Diakone, auch mit Einwilligung der übrigen römischen Geistlichkeit und des römischen Volkes. Der Ort für die Wahl solle Rom seyn, es sey denn, daß Unruhen und andere Umstände einen anderen Ort schicklicher dazu machen, an welchem dann die Kardinal-Bischöfe, mit Zuziehung bloß einiger religiösen Kleriker und katholischen Laien, den Pabst zu wählen haben. Nur ein so durch die Kardinal-Bischöfe Gewählter sey als rechtmäßiger Pabst anzuerkennen.

Stehen blieb dabei Kanzler Hildebrand nicht, welcher mit seinem deutschen Namen italienisches Blut und italienischen Pa-

triotismus verband, welchem aber dabei die Wiederherstellung der Kirchenzucht, und der entweihten Kirche, der Schutz der schrecklich bedrückten Völker und die Rückführung der göttlichen Ordnung in die Welt, doch unendlich höher stand als das Interesse Italiens. Hatte er schon an Lothringen-Toskana eine neue Macht in Italien als seinen Halt, so entdeckte und fand sein Scharfblick noch mehr in der Gründung eines normännischen Lehenfürstenthums im Süden Italiens.

Die Normannen hatten Apulien und Kalabrien erobert. Leo IX. hatte diese germanischen „Heiden mit christlichen Namen" mit dem Schwert zurücktreiben wollen. Doch sein Heer war von den nordischen Abenteurern vernichtet, er selbst gefangen worden. Die Sieger aber hatten sich dem gefangenen Statthalter Christi zu Füßen geworfen, und demüthig um seine Vergebung gebeten, zugleich aber darum, Apulien und Kalabrien ihnen als Lehen des apostolischen Stuhles zu ertheilen. Kanzler Hildebrand erkannte den Vortheil, welchen der römische Stuhl an der Macht und Tapferkeit solcher Vasallen gewänne, und Leo IX. segnete die Waffen der Normannen und vergabte Unteritalien an sie, wofür sie ihm den Eid der Treue und steter Dienstbereitwilligkeit schwuren. Der besiegte Pabst war als Sieger nach Rom zurückgekehrt, und sechs Jahre nachher vergabte Kanzler Hildebrand sogar das noch nicht eroberte Sizilien, als ein Lehen des apostolischen Stuhles, an den Normannenherzog Robert Guiscard, und dieser half ihm, seine Gegner in Rom, die seinen Reformen abgeneigte Adelspartei, niederdrücken.

Nach dem frühen Tode des Pabstes Nikolaus II. wählten die lombardischen Bischöfe und die Partei am Hofe des unter Regentschaft stehenden Königskindes zu Basel den Bischof von Parma als Honorius II. zum Pabste. Das war so recht der Mann des Kirchenämterhandels und der Weltlust. Der römische Kanzler aber ließ ohne Weiteres, nach der neuen Wahlordnung, zu einer Pabstwahl schreiten, und das Schwert des Herzogs Gottfried von Toscana oben und das Schwert des Normannenherzogs unten setzte den Pabst Hildebrands, Bischof Anselm von Lucca, als Alexander II. durch; zwei Synoden verwarfen den Pabst

Honorius, und Damiani, der Kardinal-Bischof von Ostia, zeichnete das Verhältniß Hildebrands zu seinem Pabst Alexander in dem Epigramm: „Billig ehr' ich den Pabst, vor dir doch werf' ich mich nieder. Du machst diesen zum Herrn, dieser doch macht dich zum Gott.“

Der zwanzigjährige deutsche König Heinrich IV. führte ein böses Leben als König und Gemahl, seit er, noch ein Knabe, selbstständig geworden war. Sein Gelüste, von seiner tugendhaften Gemahlin Bertha geschieden zu werden, wies Pabst Alexander mit Ernst zurück und schreckte die Bischöfe, welche sich zu dieser Schlechtigkeit herbeilassen wollten. Der junge König hielt Schaaren von verwilderten Söldnern, um die Unterthanen zu drücken und Alles nieder zu werfen, was seiner zügellosen Wollust, die sich mit der Gier des Raubthiers auf edle Frauen und Jungfrauen warf, in den Weg sich stellte. Um seine Söldnerrotten zahlen zu können, trieb er den Handel mit Kirchenämtern jeder Art mit nie gesehener Schamlosigkeit: der König selbst in seinem eigenen Palaste versteigerte sie. Gesandte der Sachsen kamen vor den römischen Stuhl, wie vor das Gericht Gottes, um zu klagen wider den tyrannischen Wüstling.

Pabst Alexander forderte den deutschen König zur Verantwortung nach Rom.

Dieser loderte in Rachgier auf über das unerhörte Ansinnen, aber gleich darauf kam die Botschaft vom Ableben dieses Pabstes.

Neun und dreißigstes Kapitel.

Hildebrand als Pabst Gregor VII.

Jetzt erst nahm der Kanzler Hildebrand den römischen Stuhl auch dem Namen nach ein, am 22. April 1073. Noch beim Leichenbegängnisse Pabst Alexanders rief das Volk: „Hildebrand ist Pabst, der heilige Petrus hat ihn gewählt!“ und Hildebrand, der sich nun Gregor VII. nannte, bat den deut-

schen König, seine Krönung zum Pabste zu genehmigen. Er bat, damit ihm der König keinen Gegenpabst entgegenstelle. Der junge König und seine Höflinge ließen sich täuschen, durch das zwar freimüthige, aber bescheiden gehaltene Schreiben: er anerkannte den neuen Pabst.

Schon vor einem Menschenalter waren die Uebel der Zeit so groß gewachsen, daß alle Wohlmeinenden in der ganzen Christenheit eine allgemeine, durchgreifende Reformation der Kirche und des Staats als eine Nothwendigkeit ansahen und ersehnten. Der edle Vater Heinrichs IV. glühte für eine solche Reform, und im Gefühl, daß er selbst nicht vermochte, Europa das, was demselben noth that, nämlich einen besseren Geist, zu geben, wurde er ahnungsvoll auf den Gedanken geführt, daß nur der Pabst es sey, die geistliche Macht, wodurch das vollbracht werden könne: er wollte seine Reformationsplane durch den Pabst ausführen lassen, als der Tod ihn überraschte.

Vor Gregors VII. Seele war es klar, daß er unabhängig vom Königthum und den oft niederen und unreinen Interessen des weltlichen Hofes, nicht als Werkzeug der Königskrone, sondern durch sich selbst und aus sich selbst die Reformen in Ausführung zu bringen habe, ehe Kirche und Staat sich vollends auflösen.

Gregor VII. wollte nicht, wie man ihm vorwirft, „aus Herrschsucht aus der Welt ein Besitzthum des Pabstes, aus dem Priesterthum eine dem Leben feindliche Kaste machen", sondern den gesetz- und zügellosen Zustand wollte er enden, welcher dadurch in Europa eingetreten war, daß die ungestümme Kraft der sich eben erst in der Erziehung und Civilisirung befindenden jugendlichen Völker schrecklich verwildert und eben daran war, ins Aeußerste fortgerissen zu werden. Namenloses Elend lag bereits durch das entartete Lehenwesen über dem Volke, die Bildungsanstalten waren verfallen, die weltliche Macht war zum Despotismus geworden, und in Frankreich und Deutschland hatte sich die Geistlichkeit unter die Vasallen, unter die Belehnten der weltlichen Macht, aufgenommen, zum charakterlosen Werkzeuge des Despotismus herabgewürdigt, und jetzt war auch der Verkauf und Kauf aller geistlichen Stellen dazu gekommen. Die Wildheit herrschte und die

rohe Leidenschaft, das schrankenlose Faustrecht. Wenn die Kirche in Gregors VII. Geist diesem Unwesen nicht entgegen trat, so ging es rasch hinab zum Despotismus des Feudalkönigthums, der, begünstigt durch die Verdummung und Rohheit des Zeitalters, sich eben so auf dem Nacken der abendländischen Völker festgesetzt und mit eiserner Faust alle Keime künftiger Kultur erdrückt hätte, wie das der Fall war im christlichen Osten Europas, nicht nur im byzantinischen Reiche, sondern auch in jenem großen Slavenreiche, welches Rußland heißt, in welches der byzantinische, den Kaiser und den Pabst in einer Person vereinigende Absolutismus sich hinüber verpflanzte, und das eben darum bis heute dasteht, wie Bethmann-Hollweg es treffend bezeichnet hat, „in asiatischer, mit Halbkultur übertünchter Barbarei“.

Nur ein Gleichgewicht zwischen der geistlichen und weltlichen Macht für die Zukunft wollte Gregor VII. begründen; nicht die weltliche Macht unterdrücken, sondern ihren unläugbaren Uebergriffen, ihrer alles verschlingenden Tyrannei einen Damm entgegenstellen. Er hat Staat und Kirche nicht vermischt, er hat den Staat nicht durch die Kirche verschlingen lassen wollen, wie später der Staat die Kirche, wozu das Königthum seiner Zeit schon Versuche gemacht hatte. Er hat Staat und Kirche aus einander gehalten, als zwei verschiedene Gebiete, in welchen beiden das Reich Gottes auf Erden sich verwirkliche, jedes Gebiet mit seinem ihm eigenthümlichen Prinzip; jedes sollte von seinem eigenen Prinzip aus seine Bewegung erhalten, und beide, Staat und Kirche, sollten sich „einander durchwirken und harmonisch in einander spielen“: so war es in den Tagen Karls des Großen gewesen.

Man muß sich nicht täuschen lassen durch das bekannte Wort Gregors VII.: „Die Welt werde gelenkt durch zwei Lichter, durch die Sonne, das größere Licht, und durch den Mond, das kleinere Licht; der Sonne gleiche die apostolische, dem Monde die königliche Gewalt.“ In einer Zeit, „wo noch kein Kirchen-, kein Staats- und kein Völkerrecht geltend war, wo man vom wahren Staat und seinem Verhältniß zur Kirche oder zu andern Staaten noch keinen Begriff hatte, wo Gewalt allein

für Gesetz galt, wo der Mächtige nur seine Forderungen, nicht aber seine Pflichten kannte, und dem Unterdrückten von seinen Rechten zu reden nicht erlaubt war, in einer solchen Zeit," sagt J. M. Rädlinger, ein Mann, der die Berechtigung seines Standpunkts in seinem Geist und in seinen Kenntnissen hat, „mußte Gregor durchaus seinen Thron um einige Stufen über alle damaligen europäischen Königsthrone erheben. Welches andere Mittel stand dem Vater der Christenheit zu Gebot, den niedergebeugten Völkern zu Hülfe zu kommen, den Despotismus in heilsame Schranken zu bannen, und der Menschheit wenigstens einen freien Zufluchtsort gegen rohe Wildheit und blutige Verfolgung zu eröffnen, endlich jene köstlichen Keime künftiger Aufklärung, Freiheit und Kultur in den schützenden und erwärmenden Schooß der Kirche nieder zu legen, und in ihrem Heiligthum sie gegen den zerstörenden Sturm der rauhen Zeit zu bewahren? Weder eine bloß weltliche Macht, mittelst der rohen physischen Gewalt, noch eine bloß geistliche, mittelst der bloßen Einsicht und des guten Willens, sondern lediglich ein drittes Element, irdisch und überirdisch zugleich, konnte die Aufgabe lösen. Was in andern Zeiten ein Verbrechen an der Menschheit gewesen wäre, wurde da die größte Wohlthat für sie."

In ähnlicher Weise hat sich viel früher ein Mann über Gregor VII. geäußert, welcher wie Wenige die Weltgeschichte von der Höhe des allgemein menschlichen Standpunkts aus betrachtet hat, nämlich der großherzige und tiefsinnige Herder.

Herder hatte gesehen, was die Unterjochung der religiösen Macht in Europa in den späteren Jahrhunderten bis in seine Zeit herein unheilbringend gewirkt hatte, und wie die Eingriffe der Staatsgewalt in die Kirche barbarisch und roh waren, und die Welt barbarisch und roh zu machen angefangen hatten. Herder sah darum die Gedanken und Schritte Hildebrands mit andern Augen an, und er nannte Gregor VII. mit Ueberzeugung den Großen, als denjenigen, welcher das am Rande des Abgrunds befindliche Europa aus einer Barbarei gerettet habe, aus welcher dasselbe sonst nichts mehr zu retten vermocht hätte. Herder nennt in seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte der

Menschheit Hildebrands hierarchischen Druck ein nothwendiges Joch, eine unentbehrliche Fessel für die rohen Völker jener Zeit. „Ohne ihn," sagt er, „wäre Europa wahrscheinlich ein Raub der Despoten, ein Schauplatz ewiger Zwietracht und wohl gar eine mongolische Wüste geworden. Als Gegengewicht verdient daher die Hierarchie ihr Lob; als erste und fortdauernde Triebfeder aber hätte sie Europa in einen thibetanischen Kirchenstaat des Dalai Lama verwandelt."

Diese Hierarchie aber war in ihrem ein- und durchgreifenden Wesen gerade nur so lange möglich, als sie nothwendig war; sie mußte sich brechen an der zunehmenden Kultur der Völker und an dem sich herausbildenden Staatsleben. Sie war für das Chaos eines gewissen Zeitalters; und wenn eine Maaßregel Hildebrands bis in unsere Tage herein fortdauert, welche seit Jahrhunderten unzeitgemäß geworden ist, so beschattet das nicht den großen Mann, sondern die Kurzsichtigkeit und Geringheit derer, die auf seinem Stuhl ihm nachfolgten. Der katholischen Kirche unserer Zeit fehlt eben der die Bedürfnisse einer Welt durchschauende Blick Hildebrands und das Energische und Uebergewaltige seines Charakters, um abzuthun, was nicht mehr zeitgemäß ist, und um durchzusetzen, was zeitgemäß für die Kirche und Bedürfniß der Welt ist.

Vierzigstes Kapitel.

Gregors VII. Mittel der Reform.

Damit die Kirche Gottes werde, was sie seyn sollte, der sichtbare Ausdruck des Christenthums, die Mutter des Friedens und der Seligkeit, erkannte Gregor ihre sittliche Umgestaltung und Verjüngung als das Erste. Verjüngen konnte sie sich nicht, ohne daß der Unwissenheit und den im Schwange gehenden Lastern der Geistlichkeit ein Ziel gesetzt wurde, ebenso der Gottlosigkeit des Verkaufs und Kaufs der geistlichen Stellen. Die

irche mußte vor der weltlichen Macht sicher gestellt, ihr die volle
reiheit dem Staate gegenüber errungen, die Geistlichkeit der welt=
chen Berührung und Befleckung möglichst entzogen werden. War
ch der größte Theil derselben, eben durch den Aemterverkauf an
nwürdige begünstigt, ganz in die Verwilderung und die Rohheit
s entarteten, verwilderten Lehenadels hineingerissen worden, und
tten doch die alten Gesetze der apostolischen Väter und der
ynoden über Ehelosigkeit der Priester so wenig Achtung
ehr, daß die meisten Priester in wirklichen Ehen oder in wilden
hen lebten, oder im ungescheuten Besuch und Genuß öffentlicher
häuser. Nur die Arianer in Deutschland und der freikirchliche
heil der britischen Geistlichkeit hatten die Kirchenversammlungs=
eschlüsse über Ehelosigkeit der Geistlichen (die Cölibatgesetze)
iemals anerkannt; anerkannt aber und in Geltung waren sie im
ganzen übrigen Abendland. Dennoch waren selbst in Hildebrands
Jugendjahren nicht nur Bischöfe Italiens verheirathet, sondern
Söhne der Bischöfe — Päbste geworden.

Begreiflich ist es, wenn in England im zehnten Jahrhun=
ert urkundlich, trotz des Sieges der katholischen Kirche, „fast
lle Geistlichen verheirathet sind". Aber warnend und auf=
ärend zugleich ist, was König Eadgar um diese Zeit über die
nverheiratheten klagt, offenbar für Jeden gewesen, welcher es mit
em Christenthum wohl meinte. „Diese Geistlichen," klagte dieser
nglische König, „fröhnen der ausgelassensten Lust, Saufgelagen,
chmausereien; ihre Wohnungen sind wahre Hurenhäuser. Bis
f in die Nacht hinein wird gespielt, gesungen und getanzt. Die
tiftungen der alten Könige, die Schenkungen, welche fromme
muth Christus dem Herrn darbrachte, werden dazu mißbraucht,
uren aufzuputzen, Falken und Hunde zu halten."

Das thaten die unverheiratheten Geistlichen in England.
rade so thaten sie es in Frankreich und Deutschland. Wer
ert sich aber nicht dabei des Lebens und Treibens der moder=
Hochkirche in England? Was wäre in England aus Christen=
m und christlicher Kirche geworden, wenn nicht „Ketzer" und
ormation und nach der Reformation wieder „Ketzer" das christ=
e Bewußtseyn des englischen Volkes gereinigt, frisch erhalten

und dem von der Hochkirche ausgehenden Tode mit der Kraft des für ketzerisch erklärten, aber wahren Christenthums entgegengewirkt hätten?

Bei den verheiratheten Priestern war das Streben natürlich, daß ihre geistlichen Pfründen in ihrer Familie erblich werden, so lange die geistlichen Stellen Lehen der weltlichen Macht waren. Wir haben dieses Erblichmachen der geistlichen Pfründen unter den Karolingern gesehen; ebenso waren fortwährend Bisthümer und Abteien und geringere geistliche Stellen geradezu zu familienerblichen gemacht worden. Die verheiratheten Geistlichen machten sich nur zu nütze, was die weltlichen Lehenträger bereits für sich gewonnen hatten. Die Vererbung der bischöflichen Stühle nicht nur kam vielfach vor, sondern sogar an in der Ehe erzeugte Söhne, und Pabst Johann XIII. z. B. war der eheliche Sohn des Bischofs Johann von Narni. Pabst Hadrian II. hatte eine vor seinem Pabstthum in der Ehe erzeugte Tochter, und diese wurde ihm entführt von dem Sohne — des Bischofs von Orta. Ratherius, der Bischof von Verona und Lüttich, welcher gegen das Ende des zehnten Jahrhunderts starb, und sein Leben lang der entarteten hohen Geistlichkeit und den weltlichen Fürsten die bittere Wahrheit sagte, hat den schriftlichen Satz uns hinterlassen: „Gott lasse es manchmal in seiner Langmuth geschehen, daß selbst den apostolischen Stuhl ein mehrfach Verheiratheter einnehme".

Daß die Erblichkeit geistlicher Pfründen in den Familien zum Vortheil weder der Religion, noch der Volksfreiheit ausschlagen konnte, dafür steht noch in unserer Gegenwart als lebendiger Beweis — die Hochkirche Englands da. Dagegen ist ein Anderes lange nicht genug anerkannt, was Luden sagt: „Ein so großes, unabhängiges, in Familien erbliches Kirchengut, durch alle Reiche der christlichen Welt zerstreut, hätte die Ausbildung des Geistes in volksthümlichen Staaten (republikanische Formen und republikanische Geistesfreiheit) unmöglich gemacht. Dagegen konnte bei der Ehelosigkeit der Geistlichen diese ihre Unabhängigkeit ein großer Gewinn für die Völker werden."

Diese Bemerkung des tiefsinnigen, vom Undank einer leicht vergessenden Gegenwart zurückgestellten Geschichtsforschers hat ihre volle Wahrheit: wie die ehelose Unabhängigkeit der ersten Verkünder des Evangeliums und später der Bekehrer nordländischer Heiden sehr viel für den Fortgang der Sache ausgemacht hat, so hat gewiß für die Fortschritte des wissenschaftlichen Geistes und insbesondere auch für das Aufkommen der Volksfreiheit, in den ersten Zeiten politischer Bewegungen dafür, auch das nicht wenig gewirkt, daß diejenigen, welche für die Geistesfreiheit und für die bürgerliche Freiheit eintraten, meist Geistliche, durch keine Rücksichten des ehelichen Lebens gebunden, ganz unabhängig und darum um so leichter opferfähig gewesen sind.

Die Priesterehe, welche nach Gesetz und Brauch der römischen Kirche „ein Gräuel" war, war zwar zu Ende des siebenten Jahrhunderts von der gegen Rom feindseligen griechischen Partei auf einer Synode zu Konstantinopel in so fern für erlaubt erklärt worden, daß verheirathete niedere Geistliche sich nicht scheiden dürfen, um eine höhere geistliche Stelle anzutreten; aber in Rom und in der römischen Kirche galt die Priesterehe immer als ein Gräuel, wie Pabst Leo VII. sie nannte, und die wirklichen Priesterehen waren gegen das bestimmte Kirchengesetz, also mit bösem Gewissen geschlossen; die wilden Ehen waren geradezu für die Priester, wie durch das böse Beispiel für die Laien, entsittlichend. Und gerade diese wilden Ehen hatten mit dem Laster der Simonie, wie C. Höfler nachweist, „so gewaltig um sich gegriffen, daß kein Ansehen der Kirchengesetze, kein kirchliches Herkommen vor der zügellosen Frechheit galt, mit welcher Männer voll fleischlicher Lüste sich zu kirchlichen Weihen und Ehren drängten und im Genusse derselben wollüstig schwelgten".

So war gerade, während Hildebrand noch Kanzler war, Bischof Raimbald von Fiesole mit dem größeren Theil seiner Geistlichkeit dem ausschweifendsten Lebenswandel und dem Verkauf und Kauf der geistlichen Stellen, also Lastern, welche sich gegenseitig erzeugten und befruchteten, im höchsten Grade ergeben; dennoch glaubte Kardinal Damiani, Hildebrands Freund und Verehrer, in allem Ernste, dieser Fiesole habe im Namen Jesu Christi

glücklich Teufel ausgetrieben, und ein anderer eben so lasterhafter Priester besitze die Wundergabe, die Bisse giftiger Schlangen durch Berührung zu heilen.

Hildebrand aber, welchen Damiani, in einer den beschränkten Kopf und das gute Herz Damiani's sehr bezeichnenden Weise, „seinen heiligen Satanas" scherzweise nannte, weil ihn Hildebrand zu manchem Beschluß brachte, der dem Herzen Damiani's beängstigend war, — Hildebrand dachte ganz anders. Ihm saß der Teufel, welcher auszutreiben war, im Herzen dieser so lebenden Geistlichkeit, und die Schlangen, von deren Bissen er heilen wollte, waren ihm die das Leben der Kirche und der Völker vergiftenden Laster unter Geistlichen und Weltlichen zugleich.

Um die Kirche Gottes frei zu machen von irdischer Menschenmacht, griff Gregor VII. — was für die Reinheit seiner Absichten und für sein festes Vertrauen auf Gottes Beistand dafür klar zeugt — zu gleicher Zeit, schonungslos, die ganze Geistlichkeit und die weltlichen Großen an ihrer empfindlichsten Seite an.

Auf einer Synode zu Rom im Jahr 1074 erneuerte er die alten Gesetze der Kirche über die Ehelosigkeit der Geistlichkeit. Allen höheren und unteren Priestern wurde eheloses Leben zur Pflicht gemacht; jeder Geistliche, welcher beweibt bliebe und eine geistliche Handlung vornähme, wurde mit dem Kirchenbann bedroht, ebenso jeder Laie, welcher bei einem beweibten Priester die Messe hörete oder beichtete.

Es war nicht ein neues Gesetz der Kirche, sondern ein altes, von Gregor nur in seiner ganzen Strenge erneuertes. Ein Hauptband, das Band des Familienlebens, welches bisher die Priester an die bürgerliche Gesellschaft geknüpft hatte, sollte so durchschnitten, die Geistlichkeit, wie aus den Freuden, so auch aus den Sorgen des häuslichen Lebens herausgerissen werden, und jeder Geistliche in der Kirche und ihren Zwecken ganz und allein aufgehen.

Gregor forderte ein hartes Opfer, als er das alte Gesetz streng geltend machte, welches dem Priester das häusliche Glück entzog und von den verheiratheten Geistlichen sofortige Trennung von ihren Frauen verlangte.

Gregor hat gewiß zuvor wohl erwogen, was in dieser Zeit für die Kirche zuträglicher sey, die Ehe allen Priestern frei zu geben, oder die Ehelosigkeit zum bindenden Gesetz für alle Priester zu machen, und es ist seinem scharfen Blick gewiß nicht entgangen, was für Uebel aus der streng gebotenen Ehelosigkeit aller Geistlichen erwachsen können. Aber Gregor stand mitten im Drang einer außerordentlichen Zeit, deren kranker Zustand außergewöhnliche Heilmittel nöthig machte, und er stand an der Spitze eines großen Ganzen, das nicht bloß Kirche, sondern Christenheit hieß. Er hatte nur das Ganze im Auge und Ein Ziel, Religion, Sitte und Freiheit der Völker vor dem Untergang zu retten.

Vor diesem Ziele verschwanden ihm alle Rücksichten. „Was dient, das sündigt!" war sein Wahlspruch; und, daß alle Gebrechen der christlichen Gegenwart ihren Ursprung in der Knechtschaft haben, und die Sündhaftigkeit der Geistlichen und der Laien mit dem Aufhören der weltlichen Zwingherrschaft aufhören werde, das war Gregors Anschauungsweise. Mit der ihm eigenen, schrecklichen Kälte und Besonnenheit, mit der nur auf die Erhaltung des Ganzen, wie es jetzt ihm vorlag, beschränkten Energie, mit einem „despotisch übergewaltigen" Wesen und Auftreten, griff er in die Zeit hinein, und erneuerte den Cölibat, um durch ein minderes Uebel ein größeres abzuwenden.

So hatte der neue Pabst, ein abgearbeiteter, kränklicher Mann — denn das war Gregor bei seiner Geistesgewaltigkeit — den Kampf eröffnet, in welchem er nicht nur die Bischöfe, sondern auch alle Pfarrer, und zugleich mit diesen auch die Könige und alle Höflinge der Könige gegen sich hatte.

Das „Cölibatgebot" brachte durch ganz Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien und England eine Bewegung hervor. Sie wollen lieber dem Priesterthum als der Ehe entsagen, sprachen viele Geistliche. Uneingedenk des apostolischen Wortes: „Wer sich nicht enthalten kann, möge freien!" (1 Cor. 7, 9.), kehre der ketzerische Pabst den Lauf der Natur um, und gebe durch sein verruchtes Gebot den heimlichen Sünden freien Spielraum. Wenn er Engelstugend fordere, so möge er seine Pfründen auch mit Engeln besetzen; sie, die Priester, wollen gemäß

dem Brauch der Altvordern entweder als Ehemänner ihrer Frauen oder gar nicht — Lehrer des Evangeliums heißen.

Auf mehreren Punkten Deutschlands kam es zum offenen Aufruhr der niederen Geistlichkeit gegen die höhere, welche den Spruch der Kirchenversammlung von Rom annahm; unter dem Sturme ihrer eigenen Geistlichkeit wären der Erzbischof von Mainz und der Bischof von Passau fast ums Leben gekommen. Zu Paris hielt die Geistlichkeit Frankreichs eine Kirchenversammlung und erklärte die Feinde des von Gott verordneten Ehestandes für Ketzer — zu Kambrai in den Niederlanden wurde ein Mönch, welcher das Gebot des Pabstes öffentlich vertheidigte, ergriffen, auf einen Scheiterhaufen gesetzt und verbrannt. Zu Konstanz am Bodensee ermahnte der Bischof jeden unverheiratheten Priester, sich ohne Säumen eine Frau zu nehmen: die Bürger der süddeutschen Städte waren aus Gründen der bisherigen Erfahrung sehr für die Ehe und sehr gegen die Ehelosigkeit der Priester. Eben so, wie hüben, war es drüben, über den Alpen, in der Lombardei.

Fast ein Jahrhundert lang brauchte es, bis Gregors Gebot der Priesterehelosigkeit durchgeführt war, und selbst da noch nicht allgemein. Gregor hatte aber mitten im Sturm Muth und Besonnenheit bewahrt; er hielt ihn aus, und seine Legaten und die Soldateska des apostolischen Stuhls, die Mönche, sandte er unter das gemeine Volk, und gewann dieses um so leichter, da ihm der unbesonnene deutsche König Heinrich IV. durch seine Tyranneien und andere Blößen, die er sich gab, sofort die Gelegenheit verschaffte, in den Augen des Volkes zu leuchten im Heiligenschein des großen Volkstribuns der Christenheit und des Schirmers der Völker gegen Willkür und Gewalt des Königthums, des Aufrechthalters heiliger Sitte und Ehrbarkeit, was übrigens Gregor VII. nicht bloß schien, sondern wirklich war. Selten hat der Heiligenschein eines Pabstes so reelle Wahrheit hinter sich gehabt, wie der des siebenten Gregors.

Auf einer zweiten Synode zu Rom im Jahre 1075 that Gregor den zweiten vorbereitenden Schritt für die Unabhängigkeit der Kirche. Der Beschluß der Synode war, die Strafe des

Kirchenbanns solle jeden Geistlichen treffen, welcher von einem weltlichen Fürsten ein Amt erkaufe, oder die Investitur, d. h. die Belehnung mit dem Amt, von einem Weltlichen empfange. Bisher waren Kirchengüter und Priester in den weltlichen Lehensverband hineingezogen worden, und die weltlichen Herren hatten Stab und Ring an den Belehnten überreicht, an Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte, als ein sinnbildliches Zeichen der weltlichen Hoheit über sie. Ebenso hatten die weltlichen Herren bisher Diener des göttlichen Worts und Kirchenwürdenträger ganz für sich, als Selbstherren, ernannt, Bisthümer und Abteien vom Hof aus besetzt, nach Gunst nur zu oft, ohne alle Rücksicht auf Kenntnisse und sittlichen Werth. Dadurch kam die Kirche nicht bloß in eine unwürdige Stellung, sondern offenbar ins Verderben. Der Beschluß von 1075, als neues Kirchengesetz in dieser Richtung, sollte und mußte die Kirche frei machen, frei in ihren Wahlen und zeitlichen Besitzungen, in ihren Gliedern und Gütern.

Der furchtbare Ernst, welcher so plötzlich den apostolischen Stuhl in dem sonst so ausgelassenen heiteren Rom verdüsterte, und aus demselben blitzte, verbitterte viele vornehme und niedere Geistliche Roms, und noch mehr den jungen Adel. In der Christnacht 1074 brach eine Verschwörung dieser zügellosen Wüstlinge gegen den neuen Pabst aus; viele Große Italiens, weltliche und geistliche, sollen in der Verschwörung gewesen seyn. Aber als unter den gezückten Dolchen und Schwertern des sittenlosen Adels das Haupt und das Leben des strengen Pabstes bedroht war, da rettete ihn — das Volk. Das Volk Roms trat für den Pabst ein, weil es wußte oder spürte, daß Gregor VII. sein Mann war, der Mann des Volkes.

Was war es, was einem einzelnen kränklichen Manne die Macht gab, so schonungslos Geistliche und Weltliche, Bischöfe, Adel und Könige und zugleich die ganze niedere Geistlichkeit anzugreifen, und zwar alle an der empfindlichsten Seite? Keinen größeren Irrthum gibt es, als die Meinung, der Aberglaube der Zeit habe ihm diese Macht gegeben. Gewiß schöpfte Gregor VII. die Mittel der Rettung für die Christenheit aus dem Geiste seines Zeitalters, aus dem Glauben seiner Gegenwart, nicht aber

aus dem Aberglauben. Gregor hatte viel Kraft in sich selbst, in seinem Kopf, in seiner Entschlossenheit, in seiner eisernen Willensstärke, in seinem tadellos sittlichen Leben. Denn jetzt glaubt kein Kenner der Quellen mehr an das, was gegen Gregors sittliche Reinheit von denen aufgebracht wurde, die unter der Strenge seiner Grundsätze gelitten haben. Die erhaltenen schriftlichen Denkmale seines Verhältnisses zu der Markgräfin Mathilde enthalten gar nichts, als daß Gregor VII. gern im Freundeskreis der Mutter und der Tochter weilte, daß er mit ihnen über das Wichtigste der Kirche sich berieth, daß er für die Zwecke der Kirche ihre Reichthümer und ihre Waffen in Anspruch nahm, wo er sie bedurfte, und daß Mutter und Tochter dem hohen Geiste des seltenen Mannes huldigten, daß besonders die Tochter Mathildis für ihn schwärmte, er aber stets als der ernste, mit den großen Dingen der Menschheit umgehende Freund zur Freundin sprach und schrieb, sogar ein strenger Vater der geistigen Tochter war.

Der Geist der Zeit und das Bedürfniß der Zeit — und der religiöse Charakter seiner Zeit — machten allein die Stellung Gregors VII. möglich; aus ihnen zog er seine größte Kraft; er war in solcher Lage der Zeit eine Nothwendigkeit. In ihm sahen die Besten unter den Lebenden „den Wiederhersteller der entweihten Kirche und den Vater verwaister Völker".

Er ist hineingetreten mitten in die wilden gegen Ordnung und Gesetz sich sträubenden Mächte des Feudaladels und des Königthums, sowie der entarteten Geistlichkeit, und hat der frechen Willkür der Herrscher und der Entsittlichung der Priesterschaft heilsame Schranken gesetzt. Er ist dabei aufgetreten als „sichtbarer Stellvertreter des unsichtbaren Königs der Könige", und als ein mit einer „überirdischen Gewalt" Ausgerüsteter. Hätten ihn jene noch größtentheils rohen Massen von Hof, Adel und Volk, die noch halb barbarischen Nationen, welche Europa besetzt hatten, gehört und ihm Folge geleistet, wenn er nicht wie ein neuer Moses, niederdonnernd, über sie im Gewitter des Geistes gekommen wäre?

Ein und vierzigstes Kapitel.

Theokratie Gregors VII.

Indem Gregor die Besetzung der geistlichen Würden den Weltlichen entzog, die Geistlichkeit seinem Richterstuhl unterwarf, sie von Allem, was sie zu sehr an die Welt fesselte, los zu machen suchte, und sie zu unbedingter Unterwürfigkeit unter die Befehle des römischen Stuhles verpflichtete, brachte er eben damit die Hierarchie erst jetzt recht in ein festes, in sich geschlossenes System. Aber das war zugleich der einzige Weg, in dieser Zeit die völlig gesunkene Kirchenzucht wieder herzustellen, und eine Reform anzubahnen, welche, von der Kirche ausgehend, alle Verhältnisse des Lebens, und alle Stände der Gesellschaft umfassen, allgemein und welterneuernd werden sollte. Wäre es wie bisher in der Kirche fortgegangen, so hätte die Kirche im Abendlande, wie zuvor jene byzantinische Kirche im Morgenlande, den Völkern endlich ein Gräuel werden und fallen müssen, mit dem Falle der Kirche aber wäre dann das Christenthum selbst aus dem Abendlande verschwunden; denn die Völker wären ganz verwildert, oder auch hier, wie dort, muhamedanisch geworden.

Indem sich Gregor aber an die Spitze dieser Reformen stellte, dachte er sich zugleich als den Statthalter Gottes auf Erden, welcher zwischen Fürsten und Völkern stehe, aber über beiden, die Fürsten wie die Völker Gerechtigkeit lehre und als gemeinschaftlicher Vater der Christenheit dieselbe Gottes Wege führe, nicht nur im Ewigen, sondern auch im Zeitlichen. War es doch eine eiserne Zeit, zerrüttet durch Kampf und Streit so vieler, gährender Kräfte und sich entgegengesetzter Interessen, ein Jahrhundert des rohesten Faustrechtes, blutiger Verfolgungen und Reibungen jener wilden ganz und halb germanischen Recken, deren kraftstrotzende Naturen noch keine Kultur gemäßigt, kein weltliches Gesetz bis jetzt zu zügeln vermocht hatte. Der Druck des Feudalsystems lastete bleiern auf ganz Europa; kein Fürst, am wenigsten der deutsche König Heinrich IV., kannte andere Gesetze, als die seines despotischen Beliebens und seiner physischen Macht.

Ist es da nicht ein großer Gedanke zu nennen, der in Gregors Seele aufstieg, als ein neuer Samuel über Königthum und Volksthum sich zu stellen, und die Gesetze des göttlichen Rechtes mit der Macht des Geistes geltend zu machen? eine neue Theokratie zu stiften über die ganze christliche Welt, und, im Namen Gottes und nach den Gesetzen und Rechten Gottes, Königen, welche morgenländischen Despotismus einführen wollten, und das sittliche Leben der Völker vergiften würden, den nöthigen Zügel anzulegen, nöthigenfalls sie abzusetzen, und anarchische Völker zu demüthigen und zu christlicher Ordnung zurückzuführen?

Die Besten unter den Zeitgenossen erkannten die Größe dieses Gedankens und das Bedürfniß einer höchsten religiös-sittlichen Macht für eine solche Zeit. Was Gregor an sich nahm, war alles schon in den Dekretalien des falschen Isidor enthalten, und Gregor VII. war nur daran, diese zu verwirklichen und weiter zu entwickeln. An diese war aber der Glaube da.

Der Glaube, daß der Pabst Statthalter Christi über die ganze Christenheit sey, wurde gerade eben jetzt noch verstärkt durch das Bedürfniß der Zeit, einen Mittelpunkt der Einheit für Fürsten und Völker zu haben, einen Höheren auf Erden, an den man sich wenden könne gegen übermächtige Unterdrücker; bei welchem man Rath, Hülfe und höchste Entscheidung suchen und finden könne, Recht in einer rechtlosen Zeit.

War aber einmal der Glaube an diese Stellung des Pabstes, als eine „von Gott geordnete", in der Mehrheit der Zeit, so folgte mit Nothwendigkeit daraus, daß den Päbsten, welche nach den Gesetzen Christi die Welt lenkten, Alles zu gehorchen hatte, und daß die Ungehorsamen gestraft wurden.

Es ist eine unläugbare Folgerichtigkeit in dem päbstlichen System, wie es Gregor in sich darstellte, und nur folgerecht und naturgemäß war es, daß die Macht, welche auf diesem System ruhte, sich weiter und weiter ausdehnte, und spätere Päbste noch mehr Eroberungen an Gewalt und Rechten machten, die sie den Weltlichen abgewannen.

Das Pabstthum war so lange groß und wuchs an Ansehen, als es seine Macht mit dem die Zeit erkennenden Geiste und dem

sittlichen Charakter Gregors VII. gebrauchte. Unzeitgemäße Anwendung dieser Macht, Mißbrauch derselben, Uebermuth, Unsittlichkeit, Zurücksinken in altrömisches Heidenthum wurden später das Verderben des Pabstthums.

Es war Thorheit, als Päbste späterer Jahrhunderte den siebenten Gregor, den großen Pabst des eilften Jahrhunderts, nachspielen wollten, als die Welt schon heller, gar vollends, als sie mündig geworden war. Ein Geist wie Gregor hätte in einer andern Zeit, als die war, in welcher er lebte, Anderes für zeitgemäß erkannt, andere Anschauungen, andere Plane, andere Richtungen verfolgt.

Wie er war, und was er that, das war groß nur im eilften Jahrhunderte, weil es hervorging aus dem Bedürfniß der Zeit und aus der Erkenntniß der Bedürfnisse dieses Jahrhunderts, welche Gregor VII., als der Geist auf der Höhe seiner Zeit, vor Anderen erkannte.

Wollust- und machttrunken war der blutjunge Heinrich IV., die Einfleischung des sitten- und gewissenlosesten weltlichen Despotismus, als die deutschen, besonders die sächsischen Fürsten, Grafen und Herren, aber auch die deutschen Völker — denn die Volksgunstsucht des alten Heinrich ist nicht zu verwechseln mit der Art des jungen Heinrich — allesammt, mit den dringendsten Vorstellungen, an Gregor VII., den Mann des Rechtes, sich wandten, „daß er sich des Reiches erbarmen, es nicht der allgemeinen Zerrüttung preisgeben, es dem Untergang entreißen wolle, an dessen Rand es stehe".

Der große Pabst war zuerst gegen den schuldbeladenen König sehr mild. Er schonte ihn. Dafür zeugen die Briefe der deutschen Fürsten, welche zuletzt vorwurfsvoll gegen diese Milde des Pabstes werden. Gregor hatte ein Herz für die Jugendlichkeit des über seinen Missethaten verklagten Königs; denn dieser war erst, so viel er auch schon Böses gethan hatte, vier und zwanzig Jahre alt. Und erst, als der Tollkopf dem Unmuth der deutschen Fürsten und Völker, die schrecklich mißhandelt waren, noch schrecklichere Mißhandlungen, und den väterlichen Ermahnungen des Pabstes den furchtbaren Hohn entgegensetzte, daß

er die Heiligenbilder ihrer Edelsteine beraubte und die Genossinnen seines Harems öffentlich damit ausgehen hieß, die Mädchen und Frauen seiner Freuden im Schmucke der „Gottesmutter" und der „Heiligen": erst da lud Gregor VII. einen solchen König nach Rom, zur Verantwortung, unter Androhung des Kirchenfluchs.

So wenig lag vornherein in Gregors Herz und Geist der Wille, das Kaiserthum zu demüthigen, um das Pabstthum in seiner Hoheit leuchten zu lassen.

Des jungen Königs Antwort war, daß er eine Versammlung weltlicher und geistlicher Großen in Worms hielt, den Pabst als einen Tyrannen, der sich am Gesalbten des Herrn vergreife, schilderte, und ihn durch einen von Gregor Ausgestoßenen und Gebannten, den verrufenen, lüderlichen Kardinal Hugo Blankus, förmlich anklagen ließ. König Heinrich benahm sich hiebei so kindisch-lächerlich, daß er den altrömisch-strengen Gregor eines unwürdigen Jugendlebens und lästerlichen Wandels während seines Pabstseyns durch den elenden Hugo Blankus anklagen ließ; ferner, daß Gregor durch Bestechung und Gewalt zum päbstlichen Stuhle gelangt sey; auch treibe er „Zauberei", übe tyrannische „Grausamkeit", und „fröhne wüster Unzucht". Der Antrag lautete auf Absetzung dieses Pabstes, wegen Simonie und lästerlichen Wandels.

König Heinrich hatte diese Versammlung inmitten des eisernen Netzes seiner Söldnerhorden gehalten, er konnte rechnen auf viele Geistliche, welche von ihm ihre Bisthümer gekauft hatten. Dennoch wagten Zwei, die Bischöfe von Würzburg und Metz, zwar nicht für den Pabst, doch gegen dessen sofortige Absetzung zu sprechen, weil man auf deutschem Boden Niemand verdammen dürfe, ohne Ladung und Verhör, ohne Zeugen und ohne Beweis. Aus Furcht für ihr Leben unterschrieben aber auch diese Zwei die Absetzung des Pabstes, weil — alle Anderen, von denen der König jeden einzeln unter seinen Augen unterschreiben ließ, bereits unterschrieben hatten.

Auf das hin sprach Gregor den Bann gegen den Erzbischof Siegfried von Mainz, der die Versammlung zu Worms geleitet hatte, Allen, die unterschrieben hatten, setzte er eine Frist für ihre

Unterwerfung, den deutschen König selbst aber, als einen Feind Gottes und der Kirche, bannte er, sprach alle Christen von dem Eide, den sie dem Könige geschworen, los, und untersagte demselben die Regierung des Reiches, „damit alle Völker es wissen, daß, was der Pabst auf Erden binde, auch im Himmel gebunden sey, und was er auf Erden löse, auch im Himmel los sey“.

Dieser Bannfluch hatte, weil Heinrich zuvor Millionen Herzen gegen sich hatte, eine so ungeheure Wirkung, daß die deutschen Fürsten ihn der Krone verlustig erklärten, wenn er nicht binnen Jahresfrist vom Banne los sey, und daß der Uebermuth des leichtsinnigen Königs wie ein Rohr darunter zusammenbrach; denn bis auf wenige, am stärksten belastete Bischöfe verließen ihn alle.

Heinrich nahm alle seine Beschlüsse gegen den Pabst öffentlich zurück; versprach in demüthigen Schreiben dem Pabst Unterwerfung und Genugthuung; und, als dieses dem Pabste noch nicht genug war, ging er im strengsten Winter über die Alpen, nur von seiner Familie und einigen treuen Dienern begleitet; erflehete zu Canossa, dem Schlosse der Markgräfin Mathilde, durch deren Fürsprache, die Lösung vom Banne — denn Gregor VII. weilte eben in Canossa — und erhielt die Lossprechung, nachdem er, der deutsche König, sich so weit vergessen hatte, im weißen Büßergewand, barfuß, im Schnee, dem Pabste kund zu thun, daß, wie er bisher das deutsche Königthum in sich und in seinem Treiben entwürdigt hatte, er es auch jetzt noch entwürdige.

Die neuesten Untersuchungen haben darauf geführt, daß diese Art der Demüthigung nicht von Gregor VII. verlangt, sondern von Heinrich entgegen gebracht wurde, um ihn für seine Zwecke zu gewinnen, und daß das Ganze nachher im Interesse Heinrichs gegen den Pabst übertrieben und entstellt wurde.

Um die Schuld des Königs diesem tief einzuprägen, und seine, des Pabstes, Unschuld, sprach Gregor plötzlich zu dem Könige während der Messe: „Du und die Deinigen haben mich beschuldigt schwerer Verbrechen. Sieh hier den Leib des Herrn. Ich werde ihn jetzt nehmen zur Probe meiner Unschuld. Gottes Urtheil spreche mich, wenn ich unschuldig bin, heute von jedem

Verdachte rein; oder lasse mich augenblicklichen Todes sterben, wenn ich schuldig bin."

Damit brach er das geweihte Brod entzwei und aß die eine Hälfte. „Weißest du dich unschuldig, mein Sohn," sprach er zu Heinrich, „unschuldig dessen, was dich Fürsten und Völker verklagen, so iß diese zweite Hälfte vom Leib des Herrn, damit Gottes Urtheil deine Unschuld bezeuge." Wie vom Donner gerührt, wagte der König nicht, auf dieses Gottesurtheil einzugehen. Er bat, die Entscheidung über seine Schuld oder Unschuld bis auf die nächste Reichsversammlung auszusetzen. Der Pabst willigte ein, vollendete den Gottesdienst, und lud darauf den König zum Frühstück zu sich, wo er ihn aufs Beste bewirthete.

König Heinrich hielt die Bedingungen der Lösung vom Banne nicht. Er stellte einen Gegenpabst auf, Gregor einen Gegenkönig. Es war ein schrecklicher Kampf durch Italien und Deutschland, und Ströme Blutes rötheten die Erde diesseits und jenseits der Alpen. Für die Einzelheiten dieses Kampfes ist hier kein Raum. Wer aber Recht hatte, Gregor oder Heinrich IV., dafür mögen zwei Urtheile von Männern hier stehen, welche sonst grundverschieden sind, und deren Urtheile einander ergänzen.

Der gewiß nicht pabstfreundliche Voltaire sagte: „Ungeachtet aller Verirrung und Aergernisse war allemal in den Gebräuchen der römischen Kirche mehr Anstand und Ernst, als anderswo. Man fühlte, daß die Kirche, wäre sie frei und gut regiert, gemacht wäre, Unterricht den Andern zu ertheilen." Ein berühmter Protestant, der große Publizist im Anfang des vorigen Jahrhunderts, Freiherr von Senkenberg, hat erklärt: „In den Konflikten der Kaiser und Könige mit dem römischen Stuhle seyen Recht und Gerechtigkeit stets auf Seite des letztern, und Ungerechtigkeit, Gewaltthat und freyle Eingriffe in das kirchliche Regiment auf Seite seiner Gegner gewesen."

Dreißig Jahre lang zerrüttete der Bürgerkrieg Völker und Lande, da immer neue Gegenkönige wider Heinrich IV. auftraten und auf Seite des römischen Stuhles standen, darunter selbst die eigenen zwei Söhne Heinrichs; und Heinrich IV. selbst endete kummervoll, im Jahre 1106, ohne in Deutschland zur Ruhe gekommen

zu seyn. Das Leben des vierten Heinrich war ein schuldvolles Trauerspiel. Wie ganz anders endete Gregor, welcher eilf Jahre vor ihm starb, im Jahre 1085, scheinbar als der Besiegte starb!

Nach manchen Wechseln des Kampfes war es Heinrich gelungen, vor Rom zu lagern, und endlich die Stadt selbst einzunehmen, im März 1084. Er führte seinen Gegenpabst Wibert, welcher sich Clemens III. nannte, in den Lateran ein, ließ ihn weihen, und dieser vollzog am Sonntage darauf die Kaiserweihe und Kaiserkrönung an Heinrich IV. und seiner Gemahlin Bertha.

Gregor hielt sich aber noch immer in der Engelsburg, ebenso waren seine Verwandten noch immer im Besitze einiger festen Thürme in der Stadt, und im Besitze der Brückenköpfe der Tiber. Gregor wies jeden Antrag zum Frieden zurück, es sey denn, daß sich Heinrich unbedingt ihm, dem Pabst, unterwerfe; und im Mai legten sich die neuen Vasallen des apostolischen Stuhles, Robert Guiscard und seine Normannen, mit einem furchtbaren Heere vor Rom: sie waren Gregor treu, weil sein und ihr Vortheil eins waren, jeder weitere Fortschritt des Kaisers in Unteritalien gefährdete die normannische Herrschaft. Der Kaiser mußte sich zurückziehen, die Normannen drangen in die Stadt, Feuer kam aus, und ein sehr großer Theil der Stadt mit herrlichen Palästen wurde ein Raub der Flammen, viele Römer und Römerinnen wurden von den Normannen weggeführt, und auch Gregor VII. ging weg von dem ungeheuern Unglück der Stadt.

Er folgte dem abziehenden Normannenheer, und sah Rom nicht wieder: gerade ein Jahr darauf, im Mai 1085, brach zu Salerno das irdische Gehäus des gewaltigen Geistes. Vom Kloster Monte Cassino war er eben nach Salerno zu einer Kirchenversammlung gegangen, und hatte einen neuen Bannstrahl gegen Kaiser Heinrich geschleudert.

Ich habe anderswo *) den Ausgang Gregors VII. so geschildert: Eisern treu seinen Grundsätzen, ließ der Ungebrochene noch auf dem Sterbelager von sämmtlichen Anwesenden schwören,

*) Der deutsche Kaisersaal, von W. Zimmermann. II. Auflage 1855.

niemals weder Wibert noch Heinrich vom Bannfluch lösen zu wollen, bevor sich Beide dem apostolischen Stuhle ganz unterworfen haben. Ferner ließ er sie schwören, auf seiner Bahn fortzugehen. Seine letzten Worte, welche die vom Leben ihm eingeflößte Bitterkeit aufdecken, aber auch für seine feste Ueberzeugung von der Rechtmäßigkeit seines Strebens zeugen, waren: „„Ich habe Gerechtigkeit geliebt und Gottlosigkeit gehaßt; darum sterbe ich in der Verbannung."" — Gregor und seine Herrschaft lagen im Grabe, nicht aber die Ideen, für die er kämpfte. Er schien der Besiegte, Heinrich der Sieger. Das geistliche Wort schien dem kaiserlichen Schwert, der weltlichen Politik unterlegen. In Wahrheit aber blieb Gregor Sieger. Gregor war mit dem Geiste der Zeit im Bunde, und unter dem Siegesjubel der weltlichen Waffen eroberten die Ideen des Besiegten still, geräuschlos Hunderttausende von Herzen in dem Lande des Siegers. Der Geist des todten Gregor bemächtigte sich der öffentlichen Meinung. Unter des Kaisers Händen und Augen wurde diese immer katholischer, päbstlicher, und gewann und waffnete nicht bloß Fürsten und Völker, sondern die eigene Familie, die leiblichen Söhne, die zweite Gattin gegen ihn, bis er unter ihrer Gewalt zusammenbrach.

Zwei und vierzigstes Kapitel.

Ursachen der Kreuzzüge.

Die Lebensidee des siebenten Gregor war so sehr im Sieg, und seine Nachfolger gingen so folgerecht auf seiner Bahn weiter, daß das Pabstthum als eine verkörperte Gottesherrschaft auf Erden sich durchsetzte, thatsächlich zu der „geistlichen, geistigen und weltlichen Oberherrlichkeit" sich emporschwang und darin anerkannt wurde, und ehe das Jahrhundert, in welchem Heinrich IV. starb, abgelaufen war, Pabst Innocenz III. das ganze Abendland beherrschte als einen geistlichen Staatenverein unter der Herrschaft der Kirche.

Dazu, daß der Kampf der kirchlichen Macht mit der weltlichen ein siegreicher war, halfen ihr besonders auch die Kreuzzüge mit.

Pabst Urban II. zeigte auf der großen Kirchenversammlung im Jahre 1095, daß er Gregors würdiger Nachfolger war: nach vergeblichen Mahnungen sprach er den Bann aus über König Philipp von Frankreich und die Gräfin Bertrada, mit welcher sich der König vermählt hatte, nachdem er seine rechtmäßige Gemahlin verstoßen. Ebenso wiederholte dieser Pabst das Verbot, daß ein Geistlicher den Eid der Treue in die Hand eines Weltlichen schwöre.

Jahre lang hatte Heinrich IV. und sein Gegenpabst Clemens III. nach Gregors Tod über Ober- und Mittelitalien geherrscht, und die Päbste der kirchlichen Partei, Viktor III. und Urban II., waren trotz der Stützen, die sie an Mathilde und an den Normannen hatten, in den Hintergrund gedrängt gewesen. Bald war Urban II., bald der Gegenpabst Clemens III. Herr des Laterans; bald saßen Beide zugleich in Rom, bald Keiner von Beiden.

Ohne Geld, ohne Einkünfte, als die Gaben der Frommen, war Urban II. so eben noch in einer macht- und ruhmlosen Stellung, als eine Botschaft aus dem heiligen Lande plötzlich eine glückliche Gedankenreihe in ihm entzündete, er die Fahne des Kreuzes ergriff, und den Ruf zum ersten Kreuzzug durch Europa schallen ließ, den Ruf zur Rettung des heiligen Landes und Grabes aus den Händen der Ungläubigen.

Der alte „Wandertrieb" der Germanen hatte in der abendländischen Kirche die Form der Pilgerfahrten angenommen, und das heilige Grab zu besuchen, war ihnen zur Leidenschaft, zuletzt zur religiösen Begeisterung geworden. Das Wallfahren nach dem heiligen Grabe hatte niemals ganz aufgehört, und gerade im eilften Jahrhundert hatte es außerordentlich zugenommen.

Dieses eilfte Jahrhundert ist eine ganz eigenthümliche Erscheinung.

Der religiöse Geist mit gesteigerter Innigkeit sinnlicher

Andacht, und die kirchlichen Lebensformen kamen in diesem Jahrhundert zur Vorherrschaft, — nicht nur in der Christenheit, sondern in der ganzen Welt: in den Ländern des „Buddahglaubens" im hintern Asien erlangte zu gleicher Zeit die geistliche Herrschaft ihre Höhe, während in den muhamedanischen Staaten eben ein neuer Fanatismus erwachte, und im Abendlande das Pabstthum in den Sieg, der kirchliche Sinn wieder zur Herrschaft kam, und die sinnliche Andacht zur Innigkeit und Gluth in vielen tausend Christen sich steigerte.

Die Wallfahrten nach dem „heiligen Lande" hatten in diesem Jahrhundert um so mehr zugenommen, als, wohl in Folge des langen schrecklichen Kriegs und seiner Gräuel, der Glaube in Umlauf war, die zweite Zukunft Christi und der Untergang der Welt sey vor der Thüre; die tausend Jahre der Gefangenschaft Satans, von denen die Offenbarung des Johannes spreche, seyen abgelaufen, der Versucher gehe auf der Erde herum, und kein Ort sey vor seinem Anfall so sicher, als die heilige Stadt Jerusalem mit dem heiligen Grabe des Erlösers. Dieser Glaube führte Schaaren von männlichen und weiblichen Pilgern nach dem heiligen Grab, um dieses Ereigniß dort abzuwarten.

Es war aber auch noch ein anderer in der Menschennatur gegründeter Glaube dabei thätig, der Glaube nämlich, daß man alles Schwere, was das Herz belaste, am erfolgreichsten auf das heilige Grab Dessen niederlege, der für die Sünden der Welt gestorben, und daß man erleichtert und versöhnt von da weggehe.

So lange die Araber über Jerusalem herrschten, waren die Wallfahrten der Christen ungestört; denn auch den Arabern war das Grab „des Propheten Jesu", wie ihn Muhamed im Koran nannte, eine heilige Stätte, der sie nur mit Ehrfurcht nahten. Seit Harun al Raschid, unter dem das goldene Zeitalter der arabischen Literatur eintrat, und die Sarazenen anfingen, den Aristoteles, Plato, Euklid und die Naturwissenschaften zu studiren, war die Bildung der Araber in vielen Hinsichten höher, als die des christlichen Morgen- und Abendlandes. Sie hatten Akademien, und Avicenna, der von Christen wie Sara-

zenen das Orakel über Plato und Aristoteles genannt wurde, der große philosophisch-gebildete Arzt, lebte im zehnten Jahrhundert. Sein Zeitgenosse war einer der größten muhamedanischen Dichter, der Perser Ferdusi, und „der Sultan arabischer Dichtkunst", Motenebbi, starb zu Ende des zehnten Jahrhunderts. Bald nach dieser Zeit fallen die Mährchen der „Tausend und einen Nacht", und im eilften Jahrhundert blühte der Dichter des „Rosengartens", der herrliche Sadi. Um diese Zeit waren von den Gränzen Indiens und der Tartarei bis in das Innere von Afrika höhere Bildungsanstalten, die stets im Verkehr mit einander waren, Landstraßen, Posteinrichtungen und in allen großen Städten Leihbibliotheken. Von einem so gebildeten Volke, wie diese Araber, die eigentlichen Sarazenen, waren, wurden die christlichen Pilger nur milde behandelt.

Aber im eilften Jahrhunderte bemächtigte sich der wilde Türkenstamm der Seldschucken der Herrschaft über Syrien, und von diesen, und von den „Räubern der Wüste", wurden nun die christlichen Wallfahrer ausgeplündert. Unter diesen Bedrückungen der Seldschucken litten auch die Handelsbeziehungen Italiens schwer.

Unter den Verwirrungen des deutschen Reiches, und begünstigt vom römischen Stuhle, waren die Städte in Oberitalien zu schönen, freien, bürgerlichen Gemeinwesen und zu reichen Handelsstädten geworden. Die Karawanen der christlichen Pilger, die alljährlich nach dem Morgenlande gingen, versahen das Abendland mit vielen Artikeln, an die man sich gewöhnt hatte. Bis nach England hinauf war die Ostermesse zu Jerusalem für die abendländischen Völker von Bedeutung. Die Mißhandlungen der Pilgerkarawanen durch die Seldschucken störten den Handel zwischen Morgen- und Abendland, und die erhöhten Preise vieler Artikel wurden in Italien, Frankreich und England fühlbar.

So fühlten sich die Andacht der Gläubigen, die Handelsinteressen einzelner Staaten, das christliche Gefühl der Völker und ihr Beutel zugleich, durch die Seldschucken verletzt.

Am Osterfeste des Jahres 1065 hatten zu Jerusalem deutsche

Bischöfe mit ihren Reisigen nur durch deutsche muthige Schwertstreiche sich der Räuber der Wüste erwehrt, welche sie auf der Wallfahrt zum heiligen Grabe überfielen. Schon der geistvolle Pabst Sylvester II. hatte im letzten Jahre des zehnten Jahrhunderts einen Ruf an die Christenheit erlassen, der verwüsteten heiligen Stadt Hülfe zu senden. Dieser Ruf war damals verhallt, ohne Anklang.

Der siebente Gregor aber hatte zu gleicher Zeit mit seinen andern Ideen, durch welche er Licht und Ordnung in das ungeheure Chaos seiner Zeit, und einen neuen höheren Schwung in die Völker bringen wollte, auch den Gedanken gefaßt und im vertrauten Kreise ausgesprochen, die mancherlei wilden, gesetz- und zügellosen Kräfte Europas hinaus zu führen, um das christliche Morgenland von den Ungläubigen zu befreien, und die Waffen und Herzen der abendländischen Christen zu weihen und zu verklären in einem großen heiligen Kampfe für das Kreuz und Grab Christi, einem Kampfe, in welchem alle inneren großen und kleinen Fehden der Christenheit aufgehen müßten.

Gregor dachte sich selbst als Führer eines solchen Heerzugs der Christenheit nach Osten, und suchte im Jahre 1074 König Heinrich mit diesem Gedanken zu befreunden. Auch darin erweist sich der Riesengeist des Mannes, der damals am Ruder der Kirche saß, der zwar, weil er ein Mensch war, Mißgriffe mitunter machen konnte und machte, aber seine Zeit begriff, wie Keiner, und darum hat sich sein Daseyn und Wirken als geschichtlicher Durchgangspunkt zu einer neuen Periode des Menschenlebens festgestellt.

Gerade ein Jahr zuvor hatten die Seldschucken Syrien erobert, nachdem sie ihr Reich in Kleinasien gegründet hatten, und die Klagen der Christen des heiligen Landes, wie der Pilger, die zurückkamen, waren zu Gregors Ohren gelangt, aber sein Gedanke scheiterte am Leichtsinn wie am Argwohn Heinrichs IV. Seit Gregors Tode wurden die Beschwerden immer mehr allgemein, aber ohne Folge, bis der Einsiedler Peter von Amiens von einer Pilgerfahrt aus dem Morgenlande zurückkam.

Peter war früher Kriegsmann, dann Klausner in den Wäldern Südfrankreichs, von Geburt aus der Normandie her,

ohne besondere Geistesgaben, aber von glühender Einbildungskraft und dem gemäßer Beredtsamkeit. Die Geistlichkeit um seine Klause her hatte seit lange in diesem „Heiligen des Volkes" ein brauchbares Werkzeug der Kirche gesehen.

Als er im Morgenlande schaute, was die Heiligthümer und die Christen zu leiden hatten, da ergrimmte er. Erschöpft von seinen Gebeten an den heiligen Stätten und den Gemüthsbewegungen, sank er in der Auferstehungskirche in Schlaf, er sah und hörte den Heiland, der ihn beauftragte, sein Grab von dem Gräuel der Ungläubigen zu befreien; er erwachte und glaubte fest an die Erscheinung. Mit Briefen von dem Patriarchen von Jerusalem an den Pabst und mehrere Fürsten des Abendlandes ging er nach Rom.

Urban II. erkannte die Gelegenheit, durch den Mund eines unbedeutenden Klausners die Christenheit in Bewegung zu setzen. Gelang es ihm, die Gläubigen des Abendlandes zum heiligen Krieg gegen das Morgenland zu vereinigen, und dieses vom Glauben der Zeit heiligst gehaltene Unternehmen von Rom aus zu leiten, so stand die eben noch gebeugte Macht des Pabstthums wieder aufrecht, in einem Glorienschein.

Pabst Urban gab dem Klausner Peter Vollmacht, überall das Kreuz wider die Türken zu predigen. Der Klausner durchzog Italien und Südfrankreich. Seine Sendung bewies er durch jene Erscheinung des Heilands als eine göttliche; aber auch noch durch einen Brief, „welcher vom Himmel gefallen sey", und ihn mahnte, seinem Auftrag nachzukommen. Der Kreuzzugapostel ritt auf einem Maulesel um, und die Masse verehrte nicht nur ihn, sondern selbst sein Thier als heilig, doch ohne sich dadurch abhalten zu lassen, dem Maulesel die Haare aus dem Schwanze zu ziehen, um sie als Heiligthümer zu tragen. Wo Feindschaft und Fehde war, ließ er Versöhnung und Frieden hinter sich.

Als Pabst Urban diese Vorarbeit sah, hielt er eine Versammlung zu Piacenza auf freiem Feld. Viertausend Geistliche und über dreißigtausend Laien erschienen aus allen Ländern. Tausende schwuren, sobald es der Pabst wolle, für die Sache Gottes auszuziehen. Mit jedem Schritte weiter sah der Pabst, daß das

rechte Wort getroffen war, welches den Geist der Zeit vor seinen Siegeswagen spannte. Zahllos war die Versammlung zu Clairmont, wo der Pabst wieder unter freiem Himmel sprach, wie „die heilige Stadt, die Wiege unserer Seligkeit und die Mutter unseres Glaubens, durch das gottverhaßte Heidenvolk leide, das die geweihten Plätze zu Viehställen, den Tempel des Herrn zur Wohnung des Teufels gemacht habe“.

Auf seine Mahnung, die Ketten der morgenländischen Christenheit zu zerbrechen, scholl ihm aus der Versammlung „Gott will es!“ entgegen, und tausend- und abertausendfach hallte der Ruf wie aus Einem Munde wieder: „Gott will es! Gott will es!“

„Ja, „„Gott will es!““ das sey das Feldgeschrei,“ sprach der Pabst; „Gottes Stimme ist es, die aus euch gesprochen hat. Ihr Unterdrücker der Wittwen und Waisen, ihr hungrigen Geier, die ihr am liebsten euch selbst zerfleischet, und das Schwert in Bruderblut taucht, legt ab den Gürtel eines falschen gottlosen Ritterthums, werdet Ritter Christi, wendet eure Waffen, die ihr bisher gegen einander gebraucht habt, gegen die Ungläubigen, erobert das Land der Verheißung, und kaufet euch durch den Dienst für Gottes Sache Ablaß für alle eure Sünden, für Diebstahl, Raub und Mord.“

Jedem Theilnehmer am Zuge für das Kreuz wurde vollkommener Sündenablaß, und für seine Abwesenheit der besondere Schutz der Kirche seiner Familie und seinem Gute zugesichert, über Jeden der Kirchenfluch ausgesprochen, welcher irgend Einem am Auszug hinderlich seyn würde. Es war ein ungeheures Gedränge, das rothe Kreuz auf die rechte Schulter sich heften zu lassen. Acht Tage lang dauerte diese Kreuzfahrtsversammlung, und die, welche dabei gewesen waren, trugen ihre Begeisterung weiter, wo sie durchkamen, bis in ihre Heimath. Aus der Fäulniß des sittlichen Bodens der Zeit glühte plötzlich die Begeisterung für den Glauben und für das Heilige auf.

Edle und Leibeigene, Bürger und Bauern, Alte und Junge, Männer und Frauen nahmen das Kreuz; Mönche und Nonnen entflohen ihren Zellen; und Diebe, Räuber und Mörder kamen aus ihren Schlupfwinkeln hervor, um sich dem Kreuzheer anzu-

reihen. Fürsten stiegen von ihren Stühlen, Todfeinde ließen ihre Fehden und versöhnten sich, Familienväter verließen Weib und Kind. Wer kein Geld hatte zur Ausrüstung, verkaufte und verpfändete Hab und Gut. Nicht nur Frankreich und Italien, auch England, Schottland und Scandinavien wurde von dem Sturme fortgerissen, der durch Europa rauschte.

Unter dessen Brausen verschwand für den Augenblick alles Andere. Es war ein Sturm, der die Welt erschütterte und reinigte, recht zur Zeit, da der sittliche Zustand der Gesellschaft so faul geworden war. Weg von den Privatfehden, weg vom Kampfe zwischen Kaiser und Kirche, weg von Raub, Mord und Brand, womit das ungebundene Faustrecht durch die Länder wüstete, wandten sich die Augen und Waffen Europas nach dem Morgenland. Die Begeisterung für das heilige Grab schlug wie ein Blitz von oben in die Seelen ein.

Nur die Spanier, die im eigenen Lande die Sarazenen zu bekämpfen hatten, nahmen keinen Theil daran; und von den Deutschen anfänglich nur die an der französischen Gränze gelegenen Lothringer. Selbst in diesen Tagen mittelalterlicher Aufregung behielten die Deutschen ihre Art, schwer in Fluß zu kommen; sie wunderten sich zuerst über diese Erregung der Romanen und der Romanisirten, und über den Zug.

Gewiß ist, es wirkte Vieles zusammen bei dem ersten Kreuzzug: der alte normännische und fränkische *Abenteurergeist*, welcher erwachte und sich mit dem *religiösen Enthusiasmus* verschmolz; die *Interessen* der *römischen Kirche*, die durch einen Völkerzug nach dem Morgenland ihren Sieg vollkommen machen mußte; die *Interessen* der weltlichen *Fürsten*, welchen die Ableitung dessen, was in ihren Staaten gährte und wogte, nicht unangenehm seyn konnte; die *Handelsbedürfnisse* der Zeit und die Aussicht der Städtebürger auf Erweiterung des Handelsverkehrs; die Hoffnungen des *Landvolks*, da jedem Kreuzfahrer *Befreiung* von den *gutsherrlichen Lasten* verheißen wurde; bei Vielen Gewissensangst über die Thaten ihrer Vergangenheit und die Hoffnung, dieselben durch solche Buße zu sühnen; bei Vielen der Ehrgeiz und der Thatendurst, wofür das

Morgenland einen großen Spielraum aufschloß; bei Vielen die Erwartung, etwas von den fabelhaften Schätzen des Ostens, Beute jeder Art zu gewinnen; bei den Großen sogar die Hoffnung, Land und Leute, Diademe und selbstständige Fürstenthümer im Morgenlande sich zu erobern.

Drei und vierzigstes Kapitel.

Der erste Kreuzzug.

Wirkte aber auch alles das zusammen, so war doch die religiöse Begeisterung das Durchschlagende und Uebermächtige. Alles Andere zusammen wäre nicht vermögend gewesen, Europa in Bewegung zu bringen, ohne den kirchlich-religiösen Geist, der schon länger in der Zeit war, und den jetzt die Kreuzzugsredner entflammten, daß er mitten in den Tagen wüster Prosa einen gewaltig-romantischen Aufschwung nahm, losgeschält von Selbstsucht, und angethan zur Aufopferung für eine der Zeit heilige Idee.

Das Ideale überwog wenigstens in der großen Mehrheit beim ersten Kreuzzug die materiellen Triebfedern, namentlich auch die des Gesindels, welches zahlreich das Kreuz nahm, und beim Auszug seine christliche Begeisterung sogleich dadurch zeigen zu müssen glaubte, daß es, von Frankreich aufbrechend unter der Führung Peters des Einsiedlers, in den Städten am Niederrhein, und wo es sonst durchzog, die wehrlosen Juden ermordete, und ihr Hab und Gut plünderte.

Diese Masse ungeordneter Schaaren, zusammen über 100,000, kam zum Theil noch auf deutschem Boden um, da sie in fünf Haufen zog, und auch Widerstand fand, wo sie rauben wollte, rauben unterwegs auch aus Noth. In Ungarn, im griechischen Reich, in Kleinasien wurden diese Raubhaufen größtentheils von Ungarn, Bulgaren und Griechen todtgeschlagen.

Erst im Jahre darauf, 1096, zog das eigentliche Heer der Kreuzfahrer, zu Ende des Sommers, geführt von Gott-

fried von Bouillon, Kaiser Heinrichs IV. tapferem Feldherrn, 600,000 Seelen stark, darunter zu Roß und zu Fuß 80,000 wohlgewaffnete Kriegsleute, theils zu Wasser, theils zu Lande nach Osten, von vielen Fürsten begleitet.

In der Ebene von Nicäa, im heutigen Anatolien, fand dieses regelmäßige Heer der Kreuzfahrer eine hohe Pyramide, aus lauter Gebeinen erbaut, Gebeinen der Gefallenen aus den unregelmäßigen Kreuzfahrerhaufen, welche hier unter dem Türkenschwert ihr Ende gefunden. Die christliche Stadt Edessa ergab sich freiwillig, Nicäa und Antiochia wurden erobert, und in jeder dieser drei Städte errichtete sich einer der Obersten des Kreuzheeres ein Feudalfürstenthum.

Im Jahre 1099, am 15. Juli, nach Nöthen und Kämpfen furchtbarster Art, erstürmte das große Kreuzheer unter Gottfried von Bouillon die heilige Stadt Jerusalem. Ströme Blutes rannen durch die Gassen, die Flammen der brennenden Häuser machten die heiße Luft glühend, und durch Blut und Flammen wallte das Kreuzheer, Psalmen singend, nach der Auferstehungskirche zum Siegesdankfest. Der Lothringer Herzog Gottfried, der Oberfeldherr, wurde zum König von Jerusalem ausgerufen. Dieser Gottfried aber war das Urbild jener frommen Ritter des Mittelalters, in welchen Heldenmuth und Demuth sich paarten: er weigerte sich, da eine goldene Königskrone zu tragen, wo der Sohn Gottes die Dornenkrone getragen.

Vier und vierzigstes Kapitel.

Nächste Folgen der Kreuzzüge.

Die Glorie, welche die Streiter unter Gottfried sich errungen hatten, zündete herüber bis in die deutschen Kreise, von welchen aus man kühl und bedächtig zuerst der Aufregung und dem Kreuzzug zugesehen hatte. Das Gerücht von der Beute

und sogar von Fürstenthümern, welche Helden des Kreuzes sich dort erobert haben, war auch lockend.

Fürsten des deutschen Reiches, aus eigenem und vieler Edeln Antrieb, baten Kaiser Heinrich, sich mit dem päbstlichen Stuhle auszusöhnen; nach einander waren Pabst Urban II. und der Gegenpabst des Kaisers, Clemens III., gestorben, und Paschalis II., des großen Gregors Schüler, saß auf dem Stuhl. Die Bischöfe am Kaiserhofe, die allein vom Kaiser, und nicht nach den Kirchengesetzen Gregors, ihre Bisthümer erlangt hatten, hielten den Kaiser von der Versöhnung mit Paschal ab, aus Furcht, von Paschal ihrer Bisthümer entsetzt zu werden; sie trieben ihn zu Versuchen einer neuen Pabstwahl.

Paschal erneuerte darauf den Kirchenfluch gegen den Kaiser und alle seine Anhänger, und alles Volk war für den Pabst. Denn der große „Gottesfrieden", allgemeiner Landfrieden, eine Folge des Kreuzzugs, veranlaßt und geboten durch die Kirche, that durch ganz Europa dem Volke sehr wohl. Selbst Kaiser Heinrich IV. hatte diesen Gottesfrieden Fürsten und Herren auf vier Jahre beschwören lassen, bei schweren Strafen für den Uebertreter.

Jetzt athmete der Landmann auf, welchem die ewigen Fehden des Adels Hütte und Saat so oft niederbrannten; jetzt konnte der Bürger seines Fleißes froh werden. Kein Räuber konnte sich mehr auf die Straße wagen, um den zur Messe ziehenden Kaufmann niederzuwerfen; der Schloßherr am Flußufer mußte den Schiffer ungebrandschatzt und ungeplündert vorüberziehen lassen; der Wald gab dem an ritterlichen Raub gewöhnten Adeligen keinen Hinterhalt und keine Beute mehr. Auf allen denjenigen Schlößern und festen Häusern, welche sich nicht von Landwirthschaft und rechtlichen Abgaben nährten, kehrte nun Noth und Mangel ein.

Keller und Vorrathskammern des Adels leerten sich, und die Kriegsmannen hatten sich in dem langen Bürgerkrieg, den der Streit zwischen Pabst und Kaiser veranlaßt hatte, außerordentlich vermehrt. Der Kaiser hatte zugesagt, ins heilige Land einen Kreuzzug anzutreten, sobald er seinen Frieden mit dem Pabste

gemacht hätte; und Viele aus den Fürsten, dem Adel und dem Volke rüsteten sich, mit ihm zu ziehen, warteten am Hofe, verzehrten das Ihre, und der Kaiser ging nicht, weil es ihm niemals Ernst gewesen war.

Alle diese wurden Feinde des Kaisers, wurden päbstlich. Diejenigen, welche von Anderem, als vom Kriege, zu leben, nicht gelernt hatten, und neue Verwirrung, neuen inneren Krieg im Reiche wünschten, reizten und brachten auch den zweiten Sohn des Kaisers zur Empörung. Und Paschalis II. war so wenig ein Gregor VII., daß er die Empörung des Sohnes gegen den Vater für eine unmittelbare Fügung Gottes zur Hülfe der bedrängten Kirche erklärte, den Empörer des dem Vater und Kaiser geschworenen Eides entband, und ihm den apostolischen Segen gab. So wüthete aufs Neue der Bürgerkrieg im deutschen Reiche, vom römischen Stuhle genährt, und Mancher verließ diesen entweihten Boden, und zog ins heilige Land.

Denn zur Behauptung des heiligen Landes waren fortwährende Kämpfe und Zuzüge aus dem Abendlande nöthig. Diese Zuzüge vermittelten durch ihre Flotten die italienischen Handelsstädte, besonders Venedig, Genua und Pisa. Ritterorden waren entstanden, welche das Mönchsgelübde mit dem Schwert verbanden, zur Vertheidigung des heiligen Landes. Die ersten Orden dieses Ritterthums gegen die Ungläubigen entstanden schon im ersten Viertel des zwölften Jahrhunderts im heiligen Lande, nämlich die Hospitalbrüder zum heiligen Johannes dem Täufer in Jerusalem, darum auch Johanniter genannt, und der Orden der Templer, welche nach ihrem Sitz im königlichen Palast an der Seite des einstmaligen Tempels sich nannten, „arme Mitstreiter Christi und des Tempels Salomo's". Später, zu Ende des zwölften Jahrhunderts, kam der Orden der deutschen Ritter der Jungfrau Maria hinzu (Deutschordensritter). Bürger aus Bremen und Lübeck waren es, die zuerst ein Hospital für deutsche Pilger gegründet hatten, deutsche Fürsten begabten diese Stiftung weiter, und Heinrich von Walpott machte aus dieser Stiftung den Deutschritterorden. Die beiden andern Orden gingen von Franzosen und Normannen aus.

Diese Ritterorden sind von großer Bedeutung geworden für Europa, nachdem ihre Stellung und die Stellung der Kreuzfahrer im Morgenland überhaupt unhaltbar geworden war durch die Art ihres Auftretens.

Schon den morgenländischen Christen waren die Kreuzfahrer als eine unangenehme Erinnerung an „Gothen und Vandalen“ erschienen. Zudem brachten diese „Franken“ — so wurden die Pilger wie Kreuzfahrer des Abendlands insgesammt im Morgenlande genannt — etwas in ihrem Gefolge, was mit ihrem Ruhm der Befreiung des heiligen Landes und Grabes schlecht zusammenstimmte. Sie brachten in das heilige Land zurück alle schrecklichen Anhängsel des Feudalwesens, jene neuen Arten mittelalterlicher Sclaverei, die Hörigkeit und die Leibeigenschaft.

Die „Befreier des heiligen Grabes“ brachten die Sclaverei auf denjenigen Boden zurück, von welchem beide längst verschwunden waren durch das religiöse Gesetz — des Islam. Der Islam duldete unter Glaubensgenossen keine Leibeigenschaft, nicht einmal Hörigkeit. Auf dem Boden des heiligen Landes hatte die „sarazenische Bildung“ den Anbau der Ländereien durch freie landwirthschaftliche Arbeit eingeführt. Die Kreuzfahrer achteten aber nicht so, wie die Sarazenen, Landbau und Gewerbfleiß als etwas Ehrenvolles: der abendländische Lehensritter dieser Zeit hielt jede andere Beschäftigung, als die des Waffenwerks und des Kirchendienstes, für eine Erniedrigung seines Standes.

So stürzten die Kreuzzugsritter nach ihrem Siege die schöne gesellschaftliche Ordnung im heiligen Lande um, die auf das Eigenthum, auf Gewerbfleiß und freien Anbau des Bodens durch die Sarazenen gegründet war; und sie führten überall das Lehenwesen in seiner äußersten Härte durch: der Herr ließ es sich wohl seyn auf der Knechtschaft der Hintersaßen.

Dieses System trug in sich selbst alle Keime seines baldigen Endes. So behandelt, mußten die Eroberungen der Kreuzfahrer vorübergehend seyn, so sehr auch nach dem heiligen Lande die Auswanderung aller Unzufriedenen fortwährte. Wie später Amerika, in unsern Tagen die Goldlande Kalifornien und Australien, Un-

zufriedene, Abenteurer, bürgerlich Schiffbrüchige anzog, so hatte sich das heilige Land bald in eine Auswandererkolonie des christlichen Abendlands umgewandelt, und daneben ein großer Theil von Kleinasien. Jeder Abenteurer brachte große Ansprüche mit, nicht des frommen Herzens, sondern des Standes, des Ehrgeizes, der Sucht nach Wohlleben, und alle jene wilden Leidenschaften, unter welchen Europa so lange gährte. Bald zeigte sich Alles auf dem Boden Asiens eingeführt, was in Europa war, nur Alles noch gesteigert: einander durchkreuzende Interessen und Anmaaßungen, weltliche und geistliche Herrschsucht im Kampfe mit einander, Zänkereien und Befehdungen, wüste, traurige Zustände im Sittlichen und im Politischen.

Da war die Herrschaft des Lehenritterthums auf der einen Seite, an der Spitze Einer, welcher König hieß und doch nur der erste Baron im Reiche der neuen Eroberung war; gegenüber dieser weltlichen Aristokratie stand die Priesterschaft, das hierarchische Element. Das Haupt auf dieser Seite war der Patriarch von Jerusalem. Wie der Pabst in Rom über dem deutschen König stehen wollte, so wollte der Patriarch von Jerusalem den Pabst des Königs von Jerusalem spielen, und das weltliche Lehenherrenthum und die Hierarchie des heiligen Landes und seiner Anhängsel waren in steter Eifersucht und Feindseligkeit unter einander. Zwischen beiden Gewalten bildete sich ein städtisches Bürgerthum mit Zünften und Genossenschaften, wie in Italien, England und Deutschland, und jene geistlichen Ritterorden, welche nach Unabhängigkeit vom König wie vom Patriarchen strebten, und sich auch unabhängig machten. Jeder christliche Orden im Morgenlande war wieder ein Souverän.

Ebenso war Argwohn und geheime Feindseligkeit zwischen dem griechischen Kaiser und den Griechen einerseits, und den christlichen Herren andererseits, welche die Eroberungen auf dem Boden Asiens inne hatten; zwischen den neuen weltlichen Fürstenhäusern und den geistlichen Herrschaften, welche aus dem Abendlande gekommen waren und das schöne Morgenland sich eingethan hatten, von diesem sogar nach West wie nach Ost immer mehr einzuthun suchten.

Dieser Bau der geistlichen und weltlichen Feudalherrschaft stand hier, wo Jesus Christus, um alle Menschen zu Brüdern zu machen, litt und starb, auf noch viel dunklerem Grunde als in Europa. Nicht bloß der nichtchristliche Theil der Bevölkerung, sondern die christliche Masse der Landeseingebornen war unter das Joch der Hörigkeit und Leibeigenschaft gelegt, wie ein fremdes, unterjochtes Volk behandelt.

So kam es, daß Herzen und Augen der christlichen wie der nichtchristlichen Eingeborenen nach den Völkern des Islam sich umwandten als nach Rettern und Befreiern.

Welche Folgen hätte die Eroberung des heiligen Landes für die Fortpflanzung der christlichen Religion und Bildung auf dem Boden Asiens haben müssen, wenn diese Eroberungen anders behandelt worden wären! könnte man ausrufen. Aber solche Ausrufe sind ungeschichtlich. Was aus Europa kam, war nicht dazu angethan, Licht unter die Völker des Islams zu bringen, sondern von Gott dahin gewendet, um an der Bildung dieser Lande des Islams und im Kampfe mit dieser Bildung sich zu entzünden, Licht aus dem Morgenland ins Abendland zurück zu tragen, und reiche Keime zu Anpflanzungen auf den Gebieten des Glaubens, der Wissenschaft und der Kunst des öffentlichen, des gesellschaftlichen und des häuslichen Lebens.

Das thut der heuchlerischen und ebenso der unwissenschaftlich-leichtfertigen, falschchristlichen Betrachtung der Weltgeschichte nicht wohl, daß Gott die Fackel des Lichtes im Westen und Osten Europas am Herd der sarazenischen Bildung für die Christenheit des Abendlandes wieder entflammen ließ; und doch ist es eben gerade so und nicht anders.

Fünf und vierzigstes Kapitel.

Zweiter Kreuzzug. Der heilige Bernhard.

Während die Christen im Morgenlande den Schmutz persönlicher Leidenschaften mit dem heiligen Namen des Kampfes

für das Christenthum zudeckten, fochten drüben unter der Fahne Muhameds mit wirklicher Begeisterung, in Reinheit der Gesinnung und des Lebens, die Schaaren für Glauben, Ehre und ihre Bildung einerseits, und andererseits zugleich für die Weltherrschaft ihrer Religion und ihrer Bildung. Denn in einem halben Jahrhundert schon war es der altmuhamedanischen, arabischen Bildung gelungen, die neumuhamedanischen Sieger, die seldschuckischen Türken, zu durchdringen und umzubilden. Die Christen des Morgenlandes hofften es besser zu bekommen unter der Herrschaft des Islams als unter dem Feudaldruck der abendländischen Christen.

So fiel die Vormauer des neuchristlichen Reiches in Asien, das feste Edessa, im Jahre 1144 wieder in die Hände der Sarazenen, am 13. Dezember.

Wie Jerusalem, hätte bald nach dessen Eroberung auch das alte große Bagdad, der Sitz der Kalifen, diesen entrissen, und der Islam in seinem Mittelpunkt vernichtet werden sollen; aber die Zuzüge aus dem Abendland, an die dreimalhunderttausend Pilger, darunter, als wäre es eine Lustfahrt, viele hohe und niedere Frauen und Jungfrauen, waren schon in der Türkei gefangen und vernichtet worden.

Darum erhoben sich bei der Schreckensbotschaft vom Falle des Hauptbollwerks Edessa im Abendlande nur wenige Hände zur Hülfe. Der Pabst Eugen III. mußte künstliche Mittel in Bewegung setzen, um die Völker für einen neuen Kreuzzug in Bewegung zu setzen, die größten kirchlichen und bürgerlichen Vergünstigungen für Jeden, der das Kreuz nähme, besonders Sündenvergebung für Alle und Jede, und für Alles und Jedes. Zugleich sandte der Pabst den Volksheiligen Bernhard, in welchem Franzosen, Italiener und Deutsche einen „Wunderthäter" verehrten.

Dieser Bernhard war Abt des Klosters Clairvaux in der Champagne; er war eine gewaltige Stütze des Pabstthums, ein Mönch mit flammenden Augen und feuriger Beredtsamkeit, welchen der Volksglaube und Priesterberechnung mit einer Menge Sagen von Wundern ausgestattet hatte, die durch ihn und die an ihm geschehen seyn sollten. Als Herold des heiligen Krieges

brachte er Frankreich und England, zuletzt sogar Deutschland in Bewegung. In Deutschland betete ihn das Volk fast an; sie rissen ihm das Kleid vom Leibe, um sich die Fetzen als Kreuze ganz besonderer Kraft auf die Schulter zu heften. Mit Schwärmerei hingen sie an seinem Munde, obgleich kein Mensch ihn verstand — denn er predigte romanisch; alles Volk glaubte und bewunderte seine Wunderthaten, obgleich kein Deutscher eine solche von ihm zu sehen bekam.

Die Geistlichkeit machte ihm den Eindruck seiner ausgezeichneten Persönlichkeit leicht, indem sie das Volk zuvor in Taumel setzte, und ihm unter Jubelhymnen und dem Geläute aller Glocken entgegenzog, überall, wo er hinkam. Nach langem Sträuben ließ sich der deutsche König Konrad III., der Hohenstaufe, von ihm mit fortreißen, durch Ueberraschung, während der Messe, durch plötzliche Anrede, Ueberreichung einer bereit gehaltenen Kreuzfahne und Anheftung des Kreuzes, unter solchem Freudengejauchze des schwärmenden Volkes, daß davon Chorgesang und Orgelklang übertönt wurde.

Aber von 70,000 geharnischten Reitern, welche neben unzählbaren Schaaren Leichtbewaffneter zu Roß und zu Fuß der deutsche König Konrad nach dem Morgenlande führte, kamen nur 7000 Geharnischte und von dem übrigen Volk ein Zehntheil hinüber; die Andern kamen durch Verrath der Griechen, durch das Schwert der Türken, durch Naturereignisse, Seuchen, Hunger und Durst um oder wurden gefangen. Nicht besser ging es dem französischen Kreuzheer. Ungeschwächt kamen nur diejenigen an, welche zur See die Ueberfahrt gemacht. Doch zählten die vereinigten Schaaren aller christlichen Fürsten 20,000 geharnischte Reiter und 80,000 zu Fuß. Aber aus Neid, Rachsucht, Geldgier, die sich von den Türken bestechen ließ, wurden die morgenländischen Christen zu Verräthern an den abendländischen. Ritter des Tempels waren es, welche die für den Verrath bedungenen Goldstücke in Empfang nahmen; der Muselmann aber, welcher die Verräther zwar gebrauchte, aber sie verachtete, täuschte ihre Goldgier: statt Gold gab er ihnen Kupfer, künstlich mit egyptischem Gold überzogen.

Die beiden, im Beginne so furchtbaren Kreuzheere kehrten als klägliche Häuflein, ruhm- und thatenlos, in die Heimath zurück. Von allen Seiten wurde der heilige Bernhard nun ein Lügenprophet gescholten. Der aber sagte, Gott habe es gethan zur Strafe ihrer Sünden; zudem habe er, als er das Kreuz gepredigt, nur den Weisungen des päbstlichen Stuhles gefolgt, und Gottes Führungen seyen unergründlich.

Sechs und vierzigstes Kapitel.

Die Folgen der Kreuzzüge.

Vierzig Jahre nachher kam die Kunde, die heilige Stadt Jerusalem sey gefallen, im Jahre 1187. Die abendländische Christenheit kam jetzt wieder in Bewegung. Der greise Hohenstaufe Kaiser Friedrich I. stellte sich an die Spitze der Kreuzfahrt, starb aber am Schlag im Flusse Seleph, ehe er das heilige Land erreichte. König Philipp II. von Frankreich und Richard Löwenherz, der König von England, erreichten es. Aber er und alle Kreuzfahrer standen klein vor dem großen Saladin, welcher von einem kurdischen Söldnerführer sich zum Herrscher des Morgenlandes aufgeschwungen hatte, gleich geliebt von den Christen Egyptens und Syriens, wie von seinen Muhamedanern. Der Islam hatte an dem Religionskampfe, der für ihn zugleich ein Kampf für das Vaterland war, zu neuem Leben sich entzündet und zu hohem Schwunge.

Ohne Jerusalem wieder zu gewinnen, kehrten die christlichen Könige heim, und Saladin führte in das heilige Land nicht nur die Freiheit des Landbaus und des Gewerbfleißes, sondern auch die Freiheit des Glaubens, die Gewissensfreiheit, zurück. Bis zum Jahre 1248, im Ganzen zweihundert Jahre lang, dauerten die Kreuzzüge. Es waren sieben Hauptzüge. Aber im Jahre 1291 war auch die letzte Stadt, das feste Akkon,

der einzige Punkt, der den Kreuzfahrern im heiligen Lande noch geblieben war, an die Muhamedaner verloren.

Die Kreuzzüge wurden ein Hauptwendepunkt für die mittelalterlichen Zustände.

Das Zeitalter der Kreuzzüge war jedenfalls im Ganzen eine Zeit hohen Aufschwungs und glühender Andacht. Schon das war Gewinn. Aber aus dem Morgenlande selbst kam durch die Kreuzzüge dem Abendlande viel Gutes. Fanatische Abendländer aus den romanischen Staaten ernüchterten sich durch die Kreuzzüge; das harte Herz des Deutschen und des Scandinaviers erweichte sich durch sie; alles Abendländische veredelte sich an dieser Berührung mit dem gebildeteren Morgenlande. Jetzt erst brach das Innige und Tiefe, der Kern der germanischen Natur, hervor aus seiner harten Schale.

Im Morgenlande, bei den Sarazenen, mußten sich die Germanen wieder angewöhnen lernen an das, was ursprünglich germanisch war, was sie aber unter der Verwilderung durch das wüste Fehdewesen und durch die unaufhörlichen Bürgerkriege verloren hatten, nämlich an die Ehre und die Huldigung, welche die Frauen überall haben, wo edlerer Sinn waltet. Die sarazenischen Lieder in Asien, wie die in Spanien, feierten das Weib, und die Franken trafen im Morgenland auf ein höheres Gefühl für Liebe, als sie es seit lange im Abendland gekannt hatten; sie trafen, diese Faustrechtsritter, daselbst auf einen höheren Adel der Gesinnung, auf ein Ritterthum der Bildung und der Ehre.

Dieses Gute kam durch die Kreuzzüge aus dem Morgenland nach dem Abendland; aber auch noch Anderes. Durch den nach dem heiligen Grabe zurückgewandten Glaubenskampf wurden das Morgenland und das Abendland so mit einander in Berührung gebracht, daß der Völkerverkehr zwischen beiden fortan ein ununterbrochener blieb. Ein Welthandel entstand durch die Kreuzzüge. Durch sie belebte sich von Indien aus bis nach Italien der Verkehr, und dieser erweiterte Verkehr wirkte auf Gewerbewesen, Ackerbau und Handel. Von Italien aus nahmen die Handelswaaren ihren Weg durch Deutschland nach dem Norden. Der rheinische Städtebund, die Hansa an der

Nordsee, die jedoch erst im vierzehnten Jahrhundert in Blüthe trat, und andere Städtebündnisse gaben dem Bürgerthum Macht und Einfluß.

Denn durch den nun fortwährenden Handelsverkehr mit Provencalen, Sarazenen, Italienern nahmen die Städte des Abendlandes zu an Wohlstand und Bildung; zunächst die in Italien, bald darauf die in Deutschland. Der Bürgerstand dieser Städte, bestimmt, der Kern der christlichen Völker zu werden, nahm auf einmal einen Aufschwung, und je mehr der Bürgerstand sich bereicherte durch die neuen Bedürfnisse der weltlichen und geistlichen Herren, welche diese durch die Kreuzzüge hatten kennen lernen, und welche der Handel befriedigen mußte, desto leichter war es, daß weltliche und geistliche Herren ihre Gerichtsbarkeit und andere Rechte an die Bürger verpfändeten oder verkauften. Die Städte erlangten die Selbstverwaltung und das Waffenrecht, und damit wuchs der Gemeingeist und die Freiheit. Im Jahre 1302 waren die Städte in Frankreich schon so weit, daß sie als dritter Stand neben der Geistlichkeit und dem Adel berufen wurden zu den ständischen Berathungen; namentlich weil sie in dem Kampfe der Krone mit den Großen des Reiches der ersteren mit Geld Beistand geleistet. Ebenso war es im deutschen Reiche. Die durch Handel gekräftigten Städtebürger hielten zu den deutschen Königen und Kaisern in deren Kampf gegen das Pabstthum wie gegen weltliche Große, und erlangten dafür von der Krone Schutz, Freiheiten, vielfache Vergünstigungen, sowohl die Städte am Bodensee, an der Donau, am Main, als auch die am Rhein.

Es ist aber ein anerkannter Satz: „Mit dem Aufblühen des Bürgerstandes hebt erst jede wahre Civilisation und höhere geistigere Bildung überhaupt an."

Für die geistige Entwicklung und für die Civilisation und Freiheit des dritten Standes haben die Kreuzzüge viel beigetragen, neben der allgemeinen geistigen Anregung, die von ihnen ausging. Das war um so wichtiger für das Christenthum und das christliche Gemeindeleben, je näher die Christenheit daran war, in Dumpfheit und Unwissenheit zu versinken, und eine

abergläubische, blind ergebene, willenlose Heerde unter dem Krummstab des geistlichen Oberhirten zu werden; und je mehr neben der Priesterkaste der Feudaladel, als eine höhere Kriegerkaste, das Volk in Knechtschaft hinabdrückte; je mehr Priesterkaste und Kriegerkaste wetteiferten, die gemeine uralte Freiheit der Germanen zu vernichten und Hand in Hand alle Herrschaft an sich zu reißen; je mehr es dahin gekommen war, daß das Recht in der Gewalt, in dem Schwerte, lag, die Fürstenmacht despotisch wurde, und Geistlichkeit und Adel dem Fürstendespotismus nur entgegentraten, um ungehindert selbst Despotismus nach unten hin zu üben, auf die waffenlosen Bewohner auf dem Lande.

Während von dieser Seite das Landvolk aus seiner Freiheit in Hörigkeit und Leibeigenschaft systematisch hinabgedrückt wurde, waren es gerade auch die Kreuzzüge, welche die Zahl der freien Leute vermehrten. Besonders in England, auch in Frankreich, jedoch nur selten in Deutschland hatten die Herren vor ihrer Kreuzfahrt ihre Leibeigenen freigelassen. Ueberall aber, auch in Deutschland, waren die von der Kreuzfahrt zurückgekehrten Leibeigenen frei geworden. Die Kirche drang nachdrücklicher als je auf Abschaffung der Leibeigenschaft, in England, Italien und Frankreich mit theilweisem Erfolg. In Deutschland nahmen die aufkommenden Städte flüchtige Hörige und Leibeigene als Pfahlbürger (Schutzbürger) auf. So hatten die Kreuzzüge auch für den bäuerlichen Stand wohlthätige Folgen.

Der Pabst hatte die Kreuzzüge geleitet, durch Vertreter, welche er mitsandte. Alle Streitigkeiten unter den Kreuzfahrern hatte der Pabst entschieden. Während der Kreuzzüge und unmittelbar nach denselben stand der Pabst da als Oberherr der ganzen abendländischen Christenheit, und seine Richterentscheidung wurde anerkannt von den Völkern. Die Geistlichkeit hatte sich während der Kreuzzüge sehr bereichert an Gütern und Vorrechten, durch wohlfeile Käufe von den Kreuzfahrern, durch Geschenke und Vermächtnisse, welche diese vor ihrem Abzuge an die Kirche machten.

Waren aber auch die Kreuzzüge der Höhepunkt des Pabstthums, und brachten sie ihm augenblickliche Vortheile; so wurde

durch die Kreuzzüge dagegen wieder viel Samen im Abendland ausgestreut, welcher in der Folgezeit mancherlei Früchte trug, die für das Pabstthum sehr gefährlich wurden, an denen es erkrankte, und, weil es die Heilmittel nicht zu sich nehmen wollte, hinsiecht in unsern Tagen.

Dieselben Mittel, mit welchen das Pabstthum aus Bedrängnissen sich augenblicklich rettete, wurden Gifte für das Pabstthum in der Folge. Das zeigte sich schon in seinem Kampfe mit dem schwäbischen Kaiserhause.

Sieben und vierzigstes Kapitel.

Das Wormser Concordat. Neue Triumphe des Pabstthums.

Ueber den Pabst Paschal II. und über die Fürsten, welche den Sohn Kaiser Heinrichs IV. zum Meineid und zur Ruchlosigkeit gegen seinen Vater mißbraucht hatten, kam schnell die Vergeltung: sobald König Heinrich V. fest auf dem Throne saß, ließ er die Maske fallen. Jener Prinz Heinrich, der so fromm gehorsam, so demüthig Alles dem heiligen Stuhle versprochen hatte, stand auf dem Throne mit Einem Schlag als das da, was er wirklich war: als gebieterischer, gewaltsamer Herr, der alle Hoheitsrechte der Krone behauptete gegen die Fürsten wie gegen den Pabst. Ja er lohnte der römischen Kanzlei ihre Arglist mit Hohn und Arglist zugleich, indem er erklärte, er werde der Kirche wie seiner Mutter, dem Pabste wie seinem Vater gehorsam seyn; seine Mutter war todt, seinen Vater hatte er ruchlos mißhandelt, und die römische Kirche empfand schnell, daß sie für ihn todt war.

Ohne Rücksicht auf alte und neue päbstliche Beschlüsse, nahm er die Oberlehensherrlichkeit des Königthums bei der Wahl der Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte thatsächlich für sich in Anspruch: er belehnte Bischöfe und ließ sie weihen, setzte gegen des Pabsts ausdrückliches Verbot einen Prälaten wieder in sein Stift ein, in

die Abtei St. Tron sogar einen vom Pabste Gebannten. Er warf sich mit so ungeheurer Macht auf Rom, daß der Pabst in äußerster Noth, verlassen von allem Beistand, sich erbot, wenn der König am Tage, wo er ihn zum Kaiser kröne, das Recht, die Bischöfe zu wählen und zu belehnen (das Investiturrecht), in die Hände des Statthalters Petri niederlege, so wolle er, der Pabst, Alles zurückgeben, was die Kirche vom deutschen Reiche zu Lehen trage, alles weltliche Besitzthum der Bischöfe; und jeder Geistliche, der künftig ein fürstliches Recht sich anmaaße, solle mit dem Fluche der Kirche belegt seyn.

Der Pabst wollte Zeit gewinnen. Der König aber zog in Rom ein, auf diesen Vertrag hin, stieg vor dem Pabste vom Pferde, beugte seine Kniee, erhob sich, küßte den Pabst dreimal auf Stirne, Mund und Augen, hielt dann demselben das Pferd und den Bügel, und führte ihn mit der Rechten gegen die Thüre der Peterskirche. Der Pabst that, als erfülle er den Vertrag, und gebe alle Städte, Herrschaften und Rechte, welche die Kirche seit Karl dem Großen vom Reich erhalten habe, zurück; die Prälaten schalten den Pabst einen Ketzer, und verweigerten die Zustimmung. Als der König nun nur die Krönung verlangte, verweigerte sie der Pabst. Da nahm der König den Pabst und die Kardinäle gefangen, und führte sie weg ins deutsche Lager. Die Gefangennahme so vieler edeln Römer brachte Rom in die Waffen.

Nach furchtbarem Blutbade hüben und drüben blieben die Deutschen im Sieg, und nach zwei Monaten Gefangenschaft gab, von Geistlichen und Weltlichen Roms wegen ihrer elenden Lage bestürmt, der Pabst nach. „So muß ich denn," seufzte er, „der Befreiung der Kirche und dem Frieden zu lieb, nachgeben, was ich aus Rücksicht auf mein Leben nie nachgegeben hätte!" Er vollzog die Kaiserkrönung, und gab das so lang verfochtene Recht der Investitur auf: Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte sollten fortan, ohne Einsprache, durch den königlichen Oberlehensherrn mit Ring und Stab belehnt werden, zum Zeichen ihrer Abhängigkeit von der weltlichen Krone.

Dabei mußte der Pabst eidlich geloben, dem König in Allem, was des Kaisers Sache sey, Beistand zu leisten, sich niemals an

ihm zu rächen, und niemals wegen irgend etwas den Bann über den König auszusprechen, im April 1111.

Das war die Vergeltung des Königthums gegen das Pabstthum für die Demüthigung des erstern zu Canossa: es war des vierten Heinrichs nicht zur Ruhe gekommener Schatten, welcher in der Peterskirche dem Sohne vor die Seele trat, Rache und Sühne fordernd. Das Pabstthum war zu weit gegangen, weit hinaus über das, was Gregor VII. wollte, und hatte sich vom bösen Geiste der Selbstsucht zu ganz Unchristlichem verführen lassen.

Auch daran dachte der fünfte Heinrich am Altare der Peterskirche, als er das Pabstthum so tief demüthigte: er dachte der Leiche seines unglücklichen Vaters, der Kaiserleiche, die seit fünf Jahren in steinernem Sarg noch über der Erde stand, in einem ungeweihten Gewölbe, weil der Pabst den Bann des Todten nicht lösen und seine kirchliche Bestattung nicht erlauben wollte. Jetzt zwang das Schwert des Sohnes den widerchristlich gewordenen Priester auf dem Stuhle Petri, daß er den Bann von dem Todten nahm.

Darin war der Kaiser Heinrich V. unendlich christlicher, als der Pabst Paschal II., und er ließ es bei seiner Rückkehr nach Deutschland das Erste seyn, die mißhandelte Leiche des mißhandelten Vaters zu bestatten, so prächtig und feierlich, wie nie zuvor ein Kaiser bestattet worden war, und den Städten, deren Bürger seinem Vater die Treue so schön bewährt hatten, voran Speyer und Worms, gab er zu den alten neue Freiheiten und Rechte, als Lohn dieser Treue, und pries sie öffentlich als die würdigsten Bürger des Reiches.

Auf einer großen Synode im Lateran erklärte Pabst Paschal, von den Trägern des kirchlichen Systems täglich bedrängt, die Zugeständnisse an den Kaiser für gewaltsam abgezwungen und den Vertrag für ungültig; die Kirche sey damals nicht frei gewesen, Stadt und Land am Rande des Verderbens. Um seinen Eid zu umgehen, ließ er den Bann durch die Kirchenversammlung von Vienne über den Kaiser aussprechen, als über einen „zweiten Judas und Kirchenschänder". Dem Pabste hatte Heinrich V.

zwar die Hand gebunden, aber statt des Pabstes schleuderte jetzt die Kirchenversammlung den Bannstrahl gegen ihn.

Zu dem neu erwachenden Kampfe kam noch, daß durch den Tod der Markgräfin Mathilde der Streit über ihre reiche Erbschaft entbrannte. Der Kaiser forderte ihre Länder theils für sich als nächster Verwandter, theils als Lehen des Reiches für das Reich; Mathildis aber hatte nach in die Hand Gregors VII. all ihr Eigengut, nach einer andern, zweifelhaften Urkunde sogar, was sie rechtlich nicht konnte, alle ihre Länder der Kirche vermacht. Darum forderte nun der Pabst alle ihre Länder und Güter als Erbtheil St. Peters. Der Kaiser aber nahm die verfallenen Lehen des Reiches mit Waffengewalt, vertrieb Pabst Paschal aus Rom, und dieser starb bald darauf.

Sein Nachfolger, Gelasius II., mußte nach dem befreundeten Frankreich flüchten und starb gleich nachher, nach einjährigem Pabstthum. Pabst Kalixtus II. erneute den Bann wider den Kaiser als „einen zweiten Judas", und in Rom warf die hierarchische Partei den Gegenpabst, den der Kaiser aufgestellt, unter grausamer Verhöhnung und Mißhandlung in den Kerker. Die kirchliche Partei suchte den Bürgerkrieg in Deutschland neu anzufachen; des Kaisers vertrauteste geistliche Räthe erfaßte der Geist der Hierarchie. Aber die Mehrheit der Völker drang, müde des fünfzigjährigen Haders zwischen Pabst und Kaiser und des Kriegselends, auf Frieden, und Kaiser und Pabst sahen sich zu dem Concordat von Worms gezwungen, das im Jahre 1122 auf dem Wormser Reichstag geschlossen, im Jahre darauf zu Rom bestätigt wurde auf der ersten allgemeinen Kirchenversammlung im Lateran.

Es war ein Uebereinkommen, wie es schon die Kronen von Frankreich und England mit dem römischen Stuhle hatten. Der lange Kampf entschied sich in einer Weise, wie ihn Gregor VII. im Beginne des Streites aufgefaßt hatte. Der Kaiser gab die freie Wahl und Weihe aller Bischöfe und Aebte nach den kirchlichen Gesetzen an die Kirche; und der Pabst genehmigte, daß die Wahl deutscher Prälaten in Gegenwart des Kaisers ohne Gewalt und Simonie vollzogen werde.

Der Kaiser übergab Gott, dem heiligen Petrus und Paulus und der katholischen Kirche alle Investitur mit Ring und Stab. Der Gewählte solle die Reichslehen aber dadurch empfangen, daß der Kaiser ihm das Scepter übergebe und ihn dadurch in Lehenspflichtigkeit nehme, Alles zu leisten, was ein Belehnter Kaiser und Reich schuldig sey. Das solle bei den Gewählten diesseits der Alpen noch vor der geistlichen Weihe geschehen, bei denen jenseits der Alpen nach der geistlichen Weihe. Bei zwiespältigen Wahlen solle der Kaiser dem gerechten Theile helfen nach dem Rathe des Erzbischofs und der Bischöfe.

In dem Vertrage gewann der Kaiser, aber im Glauben der Zeit hatte das Pabstthum dennoch einen Voraus.

Noch immer trug die öffentliche Meinung des priesterlich-kriegerischen Zeitalters den Pabst höher empor als den Kaiser, und schon darum, wegen dieses überwiegenden Ansehens, das der Pabst in den Augen der Christenheit hatte, mußte der Einfluß, den bisher die Kaiser auf die Bischofswahlen gehabt hatten, von selbst auf den Pabst übergehen, da ja jetzt die Bischofswahlen gesetzlich für unabhängig von Einflüssen des Kaisers erklärt waren.

Da befreite vollends der Tod des fünften Heinrich in dessen sechs und vierzigstem Lebensjahre den römischen Stuhl von dessen Druck. Mit ihm war das fränkische Kaiserhaus in seinem Mannsstamm ausgestorben.

Die Kirche hatte durch das Wormser Concordat ihr eigenes Gebiet erlangt, wie der Staat; das Kaiserthum konnte innerhalb seiner Gränzen sich ausbilden und für das christliche Leben thätig seyn; die Kirche hatte Raum genug, innerhalb ihres Gebietes sich zu entwickeln, und an der Verwirklichung des Gottesreiches auf Erden zu arbeiten. Da, beim Aussterben des fränkischen Kaiserhauses, trat der Versucher zu dem Pabst, und er unterlag der Versuchung. Der Führer der päbstlichen Partei im deutschen Reiche, der arglistige Erzbischof Adalbert von Mainz, setzte die Wahl des Sachsenherzogs Lothar zum deutschen Könige durch, und da Lothar II. seine Königskrone von einem Theile der Reichsfürsten und namentlich vom Pabste erkauft hatte, mußte er dafür die Frucht des langen Kampfes, die Frucht des

Wormser Vertrages, der Kirche aufopfern; er mußte die Bischöfe der Pflicht entbinden, dem Kaiser unbedingte Lehenshuldigung zu thun; sie schwuren fortan den Eid nur unter Vorbehalt ihrer kirchlichen Verhältnisse. Das gestand Lothar dem Pabste Honorius II. zu, noch weiter aber nach dessen Tode dem Pabste Innocenz II. Hatte er schon bei Pabst Honorius die päbstliche Bestätigung seiner Königswahl nachgesucht, so lieferte er jetzt für die Kaiserkrönung alle Eigengüter der Mathilde, die seit Heinrichs Besitznahme beim Reiche gewesen waren, an den päbstlichen Stuhl aus, ließ sich dann mit diesen Gütern förmlich vom Pabste belehnen, schwur, er, der Kaiser, dem Pabst, als seinem Lehensherrn, den Dienstmanneneid, und gelobte einen Jahreszins von hundert Mark. Die Römer malten diese Scene, wie der Kaiser des Pabstes Vasall wurde, und stellten dieses Gemälde im Lateran auf.

Ebenso gestand Lothar dem Pabste zu, daß fortan weder der Kaiser, noch ein Bevollmächtigter bei der Wahl der Bischöfe zugegen seyn dürfe.

Acht und vierzigstes Kapitel.

Arnold von Brescia und der politisch-religiöse Protestantismus.

Das schmähliche Mißlingen des zweiten großen Kreuzzugs gab dem päbstlichen Ansehen einen harten Stoß, und die Aufregung des Zeitgeistes, der sich wider die päbstliche Kirchengewalt, gegen das römisch-katholische Priesterkönigthum zu erheben anfing, welche Pabst Eugen III. durch den zweiten Kreuzzug glücklich nach dem Morgenland abgeleitet glaubte, griff jetzt nur um so gefährlicher um sich, eine Art religiös-politischer Protestantismus; der griff um sich in ganz Italien, in der Schweiz, im südlichen Deutschland.

Dieser neue Geist ging aus von der wissenschaftlichen Unter-

suchung, welche das Religiöse und Politische in ihren Kreis zog, und der Hauptheld dieser religiös-politischen Bewegung war ein junger Geistlicher Italiens, Arnold von Brescia.

Arnold war ein Schüler Peter Abälards, welcher den größten wissenschaftlichen Einfluß auf seine Zeit hatte, des kühnen Kritikers der Kirchendogmen, welcher die Vernunft und die Kritik dem Glaubenszwang des römischen Stuhles entgegensetzte, und mit welchem wir weiter unten als einem Hauptvorläufer der Reformation werden näher bekannt werden.

Arnold hatte so wenig als ein anderer Reformer gleich von vorn herein alles das, was er wollte, fertig in sich; er ging nach und nach weiter, unter der Klärung seiner eigenen Gedanken und unter dem Drang der Verhältnisse, die ihn weiter trieben oder mit sich fortrissen.

Zuerst stieß sich nur das sittliche Ideal, das er in sich und an sich hatte, an der harten, wüsten Wirklichkeit des Lebens, das sowohl die Geistlichkeit seiner Zeit, als auch die Laienwelt führte; und er wollte zuerst nur dieses reinigen. Darum predigte er mit glühender Beredtsamkeit gegen dieses Leben der Kirche, aber noch nicht gegen die Lehre der Kirche. Sein Ideal war die apostolische Zeit; eine solche reine Gemeinschaft der Gläubigen sollte seine Gegenwart wieder werden. Sein Jugendenthusiasmus ließ ihn die Hindernisse nicht übersehen, aber überfliegen. Von Schritt zu Schritt weiter gedrängt, kam Arnold erst auf sein letztes Ziel. Er war ein reichbegabter Geist, der etwas Altrömisch-Großartiges an sich hatte, wie alle Reformer Italiens, der frühere Krescentius, wie der spätere Kola de Rienzi, ins Moderne übersetzte Brutus- und Gracchus-Naturen.

Als dieses letzte Ziel läßt sich aus dem Wenigen, was überliefert ist, die Gründung christlicher Freistaaten heraus erkennen, welche nur in dem Kaiser als Oberhaupt ihre Einheit finden sollten. Zunächst sollte sein Vaterland Italien zu einer großen Bundesrepublik umgeschaffen werden. Zu diesem Zweck wollte er zuerst darin die weltliche Herrschaft der Geistlichkeit brechen; ein Streben, worin ihm alle Städte jenseits der Alpen mit ihrem Drang nach völliger Unabhängigkeit, und ein

großer Theil des südlichen Frankreichs, entgegen zu kommen und wofür sich Manches zu vereinigen schien.

Auf Kanzeln, auf öffentlichen Plätzen, auf freiem Felde lehrte er, wie unevangelisch es sey, daß die Geistlichen jetzt Herzogthümer, Grafschaften, Städte, Burgen, Kriegsmannen und andere Fürstengewalt haben; sie müssen sich mit den freiwilligen Gaben der Volksandacht und mit dem Zehenten begnügen, und der Nachfolger Christi, der in Knechtsgestalt auf Erden gewandelt habe, dürfe nicht auf einem Throne sitzen. Darin sprach Arnold nur im Einklang mit einzelnen Sekten, namentlich den Katharern, die in Frankreich und Italien sich fanden; in Brescia selbst hatte bereits eine kleine Katharergemeinde sich gebildet.

Im Jahr 1139 auf der Lateransynode von seinem Bischof als Ketzer angeklagt, wurde er von Pabst Innocenz II. verurtheilt, den Boden Italiens zu meiden, und zugleich wurde ihm ein Eid auferlegt, daß er schweige und seine Lehre nicht mehr predige.

Arnold ging nach Frankreich zu seinem berühmten Lehrer Abälard. Der für den römischen Katholizismus fanatische Bernhard von Clairvaux vertrieb auch aus Frankreich „den Schildträger des Goliath Abälard", den feurigen Arnold; die Synode von Sens verdammte Arnold mit Abälard zugleich; der Pabst bestätigte das Urtheil, und befahl, beide „Ketzer" gefangen zu nehmen und jeden in ein anderes Kloster einzusperren. Aber Arnold erreichte zuvor noch die Schweiz, im Jahre 1140: das schöne Gelände am Bodensee und die Schweizer Alpen gaben schon damals eine gastliche Freistatt solchen, welche um ihres politischen oder religiösen Bekenntnisses willen verfolgt waren. In Zürich fanden seine Predigten einen so empfänglichen Boden, daß sein Einfluß noch lange nachher daselbst zu erkennen war; ebenso in der ganzen Diözese Konstanz. Bei der eigenthümlich politisch-religiösen Anschauung Arnolds war der Einfluß seiner Lehre und seiner Gegenwart auch auf die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens so natürlich, wie der Einfluß des Lichtes und der Wärme auf Blüthe und Frucht. Wo Feuer gepflegt wird, da wirkt es erhellend und erwärmend durch Alles ringsum. Dogmatik

ar ja nicht Arnolds Sache, sondern praktische Reformen in
irche und Staat. Der „heilige“ Bernhard griff den Bischof
on Konstanz darüber an, daß er „diesen brüllenden Löwen,
essen Feind des Kreuzes Christi“ dulde; er solle ihn ver-
eiben oder einsperren lassen.

Die Bezeichnung „Feind des Kreuzes Christi“ scheint darauf
u deuten, daß Arnold gegen die Theilnahme am Kreuzzug
ehrte, womit der römische Stuhl seit mehreren Jahren, der hei-
ge Bernhard seit 1144 umging. Das wiederholt sich bei allen
olitisch und religiös Freidenkenden durch das ganze Zeitalter
er Kreuzzüge, und ebenso vor, während und nach der Re-
ormation; und wie im Jahre 1251 in der Picardie ein ehe-
maliger Cisterzienser-Mönch, wie Georg Dosa dritthalbhundert
Jahre später in Ungarn, wie Ulrich von Hutten in den ersten
Jahren der Reformation ausdrücklich erklärten, nicht gegen die
Ungläubigen im fernen Morgenlande, sondern gegen das Wider-
christenthum und die Tyrannei des Pabstes und der Priesterschaft
müsse man zu Felde ziehen und alle Kräfte vereinigen, so hat
ohne Zweifel auch Arnold schon davon abgerathen, die Kraft
des Widerstands gegen die Hierarchie durch die Theilnahme an
dem Kreuzzug zu schwächen, und dafür gesprochen, vielmehr die
weltliche Gewalt der Priesterschaft zu brechen und die Völker von
ihrer Herrschaft zu befreien.

Damals hieß die heutige Schweiz noch Oberschwaben,
die „oberen Lande Schwabens“, mit Zürich als Hauptstadt; die
Hauptstadt Niederschwabens, des heutigen Schwabenlandes,
war Ulm, und das Herz von Deutschland war Niederschwaben.
Durch alle schwäbischen Städte ging urkundlich während Arnolds
Aufenthalt in der Schweiz eine so eigenthümliche religiös-politische
Aufregung, daß auf einer großen Versammlung in Ulm beschlossen
wurde: „Wer in den Bann gethan werde, müsse vor einem weltli-
chen Gerichte verhört und überwiesen werden, damit nicht die
Ränke des Priesterthums störend in die Ordnung des Staates
eingreifen, und daß die, welche die Kirche exkommunizire, dennoch
gute Christen, Bürger und Edle seyn und bleiben können.“ Zu
gleicher Zeit klagte die Priesterkirche: „ein neues Evangelium

werde für die Völker geschmiedet, ein neuer Glaube gelehrt, ein neuer Grundstein gelegt, der menschliche Geist vermesse sich aller Dinge, und lasse nichts dem Glauben übrig."

Daß, außer Arnold, in Schwaben und dem damals so hochwichtigen Herzogssitz und Handelsplatz Ulm, einem der Knotenpunkte des Welthandels, der freie Geist des Gedankens durch den Handelsverkehr und durch den Einfluß der der Priesterschaft feindlichen Sekten gewirkt habe, versteht sich von selbst, aber ebenso auch, daß Arnold von Oberschwaben aus nach Niederschwaben während seines fünfjährigen Aufenthalts daselbst hin und her ging: jeder Zweifel daran wäre geradezu so, als hätte Arnold etwas wollen, aber entweder nicht daran gedacht, oder es, bei offenen Thüren und Herzen nicht gewagt, durchzuführen, was er wollte.

Von Arnold ging ein solcher „Gluthhauch" wider die Hierarchie aus, daß die bloße Verhandlung über ihn und seine Lehre auf der Kirchenversammlung im Lateran nicht bloß Rom selbst, sondern den Kirchenstaat in Flammen setzte. Was Ein Mann mit großen Gedanken, welchen das Bedürfniß und die Stimmung der Zeit entgegenkommt, durch eine Einzige Rede am rechten Ort, von dem aus jedes seiner Worte in die Weite fortschallt, erleuchten und entzünden kann, davon haben nur diejenigen eine Vorstellung, welche so etwas mit angesehen, an sich oder Andern erfahren haben.

Gerade durch die synodale Behandlung und Verurtheilung Arnolds in Rom waren seine Grundsätze in dieser Weltstadt erst allgemein bekannt, er selbst der Held des Tages geworden, und der seit lange in Rom angesammelte Stoff tausendfältiger Abneigung gegen das Priesterregiment und jener in Rom bis heute nicht ganz verklungene Nachhall altrömischer republikanischer Erinnerungen wurden dadurch gewaltig verstärkt. Wenige Monate nach dieser Verhandlung brach eine altrepublikanische Bewegung in Rom aus, welche sich nach wechselnden Kämpfen und Vergleichen zwischen der republikanischen Partei und dem päbstlichen Hofe damit endete, daß Pabst Innocenz II. am 24. September 1143 zu Rom starb, aus Schrecken darüber, daß ganz Rom plötz-

lich aufstand, und alle weltliche Macht und Herrschaft dem Pabste entzog.

Die neurömischen Republikaner verkündeten vom Kapitol herab die alte Republik; „Senat und Volk der ewigen Roma", die lange im Grabe lagen, suchte man wieder herauf zu beschwören, und eine Menge altrömischer, republikanischer Formen wurde wieder hervorgesucht. Der neue Senat nahm die dem Pabst entzogenen weltlichen Geschäfte an sich. Senat und Volk von Rom zeigten dem deutschen König Konrad im Jahre 1143 diese Veränderung ihrer Staatsverfassung an, durch welche der Pabst „auf kirchliches Regiment, Zehenten und Opfergaben beschränkt" worden war, und sie luden den König Konrad ein, zu kommen und nach dem alten Kaiserrecht seinen Sitz für die Weltherrschaft wieder in ihrer Stadt, der Hauptstadt der Welt, zu nehmen. Von da aus möge er wie die alten Imperatoren herrschen über Italien und das deutsche Reich, frei und besser als alle seine Vorfahren.

Noch liegt viel Dunkel auf dieser Bewegung Roms und des Kirchenstaats; das Pabstthum hat absichtlich einen Schleier darüber geworfen, und diese Tage harren noch einer vollen urkundlichen Beleuchtung. Sie sind viel wichtiger, inhaltschwerer, als man bisher angenommen hat. Es war eine große Krise für die Weltgeschichte, welche um viele Jahrhunderte früher die Gedanken, die Gefühle und die Formen der christlichen Menschheit anders, gewaltig reformatorisch, gestalten zu wollen schien, als es wirklich eingetreten ist.

Neun und vierzigstes Kapitel.

Pabst Cölestin II. und Arnolds Bedeutung.

Nur zweimal in der ganzen Geschichte des Pabstthums saß ohne Gegenpabst ein Pabst auf dem römischen Stuhle, welcher, vom Geiste der neuen Zeit voll, die christliche Welt aus den Angeln, in welchen sie bisher ging, ausheben und sie vorwärts

bewegen wollte: das waren die beiden freisinnigsten unter allen Päbsten, Cölestin II. und Clemens XIV., der große Ganganelli. Beide hatten das gleiche tragische Schicksal, nur mit dem Unterschiede, daß Ganganelli fünf Jahre auf dem römischen Stuhle saß, ehe er von den Feinden des Lichtes vergiftet wurde, sein Vorgänger sechs Jahrhunderte früher aber nur etwa fünf Monate noch am Leben gelassen wurde, nachdem er den päbstlichen Stuhl bestiegen hatte, als Cölestinus im edelsten Sinne des Wortes, als derjenige Pabst, welcher die Kirche auf die Angelegenheiten des Himmels, seinem angenommenen Namen gemäß, welcher „Mann des Himmlischen“ heißt, beschränken und vom Weltlichen ablenken wollte.

Die ganze hohe Bedeutung des kurzen Pabstthums Cölestins II., welcher im Jahre 1143 auf Innocenz II. folgte, tritt erst dadurch ans Licht, daß, was man bisher hervorzuheben vergessen hat, hervorhebt, nämlich das, daß Pabst Cölestin II. der Freund, der Verehrer, der Beschützer — des großen „Ketzers“ Arnold von Brescia war.

Thatsächlich ist: Als der Bischof von Konstanz vor der Verfolgungssucht des „heiligen“ Bernhard — Arnold nicht mehr in seiner Diözese zu dulden wagte, fand Arnold bei dem Freunde Abälards, dem Legaten in Oberdeutschland, dem Kardinal Guido von Citta di Castello, die gastlichste Zuflucht.

Pabst Cölestin II. aber ist kein Anderer, als der Kardinal Guido: mit ihm bestiegen Abälards und Arnolds Grundsätze den Stuhl des heiligen Petrus.

Das sind die Tage der großen Krise in Rom, wo es sich fragte, ob die Grundsätze Arnolds und Abälards zu Grundsätzen des päbstlichen Stuhles und der christlichen Welt fortan werden sollten, oder ob, als noch immer nicht mündig und reif, Fürsten und Völker Europas noch im alten Gängelband zu gehen haben. Gott läßt wetterleuchten in der Natur, ohne daß das Gewitter zündend und donnerschlagend ausbricht. Der heißen Gewitterzeit geht solches Wetterleuchten und Frühdonnern voran und Wetterleuchten folgt ihr auch nach. So ist es auch auf dem Felde des Geistes, in der Geschichte der Menschheit. So

war es mit Arnold und mit seinem Gesinnungsgenossen, Pabst Cölestin II.

In Einer geschichtlichen Quelle*) ist die Nachricht, nach dem Tode des Pabstes Innocenz II. sey Arnold aus der Schweiz nach Rom gegangen, und eine Schaar bewaffneter Schweizer mit ihm. Das Erste ist so natürlich, daß man gar nicht begreift, wie man jemals hat daran zweifeln können, da die Römer seinen Freund Guido zum Pabste gewählt hatten; und das Zweite ist nicht nur wahrscheinlich, sondern eben so natürlich, da es damals in Oberdeutschland, wie allenthalben, viel Abenteurergeist gab. Das zeigen die Kreuzzüge. Und daß Arnold von seinen Gesinnungsgenossen zur Befestigung des Sieges und der neuen Dinge in Rom, bei dem neu aufgegangenen Stern ihrer Sache daselbst, gerade so viele, als wollten und konnten, mit sich nahm oder nach sich zog, ist selbstverständlich.

Unter dem Dach des Legaten Guido hatte der heilige Bernhard Arnold und seine Grundsätze verfolgt: Arnold und den Pabst Guido, Cölestin II., mußte Bernhard grundsätzlich bis auf das Blut verfolgen, da Bernhard ein Fanatiker für das römisch-katholische Pabstthum war. Cölestin II. namentlich mußte der ganzen hierarchischen Partei als ein Verräther an ihrer Sache, als ein zu vernichtender Feind, erscheinen, gerade so, wie Pabst Ganganelli den Jesuiten.

Nach wenigen Monaten war Pabst Cölestin II — nicht mehr.

Man weiß nicht, wie dieser Pabst, welcher Abälards und Arnolds Freund war, starb. Er starb so schnell, und mit solchem Dunkel über seinen Tod; und es liegt nahe, daß er so schnell starb, weil er dieser Beiden und ihrer Grundsätze erklärter Freund war.

Sein Nachfolger, Pabst Lucius II., kämpfte blutig mit der Partei seines Vorgängers in Rom. Lucius war ein Pabst der altkirchlichen Partei. Hatten Arnold von Brescia und seine Gesinnungsgenossen den Pabst Cölestin II. durchgesetzt, so siegte gleich darauf wieder der „heilige“ Bernhard und sein Anhang, sehr unbekümmert um die Mittel, über den liberalen Pabst und

*) In den **Fasti Corbeienses**.

die Republikaner in Rom. Aber diesem Pabste Bernhards, Lucius II., wurde das Hirn mit einem Pflasterstein eingeworfen, als er ein fremdes Söldnerheer gegen „Senat und Volk" von Rom führte, und das Kapitol stürmen wollte, den festen Sitz der neuen Obrigkeit, welche seit drei Jahren die Römer sich gegeben hatten; er starb sofort daran im Jahre 1145.

Pabst Eugen III. lavirte Anfangs, nahm aber bald genug eine Stellung gegen das Volk, gegen das neurepublikanische Rom, ein, und die Folge davon war, daß auch er, wie Lucius, verjagt wurde und nach Frankreich floh, in das stille Kloster seines Meisters, des „heiligen" Bernhard.

Nach dem Tode Cölestins und im augenblicklichen Siege der hierarchischen Partei in Rom hatte sich Arnold wohl nach seiner Vaterstadt Brescia oder in die Schweiz begeben. Die Kreuzzugsbewegung rauschte allenthalben. Es war den Führern der Hierarchie gelungen, König Konrad von Italien und Rom ferne zu halten und nach dem Morgenland abzulenken. Wenn der widerkirchliche Freiheitsgeist ganz Italien durchdrungen, und der deutsche König Konrad als Kaiser seinen bleibenden Sitz in Rom genommen hätte, so schien es um die weltliche Herrschaft des heiligen Stuhles gethan. Unter den Vorbereitungen zum Kreuzzug aber erscheint Arnold schon wieder in Rom selbst thätig.

Auf kurze Zeit zurückgeführt, ist Pabst Eugen III. zum zweitenmale zur Flucht nach Frankreich genöthigt, und seit dem Jahr 1146 trat Arnold offen in Rom als Reformator auf. Die Römer waren zwar für die sittlich-religiöse Seite seiner Lehre wenig empfänglich, um so mehr aber für die politische Seite. Immer mehr wurde die altrömische Republik in das neue Rom übersetzt, in äußerlichen Formen, ohne den altrömischen Geist. Der aus dem Kreuzzug zurückgekehrte deutsche König Konrad zeigte sich dem rings um ihn gährenden neuen Geiste so wenig abhold, daß der Pabst klagte, Konrad „denke daran, die heilige römisch-katholische Kirche, die Mutter aller Gläubigen, zu Boden zu werfen".

Die Bitten der Römer an ihn, sich als Kaiser in ihrer Stadt zu setzen, hatten sich wiederholt. Die hierarchische Partei,

der Pabst, der Normannenkönig Roger von Sizilien, und Welf, der mächtigste Große Süddeutschlands, erregten Unruhen in Schwaben, um auch jetzt wieder den König Konrad von Rom abzuhalten. Er aber hatte schon ein Heer zum Zuge nach Italien in Bamberg versammelt. Da starb er. — Er war plötzlich erkrankt, und der Verdacht griff Platz, die Hand der italienischen Aerzte, deren er sich bediente, habe ihm Gift gemischt. Die Krankheit verzehrte ihn unglaublich schnell, im Februar 1152.

Jetzt, von aller Furcht befreit, führte der Normannenkönig seinen Pabst Eugen III. siegreich nach Rom zurück, nach jahrelanger Verbannung. Aber die Lage der Dinge in Rom war so, daß der zurückgekehrte Pabst an die Formen der neuen Republik nicht zu rühren wagte. Arnold und sein Anhang hielt sich in Rom; und die Nachwirkungen des unglücklichen Ausgangs der Kreuzfahrt und noch mehr der Anblick des gewaltig um sich greifenden Zeitgeistes, welcher der weltlichen Herrschaft der Kirche ganz abhold sich erwies, hatten so starken Einfluß auf die Gedanken des heiligen Bernhard, daß er eine „Betrachtung über das Pabstthum" für Pabst Eugen schrieb, und dem Pabstthum eine der neuen Richtung des Völkergeistes entsprechendere Stellung und Rolle anwies. Der Pabst sollte nur noch das göttliche Richter- und Friedensamt unter den Völkern üben, und sich vor Versuchungen zu weltlichen Anmaaßungen bewahren. Es überkam den heiligen Bernhard die Ahnung der Zukunft: er weissagte, wenn die Kirche fortfahren würde in weltlichen Anmaaßungen, so würde daraus dem Pabstthum und der Kirche Unheil, dem ersteren das Ende seiner Macht kommen. Es war eine Weissagung aus dem Munde eines Geistes, der sein irdisches Gehäus zu verlassen im Begriff war; Bernhard ging noch im Jahre 1153 in die Ewigkeit hinüber.

Eugen starb ebenfalls schon in diesem selben Jahre 1153. Ihm folgte ein Pabst der republikanischen Partei, Anastasius IV., unter welchem Arnolds Einfluß in Rom wieder zunahm. Aber Anastasius starb schnell, und schon im Jahre 1154 folgte ihm Pabst Hadrian IV. An dem heiligen Bernhard hatte die Hierarchie, so schiens, ihren mächtigsten Geist-

verloren, und die widerkirchlichen Bestrebungen waren im Vortheil. Hadrian IV. wurde von den Republikanern zu Rom als einer der Ihren angesehen.

Ein und fünfzigstes Kapitel.

Hadrian IV. und Arnolds Untergang.

Hadrian IV. war ein Brite, der einzige Engländer, der je den päbstlichen Stuhl bestiegen hat. Er hieß Nikolaus Breakspeare, und war aus Langleac in der Grafschaft Hertfort, der Sohn eines Mönchs.

Von Paris, wo er Bettelstudent war, kam er nach Italien und hob sich, bloß durch seine Gaben des Kopfes und des Aeußern und daneben durch Benützung der Zeitverhältnisse, bis zum Bisthum Albano, endlich bis auf den Stuhl St. Peters. Er war schön von Gestalt, voll Feuer und festem Willen. Als nach seiner Wahl die Römer von ihm den Verzicht auf alle weltliche Herrschaft und die Bestätigung ihrer Republik, wie früher von Cölestin II. und Anastasius IV., einholen wollten, erkannten sie, daß sie sich in ihm geirrt hatten. Ohne die Abgeordneten des Volks einer Antwort zu würdigen, hieß er sie sich von seinem Thron entfernen. Das Volk kam in Aufruhr, der Kardinal Guido wurde auf dem Wege zu Hadrian tödtlich verwundet. Arnold, der eben von Rom abwesend war, wurde schnell herbeigerufen. Der Pabst entwich nach Orviedo und belegte Rom mit dem Kirchenbann. Bis auf diese Stunde hatte die Hauptstadt der Christenheit das noch nicht zu erfahren gehabt. Jetzt mußte sich zeigen, ob Arnolds Geist durchgedrungen war. Die Ostern kamen, kein Priester ertheilte die Sakramente. Vom Palmsonntag bis zum Gründonnerstag schien wirklich der Gott Roms gestorben. Eine Charwoche in Rom ohne die gewohnte Pracht und Feierlichkeit der Gottesdienste und der Umzüge — das war zu viel für Römerinnen und Römer. Unheimlich wurde die Menge. Der Senat, um die Republik nicht ganz scheitern zu

lassen, bat um Aufhebung des Bannes über die Stadt. Der Pabst verlangte vor Allem Unterwerfung unter den heiligen Stuhl und Auslieferung Arnolds und seiner eifrigsten Anhänger. Der Senat sprach die Verbannung über Arnold, und während dieser die Stadt verließ, er, der Gesetzgeber Roms, zog auf der andern Seite der heilige Vater mit allem Pomp in dieselbe ein, las wieder Messe, und die Bevölkerung jubelte.

Gefangen von den auflauernden Häschern des Pabstes, wurde Arnold von zwei ihm befreundeten Grafen wieder befreit und auf eines ihrer festen Schlösser geleitet, wo er als Prophet geehrt und behandelt wurde.

Schon nahete der deutsche König Friedrich I., der Hohenstaufe, auf dem Zuge zur Kaiserkrönung sich Rom. Der Pabst verlangte von dem Könige die Auslieferung Arnolds.

Friedrich haßte den neuen Geist der Zeit überhaupt, zumal den republikanischen Geist; er suchte sein Ideal nicht vor-, sondern rückwärts, ihm mußte Arnold als ein gefährlicher Schwärmer erscheinen. Auch hatte er schon in Deutschland dem Pabste zugesagt, „alle Feinde der Kirche zu unterdrücken". Er ließ einen der Grafen, welche Arnold schützten, überfallen und gefangennehmen, und dem andern wurde gedroht, der Gefangene müsse sterben, wenn er Arnold nicht dem König übergebe. So spielte sich König Friedrich den gefürchteten Mann in seine Hände. Dem Pabste küßte der König die Füße, und nach einiger Weigerung hielt er ihm auch den Bügel, und der Pabst gab ihm den Friedenskuß. Vor dem Könige sprach ein Verehrer Arnolds, der Kardinal Oktavian, für ihn.

Den entsandte der König in der Nacht mit einem Auftrag, in dieser Nacht lieferte er Arnold den Päbstlichen aus, am Morgen war Oktavian wieder bei dem König, es war zu spät. Arnolds Feinde hatten geeilt, ihre Rache an ihm zu kühlen. Vor Tagesanbruch hatten sie vor der Porta del Popolo einen Scheiterhaufen errichtet, rings um ein Holz, an welches Arnold gehangen wurde. Dann wurde der Holzstoß angezündet.

Eben dämmerte der Morgen, als die Flammen emporloderten. Mit seinen letzten Blicken konnte Arnold die Stadt

übersehen, für die er so lange gearbeitet hatte. Als sie die Flamme sahen, eilten die Römer bewaffnet herbei. Es war zu seiner Rettung zu spät. Von seinen verbrannten Gebeinen sogar wurde das Volk von den deutschen und päbstlichen Kriegsknechten weggetrieben. Der Pabst ließ Arnolds Asche in die Tiber streuen, damit sie nicht als Reliquie eines Märtyrers bewahrt und verehrt werde.

Mit der Morgenröthe zog König Friedrich zur Kaiserkrönung in Rom ein: wie viel hätte er wenige Jahre später darum gegeben, wenn er an Arnolds Geist und Einfluß einen Bundesgenossen gegen das Pabstthum gehabt hätte, welchem er jetzt ihn geopfert hatte.

Zwei und fünfzigstes Kapitel.

Das Pabstthum nahet dem Gipfel seiner Macht.

Eine Freundschaft mit solchem Anfang, wie die zwischen dem Hohenstaufen Friedrich I. und Pabst Hadrian IV., konnte keinen gesegneten Bestand haben; war sie doch geleimt mit dem gesetzlos vergossenen Blut des in unwürdigster Weise ausgelieferten Arnold von Brescia. Hadrian ließ den gekrönten Kaiser Friedrich I. bald genug das Wort hören, „der Kaiser trage das Reich vom Pabste zu Lehen".

Daß der frühere Bettelstudent aus England so zu dem deutschen König und römischen Kaiser vor aller Welt sprach, zu dem stolzen Hohenstaufen, der die Wiege seines Hauses im Wäscherschlößchen längst vergessen hatte, — das wurde bitter empfunden; aber nicht die ganze Nation der Deutschen empfand dieses bitter, sondern das Andere, daß das Haupt der Nation vom Pabste Lehensmann genannt wurde.

Von da an entwickelt sich der großartige und mehr als hundertjährige Kampf zwischen den Kaisern aus dem hohenstaufischen Hause und zwischen den römischen Päbsten, zwischen der Monarchie des Kaiserthums, welche die Erste in der Welt seyn wollte, und zwischen der Monarchie des Pabstthums;

ein Kampf, in welchem das Pabstthum das voraus hatte, daß es selbst auf derjenigen Grundlage stand, welche Jedem, ohne alle Rücksicht auf Geburt und Verhältnisse, frei ließ, vom Stuhle Petri aus die christliche Welt zu beherrschen, wofern er durch Begabung ein Herrschenswürdiger war.

Und zweitens hatte es das voraus, daß es die Zeit, nach vorübergehenden Mißgriffen, sogleich begriff, die bürgerliche Freiheit, in deren Bekämpfung der Hohenstaufe Friedrich I. sich fast sein Leben lang abmühte, von Rom aus schützte und zum Bundesgenossen nahm, also mit dem Geist in der Zeit, mit dem Freiheitsgeiste, sich verbündete, soweit dieser Freiheitsgeist ein politischer war, aber auch vieles im Religiösen den freien Städten nachsah, aus politischen Gründen.

Es war eine großartige Zeit, die Zeit dieses Kampfes zwischen „Waiblingern“ und „Welfen“ oder Kaiser und Pabst. Die Kirche hat große Vertreter darin, ebenso das Kaiserthum. Die große Zeit erzeugte, wie immer, große Männer. Die Päbste Hadrian IV., Alexander III., Innocenz III., Gregor IX. sind gewaltige Gestalten unter dem christlichen Priesterkleide mit dem Mark und der Macht altrömischer Charaktere und Staatsmänner. Und ebenso ihnen gegenüber die mächtigen, hochbegabten Gestalten der Hohenstaufen-Kaiser, Friedrich I., Heinrich VI., Philipp, Friedrich II., Konrad IV. Dabei hüben und drüben die Helden und Staatsmänner im Dienste der Kaiser und Päbste, und die der freien Städte, der kleinen Republiken in Italien und Deutschland. Es gehört dieser Kampf zu den tragischsten Kämpfen der Weltgeschichte; es spielt darin eine Welt voll Kraft und Geist, Tugenden und Sünden, Leidenschaften und Heldenthaten, Pracht- und Trauerspielsscenen. Wie unter diesem rauschenden Gewoge des Zeitkampfes die Christenheit und das Christenthum auch in der Stille lebten, beide mit ihrem durch nichts zu verwüstenden göttlichen Abzeichen, werden wir bald sehen.

Dieser große Kampf aber war vorzugsweise ein politischer, und wir heben darum hier nur das Markirendste desselben aus.*)

---

*) Wer das Nähere darüber und über die Vorausgänge lesen will,

Die Freundschaft zwischen Friedrich I. und Hadrian IV. ging so schnell in Feindschaft über, daß der Kaiser die Kardinäle des Pabstes schimpflich von sich schickte, daß er die Wallfahrten nach Rom und die Berufungen nach Rom beschränkte, und so eine Kluft machte zwischen der deutschen Kirche und Rom. Da hat gewiß mehr als einmal der Hohenstaufen-Kaiser Friedrich an Arnold von Brescia und an seinen deutschen Mitarbeiter Wetzel gedacht. Ja es kam so weit, daß in der Umgebung des Kaisers der Gedanke besprochen wurde, „der Einfalt des Gehorsams unter einem fremden Bischofe, dem römischen, ein Ende zu machen und eine deutsche Nationalkirche aufzurichten“.

Der Erzbischof von Trier war zum Haupte der deutschen Nationalkirche ausersehen. Diesem Bisthum, hieß es, habe der Herr nicht ohne Grund seinen ungenähten Rock, Petrus nicht ohne Grund seinen Stab hinterlassen.

So früh tauchte der Gedanke einer deutschen Nationalkirche auf, scheiterte aber daran, daß die deutschen Bischöfe dem von Trier den Vorrang mißgönnten, und der Kaiser zu tief in die italienischen Kämpfe verwickelt ward.

Hadrian war eben im Begriff, den Bannfluch über Kaiser Friedrich I. auszusprechen, als ihn der Tod wegnahm, im Jahre 1159.

Jetzt war wieder die Zeit, wo ein kaiserlicher Pabst, Viktor IV., und ein hierarchischer Pabst, Alexander III., zur Verwirrung der Christenheit zu gleicher Zeit Pabst seyn wollten. Alexander III. schloß den festesten Bund mit dem Bürgerthum der lombardischen Städte, der Pabst mit der Volksfreiheit, gegen den kaiserlichen Absolutismus; denn diesen wollte der Hohenstaufe Friedrich I. durchführen; und die Geschmeidigkeit goldgieriger Rechtsgelehrter von Bologna bewies dem deutschen „Barbaren“, wie ihn diese Italiener unter sich hießen, aus dem

---

vergleiche: W. Zimmermann, die Hohenstaufen, 2 Theile, Stuttgart L. F. Rieger; und: Der deutsche Kaisersaal, von W. Zimmermann. II. Auflage. Eben daselbst.

römischen Rechte der alten despotischen Kaiserzeit haarklein heraus, daß er, der Deutsche, zum Absolutismus, zum unumschränkten Königthum, befugt sey, zum Absolutismus nicht bloß über Italien, sondern auch über das deutsche Reich.

Das war durchaus fremd nicht nur deutschem Brauch und Recht, sondern auch germanisch-italienischem Brauch und Recht; es war fremd den Grundlehren der Christus-Religion; es war geradezu Gottlosigkeit aus der verdorbensten Zeit des Heidenthums.

So leuchtete das Pabstthum abermals im Lichte der Bürgerfreundlichkeit und des Schirms der Volksfreiheit, an der Spitze des lombardischen Städtebundes. Der Pabst, als Statthalter Gottes auf Erden, heiligte in den Augen der christlichen Welt und segnete die Waffen, welche die Städte Oberitaliens gegen den „Absolutismus" des Kaisers und die brutalen Bedrückungen der kaiserlichen Vögte ergriffen; es war somit im kirchlichen Sinne ein „heiliger Krieg" der Freiheit gegen Unterdrückung und Fremdherrschaft, welchen die Lombarden gegen den Kaiser führten, für Alle, deren Augen mit Ehrfurcht auf den Stuhl St. Peters schauten. Und selbst die gut römisch-katholischen Welfen in Deutschland hatten oder heuchelten eine Scheu, in diesem Kampfe auf Seite des Kaisers zu fechten.

Durch diesen Kampf stieg das Ansehen des Pabstes Alexander III. in einem für den weltlichen Absolutismus furchtbaren Wachsthum, vollends aber durch den Ausgang dieses Kampfes. Während des Kampfes wurde das Ansehen des hierarchischen Pabstes von dem Nationalgeiste des ganzen Italiens getragen, da er der Vertreter nicht bloß der kirchlichen, sondern der italienischen Selbstständigkeit war; ja getragen von der öffentlichen Meinung des Volkes in ganz Europa, welche in ihm den Vorfechter der Volksfreiheit gegen den Despotismus, der Nationen gegen den Machtmißbrauch der Könige, verehrte. Drei Gegenpäbste nach einander stellte der Kaiser gegen Alexander III. auf; die Welt sah wieder das Schauspiel, daß ein Pabst den andern verfluchte. Aber der Bannstrahl, welchen Alexander III. gegen den Kaiser schleuderte und gegen dessen Päbste, hatte mehr, ja alleinige Kraft.

Der Kampf des Hohenstaufen gegen das Pabstthum und die

republikanische Freiheit, die mit einander im Bunde waren, zeigte sich für den Ersteren um so schwerer auch noch dadurch, daß die Klöster mit den zahlreichen Mönchen ein durch ganz Deutschland und Italien aufgestelltes Heer von Streitern für den heiligen Stuhl waren, und daß die Geistlichkeit im deutschen Reiche sich in der Gerichtsbarkeit, überhaupt im Bürgerlichen, ganz unabhängig gemacht hatte. Der zwei und zwanzigjährige Kampf endete mit dem Friedensschluß von Venedig am 1. August 1177. Dem Kaiser blieb nichts, als die Freiheiten der Lombardenstädte anzuerkennen und sich mit ihnen und dem Pabst Alexander III. zu versöhnen. So gingen die Lombardenstädte als anerkannte Republiken, den großen Vasallen der Krone gleichgestellt, aus dem Kampfe hervor; die Kirche so sehr als Siegerin, daß der Kaiser seinen eigenen Pabst, Kalixt III., aufopferte — dieser Pabst sollte nach einem Friedensartikel mit einer Abtei versorgt werden —, und daß der Kaiser demüthig Alexander III. als das einzige rechtmäßige Oberhaupt der Kirche anerkannte.

Auf der Schwelle der Markuskirche zu Venedig erwartete der Pabst den Kaiser. Der warf den Kaisermantel ab, neigte sich zur Erde, und küßte dem Pabste die Füße. Zwar sprach er dabei: „Nicht Dir, sondern dem heiligen Petrus!“ Als Pabst Alexander den Kaiser zu seinen Füßen sah, weinte er, hob ihn auf, und gab ihm mit großer Ehrerbietung den Friedenskuß. „Herr Gott, dich loben wir!“ stimmte die Versammlung an. Der Kaiser führte den Pabst an der Hand durch die Kirche nach dem Chore, neigte vor dem Altare sein Haupt und empfing den päbstlichen Segen. Tags darauf wiederholte sich dieser Auftritt. Der Pabst lobpreisete Gott, daß der theure Sohn der Kirche, der glorreiche Kaiser, welcher verloren gewesen, wieder gefunden worden, daß der Vater ihn als seinen theuersten Sohn in die Arme der Liebe schließen könne, und das Schiff, so lang in den Leidensstrudel gerissen, endlich in den sichern Hafen des Friedens eile.

Der Erzbischof Christian von Mainz, der kolossalste Kriegsmann seiner Zeit, welcher während des Kriegs im wörtlichen Sinne mit seinem furchtbaren eisernen Streitkolben als kaiserlicher Feldhauptmann Tausende von Feinden nieder-

geschlagen hatte, sang bei dieser Gelegenheit mit heller Stimme das Hochamt, und machte den Dolmetscher des Kaisers bei den Verhandlungen. Der Kaiser gestand, daß er bisher auf dem Pfade der Wahrheit zu wandeln geglaubt habe, jetzt aber den Irrthum einsehe.

Pabst Alexander hatte zwar zuletzt seine Sache von der Sache der Volksfreiheit zu trennen versucht, und die Lombardenstädte hatten nur durch ihre drohende Stellung das Ihre im Frieden erlangt; ja er hatte eine so zweideutige Rolle gespielt, daß er nicht nur das Vertrauen der Lombarden verlor, sondern die edelsten Patrioten ihn geradezu einen Verräther nannten. Aber er gewann als Folge des Bundes mit der Volksfreiheit nicht nur die ungetheilte, von der ganzen Christenheit nun anerkannte Herrschaft des römischen Stuhles, sondern er behielt den Heiligenschein des Beschützers der Freiheit in den Augen der ferner wohnenden Christenheit.

Später ließ die triumphirende Kirche in der Sala Regia des Vatikan den Auftritt zwischen Pabst Alexander III. und Kaiser Friedrich I. zu Venedig im Styl papistischer Ausschmückung malen. Noch heute sieht man ein Freskogemälde daselbst, wie der Pabst auf den Stufen von San Marco sitzt, und seinen Fuß auf den Nacken des Kaisers Friedrich setzt. Und dieses Gemälde wurde gemalt auf Grund der in der römischen Kirche verbreiteten Sage, der Pabst habe wirklich den Fuß auf den Nacken des Kaisers gesetzt mit den Worten: „Ich werde auf die Schlange und den Basilisken treten, und treten auf den Löwen und auf den Drachen", und auf des Kaisers Ausruf: „Nicht Dir, sondern dem heiligen Petrus!" habe der Pabst erwiedert: „Mir wie dem Petrus."

Wirklichkeit oder Sage — gleich viel. Geglaubt wurde das im Mittelalter; und noch ein anderes Freskogemälde, im Dogenpalast zu Venedig, stellt das bis auf den heutigen Tag dar.

Drei und fünfzigstes Kapitel.

Triumph des Pabstthums in England.

Pabst Alexander hatte drei Jahre zuvor im höchsten Nordwesten Europas, in England, über dessen König einen gleichen Triumph errungen, wie über Kaiser Friedrich.

König Heinrich II. von England wollte ebenfalls die Rechte der Krone von dem Pabstthum zurückfordern. Die Geistlichkeit hatte sich auch in England vom Staate unabhängig gemacht und wollte in allen Rechtssachen der Geistlichen nur den römischen Stuhl als oberste entscheidende Behörde anerkennen. Auf der Ständeversammlung zu Clarendon im Jahre 1164 ließ der König durch seinen Kanzler Thomas Becket, den leichtsinnigen Genossen seiner Freuden, beschließen: „Die Wahl der Prälaten geschieht in des Königs Kapelle nach des Königs Rath; in allen bürgerlichen Sachen und im Streite mit Laien steht die Geistlichkeit vor des Königs Gericht. Ohne des Königs Willen darf kein Prozeß ins Ausland gezogen werden, noch ein Geistlicher ins Ausland gehen, oder der Bann über die Räthe des Königs gesprochen werden.“

Schon zwei Jahre zuvor hatte der König diesen seinen Kanzler zum Erzbischof von Canterbury ernannt, gerade damit er gegen den päbstlichen Stuhl und die Geistlichkeit durchführe, was der König wollte. Becket nahm zwar mit der ganzen Geistlichkeit auf dem Reichstag zu Clarendon die neuen Ordnungen des Königs an und beschwor sie. Aber bald darauf kam große Reue über diesen Eid ihn an: er legte seinen Erzbischofsmantel ab, vertauschte ihn mit einer Mönchskutte, erklärte seine Reue über die Anerkennung jener Beschlüsse in öffentlicher Kirchenbuße, und Pabst Alexander entband ihn des feierlichen Eidschwurs, welchen er auf die Beschlüsse von Clarendon gethan hatte.

Der königliche Kanzler war als Erzbischof der Kirche unvermerkt ein Anderer geworden; der von Pabst Alexander ausgehende kirchliche Geist hatte mit seiner geheimen Macht auch

Becket ergriffen, er war davon überwältigt worden; es war, als ob dieser Geist aus seiner Stellung als Kirchenhaupt in ihn überginge. Er floh vor des Königs Zorn nach Frankreich, aber dieser Zorn des Herrschers, der in Becket nur den Betrüger und Verräther an seinem Vertrauen sah, warf sich auf die schuldlosen Verwandten desselben, und traf sogar das Kind in der Wiege. Von Frankreich aus wirkte Thomas Becket, unterstützt von dem Pabste, für die Freiheit der Kirche mit allen geistlichen Waffen so nachdrücklich nach England hinüber, daß der König sich gezwungen sah, im Jahre 1170 mit ihm sich zu vergleichen und zu versöhnen. Becket kehrte in sein Erzbisthum zurück, sprach aber sofort über Alle den Bann aus, welche jetzt noch an den Beschlüssen von Clarendon halten würden. In der Leidenschaft des Augenblicks warf der erbitterte König ein Wort hin, und vier seiner Ritter gaben diesem unbedachten Worte mit unseliger, blinder Dienstfertigkeit die Folge der That: sie erschlugen den Erzbischof am Altare, am 29. Dezember 1170.

Die ganze Geistlichkeit Britanniens schrie über den König als Anstifter des Mords, die öffentliche Meinung klagte ihn ebenfalls der Blutschuld an. Dadurch und zugleich durch die Empörung der eigenen Söhne bedrängt, erkaufte der König die Lossprechung vom Pabste damit, daß er die Mörder Beckets dem freien Rechtsgang der Gerichte bloßgab, und in schimpflichem Aufzug öffentlich Buße that auf dem Grabe des „heiligen“ Becket; denn Pabst Alexander hatte diesen kühnen Märtyrer für die Freiheit der Kirche heilig gesprochen, und nur durch solchen Bußgang vermochte der König, sein von ihm abgewandtes Volk sich wieder zu versöhnen, im Jahr 1174.

Von da an war auf Jahrhunderte hinein die Königsmacht Englands gebeugt, und die Legaten des römischen Stuhles herrschten über die Kirche Englands und über die Beutel der Unterthanen wie der Krone. Ganz England war voll von den Wundern, welche, als an der Todes- und Ruhestatt des ermordeten „Heiligen“ vorgefallen, Einer dem Andern erzählte, als ein Gottesurtheil, „damit man sehe und fühle die Macht und Gnade Dessen, welcher immer in seinen Heiligen wunderbar und herrlich

ist". Johann von Salisbury, Bischof von Chartres, früher treuer Freund Beckets, schrieb in alle Welt, er habe es mit Augen gesehen, wie Blinde sehend, Taube hörend, Stumme redend, Lahme gehend, Spötter vom Teufel gefaßt worden seyen an Beckets Grab. Und Johann von Salisbury galt als frommer Mann, und Johann von Salisbury sagte das, und England und Frankreich glaubte das.

So groß war der Triumph des Pabstthums in diesen Jahren diesseits und jenseits des Kanals; und der Triumphwagen Alexanders III. ging auch in Rom selbst vernichtend über die letzten Reste der neurömischen Republik. Im Frühling 1178 zog Alexander als Priesterkönig in der alten Weltstadt ein: Rom hatte die Peterskirche und alle Hoheitsrechte in die Hand des Pabstes zurückgegeben, und Christian von Mainz hatte mit seinem Streitkolben die Römer und den geopferten kaiserlichen Pabst dazu gezwungen.

Daß der Pabst es war, welcher der Welt den lang ersehnten Frieden wieder gab, das nützte ihm sehr. Aber eben dieser lange Kampf hatte auch unter den Völkern mancherlei Gedanken erzeugt und verbreitet, welche der Herrschaft der Kirche über die Geister Abbruch thaten. Das Streben des Geistes der Zeit zu bürgerlicher Freiheit war durch das Bündniß mit der Kirche als ein gerechtes und christliches öffentlich anerkannt, und eben dadurch künftig von der Gefahr frei, als strafwürdige Auflehnung der Knechte gegen ihren Oberherrn bezeichnet zu werden. Ja, nicht bloß der Pabst, sondern der Kaiser selbst hatte dem Bunde der Städtebürger eine schwere, folgenreiche, öffentliche Anerkennung gegeben, indem er auf dem Kongreß zu Venedig mit diesem Städtebunde nicht sowohl als mit Unterthanen, vielmehr als mit einer Macht, unterhandelte.

Solche Umwandlung hatte der christliche Geist in der Zeit vollbracht. Mit bitterem Unmuth mußte der stolze Hohenstaufe die neue Macht, die zwischen der Kirche und der weltlichen Gewalt sich bildete, als eine gewaltigere über sich anerkennen, nämlich den Geist des Bürgerthums; und das änderte die ganze Politik der deutschen Krone. Sobald die große Persönlichkeit

Alexanders III. todt war, fielen die Römer wieder in ihren Republikanismus zurück: seinen Nachfolger, Lucius III., verjagten sie; die Päbste Urban III. und Gregor VIII. lebten und starben außerhalb Roms. Friedrichs I. Sohn, Kaiser Heinrich VI., hatte solches Glück, daß sich Neapel und Sizilien ihm als ihrem Herrscher unterwarfen; daß er ganz Italien, Rom und den neunzigjährigen Pabst Cölestin III. als Oberherr behandeln durfte; daß er im Begriffe war, die deutsche Krone im Hause der Hohenstaufen erblich zu machen, mit dem Kreuze bezeichnet das griechische Reich und das heilige Land zu erobern, und ein Weltreich zu gründen, größer, als das Karls des Großen gewesen war. Da nahm ihn der Tod weg, und der Herr Europas wurde wieder — ein Pabst. Das war Innocenz III.

Vier und fünfzigstes Kapitel.

Pabst Innocenz III.

Der große Pabst Innocenz III., aus erlauchtem römischem Hause, war einer der wenigen Päbste, welche in der Blüthe des Mannesalters, im sieben und dreißigsten Jahr, an die Spitze der Christenheit erhoben wurden.

Große Gedanken brachte er mit auf den Stuhl und führte sie meist durch. Diese Gedanken waren: die Befestigung des Kirchenstaats; die Befreiung des italienischen Bodens von ausländischen Herren; die Trennung der beiden Sizilien von der deutschen Krone; die neue Zucht und Ordnung für die Kirche; die Beherrschung des Abendlandes als einer großen christlichen Völkerfamilie durch das Haupt der Kirche, und die Rettung der Christen im Morgenlande.

Nie saß ein Pabst auf dem Thron, welcher eine so hohe geistige Bildung, solche Freiheit der Anschauungen mit so viel Glück, mit so viel Thatkraft und mit so viel Entschlossenheit verband, alles seinen großen Zwecken Entgegenstehende, selbst seine eigenen Sympathien, ohne Weiteres der Kirche zu opfern. Wie

sehr er über Vorurtheile hinaus war, dafür spricht schon das, daß er als Vormund Friedrichs II., der seinen Vater, Heinrich VI., als dreijähriges Kind verloren hatte, in so freisinniger Weise erziehen ließ, daß er ihm zu gleicher Zeit den gebildetsten seiner Kardinäle zum Hofmeister und — einen Sarazenen zum Lehrer in den philosophischen Wissenschaften gab; ja, daß er den Kaisersohn nachher selbst in der Kunst, Staaten und Völker zu regieren, unterwies, und daß Friedrich II., so wie er aus der Erziehung des dritten Innocenz hervorging, ein nach allen Seiten hin beweglicher, helldenkender Geist war.

Wie man auch über einzelne Handlungen des dritten Innocenz denken mag, jedenfalls war derselbe der geistreichste aller Päbste, und niemals hat ein künftiger Völkerkönig eine vortreffliche Erziehung erhalten, als der geistreichste aller deutschen Kaiser, der Hohenstaufe Friedrich II.

In ihm, seinem Mündel, wollte Innocenz die Versöhnung der Parteien vorbereiten, welche das deutsche Reich und Italien zerrütteten, der Welfen und Ghibellinen, der Kirche und des Kaiserthums. Ja, aus dieser auffallend freisinnigen Erziehung des jungen Hohenstaufen könnte man Schlüsse ziehen auf Gedanken dieses Innocenz für Entwicklung christlichen Lebens und christlicher Bildung, welche weit hinaus lagen über die bisherigen Grundsätze des Pabstthums und den Glauben der Zeit.

Innocenz war kein Schwärmer und Fanatiker, sondern ein kühler Geist, mit berechnendem und zersetzendem Verstande, mit geradem Sinn und geradaus gehend, stets die Hoheit der Kirche und das im Auge, was er für Gottes Gesetz und Sache hielt; jedoch ohne jemals in das, was Wahrheit des evangelischen Christenthums heißt, tiefer eingedrungen zu seyn; nicht neutestamentlich, nicht christlich, sondern alttestamentlich, wie seine Predigten, priesterschaftlich durch und durch; doch waren diese Schatten gemildert und verklärt durch viel Altrömisches in seinem Wesen und durch die Weihe klassischer Bildung.

Dreierlei bekam immer mehr Macht über ihn: Der Drang der Verhältnisse, die er durch Maaßregeln zu bemeistern unternahm, die zum Theil seinem innersten Wesen fremd waren; seine

von ihm selbst herangezogenen Räthe; und seine zunehmenden Jahre. Unter den Mühen der Staatsgeschäfte, die er länger als Andere trug, war er vor der Zeit gealtert und immer herber geworden. Oft überkam ihn Sehnsucht nach der Stille des Pfarramts, in dessen Verwaltung er in der Jugend sich glücklich gefühlt hatte, und er klagte, daß die Staatsgeschäfte ihn sich selbst und dem Göttlichen entfremden.

Er trug ein Ideal in sich, die Oberhoheit der Kirche; nach deren Lehren die Strömung der Weltgeschichte zu leiten, hochstehend über Fürsten und Völkern der Christenheit, das war sein Grundgedanke. Streng wie seine Grundsätze war sein Leben. Jugendlich noch an Jahren, sah er in die Welt und in das Leben mit den Augen eines Greises. Er war hinaufgestiegen in die reinen, aber kalten Sphären, wo das Gefühl und die Empfänglichkeit für das, was die andern Menschen rührt und beglückt, erstirbt, und nichts mehr lebt und gilt, als der Gedanke und seine That. Er sah in allem Treiben der Menschen überall nur gemeine Leidenschaften als Triebfedern, er sah seine Zeit, wenigstens sein Vaterland, entsittlicht, erniedrigt: sie zu heben, sah er kein Mittel, als die geistliche Kraft; der heilige Stuhl mußte nach seiner Ansicht der Punkt werden, von welchem aus die Welt zu höherem Ziel geleitet und gerettet werden sollte. Er verachtete die Welt und die Menschen, aber er liebte sein Vaterland und die Kirche, und in der Herrschaft dieser sah er die einzige wohlthätige Erziehung der Menschheit. Er hat geirrt, und schrecklich fehlgegriffen; aber die unparteiische Betrachtung muß ihm lassen, daß ihn diese höheren Triebfedern dazu führten.

In dem eigenen Hause begann er die Reformen, die er durch Italien und die ganze Christenheit durchführen wollte. Die goldenen und silbernen Tafel- und Trinkgefäße verschwanden von seinem Hofhalt, und aus hölzernen, irdenen und gläsernen wurde das bescheidene Mahl genossen. Statt des päbstlichen Hermelins trug er einen Schafspelz, und die uneigennützigste Gerechtigkeit wurde jetzt in Rom gehandhabt, nachdem ein Jahrhundert lang die Bestechlichkeit der Diener des römischen Hofes durch die ganze Welt sprüchwörtlich geworden war. Ebenso ging er daran, die

Kirche zuerst von dem zu heilen, an dem sie krankte, ehe er die äußere Welt heilen wollte durch den Gehorsam gegen das, was er als Kirchenoberhaupt zu gebieten für nöthig hielt.

Ein Geist sollte es nach seiner Ansicht seyn, welcher das Reich der Kirche, und die Kirche sollte die Seele seyn, welche die christliche Welt bewegte. Dazu schuf er der Kirche ein zu unbedingtem Gehorsam verpflichtetes, zahlreich und gut organisirtes „stehendes Heer von Geistlichen" aus den bereits vorhandenen und aus neuen Mönchsorden. Diese wurden die wirksamste Lehenmiliz des Kirchenstaates. Darum hielt er über der „Feststellung der Lehren und Bräuche" der römisch-katholischen Kirche; darum nahm er das Kainszeichen an seine geniale Stirne als Begründer von Gerichtshöfen zur Hut der Reinheit des Einen Glaubens.

Während er Vielen seiner Zeit in einem höheren, fast überirdischen Licht erschien, und man unter ihnen sich von den Zeichen und Wundern erzählte, durch welche der Himmel ihn als das auserwählte Haupt der Kirche bezeichnet habe, hingen sich die Verwünschungen der Andersgläubigen und vieler freien Geister der Mit- und Nachwelt an seinen Namen. Während er an der Geistesmonarchie baute, fand er bald genug, daß die Ausführung seines Gedankens nicht so rein bleiben konnte, als er gedacht war. Es ist ausgemacht, die Monarchie der Kirche dachte sich Innocenz ursprünglich nicht als eine Oberhoheit des gewöhnlichen Priesterthums, sondern wirklich als die Monarchie des Geistes auf Erden. Herrschen sollte der Geist.

Man verkenne ja nicht das ganz Demokratische, und das völlig Urchristliche, in dem Ideal des dritten Innocenz. In wem der Geist sich kund gebe, der sollte Theil nehmen an der Regierung der Welt: auf der Spitze dieser Geistesmonarchie der Talentvollste als Pabst, und abwärts, von Stufe zu Stufe das Talent, die beste Begabung für die Stelle, ohne Unterschied der Geburt. Nur die ausgezeichneten Köpfe und Charaktere sollten, jeder an seinem Platz, ihre Stellung finden, die christliche Welt mit zu regieren.

Auch Innocenz III. ist eine von jenen kräftigen Gestalten,

welche ihr Leben und ihre Liebe an die Verwirklichung ihrer Ideen setzen, und welche, wenn sie in ihrem Streben auf Hindernisse und Widerstand stoßen, im Eifer für ihre Sache, aber auch in menschlicher Leidenschaft und Einbildung, zu Mitteln und Handlungen greifen, welche zu dem Geistigen und Idealen, zu dem Reinen und menschlich Edeln, was sie zuerst gedacht und gewollt, einen grellen Mißton bilden, der das Herz der Menschheit durchschneidet.

So ist es dem dritten Innocenz ergangen. Wie er sich im schneidendsten Gegensatz gegen den neuen Geist in der Zeit sah mit seinen Bestrebungen für sein Ideal, und wie er diesen neuen Geist in der Zeit gegen den Bau der Monarchie desjenigen Geistes, welchem er huldigte und welcher in ihm selbst war, die Fackeln schwingen sah, war er zu stolz, um sich mit diesem Geiste zu vertragen, und als ein religiöser Held seine Bewegung zu leiten; er erlaubte lieber sich jedes Mittel, seinen Gedanken und Plan festzuhalten, und jenen Geist zu bekämpfen. Den gealterten Staatsmann Innocenz mit seinem Ideal beherrschte zuletzt sogar ein heißer Grimm gegen den widerspenstigen Geist religiöser Zweifelsucht und Unabhängigkeit. Der dritte Innocenz rief „gegen die Ketzer“ — die Inquisition ins Leben.

So hat dieser geistreichste aller Päbste sich als Beispiel den Zeiten hingestellt, daß der Mensch, auch der idealste, kein Gott ist, und daß das geistigst Aufgefaßte, das zum höchsten Segen Gedachte, in seiner Durchführung, wofern die Hand des Durchführers nicht rein von Mißgriffen und nicht treu an Gottes Gebot in der Schrift und in der Brust hält, zum Fluche und darum fluchwürdig werden kann, und den Keim seines Verderbens in sich selbst trägt.

Statt die Einheit der Kirche durch die Ketzergerichte zu retten, trugen gerade diese bei, die Einheit zu zerreißen.

Fünf und fünfzigstes Kapitel.

Innocenz's Siege.

Noch im ersten Jahre seiner Regierung hatte Innocenz einen Kreuzzug ins Morgenland predigen lassen. Der Adel Frankreichs stellte sich an die Spitze der Kreuzfahrt; ein geflüchteter Prinz, Alexius, flehte die Hülfe der Kreuzfahrer wider die Empörer im byzantinischen Reiche an. Innocenz erlaubte, zur Eroberung Konstantinopels das Kreuzheer zu verwenden, unter der Bedingung, daß Alexius als Kaiser die griechische Kirche mit der römischen vereinige. Wie nämlich Italien vom griechischen Reiche, so hatte die griechische Kirche von der römischen sich völlig getrennt, gleich nach der Mitte des eilften Jahrhunderts. Jede von beiden hatte den wahren Katholizismus in Lehre und Brauch für sich haben wollen, und die kirchliche Spaltung wurde zum bitteren Haß zwischen Griechen und Lateinern, da Glaubenshaß und Nationalhaß sich verschmolzen.

Konstantinopel wurde von den Kreuzfahrern genommen, aber Alexius weigerte sich auf dem Throne, jenen Vertragspunkt zu erfüllen, da die Priesterschaft Konstantinopels sich wider die Herrschaft des Pabstes sträubte. Auf geheime Weisung des Pabstes, den Sieg der römischen Kirche durchzusetzen, erstürmte das Kreuzheer am 9. April 1204 Konstantinopel zum zweitenmal, und die siegreichen „Franken" erhoben ihren Führer, Graf Balduin von Flandern, als Kaiser des neuen „lateinischen Reiches in Konstantinopel" auf den Thron.

So saß ein abendländischer Kaiser jetzt hier, und die Oberhoheit des römischen Pabstes war auch hier anerkannt: der Patriarch von Konstantinopel wurde jetzt in Rom ernannt.

Die Gräuel in der erstürmten Stadt mißbilligte Innocenz. Denn das alte Byzanz, der Sammelplatz der Kunst und der Schätze des ganzen Alterthums, erfuhr alle Mißhandlungen rohester Barbarei; die edelsten, durch nichts zu ersetzenden Werke der hohen Meister des alten Hellas und des griechischen Kaiserthums

zerschlug oder zerschmolz gefühllos die Habsucht oder Unkultur der Sieger; aber aus der eroberten Stadt wanderte noch immer viel Kunst zu künftiger Anregung des abendländischen Geistes nach Italien, nach Frankreich, und wie Venedigs Flagge auf dem schwarzen Meere, an den Küsten des ägeischen Meeres, auf Morea, Korfu, Zante und Cefalonien wehte, so herrschte jetzt der römische Stuhl auch im Südosten Europas in geistlichen Dingen.

In Spanien wurden die Sarazenen durch große Siege der von Innocenz entflammten Christen geschwächt; und wie der Pabst im Osten und Westen durch die Waffen der Streiter für das Kreuz siegte, so gelang es den friedlichen Künsten seiner Legaten im Norden Europas, in Norwegen, Liefland, Lithauen und Preußen, dem römisch-katholischen Glauben bei einzelnen heidnischen Fürsten und unter dem Volke Bahn zu brechen.

Seit dem eilften Jahrhundert war in Schweden das Christenthum verbreitet, aber vermischt mit heidnischen Bräuchen, und die Nordlandsrecken leerten ihre Trinkhörner auf die Gesundheit Jesu Christi und des Erzengels Michael. In Norwegen, wohin zur See schon im neunten Jahrhundert das Evangelium gekommen war, wurde noch lange „der Jesus Christ“ nur als ein fremder Volksgott behandelt, und blutige Kämpfe zwischen den Anhängern der alten Götter und den Verehrern Christi erfüllten Norwegen.

In Island war das Christenthum seit dem Anfang des eilften Jahrhunderts nach schweren Kämpfen auf einer Volksgemeinde angenommen worden, aber heimlich opferten sie den alten Göttern und setzten ihre Kinder aus. Von Island aus stifteten Auswanderer zu gleicher Zeit ein Bisthum auf der Ostküste von Grönland.

Aber überall hier oben im Norden blieb der christlichen Sitte noch ein vieljähriger Kampf gegen die altheidnische Sitte, gegen die Blutrache, gegen das Aussetzen der Kinder, gegen den Selbstmord, gegen das Essen von Geier- und Pferdefleisch, gegen das alte Zauberwesen und den Glauben an die Naturgeister, an Trolden, Nixen und Elfen.

Und wie hier, so feierten unter den slavischen Völkern noch lange fort Klagelieder die in die Tiefe gebannten oder ertränkten alten Götter. Zu den Slaven Pommerns war von Polen aus durch Eroberung das Christenthum gekommen, die andern slavischen Stämme hatte Herzog Heinrich der Löwe in der Mitte des zwölften Jahrhunderts mehr blutig ausgerottet als bekehrt, und durch deutsche Einwanderungen war das verödete Land deutsch und christlich geworden, mit wenigen Resten wendischer Sitte und Sprache. Nach Liefland war auf dem Handelswege von den deutschen Seestädten, namentlich von Bremen aus, zu den Finnen durch die erobernden Schweden das Christenthum gebracht worden, zu Ende des zwölften Jahrhunderts. Was in Liefland zuerst die Predigt begründet hatte, setzten die Waffen des zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts gestifteten Ordens der Schwertbrüder von Riga aus fort.

Für diesen ganzen Norden Europas war Innocenz III. durch seine Legaten thätig, und es gehörte auch mit zur Glorie des Pabstthums, daß das Bisthum auf Grönlands Ostküste seinen Zehenten nach Rom in Wallroßzähnen schickte, und im Kronstreit von Ungarn Innocenz als Schiedsrichter von allen Parteien angerufen wurde; daß der König von Portugal sein Königreich als dem heiligen Petrus zinsbar anerkannte, und König Peter von Aragonien nach Rom kam, um sich vom Pabste krönen zu lassen, und dafür Lehentreue und jährlichen Zins gelobte. Der große Meister in der Staatskunst, der auf dem päbstlichen Stuhle saß, hatte seine Hand in allen Angelegenheiten seiner Zeit, und lenkte Fürsten und Völker nach seinem Willen. Er machte Otto den Welfen zum Kaiser gegen Philipp den Hohenstaufen, und zwar zum Kaiser „von Gottes und des Pabstes Gnaden"; und als der Welfe ungehorsam wurde, nahm der Pabst von dessen Haupt die Kaiserkrone, und setzte sie seinem Mündel, Friedrich II., dem Hohenstaufen, auf.

Sechs und fünfzigstes Kapitel.

Triumph des Pabstthums über das Königthum in Frankreich.

Schwer hatte König Philipp August von Frankreich die Macht des von allen Rechtgläubigen anerkannten Oberhauptes der Christenheit zu fühlen. Der König hatte in der Brautnacht gegen seine achtzehnjährige Gemahlin, Ingeburg, die Schwester des Dänenkönigs Kanut, eine solche Abneigung gefaßt, daß er sie in ein Kloster verstieß, und die französischen Bischöfe in seine zweite Vermählung willigten mit der deutschen Fürstentochter Agnes von Meran. Das Volk sah in dieser zweiten Vermählung ein Aergerniß, der Pabst nannte diese Ehe eine Buhlerei. Drei Jahre lang vergaß der König in den Armen seiner Agnes alle Vorwürfe seines Volkes und des Pabstes, er vergaß aber auch seiner verstoßenen Gemahlin, die er so darben ließ, daß sie, nachdem sie ihren letzten Schmuck verkauft hatte, Almosen nicht verschmähte, um ihr Leben zu fristen. Zu Ende des dritten Jahres drohte Innocenz, das ganze Land unter den Bannfluch zu legen, wenn er seine erste Gemahlin nicht wieder annehme. König Philipp August hörte nicht darauf. Des Pabstes Kardinal-Legat lud den König vor eine Kirchenversammlung auf den 6. Dezember 1199. Der aber ließ die zwei Prälaten, die ihn vorluden, durch seine Trabanten zu seinem Schloß hinauswerfen. Sieben Tage war der größte Theil der hohen Geistlichkeit Frankreichs versammelt, um Mitternacht hallten die Glocken vom Dome dumpf und schwer, wie Grabgeläute, mit brennenden Fackeln zogen die Priester langsam schweigend in den Dom, und das Miserere erklang bang durch die Hallen. Das Bild des Gekreuzigten ward schwarz verschleiert, die Reliquien wurden aus den heiligen Räumen in die unteren Gewölbe versenkt und das geweihte Opferbrod mit Feuer verzehrt. In Angst stand das Volk. Der Legat in der violetten Stola, wie am Charfreitag, trat hervor und sprach im Namen Jesu Christi über alle Lande des Königs von Frankreich das Interdikt, so lange derselbe sein buhlerisches Zusammenseyn mit

Agnes von Meran nicht aufgebe. Alles Volk schluchzte. Wie das jüngste Gericht drückte es auf dasselbe. Nicht mehr sollte es das gewohnte verehrte Antlitz seiner Heiligen sehen, ohne feierliche Taufe sollten die Seinen in die Welt, ohne letzte Oelung, ohne geweihte Grabstätte, ohne Absolution aus der Welt hinüber vor Gottes Gericht treten, über kein eheliches Band die Kirche mehr am Altar ihren Segen, über kein Verhältniß mehr ihren Trost sprechen. Die Fackel der Religion, an der das ganze Leben der Zeit in allen Richtungen sich entzündete, die den Freudenfesten und den Tagen der Trauer leuchtete, sollte ausgelöscht, Gott selbst für das Volk gleichsam gestorben seyn.

Noch wurde das Interdikt nicht öffentlich im Reiche bekannt gemacht, noch dem Könige Frist gegeben, und zugleich dem Legaten Zeit, vor etwaigen Gewaltthätigkeiten desselben nach Vienne, auf deutsches Gebiet zu entweichen. Der König blieb sich gleich. Jetzt erst, am 5. Februar 1200, wurde das Interdikt im ganzen Reiche verkündet. Die geweihten Kerzen wurden in allen Kirchen gelöscht, die Bilder des Erlösers an die Erde gelegt, die Orgel verstummte wie das Glockengeläute, Steine wurden von den Kanzeln geworfen zum Zeichen, daß Gott das Volk verworfen, und unter Trauerceremonien wurden die Pforten aller Gotteshäuser geschlossen. Ausgestorben wie öde Gräber ragten sie über die Städte und Dörfer empor. Statt am Altar wurde auf Grabhügeln die Braut dem Geliebten angetraut, statt der festlichen Tage, die mit ihrer glänzenden Feier in das christliche Leben sonst erheiternd und erhebend herein strahlten, war ein Tag wie der andere ein Trauertag. Nicht den Freund durften die Freunde, nicht die Kinder die Eltern bestatten. Nur in der Stille wurde getauft oder ein Sterbender absolvirt. Auch das äußere Leben verlor seine sonstige heitere Färbung. An den öffentlichen Plätzen verstummte die gesellige Freude, und statt der farbigen Kleider sah man allenthalben Trauergewande, die Sehnsucht nach der entzogenen religiösen Speise ward noch gereizt durch die einzelnen dumpfen Schläge, die hie und da eine Klosterglocke beim Verscheiden eines Priesters in die Grabesstille sandte, durch die leisen Chorgesänge der Mönche, die durch die verschlossenen Kloster-

pforten in einsamer Mitternacht klangen, durch die Vergünstigung, Sonntags einmal im Vorhof des verschlossenen Heiligthums die Bußpredigt eines Priesters zu hören. Viele wanderten in die Normandie und andere englische Besitzungen nach den Tröstungen der Kirche. An manchen Orten wollte das Volk die Priester mit Gewalt zwingen, die Kirche zu öffnen, manche Geistliche fuhren auch fort, den Gottesdienst zu halten: da erschien ein neues Gebot des Pabstes, und alle gehorchten. In ganz Frankreich ward keine Orgel, keine Messe mehr gehört; nur Bischof Hinzo von Auxerre gehorchte dem Pabste nicht und hielt sich zum König. Bald grimmte es ihn, den König, daß Hohe und Niedere nicht hell genug dachten, sich über das römische „Gaukelspiel" hinweg zu setzen, sondern in düsterer Trauer sich um ihn her bewegten; er sah sie darum an, als hätten sie sich mit dem Priesterthum wider ihn verschworen, und legte auf Adel und Volk schwere Auflagen. Die Nation, welche sich so durch ihren König in Beidem beeinträchtigt sah, im himmlischen und im weltlichen Gut, kam in Gährung, die Barone griffen zu den Waffen, des Königs eigene Diener verließen ihn, als Einen, von dem Gottes Gnade gewichen. Der König raste: „So will ich ein Ungläubiger werden," rief er; „wie glücklich war Saladin, er hatte keinen Pabst!"

Innocenz blieb unbewegt, wie der Fels, auf dem sein Stuhl stand. Der König sah sich durch sein Volk gezwungen, das Theuerste, was er hatte, dem unbeugsamen Willen des Oberpriesters zum Opfer zu bringen. Er willigte ein, sich von Agnes zu trennen, und Ingeburg als Königin anzuerkennen.

Dieser Augenblick war für alles Volk der Augenblick fröhlicher Auferstehung aus den Schrecken des Todes. Wie Wahnsinnige drängte und drückte sich Hoch und Nieder, Jung und Alt zu dem Gottesdienste: bloß von Leibeigenen büßten gegen dreihundert in dem Gedränge ihr Leben ein.

Sieben und fünfzigstes Kapitel.

Niederlage des Pabstthums in England.

Das war ein Triumph der Kirche und des Pabstthums, welcher durch ganz Europa wiederstrahlte. Wenige Jahre darauf versuchte Innocenz das Gleiche gegen den despotischen König Johann von England. Der hatte gesetzlos in den Beutel des Volkes wie der Geistlichkeit gegriffen. Nach vergeblichen Mahnungen sprach Innocenz den Bann über den König, die Untersagung alles Gottesdienstes (Interdikt) über ganz England aus, im Jahre 1209. Da Johann nur tyrannischer wurde, setzte er den mit seinem Volk zerfallenen Tyrannen ab, und übertrug die Krone Englands an Philipp von Frankreich.

Da demüthigte sich König Johann vor dem Pabste, in schimpflicher Weise, und nahm sein Königreich vom Pabste als Lehen zurück, im Jahre 1213. Jetzt aber ließ der Pabst das Volk Englands für die Sünden dessen zahlen, der es tyrannisirt hatte; diese Maaßüberschreitung rächte sich. Die Ausbeutung durch den Pabst und einen verächtlich gewordenen König zugleich empörte den Adel, die Geistlichkeit und das Volk Englands. Alle Drei zusammen zwangen dem Lehensmanne des Pabstes, dem König Johann, das große Blatt ab, das die königliche Willkür durch Verbriefung beschränkte, die Magna Charta, den berühmten Freiheitsbrief, welcher die Grundlage der englischen Verfassung und Freiheit enthält, am 15. Juni 1215.

In Folge davon entwickelte sich Schritt für Schritt die große politische Bedeutung, welche England für sich selbst und für die Welt erhalten sollte; durch die Fortentwicklung dieser Grundsätze wurde es eine Weltmacht, und zugleich der Herd der geistigen und der bürgerlichen Freiheit in Europa, der Mittelpunkt, von welchem aus das evangelische Christenthum nach Süden und Osten der Heidenwelt sich vermitteln sollte, und später einer neuen Welt, die damals noch unbekannt war.

Mit wunderbarem Instinkt, wie in Ahnung, was der römisch-

katholischen Kirche aus der Zukunft Englands drohe, schleuderte Innocenz III. den Bannfluch gegen die Stände Englands und ihren Freiheitsbrief. Dieser Brief war von dem der Hierarchie entgegengesetzten Geiste diktirt und errungen. Es mußte in dem Pabst, umstrahlt von der Glorie des auf seinem Gipfel angelangten Pabstthums, ein Gefühl im Innersten sich regen gegen diesen Geist, der sich selbst mündig erklärte in einem Volke, als gegen eine unheimliche Macht.

Gewiß hauchte es die Seele des Pabstes wenigstens an, als könnte, wenn man ihn nicht zeitigst breche, an dieses Geistes Macht — des Pabstthums und der römischen Kirche Herrlichkeit dereinst untergehen.

Denn diese Macht eines selbstständig gewordenen Volkes, das seine Lebensangelegenheiten nun selbst besorgen wollte, trat hell genug zu Tag. England erhielt sich von da an unabhängig von der Oberhoheit Roms, unbekümmert um Bannfluch und Legaten Roms.

Da das Pabstthum zwar auf demokratischem Grunde ruhte, aber Absolutismus war, und Innocenz III. mit den Jahren, wie es Geistern seiner Art geht, sehr absolutistisch geworden war, so war ihm der in England offenbar gewordene Geist sehr verhaßt, und um so mehr, da er denselben in seiner nächsten Nähe zu empfinden hatte. In der Lombardei vorzüglich, aber auch in Rom selbst und in Unteritalien zeigte sich ihm dieser neue Geist, als der Geist der politischen und zugleich als der Geist der religiösen Freiheit.

Als Kirchenmann verwechselte er gerne die Kirche mit der Religion, und dem früh gealterten Innocenz mochte wirklich als religiös gefährlich erscheinen, was nur dem Uebermaaß der Hierarchie, dem zum Schaden der Religion gar zu sehr nach weltlichem Besitz und Einfluß um sich greifenden Pabstthum gefährlich war. Aber auch hier leitete ihn ein richtiger Instinkt, wo nicht geradezu die Bewußtheit, ein „macchiavellistisches Auge".

Er ging in seinen Maaßregeln davon aus, der kirchliche Ungehorsam und die politischen Bestrebungen gegen die Unumschränkt-

heit der weltlichen Herren seyen im engsten Zusammenhang. Stets haben sich seitdem der vernünftige Glaube und die bürgerliche Freiheit wechselseitig gefördert. Bald war es so, daß aus der Freiheit des religiösen Gedankens die bürgerliche Freiheit sich gebar, bald so, daß am Hasse gegen die Ursachen der bürgerlichen Unterdrückung und Noth lichte Gedanken über Religion, Kirche und Kirchenwürdenträger sich entzündeten. Aber immer beförderte Eines das Andere.

Innocenz III. hatte richtig die nächsten Bedürfnisse der Völkerwelt seines Zeitalters erkannt, und das Wirksame des Bannfluches und des Interdiktes für ein Zeitalter erfahren, das immer noch roh, voll Gewaltsamkeit und Leidenschaft, immer noch erziehungsbedürftig war. Weil diese Mittel sich ihm als wohlberechnet und zeitgemäß in der Erfahrung vor Augen stellten, ließ er sich fortreißen, um consequent zu seyn, bis zu Maaßregeln, welche nicht bloß nicht vernünftig, sondern nicht mehr zeitgemäß, also nicht einmal mehr verständig waren.

Nicht vernünftig und darum auch nicht evangelisch-christlich — denn die Christus-Religion ist das Vernünftigste — war schon die schreckliche Handhabung des Interdikts, des allgemeinen Kirchenbannes. Der große Gregor VII. hatte zwar den König Philipp I. von Frankreich damit bedroht, aber nicht es vollführt; er blieb stehen diesseits der Linie, jenseits deren das Satanische liegt. Innocenz III. ging über diese Linie hinüber. Er vernichtete etwas, was zu erhalten seine erste Pflicht war: er entzog die Segnungen des Christenthums und seiner heiligen Anstalten dem ganz unschuldigen Volke, wegen der Schuld eines Einzigen; und gerade das Licht und die Wärme des Christenthums in Herzen und Leben überzuleiten, ohne einen Augenblick Unterbrechung, dazu war das Pabstthum da, wofern es auf einen evangelischen, also christlichen Charakter Anspruch machen wollte.

Daß er aber kein Auge für die zukünftige Entwicklung der Christenheit, und für die christliche Bedeutung der neuen Gedanken in der Zeit, als gealterter Mann mehr hatte, dafür zeugen die Vorlagen, die er im Jahr 1215 auf der vierten Lateransynode machte, sowohl der neue Kreuzzug, auf den er drang

und über welchen das Zeitalter hinaus war, als insbesondere, was er zur Feststellung der noch schwankenden Lehrsätze und Gebräuche der römisch-katholischen Kirche und gegen die Ketzer beschließen ließ, wie das, was bereits seit sechs Jahren ihn mit einem blutigen Schein umgab, der „Kreuzzug", den er zuerst, ein Christ gegen Christen, in furchtbarer Verblendung und Verirrung, gegen die Albigenser predigen und vollführen ließ.

Acht und fünfzigstes Kapitel.

Innocenz's letzte Kirchenversammlung. Höhepunkt des Pabstthums.

Mehrere Jahre hatte der von sich selbst abgefallene, vom Zauber der Weltherrschaft verlockte und gefangene Innocenz an einer allgemeinen Kirchenversammlung gearbeitet, welche in Rom 1215 am Martinstag zusammentrat, ahnungslos, daß ein Martin und die mit diesem Martin zusammenhängende Feier des Martinstags drei Jahrhunderte später dem Pabstthum, wenigstens wie es bis dahin war, den Todesstoß geben werde.

Seit die christliche Welt stand, hatte das Haupt der Kirche keine solche Kirchenversammlung um sich gesehen, weder an Pracht und Hoheit der Anwesenden, noch an Zahl der Mitstimmenden, vollends gar der Völkerströmung, welche dieses Konzil umgab.

Es springt in die Augen, Gott wollte gerade durch dieses Konzil der christlichen Welt zeigen, daß das Bisherige unzeitgemäß geworden sey, und daß es bekämpft und bei Seite gebracht werden müsse.

Dieses Konzil war der höchste Höhepunkt des Pabstthums. Von da an ging es hinab, gerade dadurch, wodurch die römisch-katholische Kirche als Pabstthum sich wie für die Ewigkeit oben halten wollte.

Der Hochmuth und die Verweltlichung der Kirche waren darin auch aller Welt recht veraugenscheinlicht. Da waren 412 Bischöfe, 11 Primaten und Metropoliten, gegen 900 Aebte

und Prioren; darunter die Patriarchen von Konstantinopel und Jerusalem, der Erzbischof von Tyrus, die Gesandten von Antiochia und Alexandrien. Und wie erschienen diese? Der deutsche Bischof von Lüttich erschien in der ersten Sitzung als Graf im Scharlachmantel und Grafenhut, in der zweiten als Herzog im grünen Herzogsmantel, in der dritten im Bischofsornat. Zugleich waren anwesend die Gesandten aller Könige und Fürsten Europas, und vieler Städte, und das Gedränge bei der Eröffnung war so groß, daß der Erzbischof von Amalfi im Vorhofe des Lateran erdrückt wurde.

So groß aber diese christliche Versammlung war, Eines fehlte darin: die Bibel, und darum auch die Leitung und der Gang der Verhandlung nach Gottes Wort.

Auch die Worte, womit der Pabst die Kirchenversammlung eröffnete, waren eine Karrikatur des Heiligen. Innocenz III. wagte da zu sprechen: „Mich hat herzlich verlangt, dieses Osterlamm mit euch zu essen, bevor ich leide, das heißt, bevor ich sterbe." So hatte Jesus Christus gesprochen, als er im Begriff war, das Reich des Geistes der Wahrheit, das er gestiftet, mit seinem Blute zu besiegeln; und der Pabst scheute sich nicht, diese Worte anzuziehen in dem Augenblick, als er im Versuch war, die Wahrheit blutig zu verfolgen, das Licht des Evangeliums auszulöschen!

Wie schon in den falschen Dekretalien geschah, wie vor ihm Gregor VII., so verglich auch Innocenz III. sein Pabstthum mit der Sonne, und das Königthum mit dem Monde, der von jener sein Licht zu Lehen trage. Ein andermal gab er dem Bild eine andere Wendung, die Pabstwürde sey das Licht, das des Tages strahle, d. h. den Geist zu Geistigem bilde, das Königthum sey das Licht, die Nacht zu erleuchten, d. h. gegen die Ketzer und Ungläubigen das Schwert zu handhaben.

Acht Monate nach diesem Tage war Pabst Innocenz III. nicht mehr. Und das sittliche Gefühl des Volkes, das im Thun dieses Pabstes Schwersündhaftes, etwas von Satanismus erkannte, erzeugte die Sage, der große Pabst habe seine Seele mit knapper Noth vor den Ansprüchen der Hölle gerettet.

Und auch die Gedanken seines Pabstthums fingen an, als nichtig sich zu erweisen. Der fernere Kampf des Pabstthums und dessen Zergehen an den Gedanken des Zeitgeistes fällt mit dem Reformationszeitalter zusammen. Aber scheidend von dem Pabstthum auf seinem Gipfel, gönnt man ihm gerne noch einen Rückblick.

Es ist ein großartiger Bau, die Hierarchie, und dieser Bau ragt wirklich inmitten der wilden Bewegung der Völkerwanderung wie ein Wunderbau hervor voll Gnaden- und Liebeskräften zur Erziehung der Völker für Gottes Reich auf Erden. Anschaulich, und nach dem Leben getroffen, wie nirgends sonst, findet sich diese Kirche mit ihrer Spitze, dem Pabst, von Gregorovius geschildert, der unter Anderem sagt: „In den unermeßlichen geistlichen Kreis, welcher den Himmel, die Erde und die Hölle umspannt, eintheilt und regelt, mit einer Politik und Phantasie zugleich, deren Gedanke Schwindel erregend ist, hat sich der Pabst als Mittelpunkt gestellt, in der Regel ein schwacher Greis. — Mancher von ihnen hatte ein frischeres Herz, als es nicht viele jung ergreiste Könige gehabt haben. Aber wohl kann derjenige eines staunenden Gefühls sich nicht erwehren, wer vor jenen Priestergestalten in St. Peter steht und sich vorstellt, welche Gewalt die Uebereinstimmung des Menschengeschlechts, seit so vielen Jahrhunderten und in ununterbrochener Folge, diesen Greisen zuerkannt hatte."

„Es reicht lange nicht aus, daß sie, schwach und wehrlos, wie sie waren, kriegerische Fürsten unterwarfen, sie abzusetzen und zu entthronen die Gewalt hatten, daß sie Königen befahlen, barfuß und im Kleide des armen Sünders vor ihrer Thüre zu stehen, wenn sie zürnten, und wenn sie freundlich waren, ihnen erlaubten, sie beim Mahle zu bedienen, oder den Steigbügel ihres Zelters zu halten."

„Sie stiegen auf aus dem Dunkel der Gewöhnlichkeit, nicht wie die Könige, welche im Purpur geboren worden, sondern viele von ihnen waren in Armuth und Niedrigkeit geboren, und dennoch küßten ihnen erbliche Kaiser die Füße, und nannten sich Vasallen ihrer Gnade."

„Sie waren noch gestern ungekannt und unbeachtet, und heute schon lenkten sie die Zügel der Weltgeschichte und ent-

schieden den Gang der Völkerschicksale. In der Kutte des Bettlers oder des Einsiedlers stiegen sie auf den Thron der Erde, und die Welt nahm daran kein Wunder. Nicht Stamm noch Nation gab die Entscheidung; ob sie Griechen oder Syrer, Deutsche oder Spanier, Franzosen, Engländer oder Italiener waren, man wußte es kaum, denn alle Nationen gehorchten ihnen. Und wie sie auf den Thron gekommen waren, ohne ihre Berufung geahnt zu haben, stiegen sie wieder herab, unwissend, in welche Hand die Laune des Augenblicks ihren Stab legen würde. In der Stunde des Todes kannte keiner von ihnen seinen Nachfolger, und doch war ihr Wahlreich, das zufälligste von der Welt, so unerschütterlich wie die göttliche Nothwendigkeit."

„Was sie aussprachen, war ein Weltgesetz. Auf ganze Völker legten sie mit einem Worte Verzweiflung und Todesstille, und breiteten über Länder die Oede eines Kirchhofes aus. Sie konnten Krieg und Frieden verkünden, Reiche stiften und zerstören; Länder und Meere, die doch nicht die ihren waren, verschenkten sie; und noch zu entdeckende Küsten theilten sie, die nichts besaßen, unter die Fürsten, als wäre dieser Planet ihr Eigenthum. Sie maaßten sich an, dem Erdball zu gebieten, daß er stille stehe, und die Systeme des Himmels ordneten sie nach ihrem Gebot, oder nach ihrer und der Jahrhunderte Einfalt. Dem menschlichen Denken befahlen sie Stillstand, oder gaben ihm nur so viel Bewegung, als es ihnen gut däuchte. Mäßig maßen sie ihm das Wissen zu, mäßiger die Freiheit, und sie wehrten ihm die zu schnelle Ausdehnung durch künstliche Schranken eines poetischen Geheimnisses, durch Liebe und Furcht. Mit allen drei Ketten umwanden sie die Menschheit, welche ihre Zuchtruthe küßte. Sie waren Herren des Gemüths der Welt. Ihre Macht, unkörperlich und waffenlos, bestand nur im Glauben und im Aberglauben. Sie herrschten im Reiche der Geister mit dem Zauberstab der Phantasie."

„Sie hatten Gewalt auch über die Zeit. Sie verstießen aus dem irdischen wie aus dem himmlischen Paradiese; sie schmetterten die Menschenseele in den Abgrund der Hölle und zogen sie wieder heraus; ja sie griffen in die fernste Zukunft hinein und

in die Vergangenheit zurück, aus welcher sie die Menschenseelen wie Geisterbeschwörer an den Tag riefen, ihrer Stimme zu gehorchen. Denn sie hatten die Macht, zu lösen und zu binden. — Sie versetzten selbst unter die Sterne. Sie sprachen Menschen selig, erhoben sie mit ihrem Spruch unter die Heiligen des Himmels und erlaubten ihnen, Wunder zu thun. Sie waren Richter der Todten und der Lebendigen. — Der Pabst machte sich zum Abbild Gottes auf Erden. Ist nicht die politische Weltmonarchie der alten Römer, die wir als eine einzige Thatsache in der Geschichte anstaunen, nur ein dürftiger Gedanke gegen die Vorstellung, welche der römische Pabst von sich faßte?" *)

So zeichnet Gregorovius das Pabstthum **rückwärts** und **vorwärts**, auch noch in die Zeit hinein, in welcher die Reformation die göttliche Aufgabe hatte, das Pabstthum ab- und aufzulösen. Das folgende Buch wird noch näher zeigen, woher „diese räthselhafte Gewalt eines schwachen und sterblichen Menschen, welche in der Geschichte nie zuvor erschienen war, noch je wieder erscheinen wird", ihren Ursprung und ihren Fortgang nahm, und wie sie ihrem Ende zuging.

---

*) Gregorovius, die Grabmäler der römischen Päbste. Brockhaus 1857. S. 4–9.

Viertes Buch.

Vorbereitungen und Vorboten der Reformation.

Erstes Kapitel.

Die gesellschaftliche Verfassung der Kirche.

1. Änderung der Hierarchie.

Durch den Geist hatte die Kirche die Weltherrschaft errungen. Sie mußte mit dem Geiste fortschreiten, wenn sie dieselbe behaupten wollte. Denn, was durch Geist errungen ist, wird nur durch Geist behauptet. Das Wesen des Geistes aber ist die Freiheit der Bewegung.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Gebiet derjenigen Politik, welche den Namen „Satanismus" trägt, und welche das äußerste Gegentheil der „Christus-Religion" ist.

Dadurch war von selbst der natürliche Kampf des Geistes, in ganz anderem Grad als bisher, gegen das Pabstthum hervorgerufen.

Die Kirche hatte bis dahin sowohl in sich als an sich, sowohl in ihrem inneren als in ihrem äußeren Leben, namentlich in ihrer Gesellschaftsverfassung, überhaupt Mancherlei an sich, dessen Entwicklung auf den Bau der Hierarchie auflösend einwirken mußte.

Erstens war das mittelalterliche Gepräge der kirchlichen Verfassung und des christlichen Lebens vornherein keines, das seine ewige Nothwendigkeit in sich selbst gehabt hätte. Das Meiste davon war für seine Zeit, also nur für einige Zeit; für diese Zeit wohlberechnet vom Verstande der Leitenden; aber auch nur verständig, nicht vernünftig; vorübergehend; denn nur das Vernünftige ist ewig.

Das Pabstthum war ein nothwendiges Entwicklungsmoment in der Geschichte der Christenheit und damit der Menschheit. Mit der Mündigwerdung der Welt war seine Blüthezeit um.

Zweitens untergrub sich die Pabstmacht äußerlich, dadurch, daß der Sitz derselben im vierzehnten Jahrhundert von Rom nach Avignon, auf französischen Boden, verlegt wurde und eine Kirchenspaltung in der römischen Kirche selbst andauerte.

Drittens wurde das Pabstthum innerlich und geistig untergraben durch die fortschreitende Bildung der Laienwelt.

Viertens wurde es sittlich untergraben durch die Unwissenheit und ausschweifende, üppige Lebensart, worein die Mehrheit der Geistlichen versank.

Fünftens wurde es untergraben durch die weltlichen Fürsten; die Könige forderten und nahmen, vom Geist in der Zeit begünstigt, vom Pabstthum zurück und dem Pabstthum wieder ab, was einst das Pabstthum, seinerseits damals vom Zeitgeist begünstigt, den weltlichen Kronen abgenommen hatte.

Sechstens untergrub sich das Pabstthum selbst durch ein

Zurücksinken in das völlige Heidenthum, zwar in ein geniales Heidenthum mit altklassischer Bildung im engsten Kreise des Hofes zu Rom; aber eben doch in ein Heidenthum.

Der Geist in der Zeit, der christliche Geist, welcher dem Pabstthum gegnerisch war, kräftigte und stärkte sich an der altklassischen Bildung, aber er blieb ein christlicher Geist; er hielt das Christliche als den Kern seines Wesens fest, und den altheidnischen Geist, dessen Wissen und Kunst, nahm er nur an sich als Bildungsmittel und als Waffe.

Der päbstliche Hof aber wurde in seiner Genialität ganz heidnisch, entchristlichte sich ganz, verlor sich völlig an die Klassizität des alten Heidenthums, ging auf in einem genialen Neuheidenthum, und der christliche Mantel hing so leichtfertig darüber, daß jeder Denkende hinter demselben die heidnische Blöße sah.

Es war das die glänzende „mediceische Zeit“ des Pabstthums, wo die Päbste „die Herrlichkeit des Lebens“ mit hellenischer Freudigkeit, nicht allzu platonisch, genoßen, und das Christenthum mit dem Heidenthum verschmolzen; auch das nicht ohne große Bedeutung für den Fortschritt der Weltgeschichte.

Die gesellschaftliche Verfassung der Kirche in der Zeit, da Hierarchie und Pabstthum eine Nothwendigkeit und den Völkern zum Heile waren, hatte sich also gemacht.

Den Kirchen- und Staatsrath des Pabstes bildeten seit dem eilften Jahrhundert die Kardinäle.

So hießen jetzt die ersten Geistlichen der römischen Kirche, besonders wichtig seit Pabst Nikolaus II. dadurch, daß das alleinige Recht der Pabstwahl in ihre Hand gelegt war, und im Kardinalkollegium die stetige Vertretung eines Systems mitten im Wechsel der Persönlichkeiten gegeben war, welche den päbstlichen Stuhl bestiegen. Ihr Rang war über den Erzbischöfen. Der Pabst ernannte sie zur Belohnung besonderer Verdienste oder Talente. Meistens nahm er jedoch Kardinäle aus den Italienern.

Die Bischöfe, die an den Pabst sich hielten, fanden an ihm ihren Halt gegen die weltliche Macht. Der Bischof besetzte alle Kirchenämter seines Sprengels, wofern nicht ein Laie

durch Stiftung einer Kirche oder Pfründe das Recht des „Patrons" hatte.

Aus der Zahl der Erzbischöfe, welche das Recht, die Bischöfe zu bestätigen und zu weihen, hatten, erhoben sich die Einen, wie die drei rheinischen Erzbischöfe, zu den ersten Reichsbeamten; Andere dehnten ihre erzbischöfliche Gewalt über ganze Länder aus, und hatten die Macht, oft auch den Namen, eines „Primas". Die Bischofsstühle wurden zuerst von Volk und Geistlichkeit besetzt; dann, in den Wirren der Zeit, bald vom Könige, bald von den benachbarten Bischöfen, bald vom Volke, bald vom Adel des Bisthums. Zuletzt erhielten die Domherren eines Hochstifts das ausschließliche Recht, den Bischof zu wählen.

So ein Domherr oder Kanonikus erhielt seinen Unterhalt aus dem „Kirchengut", und hatte nach heiligen Gesetzen, nach einem „Kanon", d. h. nach einer „Regel", gemeinsam mit Anderen unter unmittelbarer Aufsicht des Bischofs zu leben, unter frommen Uebungen. Sie waren entweder durch eigenes freies Gelübde in das mit dem „Dom" (oder Gotteshaus) verbundene Kloster gekommen, oder hatten ihre Eltern sie in ihrer Kindheit schon ins Kloster gebracht, dem Kloster „geopfert".

In den Jahrhunderten der großen Kämpfe zwischen Königthum und Pabstthum kam es, daß es weltliche Domherren, nicht bloß geistliche, gab; und daß Domherren für das „Psalmensingen beim Gottesdienst" sich Vikare hielten. Weil die Domherrenstellen gute Pfründen waren, drängte sich voran der Adel in dieselben; zum großen Mißfallen des siebenten Gregor und des dritten Innocenz, die nur das „Verdienst" gelten lassen wollten.

Die Domherren zusammen hießen das Kapitel. Sie waren für den Bischof, was die Kardinäle für den Pabst. Aus seiner Mitte wählte das Kapitel seinen Vorstand, den „Dechanten", und die Beamten.

An den Bischöfen hatten die Kaiser, so lange sie die Bischöfe wählten oder wenigstens belehnten, Verbündete gegen die großen weltlichen Vasallen der Krone; und so wurden einige

Zurücksinken in das völlige Heidenthum, zwar in ein geniales Heidenthum mit altklassischer Bildung im engsten Kreise des Hofes zu Rom; aber eben doch in ein Heidenthum.

Der Geist in der Zeit, der christliche Geist, welcher dem Pabstthum gegnerisch war, kräftigte und stärkte sich an der altklassischen Bildung, aber er blieb ein christlicher Geist; er hielt das Christliche als den Kern seines Wesens fest, und den altheidnischen Geist, dessen Wissen und Kunst, nahm er nur an sich als Bildungsmittel und als Waffe.

Der päbstliche Hof aber wurde in seiner Genialität ganz heidnisch, entchristlichte sich ganz, verlor sich völlig an die Klassizität des alten Heidenthums, ging auf in einem genialen Neuheidenthum, und der christliche Mantel hing so leichtfertig darüber, daß jeder Denkende hinter demselben die heidnische Blöße sah.

Es war das die glänzende „mediceische Zeit" des Pabstthums, wo die Päbste „die Herrlichkeit des Lebens" mit hellenischer Freudigkeit, nicht allzu platonisch, genoßen, und das Christenthum mit dem Heidenthum verschmolzen; auch das nicht ohne große Bedeutung für den Fortschritt der Weltgeschichte.

Die gesellschaftliche Verfassung der Kirche in der Zeit, da Hierarchie und Pabstthum eine Nothwendigkeit und den Völkern zum Heile waren, hatte sich also gemacht.

Den Kirchen- und Staatsrath des Pabstes bildeten seit dem eilften Jahrhundert die Kardinäle.

So hießen jetzt die ersten Geistlichen der römischen Kirche, besonders wichtig seit Pabst Nikolaus II. dadurch, daß das alleinige Recht der Pabstwahl in ihre Hand gelegt war, und im Kardinalkollegium die stetige Vertretung eines Systems mitten im Wechsel der Persönlichkeiten gegeben war, welche den päbstlichen Stuhl bestiegen. Ihr Rang war über den Erzbischöfen. Der Pabst ernannte sie zur Belohnung besonderer Verdienste oder Talente. Meistens nahm er jedoch Kardinäle aus den Italienern.

Die Bischöfe, die an den Pabst sich hielten, fanden an ihm ihren Halt gegen die weltliche Macht. Der Bischof besetzte alle Kirchenämter seines Sprengels, wofern nicht ein Laie

durch Stiftung einer Kirche oder Pfründe das Recht des „Patrons“ hatte.

Aus der Zahl der Erzbischöfe, welche das Recht, die Bischöfe zu bestätigen und zu weihen, hatten, erhoben sich die Einen, wie die drei rheinischen Erzbischöfe, zu den ersten Reichsbeamten; Andere dehnten ihre erzbischöfliche Gewalt über ganze Länder aus, und hatten die Macht, oft auch den Namen, eines „Primas“. Die Bischofsstühle wurden zuerst von Volk und Geistlichkeit besetzt; dann, in den Wirren der Zeit, bald vom Könige, bald von den benachbarten Bischöfen, bald vom Volke, bald vom Adel des Bisthums. Zuletzt erhielten die Domherren eines Hochstifts das ausschließliche Recht, den Bischof zu wählen.

So ein Domherr oder Kanonikus erhielt seinen Unterhalt aus dem „Kirchengut“, und hatte nach heiligen Gesetzen, nach einem „Kanon“, d. h. nach einer „Regel“, gemeinsam mit Anderen unter unmittelbarer Aufsicht des Bischofs zu leben, unter frommen Uebungen. Sie waren entweder durch eigenes freies Gelübde in das mit dem „Dom“ (oder Gotteshaus) verbundene Kloster gekommen, oder hatten ihre Eltern sie in ihrer Kindheit schon ins Kloster gebracht, dem Kloster „geopfert“.

In den Jahrhunderten der großen Kämpfe zwischen Königthum und Pabstthum kam es, daß es weltliche Domherren, nicht bloß geistliche, gab; und daß Domherren für das „Psalmensingen beim Gottesdienst“ sich Vikare hielten. Weil die Domherrenstellen gute Pfründen waren, drängte sich voran der Adel in dieselben; zum großen Mißfallen des siebenten Gregor und des dritten Innocenz, die nur das „Verdienst“ gelten lassen wollten.

Die Domherren zusammen hießen das Kapitel. Sie waren für den Bischof, was die Kardinäle für den Pabst. Aus seiner Mitte wählte das Kapitel seinen Vorstand, den „Dechanten“, und die Beamten.

An den Bischöfen hatten die Kaiser, so lange sie die Bischöfe wählten oder wenigstens belehnten, Verbündete gegen die großen weltlichen Vasallen der Krone; und so wurden einige

Bischöfe von den deutschen Königen mit Herzogthümern belehnt, und in denjenigen Städten, wo Bischöfe ihren Sitz hatten, ließen die Könige die Gerichtsbarkeit der Kronbeamten, der Grafen, ein- und an die Bischöfe übergehen; die Kirchen und deren Beamte wurden von Staatslasten befreit; das Kirchengut erhielt den Charakter der Unveräußerlichkeit (bischöfliche Immunitäten).

Als das Pabstthum alle Bischöfe und die gesammte Geistlichkeit von der weltlichen Macht ablöste, und ausschließlich nur unter das Gebot des römischen Stuhles stellte, war eben damit dem Pabstthum seine Ueberlegenheit über das Königthum gesichert.

Die Geschichte des Ehrgeizes und der Eitelkeit der Geistlichen in Kirchenwürden und Titulaturen ist zu weitläuf für den Raum in diesem Buche. Der Name Erzbischof oder Exarch kam im vierten Jahrhundert, der Name Patriarch, der bis dahin allen Bischöfen gemein gewesen war, als Bezeichnung für eine Hochkirchenwürde auf, über den Metropoliten. Während Patriarchen von Neurom (Konstantinopel) sich ökumenische Patriarchen, d. h. Patriarchen der ganzen christlichen Welt, nannten, setzte von Altrom aus Gregor der Große ihnen den Protest entgegen, dieser Name sey unchristlich; und mit altrömischer Klugheit nannte er sich einen „Knecht der Knechte Gottes"; die römischen Bischöfe später aber fügten diesem Titel des Inhabers des römischen Stuhles doch noch bei den Titel „allgemeiner Bischof". Der allgemeine Bischof verschlang die Metropoliten, die Erzbischöfe, die Exarchen, die Patriarchen. Was der Knecht der Knechte Gottes davon in der christlichen Welt stehen lassen wollte, das ordnete er sich selbst unter, und zwar sehr.

Die materielle Unterlage der Macht der Kirche, zuerst gegenüber dem Staat, dann über den Staat, war das Kirchengut.

Zweites Kapitel.

2. Das Kirchengut.

Das „Kirchengut“ setzte sich anfänglich zusammen aus Staatsunterstützungen, aus heidnischem Tempelgut, in welches sich Krone und Kirche bei der Ueberweisung theilten, und leider sogar aus eingezogenen Gütern, welche Christen von Christen, unter der Wirkung der abscheulichen Ketzergesetze, abgenommen wurden, aus eingezogenem „Ketzergut“.

Wie sich in den Jahrhunderten der Neuzeit die weltliche Politik unter dem Vorwande des Hochverraths ohne Schaam und Scheu bereichert hat durch Gütereinziehungen, so hat sich schon vom vierten Jahrhundert an die Kirche bereichert durch systematische Einziehung von Ketzergütern.

Und wie man von politischer Seite künstlich Rebellen machte aus Leuten, welche die besten Bürger waren, um ihr Gut einziehen zu können; so machte man aus besten Christen, welche die Bibel in der Hand und im Herzen hatten, Ketzer, um ihre Güter für die Kirche einziehen zu können.

Schwer wurde es, den germanischen Völkern beizubringen, daß die Abgabe der Erstlinge und des Zehenten „ein göttliches Recht“ seyen.

Dafür wußte die Kirche, d. h. die Geistlichkeit, anderweitig für sich zu sorgen. Seit Konstantin der Große gesetzlich erlaubt hatte, Testamente zu Gunsten der Kirche zu machen, hatte die Geistlichkeit das ausgebeutet, und kaum verschied Einer, ohne Etwas als letzten Willen der Kirche hinterlassen zu haben. Im Morgenlande durfte Keiner und Keine sterben ohne Das. Nicht erst im Zeitalter Karls des Großen, sondern sehr frühe, schon zu Ende des vierten Jahrhunderts, waren Gesetze gegen die „geistliche Erbschleicherei“ nöthig.

Das Gehässige dieser Erbschleicherei der Kirche milderte sich aber in den Augen des Volkes, weil das Volk zu empfinden bekam, daß, wenn die Kirche reich wurde, das arme Volk es

gleichen Jahre ein Gesetz gab, welches den gerechtesten Ansprüchen der Erben an eine Schenkung alle Kraft wieder abschnitt, wofern diese Schenkung „nach Kirchenbrauch vollzogen“ war.

Die Nüchternheit einer denkenden und an die heiligen Schriften sich haltenden arianischen Anschauung paßte freilich nicht in Plan und Ordnung der frommen geistlichen Kunst- und Handgriffe zur Mehrung des Kirchengutes. Denn unter diese frommen Mittel gehörten namentlich auch Gesichte, Geistererscheinungen, Heiligenverehrungen und Reliquiendienst.

Herzenssache war es, etwas, das sich natürlich ergab aus Sorge für das eigene Seelenheil, von seinem Irdischen an die Kirche zu vergaben; ebenso aus Dankbarkeit, wenn ein Krankes genaß, für dessen Heilung man ein Gelübde gethan, oder die Gebete der Kirche nachgesucht hatte; oder wenn sonst einem Einzelnen oder einem Hause Heil widerfahren war, wie die Erfüllung eines Herzenswunsches, eine glückliche Heirath, ein Gewinn, die Geburt eines Kindes, das ersehnt war, die Rettung aus einer Gefahr, die Ausgleichung eines Streites. Der innige Glaube der Zeit wandte sich ja ächt christlich in jeder Angelegenheit des Herzens und des Lebens an die höhere Macht, welche über dem Menschlichen und Irdischen waltet. Ebenso ergab es sich von selbst, daß man irdisches Gut hingab, um die ewige Seligkeit zu gewinnen.

Aber etwas Anderes war es, daß die Geistlichen Engel vom Himmel niedersteigen ließen, und Geistererscheinungen und Gesichte zu Hülfe nahmen, oder Schilderungen der himmlischen Seligkeiten derer, welche die Kirche beschenkt, und der höllischen Qualen derer, welche die Kirche beraubt oder angefochten haben. Die höllischen Qualen wirkten dabei weit mehr, als die himmlischen Seligkeiten. Seit dem achten Jahrhundert lief durch die Christenheit die Vision des „heiligen“ Bischofs Eucherius von Orleans, welche so recht zu einem schauererregenden Mythus theils gestaltet wurde, theils sich selbst gestaltete. Eucherius sey in die höhere Welt verzückt worden und habe von da aus in der untersten Hölle Karl Martell in furchtbaren Qualen geschaut.

Ein Engel habe ihm erklärt, Karl habe nicht nur für seine eigenen Missethaten ewige Qual zu leiden, sondern über das noch für die Sünden aller derer, die zum Dienste Gottes das von ihm geraubte und mißbrauchte Kirchengut gestiftet haben, und deren Sünden damit hätten getilgt werden sollen. Was Eucherius geschaut und gehört, habe er dem heiligen Bonifaz und dem Abte Fulrad von St. Denis erzählt, mit dem Beisatz: „Findet ihr Karls Leiche in seinem Grabe nicht, so glaubet mir. Gehen wir hin zu seiner Gruft!" Alle diese Drei haben nun zusammen das Grab Karl Martells eröffnet. Da sey ein Drache aus demselben emporgestiegen; leer, von innen ganz geschwärzt, wie mit Feuer ausgebrannt, sey der Sarg gewesen.

Das schrieb, als die wahrste Geschichte von der Welt, Erzbischof Hinkmar von Rheims an Ludwig den Deutschen, um die Söhne Ludwigs des Frommen, welche das Kirchengut verletzt hatten, von weitern Eingriffen abzuschrecken. Hinkmar — sey er nun der Erfinder oder bloß der Benützer dieser Schaudersage — kümmerte mit einer durch die ganze Kirchengeschichte durchgehenden Kühnheit der Priesterschaft sich kein Haar um die groben Verstöße der Zeitrechnung in diesem plump erfundenen Mährchen; Hinkmar hatte Menschenkenntniß und wußte, daß Kritik nicht Sache der Durchschnittsmenschen ist, in den oberen Kreisen so wenig als in den unteren; am allerwenigsten Kritik in Sachen des Glaubens.

Das Mährchen war nicht bloß so plump erfunden, daß Jeder, welcher hätte nachrechnen wollen, gefunden hätte, daß der von Karl Martell verfolgte und abgesetzte Bischof Eucherius zu Köln gestorben war im Jahre 739, volle zwei Jahre vor Karl Martell, und daß zwar Karl Martell das Grab des Eucherius, nicht aber Eucherius das Grab Karl Martells sehen und öffnen konnte. Ja, Hinkmar war so keck, daß er in dem Brief an König Ludwig den Deutschen sich auf „noch lebende Augenzeugen" berief, „welche damals zugegen gewesen seyen und ihm selbst Alles der Wahrheit gemäß berichtet haben". Diese angeblichen Augenzeugen des angeblichen Ereignisses hätten müssen sehr alt seyn; denn zwischen diesem Schreiben und dem, was damals

geschehen seyn sollte, waren gerade hundert und zwanzig Jahre verflossen, und trotz alledem wurde die Erfindung als volle Wahrheit allgemein geglaubt.

Aus dieser kritiklosen kindlichen Gläubigkeit der Zeit zog die Geistlichkeit gar vielfachen Nutzen zur Vermehrung ihres Besitzes. Dieser Besitz, weil er in „todter Hand", wie der Kunstausdruck lautete, in der Hand der Kirche, war, hatte vornherein nicht die Veränderungen des Vermögens in anderer Hand zu erfahren, und konnte nur zu-, nicht abnehmen. Wurde die Kirche schon darum immer reicher, so wurde sie es noch mehr durch ihre Industrie, mit der sie Mittel erfand und ausbeutete, ungeheuer reich zu werden.

Ein solches Mittel war vom neunten bis in den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts herein der Pergament- und Papierbetrug, d. h. die Anfertigung unterschobener Schenkungsurkunden und unterschobener Freibriefe, daneben die Fälschung und Erweiterung ächter Schenkungsurkunden und ächter Freibriefe; ferner das Schmieden von Aktenstücken, nach welchen freie Leute für Hörige oder gar Leibeigene erklärt wurden. Das Urkundenfälschen und Urkundenschmieden wurde seit dem neunten Jahrhundert vollends geradezu schwunghaft betrieben von Klostermönchen, Bischöfen und andern Geistlichen, wie eine freie Kunst den unverständigen Laien gegenüber, mit noch größerer Gewissenlosigkeit, als in weltlichen Kanzleien es als Geschäftskunde galt und betrieben wurde, Leute zu übervortheilen, ihnen ein X für ein U, Schwarz aus Weiß zu machen, sie auszubeuten und zu betrügen. Kam es zum Streit vor Kaiser und Reich, so beschworen alle Geistlichen die gefälschten oder unterschobenen Urkunden als ächt, ihre Rechtsansprüche als Rechte aus unfürdenklicher Zeit, dann ließ man sich vom Meineid durch den Pabst entbinden, und die so durch Betrug und Meineid erworbenen Rechte blieben, weil sonst, wie die päbstliche Kanzlei erklärte, durch Rückgabe derselben und durch Kundwerden der wahren Sachlage die Kirche als Gesammtheit großen Schaden leiden würde in den Augen der Gläubigen. Darüber liegen Urkunden, deren Aechtheit von Niemand bestritten ist, in den geheimen Staatsarchiven von Stuttgart und München.

Ein weiteres Mittel, das Kirchengut zu mehren, ein förmlicher Industriezweig der Klöster im neunten Jahrhundert, waren die Erbauung neuer Kirchen und die Uebertragung von Heiligthümern aus ihrem alten Aufbewahrungsort in diese neuen Kirchen. Hatten diese Heiligthümer, namentlich die Reliquien, am alten Ort ihre volle Anziehungskraft verloren, so wurden neue Kirchen gebaut in anderer Gegend und die Reliquien dorthin verlegt, oder auch in die alten Gotteshäuser neue Reliquien, ächte und unächte, aus der Ferne her erworben. War wo eine neue Kirche von einem Kloster erbaut worden, so wurde Alles in Bewegung gesetzt, die Leute zu Vergabungen ihres Eigenthums an dieses Gotteshaus zu bestimmen.

Glaube und Bildungsstufe der Zeit waren Jahrhunderte lang so, daß eine neu eingebrachte Reliquie, wofern man vom Kloster aus für die Wunderkraft der heiligen Gebeine mit Wort und Schrift in rechter und geschickter Weise thätig war, das Kloster in Kürze überreich machte. So hatte das Kloster St. Medard von Soissons Mönche nach Rom geschickt, welche den Leichnam des heiligen Sebastian für ihr Kloster erbettelten und daneben noch die Gebeine des heiligen Gregor stahlen. Kaum waren sie damit im Kloster, so war ein solches Wallfahren zu diesen neuen Reliquien und ein solches Gerede von ihren Wunderwirkungen, daß „die Mönche das Geld in Scheffeln maaßen, deren sie fünf und achtzig zählten, und daß sich ihr Vorrath an Gold auf neunhundert Pfund belief".

Daß Glaube und Aberglaube so überaus ergiebig für Reichthum und Macht der Kirche waren, findet seine Erklärung nur in der Größe des Glaubens und der Andachtsinnigkeit, und in der Größe der Leichtgläubigkeit und des Aberglaubens.

Drittes Kapitel.

Glaube und Aberglaube des Mittelalters.

Nachdem die großartigen langedauernden Kämpfe, durch welche unter viel Blut und Weh der Verfolgungszeiten das Christenthum dem Heidenthum den Sieg abgewonnen hatte, vorüber gegangen waren, rückte ein Jahrhundert um das andere die Heroen dieser Glaubenskämpfe, die Märtyrer und Märtyrinnen, in ein immer höheres Licht hinauf, je weiter ihre Geschichte in den Duft der Ferne zurücktrat, und je mehr die Aufopferungsunfähigkeit der Gegenwart abstach gegen die Opferfähigkeit und die Thaten der Begeisterung jener vergangenen Zeiten.

Man spottet oft in unseren Tagen über die Reliquienverehrung des Mittelalters, und glaubt, sie damit abzuthun, daß man sagt, es sey ein Stück heidnischen Aberglaubens, namentlich egyptischer Anschauung und Sitte, in das Christenthum eingeschmuggelt worden. Und doch treiben diese Spötter unserer Tage einen bis ins Kleinliche gehenden Reliquiendienst — zwar nicht mit den Gebeinen verstorbener Berühmtheiten, aber oft mit dem Armlichsten und Unbedeutendsten aus ihrem Nachlaß.

Es ist eine Schwäche, die Reliquienverehrung; aber diese Schwäche ruht in einem natürlichen Zug des menschlichen Herzens, dem theuer ist, was irdisch zurückbleibt von der geliebten oder verehrten Persönlichkeit, die aufgehört hat, irdisch zu seyn. Aus der Natur des Menschenherzens, nicht aus dem Heidenthum, entsprang die Schwäche der Reliquienverehrung. Ging durch den Glauben, und im Glauben der Zeit, von der Berührung des Kleides Jesu und von der Berührung der Schweißtücher und des Gürtels des Apostels Paulus, in den Tagen, da sie lebten, eine Kraft aus, welche Krankheiten heilte: so lag der Hinabfall davon nahe, durch Berührung der Kleidungsstücke oder der Gebeine von todten Heiligen — Heilung nicht bloß innerer, sondern äußerer Leiden zu erwarten, und an solche Heilungen zu glauben.

Eine Reliquienverehrung zwar gab es unter dem Volke des alten Bundes nicht, aber einen Glauben an Wunder, welche durch Prophetengebeine bewirkt worden. Im zweiten Buch der Könige 13, 21. wird erzählt, ein Todter sey in das Grab des Propheten Elisa geworfen worden, und wie der Todte die Gebeine des Propheten berührt habe, sey er lebendig worden. Daß der Glaube der Juden darin ein Wunder sah, dafür zeugt das Buch Sirach 48, 14. 15. Da heißt es: Da Elisa todt war, weissagete noch sein Leichnam, und da er im Grabe lag, that er Wunder.

Vom Glauben an die Wunderkraft der Gebeine eines Heiligen wurde erst unter den Christen der Schritt zur Verehrung dieser Gebeine oder anderer Ueberbleibsel gemacht. Nach den Verfolgungszeiten steigerte sich die Verehrung der Märtyrer, und waren zuvor die Gräber, worin ihre Gebeine ruhten, den Gläubigen theuer und die Orte gewesen, wo sie Gottesdienst und Abendmahl feierten und sich durch die Erinnerung an den Heldentod derselben für den Glauben stärkten, so sank diese Verehrung jetzt nach und nach zum Aberglauben herab, ja zum Kultus der Todtengebeine der Märtyrer.

Die Gebeine eines solchen Heiligen ließ man nicht beisammen, man vertheilte sie, Hand, Fuß, Haupt, einzelne Knochen, in verschiedene Kirchen; wenige behielten einen ganzen Märtyrerleichnam. Kleider, Geräthe, die zu Lebzeiten der Märtyrer in ihrem Gebrauch waren oder gewesen seyn sollten, auch die Marterwerkzeuge, unter deren Peinigungen sie ihre Glaubenstreue bewährt hatten, wurden als heilige Reliquien verehrt, schon im dritten Jahrhundert; aber erst im vierten war die Welt von deren wunderthätiger Kraft voll.

Es lief um, theils von selbst, von Mund zu Mund, theils künstlich von den dabei finanziell sehr Interessirten, solchen Reliquien wohne die Kraft ein, den Teufel auszutreiben, Krankheiten zu heilen, Todte zu erwecken, Landplagen abzuwehren, die Zukunft voraus anzudeuten, Verbrechen zu entdecken, die Unschuld an den Tag zu bringen u. s. w.

Nicht Alles, was als wunderbare Wirkung der Reliquien

erzählt wird, ist Dichtung und heiliges Mährchen, frommer Betrug. So viel auch Täuschung und Trug mit Reliquien von geistlicher Finanzspekulation getrieben wurde, so gewiß hat manches Erzählte volle geschichtliche Wahrheit; nur daß, was als Wunder erzählt wird, sich auflöst in eine psychologische Wirkung. So erzählt der heilige Augustinus, ein Dieb sey in die mailändische Memorie — so hießen die auf Märtyrergräbern erbauten Kirchen und Kapellen — mit der Absicht, einen Meineid zu thun, eingetreten, aber die Nähe der heiligen Gebeine habe ihn so erschüttert, daß er seine Schuld bekannte. Wenn das ein „Wunder“ genannt wird, so werden ebenso durch das unerwartete Vorhalten eines Kruzifixes oder des aufgeschlagenen Evangelienbuchs, durch Anführung einer treffenden Bibelstelle, durch das Wort, ja durch den Blick eines von dem Schuldigen mit Ehrfurcht angesehenen Geistlichen oder Richters noch heute solche „Wunder“ gewirkt. Noch viel leichter war das damals, da die Christenheit auf derjenigen Stufe stand, welche sich markirt nicht als die Stufe des gläubigen Denkens, noch weniger als die des durchdachten Glaubens, sondern als die Stufe, auf welcher der Glauben des Herzens und der Phantasie herrschte.

Diese Innigkeit der Glaubensandacht jener Zeit bei den besseren Christen wirkte psychologische Wunder noch weit höherer Art. Es gibt Fälle, wiewohl seltene Fälle, noch heute, in welchen die Glaubenskraft, die Macht des gläubig erregten, im Feuer der Religion erglühten Gemüthes, sich in geheimnißvoller Weise offenbart, und zwar eben so sehr des Glaubens Macht über den Leib als über den Geist.

Es gehören freilich zur Anerkennung dieser Wahrheit in unseren Tagen, wo der Materialismus als Lebensverstand und sogar als Wissenschaft theilweise sich geltend machen will und großentheils praktisch geübt wird, eigene Lebenserfahrungen und ein tieferes Eingehen in die Seelen und in die Ereignisse der Vorzeit. Das Richtige ist, das Ideale und das Materielle, jedes für sich, in seiner Berechtigung anzuerkennen, schon darum, weil Beides nicht bloß neben einander, sondern in einander ist; und

die Strömung des Idealen noch heraus zu hören aus der breiten und dicken Decke des Sandes, welche der Materialismus eines Zeitalters darüber legt, unter welcher der Geist in Ruhe fortfließt, bis er als Silberstrom wieder hervorbricht und ringsum Alles grünen und blühen macht.

So war es die Macht des Glaubens über den Geist und die Macht des Geistes über den Leib, nicht die Berührung der Reliquien und die von diesen ausgehende Kraft, was in Kranken, welche eine Reliquie berührten, Heilung wirkte.

Nicht bloß Kirchen, sondern auch reiche und vornehme Privatleute, besaßen Reliquien und trugen sie als Amulete, oder hielten sie als kostbaren Schatz zu Hause insgeheim.

Von selbst ergab sich daraus, daß der Handel mit Reliquien von der Gewinnsucht und von dem Betrug als ein ausgedehnter Geschäftszweig betrieben wurde, und zwar im Abendlande noch mehr als im Morgenlande.

Hatte man Reliquien der Märtyrer in seinen Kultus aufgenommen, so kam man später auch darauf, zwar nicht nach den Gebeinen Jesu, aber nach Kleidungsstücken und den Marterwerkzeugen seines Leidens zu suchen, oder solche unter die Leute zu bringen. Drei Jahrhunderte nach der Kreuzigung Jesu wurde ein Holzstamm als das wirkliche Kreuz, an welchem er gekreuzigt worden, als etwas wunderbar Neuaufgefundenes, den Gläubigen leicht, ohne daß sie daran zweifelten, zur Verehrung hingestellt, später sogar ein jährliches Fest der Kreuzauffindung eingeführt. Als im siebenten Jahrhundert das heilige Kreuz von den Persern geraubt, aber von den Christen zurückgewonnen und in der Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem wieder aufgestellt ward, entstand das Kreuzerhöhungsfest.

Die Sage war, die Kaiserin Helena, Konstantins Mutter, habe das „ächte Kreuz“ aufgefunden, es in zwei Hälften getheilt, die eine davon der Kirche des heiligen Grabes überlassen und die andere sammt den Nägeln ihrem Sohn übersandt. Dieser habe die Nägel in sein Diadem und in den Zügel seines Pferdes, das Kreuzesholz aber in eine seiner Bildsäulen zum Schutze der Stadt Konstantinopel einsetzen lassen.

Von den Wallfahrten zu den Märtyrergebeinen warf sich der Enthusiasmus auf die Wallfahrten nach dem heiligen Lande, nach den Stätten, wo der Herr gewandelt, gelehrt und gelitten; und „Splitter vom heiligen Kreuze" oder eine Handvoll von der „Erde, welche der Fuß des Heilands bei der Himmelfahrt betreten", fand man bald in allen Theilen des Abendlandes zur Verehrung und zur Wunderwirkung ausgestellt. Und wie nach Jerusalem, wußte der römische Bischof die Wallfahrten nach Rom zu lenken, und Morgenland und Abendland pilgerte nach Rom, um die Fußsteigen der Apostel Petrus und Paulus zu küssen. Das Einträgliche dieser Pilgerfahrten ließ bald überall im Abendlande Wallfahrtsorte entstehen: man pilgerte einzeln oder in Schaaren zu den Orten, wo „Heilige" begraben waren oder Gebeine von ihnen ausgestellt wurden.

Auch hier zeigt sich wieder, wie das Christenthum trotz der ihm einwohnenden göttlichen Kraft so leicht in Ausartungen verfiel, in Irrthümer des Geistes und des Herzens. Diese ganze Wallfahrtenfrömmigkeit war ein Irrthum, da die Andacht und ihre Heilswirkung, nach Jesu eigenen Worten, nicht an einen Ort gebunden ist; dieser Reliquiendienst mit seinen Reliquienschreinen war eine Entartung des Glaubens, fernab von der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit; noch mehr aber war es vollends der Bilderdienst und die Heiligenanbetung.

Die „Heiligen" im weiteren Sinne wurden von den Märtyrern unterschieden. Für heilig erklärte zuerst Lebende, welche äußerlich durch fromme Uebungen und Enthaltsamkeit, oft nur durch Wunderlichkeiten sich auszeichneten, anfangs Meinung und Wille des Volks, dann der Ausspruch der Bischöfe, zuletzt nur der des Pabstes. Zuerst wurden solche Menschen nur verehrt; diese Verehrung artete aus in Anbetung.

Die Phantasie der Dichter und der Volkssage hatten sich solcher edleren Erscheinungen, der frommen Frauen und Jungfrauen, wie der männlichen hervorragenden Gestalten des Glaubens, bemächtigt und sie poetisch verklärt, und es war darin eine schöne Kraft, das Andenken der Hingegangenen zu erhalten und zur Nacheiferung zu erwärmen. Manchen Heiligensage (Legende)

sieht man es auf den ersten Blick an, daß ihr gar keine geschichtliche Thatsache und Person zu Grunde liegt, und daß ihr Kern eine Idee ist, welcher von der Phantasie eines Dichters oder des Volksgemüths persönliche Gestalt und Handlung geliehen worden sind.

Der Art ist die Sage vom heiligen Christophorus. Dieser war von alter Zeit her ein hochverehrter Heiliger, und zwar in der römischen wie in der griechischen Kirche. Ob Einer solchen Namens jemals gelebt, ist zweifelhaft; in der Sage aber ist er das Sinnbild der Männlichkeit, eines heidnischen Heldenthums, welches, weil es nur dem Größten dienen will, alle irdische Größe aufsucht, und endlich zur Erkenntniß kommt, daß das Größte nur im Christuskinde zu finden sey. Wer erkennt nicht in der heiligen Agnes mit ihrem Lamme das Sinnbild frommer Jungfräulichkeit? in der heiligen Margaretha den Sieg des Christenthums über das Heidenthum, den Sieg der Kultur über die Wildniß?

Aber eben, weil in der wachsenden christlichen Kirche heidnisch-griechische und altgermanische Phantasie und Mythologie zusammentrafen, bildeten sich solche Legenden leicht. Der heilige Dionysius war das Feldgeschrei der Franken, ob er gleich eine größtentheils mythische Person ist. Die christlichen Gothen in Spanien verehrten den Jakobus den Aelteren, den ritterlichen Heiligen, den in ihren Schlachten gegen die Sarazenen ihr Glaube, in leuchtender Rüstung, in Lüften voransziehen sah. Obgleich dieser Apostel niemals in Spanien gewesen war, fand man dennoch seinen heiligen Leichnam auf spanischem Boden, zu Kompostella, zu Ende des achten Jahrhunderts; und je mehr sie unter seiner Fahne siegten, desto mehr steigerte und entzündete sich der Glaube an ihn bis zur Anbetung. Eben so ein ritterlicher Heiliger, ein Symbol, war der heilige Georg, und noch mehr für die Deutschen — der Erzengel Michael. Denn, wie die heiligen Menschen, so genoßen auch nach und nach die Engel Verehrung, zuletzt Anbetung: Gebete wurden zu Beiden emporgeschickt.

Viertes Kapitel.

Bilderanbetung und Bilderstreit.

Seit dem dritten Jahrhundert war der Haß der Christen gegen Darstellungen des Heiligen durch die Kunst immer mehr im Abnehmen, und es verbreiteten sich Bilder, welche Christus und Scenen aus seinem Leben und Leiden darstellten, aber auch Bilder von Heiligen; und Frauen, aus Prachtlust oder aus Frömmigkeit, oder aus einer Mischung von Beidem, ließen Bilder aus der heiligen Geschichte sogar in ihre Kleider weben.

Das Uebersinnliche im Bilde zu veranschaulichen, war ein Fortschritt. Anfangs sah man in den Kunstdarstellungen des Uebersinnlichen nur Sinnbilder, und einen würdigen Schmuck der Gotteshäuser und der eigenen Gemächer. Die christliche Kunst vertrieb aus den Häusern die Bilder der altheidnischen Kunst.

Seit dem fünften Jahrhundert aber tauchte die Anbetung der Bilder auf, ein Rückfall auf die Stufe der heidnischen Volksreligion. Zuerst wurden nur Bilder Jesu Christi verehrt, und Bilder der Maria, „der Gottesgebärerin", und zwar nur die ächten Bilder; denn die kirchliche Industrie hatte bald, nachdem der Bilderdrang im „Zeitalter der sinnlichen Andacht" hervorbrach, für Christus- und Marienbilder zu sorgen gewußt, welche theils als Malereien der Zeitgenossen Christi, theils als solche ausgegeben wurden, welche einen himmlischen Ursprung haben, nicht von Menschenhand gemacht seyen.

Bei diesen Bildern fing die Bilderverehrung an, mit Räuchern, mit Verbeugungen, mit Niederknieen vor denselben, mit Küssen, die man auf den Mund des gemalten Christus oder des Marienbildes drückte. Bald waren viele tausend Mönchshände beschäftigt, Christus- und Marienbilder, aber auch Heiligenbilder anzufertigen, und wie die Kirchen, wurden die Paläste, die Häuser der Bürger und die Hütten der Landleute von Bildern voll.

Die Kirche des Morgenlandes beschirmte und beförderte mit einem Eifer, der verdächtig ist, den Bilderkultus, und namhafte Bischöfe und Kirchenlehrer vertheidigten ihn damit, das Nieder-

knieen, vor den Bildern sey noch keine Anbetung, sondern nur ein Zeichen tiefer Ehrerbietung. So namentlich Bischof Leontius von Nikopolis am Ende des sechsten Jahrhunderts. Das alles, sagte dieser, gelte nicht dem Bilde selbst, sondern dem Abgebildeten. Die Bilder seyen nicht die Götter der davor Knieenden, sondern sie seyen zur Erinnerung und zu Ehre und Schmuck der Kirche da.

Aber wie man von Jerusalem aus verbreitete und in der Christenheit glaubte, das aufgefundene heilige Kreuz ersetze sich, so viel man auch Splitter davon abschneide, von selbst wieder durch Nachwuchs: so spricht derselbe Leontius, der so entrüstet den Vorwurf der Bilderanbetung zurückweist und Alles auf die Ehrfurcht vor denen, die das Bild darstelle, zurückführen will, ganz ungenirt von „einer göttlichen Beglaubigung des Bilderdienstes“, von „zahlreichen Wundern, wie z. B. Krankenheilungen, Teufelaustreibungen, Bekehrungen, Gewissensschreckungen, welche durch den Anblick der Bilder gewirkt worden seyen“. Ja er sagt: „oft schon ist Blut aus den Bildern geflossen.“

Damit war gewiß der Uebergang zur abgöttischen Verehrung der Bilder gemacht. Wenn ein hoher Kirchenlehrer so sprach, zu welchem Aberglauben mußte da erst die Menge der Laien kommen? Und erklärlich wird, wie die Stimmen und Thaten evangelisch gesinnter Zeitgenossen gegen diese Strömung nicht aufkommen konnten.

„Traget Christus in euren Herzen, und nicht sein Bild und seine Leidensgeschichte in reichen Stickereien auf euren Kleidern,“ rief Asterius, der Bischof von Amasa, der zu Anfang des fünften Jahrhunderts starb, den vornehmen Frauen seiner Zeit zu, die sich etwas darauf zu Gute thaten, Gewande zu tragen, für welche sie sich, wie sie es nannten, Gott zu lieb haben Opfer kosten lassen; „statt solche Kleider zu tragen, verkaufet sie, und ehret mit dem Erlös die lebendigen Ebenbilder Gottes, die Armen; sucht lieber den Gichtbrüchigen in seinem Elend auf und ahmet die büßende Sünderin nach, als daß ihr Beide silber- und goldgestickt auf euren Kleidern traget.“

Asterius war kein Feind der Kunst, ein Freund großartiger Kunstbilder; er rühmt den Eindruck, den ein edles christliches Kunstbild auf ihn gemacht; und er unterschied sich sehr von dem Eiferer Epiphanius, der einen Vorhang an der Kirchenthüre, welcher eine Malerei aus der evangelischen Geschichte zeigte, mit den Worten herabriß: „Wickelt den Leichnam eines armen Mannes darein!“

Freilich war die altchristliche Anschauung so sehr gegen alle Bilder, daß der Hauptvertreter des Christenthums seiner Zeit, jener Eusebius von Cäsarea, im mächtigen Nachklang des Geistes des hellsinnigen Origenes, sich offen aussprach gegen jedes Christusbild, ja gegen jedes Bild eines Apostels, selbst Konstantins Schwester gegenüber. „Solche Bilder zu haben, sey eine heidnische Gewohnheit, sagte er.“

Es kam zwar hie und da so weit, daß christliche Bischöfe vandalisch wurden, und im Aerger über die Mißbräuche aus den Kirchen ihres Sprengels alle Bilder wegnehmen und zerstören ließen. Der Spott der Muhamedaner wirkte namentlich mit, die denkenden Christen in dem Bilderkultus ein erneutes Heidenthum erkennen zu lassen. Aber der denkenden Christen waren wenige. Als der griechische Kaiser Leo III., der Isaurier, die Heiligenbilder der Abgötterei wegen aus der Oeffentlichkeit entfernen ließ, wurde die byzantinische Laienwelt wüthend. Die Werkstätten der Heiligenbilder waren die Mönchsklöster. Die Mönche, durch den Sturm auf die Bilder in ihrem Erwerb beeinträchtigt, hetzten das Volk auf, wie einst die Goldschmiede zu Ephesus für ihre Diana gegen das Christenthum. Kaiser Leo, empört durch dieses Außersichseyn des verhetzten Volkes und seinen Taumel in die niederste Stufe des Heidenthums hinab, ließ die Heiligenbilder vernichten.

Es ist völliger Unsinn, wenn man diese Bilderanbetung, wie es häufig geschieht, mit griechischer Kunstliebe in Verbindung bringen und damit entschuldigen will. Der Kultus der altgriechischen Kunst war die Verherrlichung der Idee im Bilde, der Wahrheit in der heiligen Form der Schönheit, nach den Begriffen des Heiligen, wie sie der antiken Welt zugänglich waren.

Die antike Kunst, so weit sie Götterbilder darstellte, war die höchste Stufe des Geistes, weil sie die religiöse Wahrheit in vollendeter Form des Schönen darstellte, und was ungeistig in der Masse lebte, vergeistigte, verklärte, der Volksreligion ein höheres Leben gab. Der morgenländische Bilderdienst des Mittelalters aber war etwas dem Geiste Abgewandtes, er war geradezu das Ungeistige, Abgötterei in der Form des Abgeschmackten.

Ueber ein Jahrhundert lang dauerte der Kampf für und gegen den Bilderdienst im christlichen Morgenlande. Mehr als ein furchtbares Blutbad entstand der Bilder wegen, da die Mönche nicht ruhten, die Massen zu Gunsten des Bilderdienstes zur Empörung zu hetzen. Es waren sehr verschiedene Elemente in diesem Bilderstreite mit, neben und gegen einander thätig: Militärdespotismus und Hierarchie, politische Unzufriedenheit der gedrückten untern Klassen, Aufklärung und Aberglauben, denkender Geist und sinnlich-schwärmerische Andacht; der Katholizismus, der für den Bilderdienst war, und dagegen der Protest weltlicher Fürstenmacht einerseits und der Protest der Vernunft und des Verstandes andererseits. Die Frauen spielten eine Hauptrolle darin. Diese schwärmten für die Bilder, und überall zeigt sich weibliche Ueberspanntheit, Eigensinnigkeit und Intrikantheit, Hand in Hand mit den Mönchen, als das hetzerische Element zu Verschwörungen und Aufständen: Alles bloß der Bilder wegen.

In Leo dem Isaurier, dem Zeitgenossen Karl Martells, war im Morgenlande das Prinzip des Protestantismus zur Macht gelangt. Sohn eines Viehhändlers, längere Zeit Kaufmann, dann Soldat, Feldherr, endlich Kaiser zu Konstantinopel, nach Jahrhunderten unwürdigster Fürsten wieder der erste Mann von Kopf und Herz auf diesem Thron, ein siegreicher Held gegen die Sarazenen und Retter der morgenländischen Christenheit, deren Flotte Konstantinopel umlagert hatte, ging Leo daran, den Baum des Christenthums von dem zu säubern, was ihm als Auswuchs und Schmarotzerpflanze daran erschien, vor Allem von dem Mönchthum, in welchem er etwas Faules und Faulmachendes sah. Das Christenthum selbst wollte er reinigen von allem Dem, worüber Jude und Moslim lachte; er hoffte, die Muhamedaner des Morgen-

landes, die er durch das Schwert besiegt hatte, durch das Wort zu besiegen und sie für ein gereinigtes Christenthum zu gewinnen. Hatte der „Kalife“ Jezid aus allen christlichen Kirchen seines muhamedanischen Reiches die Bilder wegschaffen lassen, weil die mit ihnen getriebene Abgötterei gar zu absurd sey, ganz vernunftlos: so mußte einen Mann wie Leo die Schamröthe nicht ruhen lassen, bis er diese Götzendienerei abgethan, diesen äußersten Gegensatz der Christus-Religion.

Bei seinem Protestantismus aber war Leo ein mit soldatischem Despotismus durchgreifender Charakter, der ganz in der Weise der Karolinger zum Christenthum bekehrte. Unter den asiatischen Juden war eine neue große Aufregung im achten Jahrhundert: abermals war Einer aufgetreten, der sich für ihren „Messias“ ausgab. Diesen Abgeschmacktheiten und Ruhestörungen, meinte Leo, müsse ein Ende gemacht werden: er zwang ohne Weiteres alle Juden seines Reiches zur Taufe. So waren abermals viele Tausende durch äußeren Zwang Christen geworden, ohne innere Bekehrung. So ging es später in Spanien.

Diese durch Zwang christlich gemachten Juden, mit der Zähheit und Keckheit ihres Nationalcharakters, spielen im Abend- und Morgenland unter der christlichen Maske, die man ihnen aufgenöthigt hat, oder die sie schlau selbst vorgenommen haben, durch das ganze Mittelalter und weiter herein eine dem Christenthum sehr gefährlich gewordene Rolle: es blitzt nur hie und da aus diesem Dunkel etwas auf; aber die Geschichte Spaniens lehrt, daß Juden unter dem Bischofsmantel Juden und christenthumsfeindlich blieben, und daß in Familien, die äußerlich Christen hießen, der alte Glaube der Väter, der jüdische Glaube, Jahrhunderte lang sich fort erhielt, und in alle Stellen des Staates und der Kirche eintrat.

Diese Tage waren es auch, in welchen der Montanismus unterging, und im Untergang noch die große sittlich-religiöse Kraft bewies, welche ihm ursprünglich einwohnte, und welche, wegen ihres Kerns, selbst die Entartung zum ganz unzeitgemäß gewordenen Sektenwesen, zum Separatismus, überdauerte.

Wie die Juden, wollte Kaiser Leo die Reste der Mon-

tanisten in seinem Reiche zur Rückkehr in die katholische Kirche zwingen.

Da legte dieser Urprotestantismus, der im Montanismus war, ein großes, in die Weltgeschichte hinein leuchtendes Zeugniß ab für die Kraft der Ueberzeugung.

Ihre Kirchen sollten geschlossen werden, sie selbst annehmen als Glaubensartikel, was ihrem Wissen und Gewissen entgegen war. Die katholische Kirche rings umher, die griechische und die römische, waren so geworden, daß Montans und Tertullians Nachkommen im Glauben jetzt zu ihrer Zeit sich gerade so verhielten, wie die Protestanten in unseren Tagen zu den Katholiken.

Juden ließen sich christlich machen tausendweise. Heidnische Völker ließen sich katholisch machen millionenweise. Diese ließen das an sich geschehen, überzeugungslos.

Der Rest der Montanisten ließ sich nicht, gegen seine Ueberzeugung, umwandeln. Was von diesen, wie ihre Opferfähigkeit darthut, tüchtigsten Christen fliehen oder auswandern konnte, dahin, wo dem Glauben nicht das Messer auf das Herz gesetzt wurde, das wanderte natürlich aus und flüchtete sich.

Warum hat Niemand daran gedacht, daß die verfolgten „Montanisten" in die Donauländer, und, wenigstens theilweise, nach Italien und Frankreich flüchten mußten? In allen diesen Thälern zeigt sich später der Charakter des Geistes, welcher als der dem Montanismus einwohnende bekannt ist: in den Sekten des südlichen Deutschlands wie in den Albigensern.

Aber der im byzantinischen Reiche zurückgebliebene Rest der „Montanisten", der Protestanten ihres Zeitalters, gab ein großes Vorbild: in der Wahl, bei ihrer Ueberzeugung zu bleiben, oder sich zum Abfall zwingen zu lassen, wählten nur Wenige das Letztere; die Meisten, Mann, Weib und Kind, zogen, nach hoffnungslosem Kampfe, vor den Schwertern ihrer Mitchristen sich in ihre Kirchen zurück, und verbrannten sich selbst mit ihren Kirchen.

Wenn der Montanismus kein Zeugniß für sich hätte,

als dieses seines Untergangs, so stünde er groß da in der Weltgeschichte. Aber dieser in Flammen untergehende Protestantismus mußte auch sofort in vielen Herzen seine Auferstehung feiern, hinüber leuchten und hinüber zünden.

Die Bischöfe, welche der Beseitigung des Bilderdienstes widerstrebten, setzte Leo alle ab. Sein Sohn und Nachfolger war Konstantin V., in welchem der Patriarch Germanus schon bei der Taufe einen künftigen „Verderber der Kirche“ weissagte, weil das Kind während der Taufhandlung das heilige Wasser verunreinigte. Der war in den Augen der Mönche noch verruchter, ein gottloserer Freigeist als sein Vater. Der Patriarch Anastasius beschwor auf das Kreuz, der Kaiser habe einst zu ihm gesagt, Christus sey ein bloßer Mensch, und Maria habe ihn nicht anders geboren, als die Kaiserin Mutter ihn, den Kaiser. Der Patriarch Konstantin sagte, er sey zurückgebebt vor des Kaisers Ketzerei; denn der Kaiser habe ihn einst gefragt, was es denn schade, die Maria statt „Gottesgebärerin“ einfach die „Mutter Christi“ zu nennen? Unter seine weiteren Ketzereien wurde gezählt, er läugne die Verdienste der Heiligen, die Kraft ihrer Fürbitte, die Auferstehung des Fleisches und die Wunderthätigkeit der Reliquien. Die Empörung gegen ihn als Ketzer unterdrückte dieser Kaiser blutig. Die Päbste zu Rom begünstigten diese Zerrüttungen in der griechischen Kirche: das war ihrer Machtausdehnung förderlich, wenn es länger so mit der Abschwächung der griechischen Kirche fortging.

Der Kaiser Konstantin V. hatte darauf nach der Mitte des achten Jahrhunderts eine Kirchenversammlung der Christenheit zusammenberufen, auf welcher dreihundert acht und dreißig Bischöfe erschienen, aber kein Gesandter von Rom. Diese Kirchenversammlung verdammte den Bilderdienst. Die leitenden Grundgedanken waren: Christus hat uns von der Lehre der Teufel und von dem Dienste der Götzen befreit und uns Gott im Geist und in der Wahrheit anzubeten gelehrt. Satan aber hat unter dem Schein und Namen des Christenthums selbst den Götzen- und Kreaturendienst wieder eingeführt. Deßhalb hat Jesus Christus, wie damals seine Jünger und Apostel zur Bekämpfung

des heidnischen Götzendienstes, so jetzt seine apostelgleichen Diener (worunter die beiden Kaiser natürlich obenan gemeint waren) mit der Kraft seines heiligen Geistes zur Ausrottung des christlichen Götzendienstes ausgerüstet.

Trotz dieses Protestes sprach sich diese Kirchenversammlung dahin aus, ein Bild Christi, ein Bild der Maria, ein Bild eines Heiligen, „dessen die Welt schon bei seinen Lebzeiten nicht werth gewesen sey", sey darum ketzerisch, weil sie zu malen oder sonst abzubilden „mit der verächtlichen Kunst der Heiden" nicht eine Ehre, sondern eine Lästerung für sie sey; „eine Beschimpfung in nichtswürdigem leblosem Holz".

Wunderbarer Weise fand auch der Unsinn der Bilderanbetung seine Märtyrer; aber eben so fand der Gegensatz gegen diesen Unsinn, die Aufklärung, auch seinerseits die äußerste Gränze der Abgeschmacktheit.

Diese Aufklärung zerschlug nicht bloß die Bilder und übertünchte die Malereien aus der evangelischen Geschichte an den Wänden der Kirchen, sondern sie ließ sie übermalen mit „Landschaften", „Obstbäumen", „Wasserleitungen", „Jagdscenen" u. s. w.

Siehe da die frühzeitige Kunstthätigkeit des Rationalismus!

Wiederholte Volksaufstände, welche die „Mönche", namentlich durch die Frauen, veranlaßten, brachten den Kaiser dahin, daß er die Ausrottung des Mönchswesens beschloß. Außer grausamen Strafen am Leibe, ließ er Tausende von Mönchen deportiren, oder einkerkern, oder zum Heirathen zwingen; eines Tages eine Mönchsschaar, jeden mit einer Nonne im Arm, vor allem Volk durch Stadt und Theater treiben, dem Volke zum Spott; die Klöster aufheben und sie in Staatsanstalten verwandeln, zum Theil in Kasernen und Pferdeställe. Weit und breit war kein Mönch mehr zu sehen. Alle Bilder verschwanden im Reiche, nur nicht aus den Schlafgemächern der Frauen; die Anrufung der Maria und der Heiligen um ihre Fürbitte wurde verboten, die Reliquien wurden aus den Kirchen genommen und verbrannt oder ins Meer versenkt. Musterpredigten verfaßte der Kaiser selbst. Die Reformation der Kirche und die Wiedergeburt des Staates schienen gesichert.

starb sie gar nicht. Im sechsten Jahrhunderte berichtet Gregor von Tours als allgemeinen Glauben: „Als Maria von dieser Welt gerufen werden sollte, versammelten sich alle Apostel, jeder aus seinem Gebiet, in ihrem Hause, und wachten mit ihr. Siehe, da kam Jesus der Herr mit seinen Engeln, empfing ihre Seele, übergab sie dem Engel Michael und ging in den Himmel zurück. Um die Morgendämmerung erhoben die Apostel ihren Leichnam mit dem Bette, legten ihn in das Grabmal und bewachten ihn, in Erwartung der Ankunft des Herrn. Und siehe, abermals stand der Herr bei ihnen, nahm den heiligen Leib, und nach seinem Befehl wurde derselbe in einer Wolke in das Paradies getragen."

Diese Sage erweiterte sich dann dahin, das Kaiserpaar Marcian und Pulcheria habe für die der Maria erbaute Kirche um die heiligen Gebeine derselben in Jerusalem nachgesucht, der dortige Bischof aber sie von der Himmelfahrt der Maria unterrichtet, und ihnen die zurückgebliebenen Leichentücher gesandt.

Nicht bei den Morgenländern, nicht bei den Romanen des Abendlandes brachte es der Marienkultus zu einer Vergeistigung, erst in der germanischen Kirche, aus früher dargelegten Gründen. Höher als alle Heiligen stand sie in Verehrung und Anbetung die „Mutter Gottes", die „holdselige, hehre Himmelskönigin", wie sie die Morgenländer nannten.

Wie sehr, besonders auch in Rom, Gegenstände und Ideen, welche altheidnischen Festen zu Grunde lagen, ohne Bedenken ins Christliche umgesetzt wurden, zeigt sich auch bei dem Februarfest des Kirchgangs der Maria. Den Namen „Lichtmeß" erhielt es von den dabei üblichen Umzügen mit Fackeln und brennenden Kerzen. So wurde das Fest der heidnischen Lustrationen und Reinigungen im heidnischen Reinigungsmonat (das heißt das Wort Februar) gefeiert, und diese heidnischen Lustrationen und Reinigungen zu verdrängen, wurde in Rom das Fest der Reinigung der Maria eingeführt, und die heidnischen Umzüge mit Lichtern und Fackeln wurden beibehalten. Die Kirche wußte das schon christlich zu deuten. Der schöne Gedanke aber artete sofort wieder in Aberglauben aus. Das Volk fing an, den an diesem Tage geweihten Kerzen eine magische Kraft zuzuschreiben gegen Gewitter,

Fünftes Kapitel.

Neue Feste und ihr Gewinn für die Kirche.

Hatte Konstantin der Große verordnet, daß zur Feier des Sonntags alle weltlichen Geschäfte stille stehen mußten, ausgenommen, daß Feldarbeiten wegen der Witterung unumgänglich wären, oder ein christliches Geschäft daran vorgenommen würde, wie z. B. die Freilassung von Sclaven, und hatte diese Verordnung heilsam gewirkt: so wirkten eben solches die Feiertage und Feste, welche nach und nach in der Christenheit eingeführt wurden. Sie erhöhten das religiöse Gefühl der Freien, und gaben den Unfreien Anlaß und Raum zur Ruhe und zur Einkehr in sich selbst, dazu, sich als Menschen zu fühlen und sich ihres Gottes zu freuen.

Vom vierten bis zum achten Jahrhundert kamen allgemein als christliche Feier- und Festtage auf: der Geburtstag Jesu am 25. Dezember; das Fest der Himmelfahrt Christi; die Marientage, das Fest des englischen Grußes oder der „Verkündigung" am 25. März, und das Fest des Kirchganges, „Mariä Reinigung", am 2. Februar; ein Fest aller Märtyrer in der griechischen Kirche am Sonntag nach Pfingsten; ein Fest aller Heiligen am 1. November in der römischen Kirche; das Gedächtniß des ersten Märtyrers, Stephanus, am 26. Dezember; das Blutbad der Kinder von Bethlehem als ein Märtyrer- und Kinderfest am 28. Dezember; als ein hohes Fest für Rom das Fest der Apostel Petrus und Paulus, am 29. Juni; das Fest Johannes des Täufers; das Jahresfest des wieder eroberten Kreuzes, Kreuzerhöhung; und endlich, aber erst im siebenten Jahrhundert, das Neujahrsfest. Bald darauf kamen zwei weitere Marienfeste auf, Mariä Himmelfahrt und Mariä Geburt.

Der heilige Sagenkreis, der sich um Maria herum legte, vermehrte sich mit ihrer Verehrung, der Glauben der alten Kirche war über den Ausgang der Maria nicht einig; nach den Einen erwarb sich die heilige Jungfrau die Märtyrerkrone, nach Anderen

Gegen sie rief man seinen Schutzheiligen und seinen Schutzengel an. Da der Heilige aber etwas Leibhaftes mit einer Lebensgeschichte war, der Engel etwas Aetherisches, so war der Heilige brauchbarer für die Zwecke der Kirche wie für die Zwecke des Gläubigen, und der Heiligenkultus verschlang siegreich den Engelskultus fast ganz.

Da die Krankenheilung in Gestalt der Dämonenaustreibung Jahrhunderte lang nach dem apostolischen Zeitalter gewöhnlich blieb, und da fromme Einsiedler ihre fleischlichen Anfechtungen gerne auf den bösen Feind außer sich abluden, so könnte man erwarten, daß der Teufel in den ersten sechs Jahrhunderten des Christenthums eine Rolle spiele. Dem ist aber nicht so. Seinen breiten Spielraum in der Kirchenlehre, in der Einbildungskraft der Menschen und im gewöhnlichen Leben erhielt er erst mit der Blüthe des Mönchthums im späteren Mittelalter.

Es geschah erst da, als die Kirche die heilige Schrift und die Wissenschaft in Verfall kommen ließ. Groß zeigt sich in dieser Sache die Kraft der Wissenschaft, selbst des Gnosticismus trotz seiner Ausartungen, und vollends die christliche Wissenschaft eines Origenes, welcher, vom Gnosticismus einerseits genährt, unberechenbare Nachwirkungen auf den Glauben der Christenheit hatte, auch nachdem er längst von dem verfinsterten Geiste der Kirche als Ketzer erklärt worden war. Schädlich ist die Selbstüberschätzung der Wissenschaft, verderblich aber ist die Unterschätzung, geradezu heillos die Verachtung der Wissenschaft immer für das Christenthum gewesen; und es ist ein treffendes Wort, wenn kürzlich von anerkannt religiöser Seite gesagt worden ist: „Allem Unglauben, allem Aberglauben ist Thür und Thor geöffnet, wenn die Wissenschaft in der christlichen Kirche untergeht. Darum ist die Wissenschaft nothwendig und eine göttliche Ordnung; wer die Wissenschaft aus der Kirche verbannt, der begeht einen Hochverrath gegen die göttlichen Gesetze, der ist einer der gefährlichsten Feinde des Christenthums.“ *)

*) Apologetische Briefe von S. v. M. In den protestantischen Monatsblättern X. 6.

Im späteren Mittelalter war die Wissenschaft von der Kirche geradezu zurückgedrängt, dann gedrückt, zuletzt verfolgt, und das war für das Christenthum des Mittelalters um so gefährlicher, da durch die Völkermischungen und die Stufe der damaligen Menschheit die Neigung zum Aberglauben und der Aberglaube etwas dem Zeitalter Angehörendes war.

Nachdem die germanischen Völker, dem Vorgang ihrer Fürsten nach, äußerlich Christen geworden waren, oder durch den Zwang des Schwertes die massenweise Taufe angenommen hatten, blieb das Leben des Volkes und des häuslichen Kreises durchdrungen von der altheidnischen Religion der Väter, von seinen heidnischen Volksdichtungen und Volkssagen, worin die alte Götter- und Heldenwelt herrschte. Die germanische Nationalpoesie mit ihrer naturwüchsigen Großartigkeit blieb etwas Ansprechenderes als die Mönchsdichtung, und darum verwachsen mit dem Volksbewußtseyn, noch ein halbes Jahrtausend lang, nachdem dasselbe den christlichen Stempel erhalten hatte. Blinder Mönchseifer hat zwar die nationalen Dichtungen und die schöpferische Macht der altheidnischen Phantasie der Germanen bis auf Weniges, das ihm von Gott entzogen wurde, vandalisch vernichtet. Aber das wenige Gerettete wurde uns erhalten auch nur durch Mönchs- und Nonnenhand; denn nicht alle Mönche waren blinden Eifers voll, und auch im Mittelalter gab es, wie einst am Nil im Königspalast, edel fühlende Töchter in den Klöstern, welche verfolgte Kindlein retteten und heimlich aufzogen, und so den pharaonischen Mordbefehl vereitelten. Solche Kindlein waren altgermanische Volkspoesien, freilich Kindlein von Recken mit gewaltigen Gliedmaaßen und kolossalen Zügen des Angesichts. Aber wenn man von finstern Mönchen und Nonnen spricht, muß man nicht undankbar seyn gegen den Segen, der von Klöstern ausging, und namentlich auch nicht gegen jene geistvollen Mönche und Nonnen, welche, so christlich sie waren, ja weil sie ächt christlich waren, feinen Sinn für das Schöne hatten, auch in andersgläubiger Gestalt, und Liebe zum Vaterländischen und zu dem, worin der alte Nationalgeist sich in der Form der Schönheit darstellte, zu den Volksdichtungen der heidnischen Vorzeit.

Wenn nichts erhalten wäre, als die lateinischen Auszüge aus den altgothischen und lombardischen Heldensagen, als die Edda und das Nibelungenlied, so wüßte man, wie unendlich hoch der poetische Gehalt altgermanischer Volksdichtung über fast sämmtlichen Dichtungen der ganzen Christenheit stand bis zum Ausgang des Mittelalters; ja im eigentlichsten Sinne reicht kein romanischer Dichter, nur der Angelsachse Shakspeare, an die Großartigkeit poetischer Kraft, wie sie im Nibelungenlied, veredelt, aber auch abgeschwächt in seiner jetzigen Gestalt, aus dem zwölften Jahrhundert uns vorliegt; im Nibelungenlied, das in seiner christlichen Ueberarbeitung das ursprünglich heidnische Nationalgepräge bis heute als das Durchschlagende an sich hat, und dessen Grundbestandtheile innere Gründe unwiderleglich in den Abfluß der Völkerwanderung zurückweisen.

Weil aber die germanischen Völker mehr noch als die alten Griechen die von Haus aus poetische Nation sind, vor allen Nationalitäten der Welt das kraftvolle, aber träumerische Volk der Phantasie und des Herzens, das Volk der Ideen und der Ideale: so erledigt sich von selbst die Frage, „wie es möglich war, daß der die Freiheit bis zum Uebermaaß liebende Wille des Germanen, welcher nicht, wie der Celte, von Alters her an Priesterherrschaft gewöhnt war, sich dem Joche römischer Hierarchie unterwarf, und daß die Hierarchie im Mittelalter ihren Höhepunkt erreichte"? So ein Phantasie- und Gefühlsvolk, das bisher unter dem Zauber der Naturmacht gelegen war, fiel von selbst unter die Herrschaft der römisch-katholischen Kirche, welche ihm das Christenthum als eine Religion der Wunder, der magischen Kräfte und der Mystik, übergab, welche das Glück hatte, daß ächte Dichter des Heidenthums, vom wahren Geist des Christenthums ergriffen, die christlichen Stoffe poetisch behandelten, und welche klug genug war, eine solche dichterische Behandlung des Christenthums in vollem Maaße gewähren zu lassen.

Dahin gehört voran das altsächsische Gedicht Heliand (Heiland).

Diese Dichtung ist zwar nicht, wozu sie Vilmar hat machen wollen, „das Vollendetste und Erhabenste, was die christliche

Poesie aller Völker und Zeiten hervorgebracht, eines der herrlichsten Gedichte überhaupt von allen, welche der dichtende Menschengeist geschaffen hat"; aber es ist eine naturwüchsige Dichtung aus altgermanischem Kern und Schrot, mit dem Gepräge der Großartigkeit, wie es die alten Recken an sich haben.

Dieses epische Gedicht hat ein neubekehrter Sachse, vielleicht mehrere Sachsen, verfaßt, und es ist darin die christliche Geschichte auf deutschen Boden verpflanzt, das Christenthum in altgermanisches Blut und Leben umgewandelt. Es ist in Verse gebrachte heilige Geschichte zum Vortrag in der Volksgemeinde, und der Schauplatz dieser Geschichten nimmt seine Farben aus den deutschen Wäldern. Die Hirten auf dem Felde in der Christnacht sind deutsche Pferdewächter, welche bei Nacht die Rosse hüten. Die Apostel sind „schwertschnelle Degen und hochgemüthe Recken, auch Seefahrer, die durch Strom und Fluthen auf genagelten Schiffen dahin rudern". Die Hochzeit zu Kana ist ein deutsches Trinkgelage in einer Burg mit hohen Zinnen, ein Gastmahl, wo die Schaalen mit Wein kreisen und die Schenken ihres Amtes warten. Christus selbst erscheint als ein mächtiger Volkskönig, welchem die Gefolgsmannen nachziehen in treuem Dienste zum Kriegszuge gegen den bösen Feind. Petrus führt ein Beil, womit er bei der Gefangennahme Jesu einhaut. Jesus ist der Könige reichster, aus Galiläaland der Heilande bester und hehrster. Die Bergrede ist der große Volkstag, das Heer lagert sich im nächsten Kreis um den sprechenden König, die Zwölf als seine Unterfeldherren. Der Volkskönig verleiht hier den Seinen den Sieg und einst den reichsten Lohn auf des Himmels Auen in nie endender Zeit, und seines Gefolgsmanns schönster Ruhm ist, bei seinem König auszuhalten, bei dem Heiland, und ihm zu Ehren zu sterben; nie zu zweifeln und zu zagen, denn aus dem Glauben allein erwächst alle Kraft.

In solcher Weise war von einheimischer Begeisterung in altnationaler Form wirklich Kern und Wesen des Christenthums an die Sachsenvölker gebracht worden, ohne daß mit ihren nationalen Anschauungen gebrochen wurde. Die römischen Mönche aber wichen gar bald von dem Takte Gregors I.

ab, und statt die heidnischen Formen mit christlichem Inhalt zu erfüllen, erklärten sie Formen und Inhalt der heidnischen Dichtung und Volkssage für Werk des Teufels und der Hölle.

Die altgermanischen Götter und Göttinnen wurden von den römischen Priestern nicht für Wahn, sondern für „Teufel" und „Teufelinnen" erklärt; und da sich weder die Einbildungskraft des Volkes, noch die alten Volksdichtungen und Volkssagen ihres bisherigen Glaubensinhaltes der alten Götterwelt so schnell entleerten, so war jetzt Kopf und Herz der bekehrten Völker, Erde und Luft, Berg und Wald, Quelle und Strom voll „Teufeln"; der Teufel spuckte auf jedem Schritt und Tritt, und der Fromme konnte nur dagegen sich halten und wandeln unter Anrufung und Schutz der Engel und der Heiligen.

Das Seltsame war, daß hervorragende Männer der Kirche, wie den altheidnischen Göttern der Germanen, so den heidnischen Zaubermitteln, Beschwörungen, Zaubertränken, Amuleten, Orakeln und Anderem, Wirklichkeit und Wirksamkeit ihrerseits zuschrieben, und daß in die römisch-katholische Kirche aus der Liebe des germanischen Heidenthums zu Geheimnißvollem und zum Zaubern so Manches überging; nur daß auch davon Vieles im germanischen Heidenthum natürlich-schöner war als in der römischen Umsetzung. Der heidnische Glaube der Germanen war, daß ein Trunk aus einem heiligen Quell Krankheiten vertreiben könne; römischer Glaube war, Staub aus dem Grabe des heiligen Martin heile die Ruhr, und Berührung der Stirne mit dem Vorhang am Grab eines Heiligen befreie von Kopfschmerz.

Nachdem die römische Kirche eine Zeit lang geeifert hatte, Loose zu ziehen, wie die Germanen thaten, unter Anrufung der Götter, um Zukünftiges zu erkennen, ging sie selbst ein auf „die Loose der Heiligen und der Apostel" durch Aufschlagung biblischer Stellen, unter Anrufung der Heiligen; selbst ein in das Achten auf Worte, die beim Eintreten in die Kirche gesprochen oder gesungen würden, als auf göttliche Winke für Thun und Lassen; selbst ein auf alle möglichen Zeichen, welche die gläubige Phantasie, durch Gebete gesteigert, an Heiligenbildern zu sehen glaubte, oft zu hören meinte; oder welche eine schreckliche

Berechnung in die Seelen der Gläubigen hineintäuschte, eine Berechnung der Klosterpriester, welche die ausgeschnittenen Augen der Marien- und Heiligenbilder des Hochaltars mit Menschenaugen dahinter stehender Mönche ausfüllten. *)

Tief ernst nahm Jahrhunderte lang der Volksglaube die, wie man ihm sagte, sichtbaren Aeußerungen der Maria und aller Heiligen, wie die vorgespiegelten Aeußerungen des Teufels, der Teufel und der Teufelinnen.

Erst am Uebermaaß, welches die Kirche, nicht bloß ein Theil der Mönche, aus sehr unchristlichen Zwecken, mit den „Teufeleien" trieb, entzündete sich der Verstand des Volkshumors; es bildeten sich die Sagen vom „geprellten" Teufel, vom „dummen" Teufel, und bei einem großen Theil des deutschen Volkes war der Teufel der Mönche längst mit Gestank abgezogen, drei Jahrhunderte früher noch, „als Luther, der Sage nach, das große Dintenfaß nach ihm warf": eine tiefsinnige Sage; denn wahrlich Luther war es, die „deutsche Bestie mit den verflucht gescheidten Augen", wie der römische Kardinal sagte, welcher, seine bis nach Rom reichende Feder in der Hand, das Dintenfaß warf nach dem gespenstischen Teufel des Mittelalters, nach dem Mönchsteufel; denn von diesem ist hier die Rede, nicht von dem Fürsten der Finsterniß der heiligen Schriften.

Unter sämmtlichen germanischen Stämmen, am meisten unter den Sachsen, dauerte eine geheime Liebhaberei für Feste und Bräuche des alten heidnischen Glaubens fort. Deren geheime Feier und Uebung wurde von der Kirche als Teufelsbündniß und Hexerei behandelt und verfolgt; und wie geglaubt wurde, der heilige Abt Dunstan in England, der Reformer des weltlichen Lebens der englischen Priesterschaft, der Mann der himmlischen Gesichte und der staatskluge Samuel von vier Königen, habe, durch sein Wissen und seinen Glauben gleich mächtig, mit seiner

*) In mehr als einem aufgehobenen Kloster Schwabens sind noch heute hinter solchen Bildern die angebrachten Holznischen zu sehen, passendst ausgearbeitet gerade für einen in die Höhlung des Heiligenbilds eintretenden Menschenleib, bei den Marienbildern einer Mädchengestalt.

Schmiedezange selbst den Teufel gepackt, so packte die Kirche mit den glühenden Armen und Zangen des Fanatismus bald Tausende und aber Tausende unschuldiger Menschen unter der Anschuldigung eines Bündnisses mit dem Teufel, manche edle Frau und Jungfrau als Zauberin und Hexe. Weil das Zeitalter dem denkenden Geiste abgewandt und einer kräftigen Sinnlichkeit bei leichtgläubiger Herzlichkeit hingegeben war, so war auch die Masse selbst, nicht bloß die Mönche und Priester, eben so geneigt, Personen und Sachen zu verteufeln, als sie heilig zu sprechen: ein Hund war für das Kind seines Herrn gestorben; das rührte Viele vom Volke so, daß sie diesen Hund als einen Märtyrer und Kinderheiligen anriefen. Freilich thaten das Franzosen, keine Deutsche.

Siebentes Kapitel.

Kultus.

So viele Gebrechen auch einzelne Geistliche, ganze Klöster und Bischofshöfe, ja die Geistlichkeit des Mittelalters überhaupt, an sich hatten, vielfach Gebrechen des Zeitalters: so war doch die christliche Idee, deren Träger die Geistlichkeit war, bis zum dritten Innocenz so mächtig in ihr, und sie war noch so reich an Tugenden im Ganzen und den ungeistigen Massen oben und unten gegenüber noch immer geistig so überlegen, daß sie die Zeit beherrschte als die geistige Macht derselben, und daß diese ihre immer noch steigende Herrschaft allein daraus sich erklärt und begreift.

Im neunzehnten Jahrhundert hat man alles Recht, gegen die überladene Pracht des römischen Kultus zu sprechen. Wo das Zeitalter des durchdachten Glaubens angebrochen ist, ist das unzeitgemäß geworden, und darum, wenn auch auf Einzelne noch von guter, doch auf die Mehrheit von schädlicher Wirkung, was vor sechs Jahrhunderten und früher für jene Bildungsstufe zeitgemäß, sprechend, religiös sehr wirksam war. Bisher war es

doch die Kirche, was die Könige und die Völker nach oben zog, und sie erzog; die Kirche war es, in welcher sich Groß und Klein in der großen christlichen Gemeinschaft fühlte.

Die römische Kirche hatte dem Arianismus die germanischen Völker abgerungen und ihren römischen Brauch und ihre lateinische Sprache beim Gottesdienst allgemein gemacht; selbst die Kirchengesänge wurden im Urtext, also lateinisch, theilweise in einzelnen Worten griechisch, gesungen, weil es römische Sänger waren, die Karl der Große in sein ungeheures Reich zur Veredlung des kirchlichen Gesanges berief.

Das alles war im Gange gottgeordneter natürlicher Entwicklung: die Sänger aus Rom fanden ganz erschreckt den Kirchengesang der Deutschen „dem Heulen wilder Thiere ähnlich“. Aber diese germanische Urkraft war so wunderbar von Haus aus musikalisch, daß, nach kurzem Unterricht, diese zuerst wie Geheul wilder Thiere singende Nation das mächtigst wirkende aller kirchlichen Tonwerke, die Orgel, ausgebildet hat, und daß sie die Schöpferin und Trägerin der Kirchen- und der weltlichen Musik für die Welt geworden ist, die Nation, aus welcher der „Messias“ von Händel, die „Schöpfung“ von Haydn, die „Passion“ von Graun, das „Requiem“ von Mozart, der „Elias“ von Mendelssohn-Bartholdy, Glucks „Iphigenie“ und Mozarts „Don Juan“ mit seinen Weltgerichtsposaunen hervorgegangen sind.

Die Orgel kam aus Griechenland nach Italien, aber erst in Deutschland fand sie durch Deutsche ihre Ausbildung im achten Jahrhundert. Daß die heilige Cäcilia den Chorgesang der Engel gehört und danach die Orgel erfunden habe, ist eine schöne Legende aus dem vierzehnten Jahrhundert. Waren Jahrhunderte lang die Gemeinden durch Stundenansager, durch Trompeten, endlich weiter hörbar durch Anschlagen eines Hammers auf Metall zum Gottesdienst gerufen worden, so erklang im siebenten Jahrhunderte zuerst Glockengeläute, und zwar zuerst im Abendlande, zwei Jahrhunderte später erst im Morgenlande.

Die Kirchenglocken waren eine Erfindung von hoher Bedeutung für Gottesdienst und Andacht. Die Glocken mit ihrem

feierlichen Geläute, das zu allem Feierlichen der Menschheit erklang, mit ihrer in die weiteste Ferne hörbaren, zum Gebet vereinenden Kraft, haben Unendliches gethan, Herzen zu erheben und zuzubereiten, Seelen zu ergreifen und zu stimmen, zu erwecken und zu erweichen. Ihre Wirkung im Reiche Gottes auf Erden durch ihre einfachen feierlichen Klänge, mit denen sie den Menschen in das Leben und aus dem Leben begleiten, kann nicht leicht zu hoch angeschlagen werden; sie steht viel höher als die der immer prächtiger werdenden Geräthe des Gottesdienstes.

Die Predigt trat beim Gottesdienst immer mehr zurück, und gehörte schon im zehnten Jahrhundert nicht mehr wesentlich zur Feier desselben. Kaum war die Zeit der Völkerbekehrungen vorüber, welche das Predigen in den Sprachen des Volkes unerläßlich machten, so wurde auch in Deutschland überall lateinisch gepredigt.

Um so mehr wurde für das Aeußerliche des Gottesdienstes gethan, in Bildern und symbolischen Handlungen, symbolischen Körperstellungen und Bewegungen, wie das Schlagen an die Brust, das Küssen der Heiligthumsschwelle, des Altars, des Evangelienbuchs, der Bilder und der Reliquien, das Bekreuzen seiner selbst und jedes Dings, das geweiht werden sollte, seit der heilige Augustin sogar die wesentlichsten Handlungen des Gottesdienstes, bei denen das Zeichen des Kreuzes zu machen vergessen worden sey, für ungültig erklärt hatte.

Dahin gehört, daß neben der sehr alten Sitte des Händewaschens vor dem Eintritt in das Gotteshaus die Besprengung mit Weihwasser seit dem neunten Jahrhunderte aufkam, das Anzünden von Lichtern und ewigen Lampen, brennende Kerzen als Symbole und zu Verbreitung festlichen Glanzes beim Gottesdienst auch am hellen Tag seit dem fünften Jahrhundert. Vorgebildet war das Lichterbrennen schon im alttestamentlichen Gottesdienst, wie die Räucherungen. Doch gingen die letzteren erst aus den heidnischen Tempeln in die christliche Kirche über, und erst im fünften Jahrhundert verbreiteten sich die Weihrauchwolken vom Morgenland aus über die ganze Kirche und über alle Theile des Gottesdienstes. Das war etwas, was, weil es sinnlich er-

regte und berauschte, geradezu gegen die Christus-Religion war, welche „verbannte der Sinne flüchtige Lust", und nach welcher „der Mensch greifen sollte denkend in seine Brust".

Diese Räucherungen gingen aus von der Messe. Die Messe nahm einen einfachen Anfang, zuletzt wurde sie der Mittelpunkt des ganzen Gottesdienstes.

Von der Apostel Zeiten her hatte die Ausbildung einer festen gottesdienstlichen Ordnung, einer Liturgie, begonnen, und bald gab es eine Reihe örtlicher und nationeller Liturgien, eine von Jerusalem, eine von Alexandria, eine byzantinische, mailändische, römische, gallische, gothische Liturgie und andere. Seit dem eilften Jahrhundert verdrängte die römische Liturgie alle anderen im Abendlande, und wurde immer mehr eines der Einheitsbande für die christliche Kirche. Fast jeder der größeren Päbste änderte und erweiterte daran, bis sie im sechszehnten Jahrhundert auf der Kirchenversammlung zu Trient zu ihrem Abschluß kam, als etwas für die katholische Christenheit Unwandelbares und Unverletzliches. Ihre ursprünglichen Bestandtheile waren die Sammlung der Meßgebete, die Sammlung der Meßgesänge, die Sammlung der biblischen Lesestücke für die Sonn-, Fest- und Feiertage, und endlich die Sammlung alles dessen, was Bischof und Priester bei der Verrichtung der heiligen Handlungen zu beobachten hatten.

Wesentlich verschieden war die griechische Liturgie, die des Morgenlandes, von der römischen, der des Abendlandes. Jede hatte ihren eigenthümlichen Charakter, obgleich das Abendland die Grundbestandtheile seines Gottesdienstes aus dem Morgenland überkam.

Die Liturgie des Morgenlandes war vorzugsweise dramatisch, die des Abendlandes vorzugsweise dogmatisch. Die griechische Liturgie war ein religiöses Drama in drei Abtheilungen, worin die ganze Heilsgeschichte von der Weltschöpfung bis zur Himmelfahrt symbolisch dargestellt wurde. Die erste Abtheilung war die Vesper, der Abendgottesdienst. Der brachte den Verlauf der Heilsgeschichte vom Sündenfall bis zur Menschwerdung Gottes in Christus zur Anschauung. Die zweite Ab-

theilung war der Frühgottesdienst. Dieser stellte die Geschichte des Heils von der Geburt Christi bis zum Antritt seines Lehramtes dar. Die dritte Abtheilung, der Hauptgottesdienst mit dem Abendmahl, veraugenscheinlichte die erlösende Thätigkeit bis zur Himmelfahrt Jesu.

Das alles wurde vorzugsweise durch Bilder und symbolische Handlungen zur Anschauung gebracht, durch Lichteranzünden und Auslöschen, durch Verschließen und Aufschließen der Thüren des Heiligthums, durch Räucherungen und Darbringungen, durch das Anziehen der verschiedenen liturgischen Kleidungsstücke, durch die Umgänge und Körperstellungen der mitwirkenden Geistlichen, durch die Behandlung des Abendmahl-Brods und Weins, und durch anderes Sinnbildliche. Die Hauptsache war Handlung und Ceremonie, das Wort ging nur nebenher, ganz untergeordnet, nur hie und da, zur Erklärung des symbolischen Dramas.

War dem Morgenländer die Anschauung in Symbolen eigen, und das Symbolisch-Dramatische des Gottesdienstes darum diesem Charakter gemäß: so gehörte dagegen zum Charakter des Abendländers die Reflexion, die Arbeit im Begriff. Die römische Kirche bildete darum den Gottesdienst demgemäß um. Sie machte das Wort, Lesung, Gebet, Wechselgespräch zwischen Priestern und Chor, und Gesang, zur Hauptsache, und das Symbol, Handlung und Ceremonie, zum Untergeordneten, welches dem Worte nur zur Seite ging, um es zu veranschaulichen.

Daher schreibt sich der so sehr ausgebildete Kirchengesang und der Reichthum an geistlichen Liedern in der abendländischen Kirche. Während nämlich die morgenländische Liturgie Jahr aus Jahr ein dieselbe blieb, einförmig, einen Tag wie den andern, schloß sich die abendländische Liturgie sinnig an die Fest- und Feiertage des Kirchenjahres an, brachte für jeden besonderen Feiertag etwas Besonderes, gerade der Idee desselben Entsprechendes, und wurde dadurch manchfaltig. Sie hatte Feststehendes, was bei jeder Messe unverändert vorkam, und dabei Solches, was nur für den bestimmten einzelnen Fest- oder Feiertag berechnet war, und nur an diesem vorkam. Die

Ausbildung des Kirchenjahres in seine manchfaltigen Festkreise durch die römische Kirche muß von jedem Unbefangenen als schön und sinnvoll anerkannt werden.

Der Name Messe entstand so. Der Hauptgottesdienst bestand bis zum vierten Jahrhundert aus zwei gottesdienstlichen Abschnitten, aus der Liturgie für die noch im Unterricht Stehenden, also noch nicht Getauften, und aus der Liturgie für die Gläubigen. Der erste Abschnitt begriff Vorlesen der Bibelstücke und Predigt. Am Schluß derselben hieß es: „**Missa est ecclesia Catechumenorum**", d. h.: Entlassen ist hiemit die Versammlung, soweit es Katechumenen sind. Und nun begann, für die Getauften allein, der zweite Abschnitt des Gottesdienstes, die Communion mit ihren Gebeten und ihrer Handlung. Mit der allgemeinen Einführung der Kindertaufe schlossen sich beide Theile wieder zu Einem unzertrennten Ganzen zusammen. Aber es blieb der Ausdruck „**Missa**" (Messe) für die beginnende Abendmahlshandlung, zumal diese Handlung jedesmal mit den Worten schloß: „**Ite, missa est**", d. h.: Gehet hin, die Gemeinde ist entlassen!

Als die „heilige Messe" der Brennpunkt des ganzen Gottesdienstes geworden war, war sie ihrer Idee nach „eine Feier des gegenwärtigen Gottmenschen".

Jahrhunderte lang war das Abendmahl von frommen Christen gefeiert worden zum Gedächtniß der in seinem Leben, Leiden und Sterben geoffenbarten unendlichen Liebe des Welthellands und zur Entzündung und Befestigung der Liebe der Gläubigen zu ihm und der Liebe unter einander. Mit der wachsenden Neigung zum Magischen nahm auch die Neigung überhand, das Abendmahl nicht bloß als etwas Hochheiliges, sondern als ein „schauerliches Geheimniß" sich selbst und dem Volke hinzustellen, als ein Geheimniß, bei welchem Brod und Wein auf übernatürliche Weise zu dem Leibe und Blute Christi in wirksame Beziehung trete. Man kam darauf, das sich als eine volle und wesenhafte Mittheilung des wirklichen Leibes und Blutes Christi an die Elemente des Abendmahles, an Brod und Wein, zu denken, durch eine Wunderthat der göttlichen Allmacht. Zuerst dachte man sich das nur als ein durch die priesterliche Weihung sich

vollziehendes Durchdrungenwerden des Brodes und des Weines vom heiligen Leib und Blut; dann ging man weiter zu der Vorstellung, die Substanz des Brodes und des Weines **verwandle** sich in die Substanz des Leibes und Blutes Christi.

Eusebius von Cäsarea, hierin ein ächter Schüler seines geistigen Meisters Origenes, wie die ganze Schule des Origenes, sah in Brod und Wein Sinnbilder des Leibes und Blutes Christi; die wahre Speise der Seele seyen Christi Worte voll Geist und Leben, und diese Worte habe Christus selbst (Joh. 6.) sein Fleisch und Blut genannt. Auch Athanasius lehrte noch, das Essen des Fleisches und Blutes Christi sey nicht im eigentlichen Sinne zu verstehen, und Christus theile sich dem Gläubigen nur auf geistige Weise im Abendmahl mit. Gregor von Nazianz noch sah in Brod und Wein nur „äußerliche Zeichen", und der heilige Augustinus selbst, der das Christenthum sonst keineswegs **geistig**, d. h. geistig im Sinne von spiritualistisch, auffaßte, sagte, Brod und Wein seyen nur „**figürlich**" Leib und Blut Christi, der Glaube sey das Organ des Empfangens und die Speise eine geistige.

Da aber die folgenden Jahrhunderte eine wachsende Sucht nach unmittelbaren **Wundern** und die Massen zu allen Zeiten einen Hang, das Massivkonkrete vorzuziehen, zu ihrem Charakter hatten, so sprach sich zuerst die Mehrheit, dann die Gesammtheit der Kirche für die Verwandlung der Substanz des Brods und Weins in die Substanz des Leibs und Bluts aus, und die geistige Anschauung des Abendmahls wurde zuerst zurückgedrängt, dann verketzert, darauf als Ketzerei mit Schwert und Scheiterhaufen bestraft.

Das Weitere über die Entwicklung der Abendmahlslehre gehört in die Dogmengeschichte, in die Lebensgeschichte der Kirche nur noch das.

Zur Erhebung der Priesterschaft in einen Nimbus und in eine Sphäre der Heiligkeit, hoch über den Laien, war es ein namhafter Beitrag: erstens, daß die priesterliche Weihung das Wunder der Wandlung im Abendmahl in den Augen der Gläubigen zur Folge hatte; zweitens, daß dieser Glaube in jeder

Messe eine erneuerte Menschwerdung Gottes und eine Erneurung des Versöhnungsopfers Christi erschaute; drittens, daß der Glaube in Brod und Wein, in des Priesters Hand am Altar, den Gottmenschen (nicht, wie man es neuerlich geistig deuten möchte, „das Göttliche im Christenthum“) in unmittelbarer Erscheinung, geradezu in Leib und Blut gegenwärtig sich dachte, weil er so zu denken von den Priestern gelehrt wurde; viertens, daß das Abendmahl fortan als magisch-wirkende Gotteskraft von dem Gläubigen angeschaut und ihm nur durch den Priester vermittelt wurde.

Ein Verschütten des „göttlichen Blutes“ unmöglich zu machen, wurden im zwölften Jahrhundert die Laien von der Theilnahme des Kelchs ausgeschlossen, schon früher ungefirmelte Kinder vom Abendmahl überhaupt. Gegen des Pabstes Wort wagte damals Niemand Widerspruch, und der Priesterschaft war es leicht, zu beweisen, daß, weil der ganze Christus in seinem Leibe, im Brode, gegenwärtig sey, der Gemeinde durch Entziehung des Kelchs nichts vorenthalten werde. Zugleich aber mußte doch, nach wenigen Jahrzehnten schon, der Priester, als der allein den Kelch Genießende, auch dadurch wie ein höheres Wesen den Laien erscheinen in einem Zeitalter, in welchem es System des päbstlichen Stuhles war, dem Geiste und dem Herzen des Gläubigen Binden anzulegen, und diese leichter oder fester zu binden nach Willkür und Zweck der Interessen des Pabstthums.

War diese neue Lehre vom Abendmahl für die Verherrlichung und Machterhöhung des Priesterthums günstig, so kam man auch bald darauf, sehr bald, schon im fünften Jahrhundert, damals, als die christliche Geistlichkeit Priesterkaste wurde, aus dem Abendmahl, aus der Messe, sehr reichliche finanzielle Vortheile für die Geistlichkeit zu ziehen, zuerst wohl auch für christliche Zwecke, dann für priesterschaftliche Zwecke.

Die Lehre vom Fegfeuer fand zwar in der morgenländischen Christenheit keinen Eingang, sie ist nur römisch; aber im ganzen Abendland wirkt sie auf die Gewissen der Menschen, auf die zartesten Herzensneigungen, und darum auf die Füllung des Kirchenbeutels, bis auf unsere Tage nach.

Urchristlich war es, mit der Feier des Abendmahls Fürbitten für Lebende und Gestorbene zu verbinden und das Andenken an die Letzteren eben durch den Genuß des Mahles der Liebe und durch Darbringungen, durch Gaben (Opfer), zu feiern, und damit zu erweisen, daß unter Christen die Gemeinschaft in dem Herrn fortdaure, und die Liebe mächtiger sey als Grab und Tod.

Aus diesem schönen Gefühl, Gedanken und Brauch gingen die Seelenmessen hervor; und es wird hier unentschieden gelassen, ob sie mehr aus dem Glauben und Bedürfniß der Gläubigen entstanden, oder ob sie, wie so vieles Andere, ein Gemachtes sind, ein Werk der berechnenden Kirche. Jedenfalls kam Glaube und Kirchensystem einander entgegen, und die Seelenmessen brachten der Kirche viel ein.

Die Kirche wußte die Lehre vom Fegfeuer so mit dem Abendmahl, der Messe, in Verbindung zu setzen, daß geglaubt wurde, die Vornahme der Messe durch den Priester sey eine „Erneuerung und Wiederholung des Versöhnungsopfers für das Seelenheil der Verstorbenen".

Das war etwas ganz Neues in der Christenheit. Bisher hatte man in geistigem Sinne Leib und Blut Christi genossen zum Segen für das Seelenleben der Genießenden; man hatte auch in Seelengemeinschaft mit den im Glauben Hinübergegangenen durch den Abendmahlsgenuß lebendiger sich gefühlt. Jetzt aber wurde Lehre und Glauben, für die Linderung und Abkürzung der Qualen, welche die verstorbenen Angehörigen zur Tilgung ihrer läßlichen und während ihrer Erdenlaufbahn nicht hinlänglich abgebüßten Sünden im Fegfeuer zu erdulden haben, sey die Erneuerung und Wiederholung des Versöhnungsopfers Jesu Christi nöthig.

Gelehrt wurde, und geglaubt wurde, dieses Versöhnungsopfer Jesu erneure und wiederhole sich in der Messe, so oft man es bestelle.

So entstanden die Privatmessen. Zuerst war die Kirche dagegen, dann wurden sie reiche Quellen der Kircheneinnahme; und bald schloß sich von selbst daran, daß man für jedes Herz-

leid, für jeden Unfall, für jedes Uebel eine Messe lesen ließ, zunächst wohl im Gedanken, Leid und Uebel seyen Strafe für Sünden. Aber der Aberglaube und der ihn benützende Glaube wie Unglaube mußten schnell mit einander so weit kommen, daß Messen gelesen wurden, um Uebel abzuwenden. Sehr scharf und bitter, aber geschichtlich zutreffend, zeichnet K. Hase das mit den Worten: „Die Messe entartete oft zum Werke des Aberglaubens, mit welchem der Unglaube feilhielt."

Jahrhunderte lang gab es in der Christenheit keine Vorbereitung zum Abendmahl, keine Beichte. Die Beichte entwickelte sich erst spät aus den Büßungen, aus den äußerlichen Bußübungen, welche immer mehr um sich griffen auf Kosten der inneren Buße. Im achten Jahrhundert wurde die Beichte zwar für nützlich, aber nicht für nothwendig erachtet.

Im fünften Jahrhundert war zwar der Beichtstuhl im Morgen- und Abendland schon sehr in Uebung, und wer einen inneren Drang dazu spürte, bekannte seine geheimen Sünden. Ruchtbar gewordene Sünden des Beichtstuhls jedoch hatten im Morgenlande die Folge, daß die Beichte nicht populär wurde, im achten Jahrhunderte noch nicht; aber im Abendlande war um diese Zeit das Bekenntniß der Sünden als etwas zur Sündenvergebung Unumgängliches bei Vielen angesehen, aber nicht als eine zum Abendmahlsgenuß unumgängliche Vorbereitung.

Dieses Bekenntniß der Sünden war seit Leo I. nicht mehr eines vor der Gemeinde — das wurde nur als besonders schwere Buße in einzelnen Fällen aufgelegt —, sondern ein geheimes Bekenntniß in das Ohr des zur Verschwiegenheit verpflichteten Priesters. Es unterliegt keinem Zweifel, obgleich das nicht schriftlich verzeichnet sich findet, daß die Zunahme der geheimen Beichte viel dazu mitwirkte, daß des siebenten Gregors Gesetz gegen die Verehelichung der Priester in den oberen und unteren Schichten der Gesellschaft sich Bahn brach.

Im zwölften Jahrhundert wurde die Ohrenbeichte zur Pflicht eines jeden Christen erhoben. Wenigstens einmal im Jahre mußte jeder Christ alle bewußten Sünden beichten. Und diese Forderung der Kirche hatte zum Urheber — den dritten

Innocenz, den altgewordenen Absolutisten der Kirche, und Zwecke des Pabstthums, der Herrschaft des römischen Stuhls über Könige und Völker, waren leitend dabei: der Königinnen und der Könige Geheimnisse, das innerste Leben der Häuslichkeit in allen Klassen der Gesellschaft, das geheimste Herz der Völker war durch diesen geistlichen Zwang zur Ohrenbeichte in der Hand — der Priester.

Die Beichte in Verbindung mit der Buße wurde in die Zahl der „Sakramente" eingereiht.

Die Sakramente spielen eine große Rolle in der Geschichte der Bestrebungen, durch die Priesterschaft die Herzen und Geister der Menschen zu binden. Das Wort Sakrament ist im kirchlichen Sprachgebrauch nichts Anderes, als die Uebertragung des griechischen Ausdrucks Mysterion ins Lateinische. Diejenigen Heilslehren, welche die Fassungskraft des menschlichen Verstandes überstiegen, wurden Mysterien genannt, wie das Heidenthum die tiefern Lehren und Wahrheiten „Mysterien" nannte. „Sakramente der neuen Gnade", das war zuerst der Ausdruck für solche geheimnißvollen Lehren und geheimnißvollen Handlungen und Thatsachen des Christenthums, wie Taufe und Abendmahl, wie Tod und Auferstehung Christi.

Chrysostomus nennt die beiden letztern ausdrücklich ein Mysterium, ein Sakrament. Augustin, welcher die in seiner Zeit allgemein wuchernde Anschauung von der magischen Wirksamkeit der Sakramente bekämpfte, und lehrte, daß die Wirkung der Sakramente nur da heilbringend sey, wo sie in wahrem Glauben ergriffen werde, ohne diesen wahren Glauben aber Verdammniß bringe — Augustinus erklärte die Sakramente für die sichtbaren Zeichen göttlicher Dinge. „Sakramente," sagte er, „heißen sie darum, weil in ihnen etwas Anderes sichtbar ist und etwas Anderes geistig angeschaut wird. Das Sichtbare ist leiblich; das geistig darin Angeschaute hat eine geistige Frucht."

Die römische Kirche zog unter den Begriff Sakrament, d. h. unter den Begriff „gottesdienstlicher, das Heil in unbegreiflicher Weise den Gläubigen vermittelnder Handlungen",

nach und nach Alles herein, was für das christliche Leben von höchster Bedeutung war. Die entscheidenden Augenblicke des ganzen menschlichen Lebens sollten durch Sakramente geheiligt werden. Und darum wurde im zwölften Jahrhundert, nach langem Schwanken über Begriff und Zahl der Sakramente bei einzelnen Kirchenlehrern, die Zahl auf sieben festgestellt. Als Sakramente galten fortan in der römischen Kirche: die Taufe, um den Eintritt des Menschen in die Welt und in die Kirche zu heiligen; die Firmung, um den Lebensabschnitt der Entscheidung, den Uebertritt aus der Kindheit in die Jugend, zu weihen; die Buße, in Verbindung mit der Beichte, wobei die Beichte die Hauptsache war, als Mittel zur Sündenvergebung, zur Versöhnung und zur Wiedergeburt; das Abendmahl, als höchsten Punkt des versöhnten Lebens und als Vereinigung mit Christus; die Ehe, als göttliche Weihe des Geschlechtslebens; die Priesterweihe, als Weihe des nach römischer Ansicht nöthigen menschlichen Vermittlers zwischen Menschen und Gott; die letzte Oelung, zur Weihe eines Menschen beim Austritt aus dieser Welt.

Achtes Kapitel.

Kirchenzucht und kirchliches Gericht.

Hob die Priester die Verwaltung dieser Sakramente, so that dasselbe das Recht der Kirchenzucht. Suchte auch die Kirche durch Nachlaß von der ursprünglichen Strenge die Kirchenzucht dem Charakter der germanischen Völker einzupassen, so sträubte sich doch das eingeborene Freiheitsgefühl derselben sehr und lange dagegen. Es wollte den deutschen Männern nicht ein, Laien seyn zu sollen und Priester über sich zu sehen, und am allerwenigsten behagte ihnen die alttestamentliche Kirchenzucht.

Darum erfand die Kirche eine Menge kleiner Bußen und ein genau gegliedertes Strafsystem der Kirchenzucht. Die kleinen Bußen trugen etwas ein, und die Bußen konnten um so leichter

aufgelegt werden, als der Staat eine Mittheilung an seinem Strafamt der Kirche einräumte; bei allen Vergehen, die das sittlich-religiöse Gebiet berührten. Neben der weltlichen Buße mußte auch die kirchliche geleistet werden, und der Staat verschaffte dem Spruche der Kirche nöthigenfalls mit dem weltlichen Arm seinen Vollzug. So entstanden die bischöflichen Sendgerichte.

Jedes Jahr zog der Bischof in Person oder sein Stellvertreter von Ort zu Ort umher und hielt Gericht. Durch Wahl der Gemeinde wurden ehrbare Männer als Geschworene gewählt, welche mit zu Gericht saßen und das Schuldig oder Nichtschuldig sprachen. Das Verfahren dabei war der Inquisitionsprozeß, und es wurden vor diese geistlichen Gerichte nicht bloß kirchliche, sondern die meisten weltlichen Vergehen gezogen.

Sie waren für das sittliche Leben des Zeitalters, wo sie nicht entarteten, von sehr guter Wirkung. Es konnte nach dem germanischen Gesetz so Vieles, jedes Vergehen an Leib und Leben, durch Geldbußen gesühnt werden, gar leicht; und im Mittelalter, in welchem das Recht der Faust sich geltend machte, und überall die Gewalt sich über das Recht erhob, waren diese kirchlichen Gerichte und Strafgesetze gewiß am Platz, um wenigstens einen gewissen Rechtszustand herzustellen. Nur zu oft hatte das weltliche Gericht entweder die Macht oder den Muth nicht, Vergehen und Verbrechen zu strafen. Was der weltliche Arm nicht erreichte, das stand dem geistlichen Arme weder zu fern noch zu hoch. Die Sendschöffen waren auch außer der Gerichtssitzung das ganze Jahr über die Beobachter der sittlichen und kirchlichen Zustände der Gemeinde. Ist dieses kirchliche Gericht auch nicht ohne alle Schatten, und hat es manchmal in das Heiligthum der Familie eingegriffen, so war es doch im Ganzen ein Schutz der Humanität gegen die Brutalität und des Rechtes gegen das Unrecht und die Gewalt; und es fing an, schlimmer zu werden für die Völker, von da an, als diese vaterländischen Sendgerichte mit ihren kirchlichen Strafen verdrängt wurden durch die Behandlung aller Klagsachen nach dem fremden römischen Recht.

Die Kirche hatte zwar, um die Widerspenstigkeit beharrlicher

Sünder und Gesetzübertreter zu brechen, nur wenige Strafmittel, aber diese wenigen waren sehr wirksam durch den Glauben der Zeit und dadurch, daß die weltliche Macht dem kirchlichen Spruch Nachdruck gab. Diese Strafmittel gegen solche waren: die *Exkommunikation*, auch der kleine Bann genannt; das *Anathem* oder der große Bann; und endlich das *Interdikt*. Der kleine Bann schloß nur vom Abendmahlsgenuß und von Kirchenämtern aus, der große Bann war Ausstoßung aus der Kirche. Mit dem so Gebannten durfte kein Christ, ohne ebenfalls in den Bann zu fallen, essen und trinken, Keiner ihn grüßen, küssen, oder mit ihm beten. Folge dieses Bannes war der bürgerliche Tod; zu Ende des achten Jahrhunderts schon wurde dem Exkommunizirten das *Recht des Güterbesitzes abgesprochen*, von königlicher Seite. Vom eilften bis ins dreizehnte Jahrhundert brach das Interdikt, mit dem schon früher Versuche gemacht, aber von den Völkern als unchristliche Willkür zurückgewiesen worden waren, mit schrecklicher sittlich-religiöser Gewalt den Widerstand verhärteter Sünder auf Burgen, in Fürstenschlössern und auf Königsthronen. Zuerst wandte die Kirche das Interdikt gegen Landfriedensbruch an, dann gegen Königssünden, um den Trotz, welcher sich dem kirchlichen Spruch, aber auch dem christlichen Gesetz nicht fügen wollte, durch die eigenen Völker zu brechen, welche es niemals lange ertrugen, der kirchlichen Segnungen zu entbehren, und mit moralischem Zwang, und half das nicht, mit den Waffen in der Hand, ihre Fürsten zur Unterwerfung unter das göttliche Gesetz und die Kirche nöthigten.

Die Päbste selbst nützten diese furchtbare Waffe ab, als menschliche Leidenschaft sich ihrer bediente, und nicht mehr der Eifer für Gottes Gesetz. Aber auch die kirchlichen Sendgerichte nützten sich ab, entarteten und wurden um so leichter durch den römischen Rechtsgang verdrängt, als sie anfingen, auf Geldbußen zu erkennen, und diese Anstalt zu einer Geldquelle für die Kirche zu machen. Die auferlegten Bußen bestanden ursprünglich in Fasten, Geißelung, Heirathsverbot und Gefängniß; bei schweren Verbrechen in hartem, oft lebenslänglichem Gefängniß. *Oeffentliche* Vergehen und Verbrechen fanden in der Blüthe der Send-

gerichte keine Möglichkeit, sie mit Geld zu büßen, sondern nur geheime, freiwillig in der Beichte bekannte Sünden erhielten vom Beichtiger in einzelnen Fällen die Nachsicht, sie durch Geldgaben an die Armen zu sühnen.

Die öffentliche Meinung anerkannte mit Ehrfurcht in dem Priester die Macht, zu binden und zu lösen, als die Macht, den Himmel zu verschließen oder zu öffnen, so lange die Kirche unparteiisch, ohne Ansehen der Person, ihr Strafrecht übte, und den Völkern die Lehre und den Beweis gab, daß Keinem die Sünde darum frei und troß der Sünde der Himmel darum aufgethan sey, weil er reich sey oder vornehm.

Diese Ehrfurcht der öffentlichen Meinung sank und schwand, als die Sendgerichte anfingen, die ausgesprochenen Kirchenstrafen in Almosen zu verwandeln, d. h. in Geldzahlungen, welche die Kirche für sich nahm; als Bußordnungen ausgegeben wurden, welche für alle denkbaren Sünden in Gedanken, Worten und Werken feste Buß-Taxen enthielten, fast so, wie Handelsleute ihre Waaren zur „Auswahl mit Preiscourant", wie Hase das gegeißelt hat, ausbieten; als die Päbste anfingen, Ablaß zu verkaufen.

An den Ablaß unmittelbar knüpft Luthers Auftreten gegen das Pabstthum an. Der Ablaß aber war gar nichts Neues, sondern Jahrhunderte lang zuvor in der Kirche geübt und heimisch. Schweres Geld war vor den Kreuzzügen nach Rom gezahlt worden, um Sündenvergebung, Ablaß, zu erkaufen, weil die Päbste in der öffentlichen Meinung standen und diese nährten, besonders schwere Sünden könne nur der Pabst vergeben, dem Pabste vor allen Priestern wohne die höchste sündentilgende Kraft ein. Das Pabstthum hatte unter dem Namen eines Almosens für Kreuzfahrer lange Zeit vollkommenen Ablaß verkauft. Das Pabstthum hatte in der Mitte des Mittelalters an einzelne Kirchen und Klöster das Vorrecht gegeben, denen, welche die Heiligthümer dieser Kirchen besuchen, Ablaß für eine gewisse Bußzeit zu ertheilen, Ablaß nicht bloß für Büßungen, welche gewisse Sünden in diesem Leben nach der Kirchenordnung nach sich gezogen hätten, sondern Ablaß um Geld für Büßungen im

Jenseits. Dem wurde der Bau oder die Herstellung einer Kirche, Diesem ein Kreuzzug, einem Andern der Rückzug in ein Kloster auferlegt, wofern deren Sünden und ihre Gewissensängste sehr schwer waren; in anderen Fällen nahm die Kirche Geld als Sühne an, oder Güterschenkungen.

In altchristlicher Zeit der frühesten Jahrhunderte waren es oft furchtbare Büßungen gewesen, welche auferlegt wurden, und welche die Schuldigen auf sich nahmen in der Angst des aufgeregten Gewissens, im Schrecken vor der drohenden Ausstoßung aus der Kirchengemeinschaft, außer welcher der Glaube kein Heil sah. So lange die Massen nicht auf die Stufe des Denkens sich erhoben, blieb es ihnen verborgen, daß die „Kirche" und „Gott" nicht Dasselbe seyen, und daß, wen die Kirche verstoße, darum nicht auch von Gott verstoßen sey. Gerade, um ihre Macht auf die Gewissen der Menschen immer mehr auszudehnen, und nicht durch eine dem Zeitbedürfniß und dem Zeitgeiste widerstrebende Strenge den Widerstand des Zweifels zu wecken, war die Kirche auf Milderung der Büßungen gekommen, und, unter Mitwirkung „finanzieller" Beweggründe, auf Bußen in Geld und Gut; im dreizehnten Jahrhunderte noch mit ausdrücklicher Belehrung, daß Geld, Gut und gutes Werk nur dann Sühnung wirke, wenn es gegeben oder gethan werde von einem bußfertigen Herzen.

Weiterschauende Männer der Kirche erkannten, daß diese Voraussetzung von Herzensbuße und Lebensbesserung, diese Art von Büßungen leichtester Art, die Menschen und die Kirche selbst ins Verderben führe; daß sie zur Veräußerlichung des Christenthums wesentlich beitrage; daß der natürliche Mensch, welcher der Erneuerung des inneren Menschen widerstrebe, sich ganz und allein ans Aeußerliche halten und verlieren werde, und daß in diesem Ablaß um Geld, Gut und Werk eine gefährliche Verlockung und Versuchung für die katholische Kirche selbst liege.

Aber die Warnungen solcher Kirchenlehrer wurden nicht beachtet. Die Warner hatten ganz übersehen, daß die Kirche längst im Pabstthum aufgegangen war, daß das Pabstthum längst von der lockenden Frucht der Welt, von der Süßigkeit der weltlichen

Herrschaft und ihrer Genüsse, zu viel gekostet hatte, und halb sich bog, halb gezogen wurde abwärts nach dem irdischen Besitz, nach Geld und Macht, sowohl vom eigenen Gelüste, als von dem Zauber, der im Golde lag, weil nur mit demselben die Mittel gegeben waren, zu herrschen, zu genießen und Kunstwerke zu schaffen oder hervorzurufen, in die Christenheit das Reich des Schönen wieder einzuführen. Ohne viel Gold des päbstlichen Hofes und der Kirchenfürsten war das Wiedererwachen der alten Kunst, das Aufblühen der neuen Kunst — eine Unmöglichkeit. Es kann nicht die Frage seyn, ob es auf anderem Wege nicht hätte geschehen mögen: so ist der geschichtliche Gang gewesen, über welchen Gott waltet, der auch aus den Verirrungen der Menschen einen Beitrag zur Verwirklichung seiner höheren göttlichen Gedanken hervorgehen läßt.

Der Herrschsucht des Pabstthums und der ganzen Priesterschaft konnte es zudem nur förderlich seyn, wenn die Christen ins Aeußerliche sich verloren, dadurch oberflächlich und gehaltlos wurden. Je weniger religiöser und sittlicher Gehalt in den Menschen war, desto leichter waren sie nach Willkür zu lenken, desto empfänglicher und folgsamer für jeden Daumendruck des Geistes und Willens, welche im Pabst und in seiner Hierarchie waren.

Die Kirche ließ sich immer tiefer hinab verlocken und verführen, sich selbst und den christlichen Völkern zum Fluch.

An der Neige des dreizehnten Jahrhunderts stiftete sie erstens das neue „große Wunderfest", das Fest des Fronleichnams, d. h. des Leibs des Herrn, zur Feier der Verwandlung des Brods beim Abendmahl in den Leib des Gottmenschen; zweitens den „vollkommenen Ablaß des Jubeljahrs".

War das Fronleichnamsfest, an welchem die Kirche ihre höchste äußere Pracht entfaltete, ein Probemesser für die Gläubigkeit der Massen und sehr ergiebig für die kirchlichen Kassen: so war der Jubeljahrsablaß das noch weit mehr.

Am Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts nämlich wußte es der päbstliche Stuhl zu machen, daß es umlief, nicht als käme es vom Pabst, sondern als wäre es Sagen und Wissen uralter Leute, daß am Jubeljahr 1300 in der Peterskirche zu Rom für

jeden Christen ein hundertjähriger Ablaß zu gewinnen sey. Die Wallfahrer setzten sich in Bewegung, stromweise. Pabst Bonifaz VIII. that, als gebe er diesem Zudrang nur nach, indem er Allen, welche an diesem ersten Jubeljahre Roms, dem Jahre 1300, die Schwellen der Apostel bußfertig besuchen würden, vollkommenen Ablaß für ein ganzes sündiges Leben verhieß.

Die großen Vortheile, welche der Hof des Pabstes und das Volk zu Rom aus dem Menschenzusammenfluß hatten, der aufs Jubeljahr zu den Kirchen der Apostel wallfahrtete, veranlaßten spätere Päbste, die Kürze des menschlichen Lebens in Betracht zu ziehen, und den sündhaften Menschen das Jubeljahr öfters als Ablaßquelle, sich selbst als Geldquelle, fließen zu lassen.

Ehe ein halb Jahrhundert verfloß, setzte Clemens VI. fest, so ein Jubeljahr solle alle fünfzig Jahre wiederkehren, und, in Erwägung des Gewinns eines solchen großen Abläßjahrs, änderte Pabst Urban VI. es dahin ab, das Jubeljahr solle nach drei und dreißig Jahren wiederkehren. So hielt der päbstliche Hof in einem und demselben Jahrhundert, von 1300 bis 1389, drei Jubeljahre. Bald darauf wurde wenigstens alle fünf und zwanzig Jahre eines gehalten.

Viele Vaterunser zu beten und die Zahl jedes Tags an einem Merkzeichen sich zu vergewissern, das kam schon im vierten Jahrhundert bei egyptischen Einsiedlern vor. Als gute Werke wie als aufgelegte Bußen nahm gegen das Ende des Mittelalters dieses mechanische Beten in der ganzen Christenheit überhand, und nach den Kügelchen des Rosenkranzes zählte man die Zahl der Gebete ab. Das Gebet wandte sich vorzugsweise an Maria, „die Mutter Gottes“, die „heilige Jungfrau“, die „Himmelskönigin“. Im vierzehnten Jahrhundert wurde das „Haus der göttlichen Jungfrau zu Loretto“ ein Wallfahrtsort wie keiner sonst.

Die heilige Sage dichtete davon, dieses kleine Haus aus Leimen sey dasselbe, in welchem einst Maria den englischen Gruß empfangen habe. Nach dem Verluste des heiligen Landes sey es durch Engel von Nazareth in Galiläa nach Tersati in Dalmatien und von da wenige Jahre darauf wieder durch Engel

nach Loretto im Kirchenstaate durch die Lüfte getragen worden, im Jahre 1295. In Kurzem war Loretto die reichste Kirche an Gold, Kunstschätzen und Einkommen durch die Wallfahrer.

War der Himmel und die Gottheit irdisch und menschlich gemacht worden, indem man sich die Verhältnisse des Himmels ganz wie einen Hofstaat auf Erden dachte und sich mit allen möglichen Anliegen an die „Mutter Gottes" als die allvermögende Herrin wandte, so entsprach es dem, daß das Volk „Wunder!" rief, als von einem aufgerichteten Ablaßkreuz Blut floß, und ein Mönch schrie, er sehe, wie dieses Blut aus dem Leibe des Herrn herabfließe. Die Einbildungskraft der Menschen noch mehr zu beschäftigen, wurden von der Kirche viele neue Heilige geschaffen, d. h. Menschen vergöttert. Die Kirche konnte sich das zutrauen bei solchem Glaubensstand der Massen. Manches Kloster, manche Domkirche bedurften der Aufhülfe ihres Einkommens durch einen neuen Heiligen. Zu Rom aber ließ man sich die Seligsprechung und noch viel mehr die Heiligsprechung sehr theuer bezahlen, und es mußten Wunder nachgewiesen werden, welche der heilig zu Sprechende im Leben oder nach seinem Tode gethan. Doch wählte die Kirche meist klug und vorsichtig ihre Heiligen aus, nur selten aus hohen Kirchenwürdenträgern, sondern aus der Zahl derer, welche, seitab von der Welt, in der Mönchskutte der Kirche durch Wissenschaft nützlich, oder durch Glaubenskraft, Entsagung, Wohlthätigkeit, Aufopferung und volksbeliebte Sonderbarkeiten ausgezeichnet waren.

So eine Heilige war die schöne Elisabeth, die Königstochter aus Ungarn. Schwärmerisch schon als Kind, im vierten Jahre aus ihrem heimathlichen Ungarn in die Wälder Thüringens hinweggerissen, zwei Jahre darauf im tiefsten Leben ihres feinen Nervensystems verwundet und zerrissen, war sie seit ihrem fünfzehnten Jahre durch ihren Beichtiger, den fanatischen Konrad von Marburg, so gesteigert worden, daß es sie schmerzte, nicht als Jungfrau sterben zu dürfen, und daß sie über ihre Liebe zu ihrem edeln Gemahl, dem Landgrafen von Thüringen, sich Vorwürfe machte als über eine sündhafte Liebe.

Als Gemahlin eines reichen Fürsten, lebte sie von ihrer Hände

Arbeit. Eine Wohlthäterin der Armen, in zartester Jugend schon Wittwe geworden, von ihrem Schwager ins Elend getrieben, weg von ihren kleinen Kindern, sah sie darin eine Fügung, damit die Liebe zu ihnen ihrer Liebe zu Gott keinen Eintrag thue, diente in den Spitälern den Aussätzigen, und unterwarf sich wie ein Lamm auf der Schlachtbank den fürchterlichen Kasteiungen und Prüfungen, welche Konrad von Marburg ihr auflegte.

An diesen Mißhandlungen des harten Priesters erkrankt, und durch die Gluth ihrer heiligen Liebe und Sehnsucht nach dem Himmlischen frühe verglüht, unterlag sie mit ihrem zarten in seltener Jugendschönheit blühenden Leibe in ihrem vier und zwanzigsten Lebensjahre dem von ihr mit Entzücken erwarteten Tode. Konrad freute sich, ihr Irdisches getödtet zu haben, und berichtete ihr im Gebete strahlendes Angesicht und ihre Wunderheilungen mit den beschworenen Zeugnissen nach Rom, im Jahre 1231. Vier Jahre darauf sprach sie der Pabst Gregor IX. heilig, und am 1. Mai 1235 wurde das Fest der neuen Heiligen in Deutschland begangen, vor mehr als zwölfmalhunderttausend Anwesenden. Kaiser Friedrich II. hätte die Herzen der Hessen und Thüringer und ihre tapfern Arme, die er gerade jetzt wider die Lombarden brauchte, unwiederbringlich für sich verloren, wenn er sich nicht diesem Heiligenfest angeschlossen hätte: er selbst hob den ersten Stein vom Grabe der neuen Heiligen zu Marburg und setzte eine goldene Krone aus seinem Schatz ihr auf das Haupt. Die Priester verkündeten eine Menge Wunder, welche von diesen heiligen Gebeinen ausgegangen seyen, und sie ließen von dem heiligen Leib ein Oel ausfließen, das die Brüder des Deutschhospitals mit kluglicher Auswahl denen austheilten, welche zu Ehren der heiligen Elisabeth Kirchen und Altäre erbauen würden. So wurde die im Leben so demüthige stille Dulderin zu abgöttischer Verehrung erhoben; aber mehr, als was die Priester eigennützig für sie thaten, ehrte sie, daß sie im Volke als Ideal der Wohlthätigkeit fortlebte, und die Volkssage ihr Bild mit den schönsten Blumen der Poesie kränzte.

Die Sagen aller Heiligen wurden noch zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts gesammelt, und entzündeten unter dem

Namen „goldenes Legendenbuch" die Einbildungskraft des katholischen Abendlands. Dadurch lebte Katharina von Siena in Italien sich als Kind schon in Entsagungen und Martern hinein, und die Dominikanermönche, deren Fußstapfen das Kind oft küßte, steigerten sie fortwährend. Das schöne Färberskind hatte in zartesten Jahren schon Erscheinungen Christi mit der dreifachen Krone; später wurden seine Besuche und Unterhaltungen mit ihr alltäglich; und als sie Jungfrau geworden, erschien er ihr in der Entzückung eines Tages wieder, verlobte sich feierlich durch einen Ring mit ihr, nahm ihr Herz aus ihrer Seite, und setzte das seine an dessen Stelle. So habe sie es, erzählten die Dominikanermönche, ihrem Beichtvater offenbart.

Darum wurde das so begnadete Färberskind von dem gläubigen Italien, nicht bloß von Laien, sondern von vielen tausend Mönchen und Nonnen fast angebetet, und von dem Dominikanerorden als Werkzeug seiner Interessen benützt und als Werkzeug des römischen Stuhles. Sie selbst war keine Betrügerin, sie that neben ihren Gesichten und Verzückungen die niedersten Dienste der Krankenpflege am Bette gerade solcher Leidenden, vor deren Krankheiten alle Anderen entsetzt und voll Eckel hinwegflohen. Und selbst von der Politik in die Kämpfe Italiens und der Kirche hineingezogen, hat sie nur Gutes gewirkt, vermittelt, Frieden gestiftet, eine schöne schwärmerische Seele in einem schönen Leib; aber über diese schöne Seele, die sich in ihrem Leben und in ihren Briefen spiegelt, herrschte der selbstsüchtige, fanatische Geist des Dominikanerordens, ein finsterer Geist, ganz unhimmlisch und sehr irdisch, und unbewußt stand sie unter dem Gebot dieses Geistes, der mit schwarzem Fittig über dieser weißen Taube schwebte.

Aus Sehnsucht nach ihrem göttlichen Verlobten, nach Christus, starb sie zu Rom im Jahre 1380. Aber nicht, daß sie nach ihrem Tode durch den Pabst Pius II. heilig gesprochen wurde, gibt ihr einen Platz in der Geschichte, sondern das, daß in ihr, als in einer geringen Magd des Herrn, das Christenthum in höherer Art Leben und That geworden war, und sie eine der hohen Frauengestalten ist, welche durch religiöse und sittliche Kraft,

die in ihnen lebte, einflußreich auf ihre Nation, ja auf ihre Zeit, und vorleuchtend für Jahrhunderte geworden sind.

Ein und fünfzig Jahre nach ihr starb eine wahrhaft „Heilige ihres Volkes", von wunderbarem Geist ergriffen und erleuchtet; auch die Führerin ihres Volkes im Kampf ihres Vaterlands, und eine Friedensstifterin, wo der Haß entzweit hatte. Weil sie nicht eine „Heilige des römischen Pabstthums", sondern nur eine „Märtyrerin des Patriotismus und des Nationalsinns" war, und weil sie römisch-katholische Bischöfe als Hexe angeklagt, verurtheilt und auf dem Scheiterhaufen verbrannt hatten, so wurde diese jungfräuliche Heldengestalt des Mittelalters von keinem Pabst unter die Heiligen versetzt. Aber die göttliche Begeisterung eines der größten Dichter der neuen Zeit hat sie als Heilige des Herzens mit einer unsterblichen Glorie umgeben, und ihr die Verehrung aller Zeiten gesichert, dem einfachen Mädchen vom Dorfe, das zwar nicht für den römischen Stuhl, aber für ihr Vaterland und dessen Unabhängigkeit starb, am 30. Mai 1431.

Viele tausend Heilige, welche die Päbste gemacht, werden lange für immer vergessen seyn, während diese Volksheilige, von der christlichen Poesie bekränzt, leuchten wird; nicht die „Hexe", aber die „begeisterte Jungfrau" von Orleans.

Diese hohe, von religiös-patriotischer Begeisterung erfüllte Französin war keine von Mönchen erzogene Nonne, keine Einsiedlerin gewesen, aber als Kind schon hatte sie die Einsamkeit der Natur gesucht, und in ihrer reinen Seele war der Glaube an die Jungfrau Maria so mächtig geworden, daß Alles, was ein vaterlandsliebendes Herz bewegen mußte, aus ihr heraus und ihr in der Gestalt der göttlichen Jungfrau gegenüber trat, welche sie das thun hieß, was ihr eigenes Herz ihr gebot. Doch hatte sie auch, weil sie reines Herzens war, Augenblicke höheren Schauens, was auf dem Wege des Verstandes nicht erklärt werden kann.

Sie ist eine derjenigen Erscheinungen des Mittelalters, in welcher sich die Religiosität dieser Zeit in ihrer höchsten Schönheit und Kraft abmalt; ein hervorragendes Merkzeichen, wie das Christenthum auch in dieser Zeit zur Erkenntniß und zur Erfüllung wahrer Menschenbestimmung führte, zum Handeln und

zum Thun dessen, was die Liebe als Pflicht vorgeschrieben hat und vorschreibt, überall, wo es ohne Selbstsucht aufgefaßt wurde.

Neben sie stellt sich ein wirklicher Einsiedler aus den Schweizeralpen, „der heilige Klaus", Nikolaus von der Flüe. Nachdem er in der Welt gelebt und seinem Vaterland alle Pflichten erfüllt hatte, als Kriegsmann, als Richter und als Familienvater, hatte sich dieser Landmann in die Waldeinsamkeit der Alpen zurückgezogen, in den schönsten Tempel, den der Ewige einem Menschenauge und einer Menschenseele hienieden geöffnet hat, in den der großen Alpennatur, um, müde der Welt und ihrer Täuschungen, den Reiz der Einsamkeit zu genießen und allein zu seyn mit Gott. Mitten im Wirken in der Welt, hatte plötzlich „ein Licht sein Inneres wie ein Messer durchschnitten", und zwanzig Jahre noch hatte er in der Einsamkeit gelebt, als er im Jahr 1487 hinüberging; gelebt nach dem Glauben des Volkes „mit Gott und von Gott, ohne andere Speise". Auch von der heiligen Katharina aus Siena glaubte das Volk, sie habe einzig und allein vom Abendmahl gelebt.

Nicht wie die Wirkung dieser Volksheiligen war die Wirkung und „Benützung" aller Heiligen.

Erscheint wohl Vielen diese Gläubigkeit des Mittelalters als ein „einfältig kindlicher und glücklicher Glaube, wo man mit seinem klügelnden Verstande noch nicht das Wunderbare aus der Schrift, aus der Welt und dem Menschenleben verdrängt hatte", und hat in Wahrheit diese Gläubigkeit, die Frucht ihrer Zeit, auch ihre schöne und lichte Seite: so übersehe man ja nicht, daß das Licht dabei wenig Raum einnimmt, und die Schatten, groß und schwer, wie die dickste Finsterniß auf der zweiten Hälfte des Mittelalters breit umher liegen. Staunen erregt die Befangenheit der religiösen Urtheilskraft, das gebundene Auge der Zeit; Staunen die Keckheit des Betrugs, welchen Bischöfe und ihre geistlichen Räthe, welchen Mönche und Nonnen Jahrhunderte lang mit dieser Gläubigkeit zu spielen wagten, und wagen durften.

Und man findet wenige Beispiele, daß die Kirche dagegen einschritt, und wo es geschah, war es nicht der römische Stuhl, sondern die weltliche Obrigkeit, oder der Neid eines Klosters

gegen das andere, oder eines Ordens gegen den andern. Und trat auch einmal, wie im Jahre 1509 in Bern, ein päbstlicher Legat an einem bestimmten Orte selbst dagegen auf, so geschah das bloß, weil hier der kirchliche Betrug zuvor schon von den Weltlichen entlarvt, und, wenn die Kirche nicht dagegen einschritt, ihr Ansehen, ihre Macht, ihr Einkommen im Ganzen gefährdet war, unter dem aufgehenden Tageslicht der neuen Zeit. So wurden zu Bern damals vier Dominikaner als die Rädelsführer eines Mißbrauchs der Volksgläubigkeit durch ein geistliches Gericht unter dem Vorsitz eines Legaten verurtheilt und verbrannt.

Die dasigen Dominikanermönche hatten, zu ihrem Vortheil, ein Muttergottesbild blutige Thränen weinen, Heilige mit Briefen vom Himmel erscheinen, und einem von ihnen durch satanische Mittel bethörten Menschen die Wundenmaale Christi einbrennen lassen, und ein langes Gewebe von Betrug und Verbrechen einer- und von Aberglauben und Denkunfähigkeit andererseits war endlich an den Tag gekommen. Aber die vier Dominikaner wurden nicht darum verbrannt, weil sie einen so satanischen Betrug an dem Glauben der Andächtigen gespielt hatten — denn solche Betrügereien waren Klosterpraxis durch ganz Europa Jahrhunderte lang —; sondern darum, weil der Betrug an den Tag kam und sie die Kirche kompromittirt hatten: sie wurden verbrannt als Opfer für die Interessen der römischen Kirche; denn die schweizerische Nation ging schon damals der Kirche verloren, wenn diese Berner Dominikanergeschichte nicht desavouirt wurde.

Sonst verbrannte die römische nicht die, welche für sie in Förderung des Aberglaubens arbeiteten, sondern die dagegen wirkten, die „Ketzer".

Neuntes Kapitel.

Die ältesten Protestanten.

1. Die Donatisten und die Heiligen der Wüste.

Von Anfang an christlich war es, das christliche Leben frei aus zu gestalten, auf Grund der Gottesoffenbarungen, wie sie in der heiligen Schrift enthalten, wie sie durch die Ueberlieferung überkommen, und wie die geschriebenen oder überlieferten Wahrheiten durch eine wahrheitseifrige Wissenschaft verarbeitet und beleuchtet waren.

Von diesem Grund wich die Kirche ab, seit sie priesterschaftlich zu werden angefangen hatte, war immer mehr davon abgewichen und hatte sich bald in Irrbahnen verloren, Irrbahnen ausschweifendster Art. Die Kirchlichkeit drängte die Christlichkeit zurück, in der Mehrheit zeigte sich bald genug, daß „kirchlich“ und „christlich“ sehr verschiedene Dinge waren.

Gegen die offenbaren Abirrungen der Kirche von der Hauptquelle des christlichen Lebens, von der heiligen Schrift; gegen die Verflüchtigung des christlichen Geistes in Aeußerlichkeiten und sinnliche Formeln; gegen die Ausartung des Glaubens in bloße Glaubenssätze, welche statt der allgemeinen uralten Wahrheit Privatmeinungen einzelner Sprecher der Kirchenversammlungen oder der Päbste Allen, und zwar mittelst der Staatsgewalt, aufzwingen wollten; gegen das Versteinern des christlichen Lebens in vergänglichen Kircheneinrichtungen, als müßten diese, weil sie für einige Zeit gemäß waren, unveränderlich für alle Zeiten gelten; gegen diese Unterdrückung des ewigen Menschenrechts, das insbesondere noch durch das Christenthum geheiligt worden war, des Rechts der Denk= und Gewissensfreiheit — war seit Jahrhunderten Protest eingelegt worden. Es hatte nie gefehlt an solchen, welche dagegen sich verwahrten und dagegen kämpften, und zum Kampf ihre Kraft aus den Quellen schöpften, von welchen das Christenthum der ersten Jahrhunderte gespeist worden war.

Solche Protestirende traten entweder gegen einzelne Lehren und Bräuche oder gegen eine ganze Richtung oder auch gerade gegen das bestehende Kirchenthum überhaupt auf, bald gegen wirkliche Auswüchse und Entartungen, bald gegen solche Formen und Anstalten der Kirche, welche ihnen nur vorkamen als Auswüchse, als Trübungen, als Unchristliches.

Diese Proteste zeigten sich zuerst, als das Christenthum Staatskirche, dann, als es Pabstthum geworden war. Sie zergingen an der Macht des Staats und an der Macht der Kirche, weil diese Proteste und Gegenbestrebungen die Zeitlage und das Zeitbedürfniß nicht für sich, sondern gegen sich hatten; weil Staatskirche und weil Pabstthum geschichtlich nothwendig waren, etwas aus der Zeit und den Verhältnissen selbst Hervorgewachsenes, wodurch die Massen der heidnischen Völker, die noch ganz roh in die Kirche eingeströmt waren, erst eine Erziehung durch zu machen hatten durch die Schule des Gesetzes und eine Alles beherrschende Autorität.

Die, welche dagegen protestirten, übersahen, daß bei so veränderten Völkerverhältnissen der Christenheit die Verfassungsform der ersten drei Jahrhunderte, auf welche sie die Kirche zurückführen wollten, eine auf der christlichen Freiheit der Einzelnen begründete Gemeinschaft der Gläubigen, nicht mehr geeignet war für die christlichen Massen aus der Völkerwanderung, und daß einerseits diese unmündigen Völker nicht gleich christlich frei seyn konnten und also auch nicht die ursprünglichen Verfassungsformen christlicher Freiheit für sie passend waren; daß andererseits nur durch Autorität, durch eine hierarchische Obmacht, alle diese christlichen Massen, welche erst die Schule des Gesetzes zu durchlaufen hatten, im Gehorsam der Kirche gehalten und zur Einheit einer allgemeinen Kirche zusammengefaßt werden konnten.

Die Idee einer höchsten, alles geistige und gesellschaftliche Leben der Christenheit beherrschenden Autorität und damit später auch die Idee der Einheit und Allgemeinheit der Kirche waren eins geworden mit dem Pabstthum und in diesem dargestellt. Von dieser dreifachen Idee war Wissenschaft, Kunst und Volksleben eben so durchdrungen und beherrscht, als das kirchliche Leben im

engeren Sinne. Nur was sich als eins fühlte und als eins zeigte mit dieser Idee, die im Pabstthum wirklich und herrschend geworden war, konnte bestehen, durchdringen und anerkannt werden. Nicht was dieser Idee widerstritt, fand seinen Untergang; im Gegentheil gerade das, was als reiner Gegensatz gegen sie gedacht und gesagt wurde, überlebte und siegte zuletzt; unter gingen nur die Persönlichkeiten, als Opfer im Kampfe gegen das vergängliche Bestehende, das sich als unvergänglich geltend machte und aufdrängte; unter gingen diejenigen Bestrebungen gegen die Kirche, welche gegen unwesentliche Schattenseiten derselben sich wandten, und an Licht den großen Lichtseiten, welche die Kirche noch immer hatte, zurückstanden; unter ging aber nicht das, was als Wahrheit in den ältesten Protesten schon enthalten war, wenn auch die Protestirenden in Manchem irrten, und an der Macht des Bestehenden untergingen; Samen für die Zukunft war ihr Wort, ihr Leben, Leiden und Sterben.

Gegen die Verweltlichung der Kirche, unter welcher die Religion und zugleich der Wohlstand und das Wohlgefühl des christlichen Volkes litten, kämpften schon durch das ganze vierte Jahrhundert die Donatisten und die Circumcellionen.

Beide sind nicht Ein und Dasselbe, sondern ursprünglich ganz verschiedene Elemente. Die Donatisten waren eine Religionspartei in Afrika, von strengeren Grundsätzen, welche namentlich behauptete, die Wirksamkeit des Priesterthums ruhe nicht in der Gnade des Amts, sondern in der persönlichen Würdigkeit. Das bereits üppige Leben der Kirchenwürdenträger und überhaupt der Priesterschaft, neben den unerschwinglichen Abgaben und schweren Frohndiensten, womit die weltliche Macht besonders auf das Landvolk drückte, hatten seit länger den Unmuth der Bauern und Nomaden Numidiens und Mauritaniens gereizt. Diesen Bauern gefiel es, wenn die Donatistenprediger auf die Reichthümer und Einkünfte wie auf das hofhaltartige Leben der neuen Kirchenfürsten schalten, und es als Satans Werk bezeichneten, wodurch der Teufel die Kirche zu Grunde richten wolle. Die hart gedrückten Bauern auf dem Lande nahmen Partei für die Donatisten in den Städten.

Die Bauern und Nomaden wurden noch besonders aufgeregt durch eine Art Asceten, welche vor den Donatisten da waren und auf dem Lande sich herum trieben, ohne feste Wohnstätte, ohne Arbeit. Sie waren der Vortrab der Bettelmönche ohne Klöster; Dach und Kost suchten und nahmen sie in den Hütten der armen Bauern, herumstreichend; daher ihr Name „Circumcellionen".

Sie waren wohl der Nachwuchs jener fanatisirten Rotten, welche die Bischöfe in Afrika früher zur Zertrümmerung der Götzenbilder, zur Anzündung der heidnischen Tempel auf dem platten Lande, zur Säuberung des Bodens vom Heidenthum erhitzt und gebraucht hatten. Das Streifen durchs Land ohne Arbeit gefiel ihnen, und wenn man sie hörte, so führten sie dieses Leben voll Entsagung um Jesu Christi willen. Hatten sie früher gegen den „Teufel" im Heidenthum geeifert, so eiferten sie jetzt gegen den „Teufel" im Christenthum, gegen das üppige Leben und die Herrschsucht in der Kirche, gegen dieses „Satanswerk", wie es die Donatisten nannten. Sie selbst nannten sich die Kriegsleute Christi, die Männer des Kampfes. Ihr eigentlicher Halt war die Wüste. Da wie im Morgenland, so hier im afrikanischen Abendland die Steuerlast unerträglich geworden war, überdieß Kriege und Unruhen Viele um ihr Eigenthum gebracht hatten, so mehrte sich die Zahl dieser freien, christlichen Leute der Wüste durch solche unglückliche Bauern und Städter. Auch viele Sclaven schüttelten das Joch ihrer Herren ab und flüchteten zu den Streitern Christi in die Wüste.

Unter diesen Asceten selbst hatten sich indessen ihre socialistischen Anschauungen zu socialistischen Planen gestaltet. Alles Verderben unter den Christen hatte, wenn man sie hörte, seine Quelle in der ungleichen Vertheilung und Anhäufung irdischer Güter, in den Standesunterschieden, in den der christlichen Brüderlichkeit und Gleichheit widersprechenden Staatseinrichtungen; darin, daß eine Minderheit die Herren spielte und praßte, während die unendliche Mehrheit niedergedrückt darbte; darin, daß die heidnischen Einrichtungen in der christlichen Welt fortdauern und nicht nach dem Evangelium regiert und gelebt werde.

Das Letztere war nur zu wahr. Es war zu viel da, was sich mit den Lehren des Evangeliums nicht vertrug, zu viel, was nicht seyn sollte; und eben so war zu viel noch nicht da, was seyn soll in christlichen Gemeinden. Die Ackerbauern, die Handwerker waren unchristlich gedrückt, durch die Schuldgesetze besonders so sehr als durch die Steuern; und über die massenhafte Knechtschaft der wirklichen Sclaven erhob sich der Zustand der Ackerbauern nur wenig; sie waren Hörige, ihre Lage nur eine andere Art von Sclaverei. Der Boden, den sie bearbeiteten, gehörte nicht ihnen, sondern einer kleinen Zahl reicher Grundbesitzer, welche die Abgaben der hörigen Bauerschaft in Pracht und Schwelgerei in den kaiserlichen Residenzen verschwendeten. Der größte Theil der Geistlichkeit hielt sich zu der weltlichen Despotie, und half die Lasten der Bedrückten nicht vermindern, sondern vermehren.

In der Nacht ihrer Noth hingen sich diese Gedrückten um so fester an das Evangelium, d. h. an diejenigen Lehren, welche für die Armen sprachen; und ebenso an das alte Testament, d. h. an diejenigen Stellen, welche gegen Ueppigkeit und Tyrannei eiferten; vorzüglich aber an die Verheißungen und Erwartungen vom „tausendjährigen Reiche“, und am meisten unter den neutestamentlichen Schriften an die Offenbarung des Johannes.

An die Idee und die Träume von einem tausendjährigen Reiche knüpften von da, immer nach einigen Jahrhunderten als gleiche Erscheinung wiederkehrend, sich „socialistische“ Hoffnungen und Bestrebungen an, und an dieser Idee entzündete sich ein religiös-politischer Fanatismus, welcher das Bestehende umzuwälzen, das tausendjährige Reich, d. h. rein-christliche Zustände in Staat und Kirche und in bürgerlichen Verhältnissen, mit Gewalt einzuführen versuchte; Zustände, wie sie die Besitzlosen und die Unterdrückten als die der Christus-Lehre allein entsprechenden sich ausmalten.

Das tritt überall dann hervor, wenn die Kirche ihrer Aufgabe untreu wird, sich der Mühseligen und Beladenen anzunehmen, gegen die, von welchen Bedrückung ausgeht. Dann entsteht im Schooße des Elendes selbst ein neuer Prophetismus,

ein excentrisches Wesen, eine religiös-politische Schwärmerei, eine an der Bibel selbst sich nährende Feindseligkeit gegen die Ordnung in Kirche und Staat, nicht bloß gegen die in beiden bestehenden Mißbräuche.

So an montanistischen Anschauungen, an der johanneischen Offenbarung und an der Bergpredigt, aber auch unmittelbar an der täglichen Reibung mit der eigenen Noth, hatte die Erwartung eines tausendjährigen Reiches allgemeiner Freiheit und Freude auf Erden, und die Sehnsucht darnach, unter den Bauern und Nomaden und allen Besitzlosgewordenen Afrikas sich entzündet, und schnell die Gährung bis zum Groll, der Groll bis zum bewaffneten Aufstand sich gesteigert. Sie hörten nicht mehr auf einen der Donatistenprediger, welcher die Offenbarungen des Johannes geistig erklärte, und alle Erwartungen sinnlicher Art von einem tausendjährigen Reiche als eitle Träume, als Schwärmerei hinstellte.

Zehntes Kapitel.

Die ältesten Protestanten.

2. Erste Waffenerhebung des Socialismus unter Christen.

Aus der Wüste Numidiens hervor kamen die Asceten, welche zuerst die Fahne der evangelischen „Gleichheit" unter der ackerbauenden Bevölkerung aufpflanzten.

Sie fühlten sich als die Gotterweckten, das Widerchristliche aus der christlichen Gesellschaft wegzuräumen, dem göttlichen Rechte, das durch die menschliche Gewalt niedergehalten sey, aufzuhelfen, die Tyrannei der Herren zu brechen. Sie nannten sich nun die „Heiligen des Herrn", und ihre Führer, Fasir und Axid, unterzeichneten sich in ihren Schreiben „Hauptleute der Heiligen".

Diese Schreiben waren Drohbriefe, die sie an hartherzige Gläubiger erließen, den Schuldnern ihre Schulden zu erlassen,

oder der äußersten Rache gewärtig zu seyn; ebenso an unbarmherzige Sclavenbesitzer.

Weitum verbreitete sich der Schrecken vor den Heiligen der Wüste, vor den Rächern der verletzten Menschenrechte, vor den Reinigern des christlichen Lebens, als welche sie sich ausgaben; denn sie gaben ihren Drohungen, wo diese wirkungslos blieben, schrecklichen Nachdruck. Unbarmherzige Gläubiger, die es blieben, sahen sich plötzlich in der Nacht überfallen, und die Flammen ihrer angezündeten Landhäuser beleuchteten den Entsetzten die wilden Gesichtszüge und Gestalten der „Streiter Christi", der Rächer aus der Wüste. Der gellende Ruf: „Ehre sey Gott!" war, wo er in der Nacht sich hören ließ, das bald genug allbekannte Zeichen, daß ein Haus oder einen Hof diese „Heiligen" überfielen. Nur durch Erlaß der Schuld retteten solche zur Verantwortung gezogene Gläubiger ihr Leben. Blut vergoßen diese Puritaner ältesten Gepräges in ihrer ersten Zeit nicht. Sie straften die in ihren Augen Schuldigen durch körperliche Züchtigung mit großen Prügeln, die sie statt des Schwertes trugen, und welche sie ihre Israeliten nannten, und durch Verbrennung des Eigenthums. Auch hölzerne Keulen führten sie; das Schwert vorerst darum nicht, weil es im Evangelium heiße: „Wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen."

Der ursprüngliche religiöse Fanatismus des Kerns dieser Heiligen der Wüste, der Asceten, blieb nicht nur verschmolzen mit dem politischen Eifer, sondern steigerte sich noch im Fortgang des Kampfes mit der weltlichen Macht und mit der katholischen Kirche. War der politische Grundsatz christlicher Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit ein Magnet für Alle, deren bürgerliche Verhältnisse hoffnungslos waren, auch für der Geburt nach Vornehmste dieser Art, wie für den gemeinen Mann: so hatten die Heiligen der Wüste auch noch Solches an sich, was die Mehrzahl der Donatisten für sie einnahm. Das war ihr Haß gegen das Kirchenfürstenthum, gegen das priesterschaftliche Element in der Kirche. Damit traf der heilige Eifer der Donatisten ganz zusammen; doch boten sie den Circumcellionen erst spät die Hand, in äußerster Noth, als sie ihrer Hülfe bedurften gegen die Waffen-

gewalt der weltlichen Macht, welche die katholische Kirche gegen die Donatisten aufgerufen hatte.

Alles, was an die Heiligen der Wüste sich anschloß, wurde von den Katholiken gefürchtet als die „Leute des Gebirgs und des platten Landes", als die „Felsenmänner".

Um grausame Herren Menschlichkeit gegen ihre Sclaven zu lehren, thaten die Wüstenheiligen also. Trafen sie Herren auf ihrem Zug, welche sich von ihren Sclaven tragen oder ziehen ließen, ziehen von Menschen statt von Thieren: so zwangen sie die Herren, die Sclaven zu tragen, oder als Zugthier an die Stelle der Sclaven einzutreten. Guts- und Sclavenbesitzer, welche markirt waren durch Mißhandlung ihrer Eigenen, nöthigten sie, Stunden oder Tage lang Sclavenarbeit zu verrichten, in niedrigsten Geschäften, namentlich in der Tretmühle, zu arbeiten.

Nicht die Schulden für aufgehoben erklären, sondern nur die Unbarmherzigen unter den Gläubigern an die Sittenlehre Jesu selbst erinnern, an den Wucherern abschreckende Beispiele geben wollten sie; nicht die Sclaverei sofort abzuschaffen, sondern die Sclavenbesitzer Menschlichkeit zu lehren durch zeitweises Einstecken in die Sclavenarbeit, gingen sie anfangs aus. Erst die Hartnäckigkeit der Sclavenbesitzer und deren Beschützung durch die katholische Kirche trieben sie vorwärts bis zur Verkündung des Grundsatzes der Brüderlichkeit in der Form allgemeiner Gleichheit und Freiheit, womit die Sclaverei von selbst für unstatthaft erklärt war. Die Schuldgesetze namentlich hatten beigetragen, aus Freien Sclaven zu machen; was nicht bloß so obenhin widerchristlich, sondern entsetzlich, geradezu satanisch war im Angesicht des Evangeliums. Wenn die Heiligen der Wüste das einen „teuflischen" Mißbrauch des Staats und der Kirche nannten, so hatten sie Buchstaben und Geist der eigenen Worte Christi für sich, und dieser Protestantismus gegen etwas „Teuflisches" in der Christenheit ist nicht zu übersehen oder zu unterschätzen über dem, was sich als Auswuchs und Ausschweifung dieser Bewegung ansetzte.

Die Donatisten waren darin Protestanten, daß sie dabei blieben, „die Kirche Christi sammt ihren übernatürlichen Segnungen sey nur da, wo der heilige Geist wirke. Der heilige

Geist wohne aber nur in sittlich guten Seelen, nicht in Schlechten und Verworfenen. Eine Gemeinde, welche grobe Sünder in ihrer Mitte dulde und e h r e, habe sich selbst vom Leibe des Herrn losgetrennt".

Sie waren aber auch ächte Protestanten darin, daß sie die Lehre, als sey nur in der Bischofskirche das Himmelreich zu gewinnen, und als dürfe, ja müsse, wer derselben sich entzöge, mit Gewalt durch den weltlichen Arm in den Schooß dieser Kirche zurückgebracht werden, mit Abscheu zurückwiesen, und diese Lehre der Welt als Beleg aufzeigten, wie sehr die katholische Kirche geistig und sittlich verdorben sey; die katholische Kirche von damals hatte die Einmischung des Staats in diese rein-kirchliche Angelegenheit und in vielen anderen Fällen v e r l a n g t, den weltlichen Arm angerufen. Die römische Kirche von j e t z t weist, wie die Donatisten, die Einmischung des S t a a t e s in K i r c h e n a n g e l e g e n h e i t e n zurück, ruft ihn aber auch an, ihren Beschlüssen oder Bestrebungen den weltlichen Arm zu leihen, wofern und wo sie das für nöthig oder ersprießlich hält.

Wo das geistige Leben und vor Allem die religiöse Seite desselben durch Zwang mittelst der Staatsgewalt beherrscht wird, da hört das wahre Christenthum auf und w i d e r c h r i s t l i c h e Mächte fangen zu herrschen an. Nirgends gestattet das Evangelium, durch äußere Nöthigung die Geister zu bezwingen. Und jedesmal, so oft wir das in der Kirchengeschichte auch vor sich gehen sehen, tritt diejenige Kirche in die Verirrung zum Widerchristenthum ein, welche nur für sich selbst vom Staate Freiheit des Glaubens und des Gottesdienstes in Anspruch nimmt, nur für sich selbst die Einmischung des weltlichen Arms abwehrt, und zwar nach Freiheit geschrieen hat, so lange sie unterdrückt war, aber wie sie frei geworden ist, die Andersgläubigen zu unterdrücken sucht, und den weltlichen Arm gebraucht, diese zu unterdrücken, unter dem Vorwande, die andere Form des Glaubens sey lediglich „I r r t h u m" und „der Irrthum könne nicht gleiche Rechte mit der Wahrheit haben".

Auf diesem Punkte hört stets, spreche nun die katholische, die protestantische oder eine sektirerische Kirche so, das wahre

Christenthum auf; das ist die Sprache des Antichrists. Wahre Gotteserkenntniß ist nur da, wo Freiheit ist, wo gleiche Freiheit, gleiches Recht für das Bekenntniß jeder Religion im Staate Geltung haben. Aechtung der Andersgläubigen, Herbeirufung des weltlichen Schwertes zur Strafung, zur Ausrottung derselben, oder zu ihrem Uebertritt durch grausamen Zwang, ist nicht Eifer für Gottes Sache, sondern Satanismus. Der „Satanismus“ spielt eine grauenvolle Rolle in der Geschichte der christlichen Kirche.

In ächt christlichem Geiste sagten die Donatisten, der Kaiser möge über die Leiber seiner Unterthanen verfügen, er möge ihnen ihr Geld nehmen, aber über ihre Seelen habe er keine Gewalt. Diese seyen frei und stehen in Gottes Hand. Gefalle es dem Höchsten, eine Seele dem ewigen Heil zu gewinnen, so wisse er selbst die besten Mittel dazu, und bedürfe des Armes der weltlichen Gewalt nicht.

Bekannt ist das Wort des Donatus selbst: „Was hat der Kaiser mit der Kirche zu schaffen?“ Aber selbst der „heilige“ Augustinus war der Ansicht, daß, weil die Güte und Belehrung nicht verfange, die Andersgläubigen „durch bürgerliche Strafen und durch Kriegsvolk zur Rückkehr in den Schooß der allgemeinen Kirche genöthigt werden dürfen und müssen, zu ihrem eigenen Heil“.

Der „heilige“ Augustinus hat bereits nicht bloß ausgesprochen, was den Grundgedanken der späteren Inquisition ausmacht, als wäre das Christenpflicht, sondern er hat das in Ausübung gebracht und durch mündliches Wort und Schrift die ganze katholische Kirche zur Ausrottung der Andersgläubigen in Bewegung zu setzen gesucht, Gräuel hervorgerufen gegen die Andersgläubigen, welche man vergebens damit zu entschuldigen versucht hat, er habe das „als kirchlicher Staatsmann gethan, um die Einheit der Kirche zu retten, den Gefahren der Zeit gegenüber. Nur darum habe er sich vor diesen gewaltsamsten Mitteln nicht gescheut“.

Diesem „heiligen“ Augustinus gegenüber erscholl aus der Mitte der Donatisten das Wort Parmenians: „Haben die Apostel irgend Jemand verfolgt? Oder hat Christus Einen der weltlichen Macht überliefert? Christus gebietet uns, vor Verfolgung

zu fliehen; du aber, Augustinus, der du dich einen Jünger Christi nennst, willst die Missethaten der Heiden nachahmen! Meinet ihr, Gott dadurch zu dienen, daß ihr uns mit eigener Hand mordet? Ihr Elenden irret, wenn ihr dieß glaubt. Gott will keine Henker zu Priestern. Christus wollte die Menschen durch sanfte Ueberredung zum Glauben bewegen, nicht mit Gewalt sie dazu zwingen. Und als die Apostel über die Anstifter von Parteiungen sich bei ihm beklagten (Luc. 9, 50.), sprach er zu ihnen: Wer nicht wider uns ist, der ist für uns. Abermals spricht er: Es kann Niemand zu mir kommen, es sey denn, daß ihn ziehe der Vater, der mich gesandt hat (Joh. 6, 54.). Warum erlaubt ihr nun nicht einem Jeden, seinem freien Willen zu folgen, da doch Gott der Herr selbst dem Menschen den freien Willen verliehen hat? Was hängt ihr euch an die Fürsten dieser Welt, in welchen die Christenheit von jeher ihre Feinde zu erfahren hatte?" Ein anderer donatistischer Bischof, Gaudentius, schrieb gegen Augustin: „Gott hat den Menschen nach seinem Ebenbilde und darum frei geschaffen. Warum wollt ihr ihm durch menschliche Willkür entreißen, was ihm Gott verliehen hat? Ist es nicht ein wahrer Hochverrath, daß menschliche Anmaaßung sich unterwindet, zu rauben, was Gott uns geschenkt, und daß sie erst noch sich rühmt, diesen Raub im Namen Gottes zu verüben? Ein Mensch, der Gott mit den Waffen vertheidigen will, beleidigt dadurch den Höchsten aufs Tiefste. Denn er geht von der Voraussetzung aus, Gott sey zu schwach, das ihm widerfahrene Unrecht selbst zu rächen. Höret, was der Herr spricht (Joh. 14, 27.): „„Den Frieden lasse ich euch, meinen Frieden gebe ich euch; ich gebe ihn euch nicht, wie ihn die Welt gibt."" Der Friede der Welt wird unter Völkern, die uneins sind, durch Waffengewalt herbeigeführt. Der Friede Christi wendet sich an den freien Willen der Menschen. Gütlich durch Ueberzeugung sucht er dieselben zu gewinnen, nicht sie zu nöthigen durch äußere Zwangsmittel. Der allmächtige Gott gebrauchte Propheten, das Volk Israel zu bekehren; nicht Fürsten übertrug er dieses Geschäft. Der Heiland der Seelen, Jesus Christus, sandte zur Verkündigung seines Glaubens Fischer aus, keine Soldaten."

Wie schön kennzeichnen sich in diesen Protesten die Donatisten, dem „heiligen" Augustinus und den Katholiken gegenüber! Die Bewegung der Heiligen der Wüste und desjenigen Theils der Donatisten, der sich ihr anschloß, ist von den feindseligen Federn der katholischen Kirche so erzählt, daß nur mit Mühe die wahre Sachlage und der Gang der Bewegung heraus erkannt werden kann, durch Schlüsse, welche sich aus den Bruchstücken, aus den Lücken, und aus der handgreiflichen Trübung der Wahrheit ergeben. K. Hase ist der Einzige, der bisher das Richtige erkannt hat, indem er diese Bauern und Nomaden des Gebirgs und des Flachlands Afrikas in ihrem Kampfe gegen die katholische Kirche „treue, kraftvolle, düstere Gemüther nennt, welche in ihrem Dulden und Kämpfen die ungeheure Macht eines mißverstandenen Glaubens bewährt haben".

Kaiserliche Kommissäre mit Kriegsvolk zu Roß und zu Fuß kamen, die Donatisten friedlich oder gewaltsam, wofern das Erstere nicht ginge, zur Unterwerfung unter die katholische Kirche zu bringen. Die Stadt Bagai, wo Donatus der jüngere Bischof war, vertheidigte sich gegen die anrückende Militärmacht; sie hatte alle Circumcellionen ihrer Nachbarschaft aufgeboten. Diese, nach kurzem Sieg über die Reiterei, wurden, ehe sie ihre ferneren Brüder an sich ziehen konnten, von dem kaiserlichen Fußvolk zersprengt, Bagai im Sturm genommen; der jüngere Donatus und ein anderer Geistlicher, Markulus, erlitten, grausam hingerichtet, den Märtyrertod. Donatus der Große, der Bischof von Karthago, und viele seiner Glaubensgenossen wurden verbannt; viele andere Donatisten, welche der äußersten Schattirung derselben angehörten, und ihr Gewissen nicht dem weltlichen Arm unterwerfen wollten, wurden mit dem Schwert gerichtet oder verbannt, alle donatistischen Kirchen in den Städten geschlossen oder weggenommen.

Auf dem platten Land aber und in dem Gebirge hielten sich die Donatisten durch Hülfe der Circumcellionen, und der Glaubenskampf nahm jetzt eine wilde Gestalt an, seit der Hinrichtung vieler ihrer Brüder, seit den Gräueln der kaiserlichen Soldateska, seit der Einäscherung ihrer durch die Letztern auch auf dem Lande genommenen Kirchen. Zwölf Jahre lang dauerte der Glaubens-

krieg mit schauderhaften Proben der Glaubensmacht der schwärmerischen „Heiligen der Wüste“. Wie groß die Zahl der Donatisten war, ergibt sich daraus, daß schon lange vor diesem Kampfe, schon im Jahre 330, auf einer Synode nicht weniger als zweihundert und siebenzig donatistische Bischöfe anwesend waren. Es fanden sich zwar schon zuvor Gemäßigtere und Versöhnlichere neben den Entschiedenen und Aeußersten unter den Donatisten. Die Verfolgung aber, die durch ganz Afrika ging, schied vollends die Halben von den Ganzen, führte aber den Letzteren aus der Vielheit der mit dem Bestehenden in Kirche und Staat Unzufriedenen anderartige Elemente zu.

Die Gräuel, die gegen sie geübt wurden, vergalten die donatistischen Berg- und Thalleute besonders an denjenigen katholischen Priestern, die als besonders feindselig gegen sie sich zeigten; sie überfielen in Abtheilungen nächtlich die Häuser derselben und plünderten sie aus, sich selbst zum Unterhalt; die Priester aber ergriffen sie und zerprügelten sie. Einzelnen Priestern vergalten die Bauern, was sie an ihren Frauen und Töchtern gethan, durch Verstümmlung, und ließen sie dann so ihres Wegs gehen. Getödtet wurde Keiner. Einzelne quälte die Rache der Bauern dadurch, daß sie sie langsam blendeten, indem sie ihnen mit Essig vermengten Kalk in die Augen rieben. Neben der Keule sah man jetzt in den Kampfschaaren der Wüstenheiligen und Donatisten das Schwert, die Lanze und die Schleuder.

Sah sich wo eine Abtheilung der „Heiligen“ im Gebirg oder Thal abgeschnitten und rettungslos, so ergaben sie sich nicht den Siegern: in schwärmerischer Begeisterung stürzten sie von hohen Felsen, auf die sie sich zurückgezogen, sich in die Schluchten hinab, oder in ein nahes Wasser, oder verbrannten sie in ihren angezündeten Blockhäusern und Kirchen. Zersprengte einzelne Flüchtlinge zwangen unter Todesdrohung begegnende Weiber oder Männer, unter Darreichung des Schwertes, sie zu tödten; denn das Eisen selbstmörderisch gegen sich zu kehren, hielten sie für unerlaubt. Doch kam es auch vor, daß eingeschlossene, rettungslose Häuflein noch eine Nacht, eine letzte Nacht unter Wein und Liebe mit ihren Weibern feierten und am Morgen sich gegenseitig

den Tod gaben. Unter einem so verschiedenartig zusammengesetzten Glaubensheer ergaben sich von selbst auch verschiedene Grundsätze und Handlungsweisen.

Sie entzündeten sich vorzugsweise am alten Testament, auf dieses beriefen sie sich meist, und der Feuereifer der frühesten Israeliten und der späten Makkabäer war ihr Vorbild. Ueberall hielten sie die Bibel empor, im religiösen Gespräche die Evangelien mit den Reden Jesu, im Glaubenskampfe die Bücher Mose und Samuel und die der Könige, die Psalmen und die Propheten, unter den Letzteren besonders den Haggai. Die Nothwendigkeit einer Absonderung von der ganz verderbten Priesterkirche, der Heiligen von den Unheiligen, war ihr Schlagwort.

Sie waren unbezwungen, als in der zweiten Hälfte des *vierten* Jahrhunderts die allgemeine Religionsfreiheit kam und ihnen so sehr den Sieg und die Herrschaft gab, daß sie bald die Mehrzahl in Afrika für sich hatten. Die Katholiken mußten die ihnen entrissenen Kirchen wieder abtreten; aber gleich dabei zeigten sie, daß sie den Sieg nicht mit Mäßigung zu benützen wußten: die Verbannung hatte die Bitterkeit gegen ihre Verfolger geschärft, nicht gemildert. Sie weihten diese Kirchen neu ein, als durch Götzendienst entweihte Orte; die Altäre darin schabten sie ab, andere rissen sie geradezu ganz nieder; die heiligen Gefäße verkauften sie und kauften neue; die Wände und Fußböden der Kirchen wurden gründlich abgewaschen; geweihten Jungfrauen, welche aus dem Zwang der katholischen Kirche zu der Freiheit der Donatisten übertraten, nahmen sie die übliche Kopfbedeckung ab, bestreuten das Haupt derselben mit Asche, und gaben ihnen Schleier, wie sie die Jungfrauen der Donatisten trugen. Wie früher, unterwarfen sie auch jetzt römisch getaufte Christen, die zu ihnen übertraten, einer zweiten Taufe. Diese Wiedertaufe gehört mit zu dem, was sie kennzeichnet.

Im Sieg über ihre Gegner, die Katholiken, zu mächtig, als daß einzelne den Kaisern entlockte strenge Verordnungen gegen sie hätten vollzogen werden können, schwächten sie sich selbst durch Spaltungen in ihrer eigenen Mitte: die Partei fiel aus einander in eine Menge Bruchtheile, die gegen einander eiferten; der Kampf

wandte sich von den Katholiken ab auf die eigenen Brüder; jede Schattirung wollte allein im Besitz der wahren Christus-Religion seyn. Sie schleuderten Bannflüche gegen einander; es kam zu Gefechten, zum Häuseranzünden. Ein Theil der Donatisten rief jetzt selbst den weltlichen Arm gegen den andern Theil auf. Das thaten Donatisten gegen Donatisten. Je größer die Zahl derer geworden war, die sich den Donatisten, weil sie die Oberhand hatten, anschloßen: desto schwächer wurde die Partei an innerer Kraft und Haltung, durch dieses Hinzutreten von Elementen, welche den strengen sittlichen Grundsätzen fremd waren, auf denen bisher die Stärke der Partei geruht hatte. Schon Fremdartiges, geschweige Unreines, was in Masse einer politischen oder religiösen Partei sich anhängt, wirkt auf den Kern und die wahre Kraft derselben verunreinend, schwächend, zerfressend, auflösend.

Mit dem fünften Jahrhundert entwickelte der „heilige“ Augustin, Bischof von Hippo, mit Schrift und Rede eine große Thätigkeit, die Kirchenspaltung zu überwinden, und die Donatisten mit den Katholiken wieder zu vereinen, unter den mildesten Bedingungen für die Donatisten. Die Entschiedensten der Letzteren witterten hinter dieser Milde die Absicht, sie nur herüber zu locken, um dann ihren Glauben zu unterdrücken. Die Söhne der Märtyrer und Heiligen, entgegneten sie, werden sich nimmermehr vertragen mit den Nachkommen der Verräther an Christus. Die Wüstenheiligen bedrohten Jeden, der abtrünnig würde, mit ihrer Heimsuchung, und lauerten den Katholiken auf, die in Städten und Dörfern herumzogen, um Donatisten zu gewinnen. Zu Anfang des Jahres 405 erschien aber ein kaiserliches „Unionsedikt“, das mit schweren bürgerlichen Strafen drohte, wer diesen Frieden nicht annehme, diesen kaiserlichen Befehl zur Wiedervereinigung mit der Kirche. Die Mehrheit der Donatisten blieb standhaft. Das Gaukelspiel eines Religionsgespräches wurde aufgeführt, um blutige Maaßregeln gegen die „Ketzer“ einzuleiten; ein Gaukelspiel, da der Kaiser ausdrücklich erklärte, er behalte sich vor, durch einen von ihm ernannten weltlichen Regierungskommissär am Schlusse des Religionsgesprächs entscheiden zu lassen, wer Recht habe. Das mußten die Donatisten ver-

werfen. Aber um nicht den Schein zu haben, als scheuen sie eine offene Besprechung ihres Glaubens, erschienen sie auf dem Religionsgespräch zu Karthago. Am Schlusse des dritten Tages sprach der Katholik und kaiserliche Kommissär Marcellinus, ein zuvor bekannter Bewunderer des heiligen Augustin, des Hauptsprechers auf katholischer Seite, den Katholiken den Sieg zu: weder ihn noch den Kaiser kümmerte es, daß die Donatisten vornherein gegen das ganze Verfahren Protest eingelegt hatten. Die alten Strafgesetze wider Ketzer wurden gegen die Donatisten erneuert, und denjenigen Gemeinden, welche sich nicht mit der katholischen Kirche wieder vereinen wollten, ihre Kirchen mit Gewalt entzogen, ihre Güter konfiszirt, alle Halsstarrigen des Landes verwiesen. Zwei Jahre darauf wurde jeder Donatist aller bürgerlichen Rechte verlustig erklärt, und wieder ein Jahr später alle religiösen Zusammenkünfte von Donatisten bei Todesstrafe verboten.

Kaiserliche Kriegshorden ergoßen sich über das Land zur Vollstreckung der Befehle. Aus Furcht unterwarfen sich die Meisten, ganze Städte und Dörfer; aber nicht Alle. Es floß viel Blut in heißem Kampf hüben und drüben. Viele flohen ins Gebirg und in die Wüste; viele Hunderte gaben sich lieber selbst den Tod, um nicht ihren Glauben verläugnen zu müssen, so Viele, daß selbst in dem heiligen Augustinus, so stark er zu einem Großinquisitor angethan war, Gewissensbisse sich regen wollten, und selbst Freunden Augustins vor diesem Blut zu grauen anfing.

Augustin suchte sich und diese mit Worten darüber zu beruhigen, welche seitdem Schlagworte für alle die geworden sind, welche den Schlächtereien der Inquisition, den Bartholomäusnächten, dem Ketzer- und Hexenbrennen das Wort reden. „Wenn du," schrieb er an einen solchen Freund, „die Menge der Neubekehrten und ihren inbrünstigen Kirchenbesuch sehen würdest, so würdest du mit Freuden zugestehen, daß es die größte Grausamkeit gewesen wäre, so viele Menschen der ewigen Verdammniß und den Flammen der Hölle zu überlassen, nur damit nicht jene Hand voll Verzweifelter sich selbst entleibe, deren Zahl gar keinen Vergleich aushält mit der Menge jener Ver-

fährigewesenen und jetzt (in Folge der Gewalt- und Blutmaaßregeln) Neubekehrten."

Für den Heldenmuth, der lieber freiwillig sterben, als den Glauben ohne Ueberzeugung wechseln wollte, und für diese erhabene Gewissenhaftigkeit war die Seele Augustins stumpf; stumpf sein Auge für die klarsten Worte Jesu Christi selbst, in deren Lichte dieser Ausspruch Augustins als völlig satanisch erscheint. Augustins Charakter ist bis heute eben so unwahr und in so falschen Lichtern gemalt und gangbar worden, als bis vor wenigen Jahren das Charakterbild Konstantins des Großen.

Der Opfertod so vieler Donatisten wirkte zu ihren Gunsten, selbst unter Katholiken. Bischof Gaudentius von Thamaguda schrieb dem anrückenden Oberst der Kriegshorde: „Wisse, wenn du Gewalt gegen uns brauchen willst, werden ich und meine Gemeinde uns in unsere Kirche zurückziehen, und in deren Flammen sterben." Diese Beleuchtung des donatistischen Glaubensmuthes schien dem katholischen Oberst und Augustin nach den gemachten Erfahrungen nicht politisch; sie standen ab von fernerem gewaltsamem Einschreiten gegen diese Gemeinde.

Die Berührung Afrikas durch die Völkerwanderung, die arianischen Vandalen, hemmte ohnedieß bald genug den Verfolgungseifer der Katholiken, über welche schwerste Vergeltung kam. Und bald hob sich die Kraft, welche in dem Glauben der Donatisten war, wieder so, daß am Schlusse des sechsten Jahrhunderts die Donatisten über die Katholiken in Afrika das Uebergewicht hatten. Entartet, wie die Katholiken, erlagen mit diesen auch die Donatisten im siebenten Jahrhunderte den Sarazenen. Ueber dem Untergang des Christenthums auf dem Boden Afrikas, den die Verfolgungen von Christen durch Christen entweiht hatten, pflanzte siegreich der Islam seine Herrschaft auf.

Eilftes Kapitel.

Die ältesten Protestanten.

3. Einzelne Lehrer.

Vor solchen massenhaften Bewegungen wider die katholische Kirche treten die einzelnen protestirenden Kirchenlehrer in den Hintergrund.

Zu diesen gehörte Aerius, Presbyter zu Sebaste. Der erklärte die Kirchenfasten für jüdisch, für eine unchristliche Zwangsanstalt, Gebet und Almosen seyen den Verstorbenen unnütz; „hochketzerisch" wollte er sogar keinen Unterschied zwischen einem Bischof und einem Presbyter gelten lassen, zwischen der Bischofswürde mit der Bischofsbefugniß und der in der katholischen Kirche so egreich hinabgedrückten Stellung der Presbyter. Die Opfer, die lmosen, die Stiftungen für Verstorbene — wie waren sie so nträglich für die Finanzen der Priesterkirche; und dieser Aerius hauptete, es sey ein verderblicher Wahn, zu glauben, eselben tragen etwas dazu bei, die Sünden der Verstorbenen u sühnen!

Dahin gehört ferner Udo oder Audius, ein syrischer Laie. er trat um die Mitte des vierten Jahrhunderts mit seinem Anng, darunter mehrere Bischöfe, aus der katholischen Kirche aus, eil seine Mahnungen an die Geistlichkeit, arm und demüthig, nfach und züchtig zu leben, wie die Apostel, mit Hohn, Haß ud Verfolgung zurückgewiesen worden. Er bildete eine selbständige Gemeinde. Diese hielt sich für die allein wahre Kirche, e der Katholiken aber nicht bloß für die entartete, sondern für e von Christus abgefallene Kirche. Sie achteten es für Sünde, t Katholiken sich zu berühren. Udo und viele der Seinen, vom iesterhaß in die scythischen Landschaften am schwarzen Meere bannt, wurden eifrige Gothen-Bekehrer. Auch das erklärt unkatholische Richtung der ältesten germanischen Kirche.

Dahin gehört Helvidius, am Ende des vierten Jahr-

hunderts zu Rom, welcher die Verdienstlichkeit des ehelosen Lebens läugnete, die Möncherei bekämpfte, und für einen Ketzer erklärt wurde, weil er, was jetzt jeder wissenschaftlich gebildete Mensch überzeugt ist, behauptete, Maria habe als Früchte ihrer ehelichen Verbindung mit Joseph Brüder und Schwestern des Herrn geboren. Bonosus, Bischof von Sardika in Illyrien, und seine Anhänger in Spanien und Gallien theilten diese Ansicht von der „Mutter Gottes".

Dahin gehört auch Jovinian, ebenfalls zu Ende des vierten Jahrhunderts, seit seiner Jugend ein Mönch zu Rom, ein Hauptfeind des Mönch- und Nonnenwesens, den der „heilige" Ambrosius von Mailand verdammte und vertrieb, nachdem er seine Ausstoßung aus der Kirche glücklich durchgesetzt, weil er das und noch weiter behauptet hatte, vor Gott sey es gleich, ob man faste oder die Speisen jeder Art mit frommem dankbarem Gemüth genieße, ob man unverehelicht bleibe oder heirathe.

Zu Anfang des fünften Jahrhunderts war der am meisten protestantische Kirchenlehrer Vigilantius.

Vigilantius war Presbyter in Barcellona, ein geborener Gäle. Er nannte die Heiligen- und Reliquienverehrung laut und offen in einer vielgelesenen Schrift „heidnische Abgötterei" und den christlichen Gottesdienst entstellt durch heidnische Ceremonien. Gottlosigkeit sey es, todten, für Heilige erklärten Menschen Kirchen zu bauen, ihre Knochen zu küssen, kirchliche Feier ihren Gräbern zu Theil werden zu lassen. Eher, als daß die Christen so zu „Aschenanbetern und Götzendienern" dadurch gemacht werden, sollte man jene Knochen, statt sie in Juwelen zu fassen, mit gemeinem Tuch umhüllen, und sie in die Erde begraben. Besser sogar, als in der Kirche zur Abgötterei, lägen sie auf dem „Düngerhaufen". Die meisten Reliquien seyen ja unächt; und selbst, wenn sie ächt wären, sey es Thorheit, zu meinen, „ihre Geister seyen so verliebt in ihre Asche oder Gebeine, daß sie stets um diese ihre Erdenreste herumschweben, und immer bereit und zur Hand seyen, damit sie ja Keinen, der zu ihrem Grab komme und sie anrufe, durch ihre Abwesenheit um die Anhörung seiner Bitten bringen".

Dabei ließ er durchblicken, daß er die Wunder in ihren Kapellen und an ihren Gräbern für Täuschung oder geradezu für Betrug halte. Die späten Nachtgottesdienste an den Märtyrerfesten nannte er Anlässe zu schmutzigen Ausschweifungen, das Anzünden von Lichtern bei hellem Tage schalt er heidnisch und lächerlich; ob man denn meine, jene heiligen Seelen, welche das Lamm Gottes mitten auf dem Throne mit dem Glanz seiner Herrlichkeit überstrahle, haben Freude an solchen armseligen Wachskerzen?

Den Ehelosigkeitszwang der Geistlichen erklärte er für eine Pflanzschule unnatürlicher Lüste, das Mönchthum für eine Untergrabung der bürgerlichen Gesellschaft. Ihm erscheine ein Geistlicher, welcher die Pflichten eines Gatten und Vaters erfülle, weit ehrwürdiger, als ein Eheloser; und statt in die Einsiedelei oder ins Kloster zu laufen, solle Jeder auf dem Posten bleiben, auf welchen ihn der Wille Gottes gestellt habe, und nach Kräften für das Wohl seiner Mitmenschen wirken.

So sehr alles Das und besonders noch sein Eifer gegen das Verschenken aller seiner Güter auf Einmal an den Armenkasten und für eine weise eintheilende, fortgehende Armenunterstützung in den Augen der meisten Kirchenmänner „Ketzereien“ waren, so starb doch Vigilantius unangetastet auf seinem Posten; die Kirche wagte ihn nicht zu verdammen; die Zeitverhältnisse waren nicht dazu angethan. Das war der Grund, nicht die Einsicht in die Wahrheit, obgleich mancher Bischof und mancher Laie diese hatte. Es war ja die Zeit, wo der Arianismus in der germanischen Kirche mächtig wurde. Nur der „heilige“ Hieronymus schleuderte für Vigilantius unschädliche Blitze.

Dieser Hieronymus, der im Jahre 420 starb, hat Verdienste durch seine Gelehrsamkeit, mit welcher er die hebräische Literatur und die der griechischen Kirche dem lateinischen Abendlande vermittelte. Aber Eitelkeit und Ehrsucht zerfraßen den sittlichen Kern in ihm; er war ein unschöner nicht bloß, sondern ein unedler Charakter; auch war es kein Mann von eigenthümlichem Geist; wie ohne sittlichen Adel, so ohne Tiefe des Geistes. Nach mancherlei Abenteuern und gelehrten Streiten in Rom hatte seine bei der Bischofswahl übergangene Ehrsucht sich zuerst in die

Wüsten des Morgenlands zurückgezogen, dann aber in Bethlehem sich angesiedelt mit einem Verein von Eremiten und schönen frommen Römerinnen, seinen Verehrerinnen, welche ihm von Rom aus gefolgt waren.

Hieronymus schrieb eine Schrift gegen Vigilantius, welche durch Zweierlei merkwürdig ist: erstens durch die Zugeständnisse der Verirrungen und der Vergehungen bei den von Vigilantius angegriffenen kirchlichen Feiern als wirklicher Thatsachen, die Hieronymus wider Willen macht; zweitens durch die Gemeinheit der Gesinnung und Handlungsweise, sowie des Tons. Wie später die Pfaffen seiner Zeit gegen Luther, schimpfte Hieronymus heuchlerisch und grob gegen Vigilantius. „Der Teufel," sagte er, „hat dir deine Worte gegen die Wunder der Heiligen eingegeben; derselbe Teufel, der vor jenem Staube der Heiligen, den du einen elenden Unrath nennst, sich so oft gekrümmt hat, und noch täglich krümmt. Von Jungfräulichkeit willst du nichts hören; freilich, wenn alle Weiber Jungfrauen wären, müßtest du mit ungekühlter Brunst allein in deinem Bette schlafen. Bei den Trinkgelagen reicher Laien eiferst du gegen das Fasten der Heiligen, beim Becher predigst du." Das Roheste muß hier ausgelassen werden; das Angeführte ist an und für sich schon kennzeichnend für Hieronymus.

Mit solcher Gehässigkeit kämpften Männer der katholischen Kirche, die sich selbst den Heiligenschein gaben, und von Andern für Heilige gehalten wurden.

Man begreift, wie wissenschaftliche Männer sich davon abgestoßen fühlten, und der Manichäer Faustus sagte ohne Weiteres der Kirche ins Angesicht, ohne daß der heilige Augustin Schlagendes darauf zu antworten wußte: „Ihr Katholiken seyd nichts Anderes, als eine Schattirung des Heidenthums, die sich vom Heidenthum losgetrennt hat; nur die Art des gottesdienstlichen Zusammenkommens ist geändert, nicht das Wesen. Die Opfer der Heiden habt ihr in Liebesmahle umgewandelt, ihre Götzen in Märtyrer; die Schatten der Verstorbenen sühnt ihr, wie die Heiden, mit Weinspenden und Mahlzeiten."

Aber solche einzelne Stimmen verhallten unmächtig. Waren

doch ganze große fromme Brüderschaften nicht mächtig genug, auf dem Grund der evangelischen Wahrheit, auf welchem sie standen, gegen die Uebermacht der katholischen Kirche sich zu halten.

Zwölftes Kapitel.

Paulicianer (Neuarianer).

„Fromme Brüderschaften" sollen sie genannt werden, nicht „Sekten", nicht „Ketzer", wie die römische Kirche sie nennt. Sie haben ihr volles Recht dazu vor Jedem, der auf evangelischem Standpunkt steht; denn sie sind die Bibelchristen der Zeit. Bei Mängeln, Schwächen und Sonderbarkeiten, welche in ihrem durch die katholische Kirche gedrückten Verhältnisse die natürliche Erklärung finden, waren es diese frommen Brüderschaften, welche fest auf dem evangelischen Grunde der heiligen Schriften stehen blieben.

Bevor die Zeit kam, wo nicht mehr Einzelne, sondern Nationen, mündig und geisteskräftig geworden, den Durst in sich fühlten, aus den ursprünglichen Quellen des christlichen Lebens, den heiligen Schriften, zu trinken: waren es diese frommen Brüderschaften, welche sich ununterbrochen fort an diesen Quellen nährten, und, bei mancherlei Auswüchsen, die stille, auf Bibelgrund ruhende, evangelische Kirche bildeten, der großen sichtbaren Kirche gegenüber, welche den heiligen Grund des evangelischen Christenthums längst verlassen hatte, ja bibelfeindlich geworden war.

Todfeind war die römische Kirche dem geworden, was die wahre Kirche braucht, als das zu ihrem gesunden Leben Nothwendigste, dem Ernste der Forschung, und der damit verbundenen, auf der freien Forschung in der heiligen Schrift ruhenden, Gottesfurcht, die ihre Aechtheit zeigt in der Frucht wahrer Sittlichkeit. Schön leuchten in diesen beiden Hinsichten die frommen Brüderschaften.

Ein Irrthum wäre es, in denselben bloß die „Aufgeklärten“ ihrer Zeit zu sehen, in dem Sinn, in welchem diese Bezeichnung jetzt gäng und gäbe ist; im Gegentheile gleichen sie, so aufgeklärt sie über viele Mißbräuche der katholischen Kirche sind, zunächst am meisten den „Pietisten“ in deren ersten Zeiten, mit einer stark puritanischen Beimischung. Nur der römisch-katholischen Kirche erscheinen sie als „Freigeister“; vom evangelischen Standpunkt aus betrachtet, sind sie „Bibelgläubige“, die sich über die Priestermährchen wegsetzen, nur um desto fester sich auf den Schriftgrund zu stellen. Sie prüfen am Worte Gottes Lehre und Leben der katholischen Kirche. Ein Unrecht ist es darum, sie vom evangelischen Standpunkt aus Ketzer zu nennen; ein Scheltwort, das ohnedieß nicht im Munde von Christen, sondern nur von Widerchristen in helleren Tagen des Christenthums gehört werden kann, weil es ganz nur dem Gebiete des Satanismus angehört.

So die Paulicianer. Diese haben sich selbst einfach „Christen“ genannt, im Gegensatze zu den „Römischen“, wie sie die Katholiken nannten. Von den Katholiken wurden sie Paulicianer genannt, weil sie sehr auf den Apostel Paulus hielten. Ihr Stifter war Konstantin, aus einem syrischen Flecken bei Samosata. In Syrien und Armenien hatten sich gnostische und manichäische Richtungen bis ins siebente Jahrhundert erhalten. Da kam zu Konstantin ein Diakon, der aus der Gefangenschaft der Sarazenen zurückkehrte, und fand gastliche Aufnahme bei ihm. Zum Danke dafür schenkte ihm der Diakon bei seiner Abreise — eine Handschrift des neuen Testaments. Konstantin fühlte sich durch dieses Buch, das er nie als ein Ganzes gesehen hatte, in einer ganz neuen geistigen Welt, und auf Grund desselben fing er an, zunächst die ihm benachbarten Gemeinden in apostolischem Sinne zu reformiren.

Man weiß von ihnen nur durch ihre Feinde in der katholischen Kirche, und deren Art, zu entstellen und zu verläumden, Andersgläubigen gegenüber, ist eben so althergebracht als allbekannt. Selbst aus diesen feindseligen Nachrichten erhellt die unzweifelhaft evangelische Grundanschauung derselben, seyen sie nun, wie die Einen meinen, der Richtung Marcions gefolgt, in

einseitiger Vorliebe für den Apostel Paulus und hinter dem für Johannes, oder durchweg Christen gewesen, welche in allen Stücken, wie Andere berichten, auf das neue Testament im Ganzen als auf ein heiliges Volksbuch sich beriefen, und zwar auf das neue Testament nach dem kirchlichen Texte mit einziger Ausnahme der Briefe, welche den Namen des Petrus führen.

Ihren Protestantismus kennzeichnet, daß sie den Gebrauch der heiligen Schrift für Alle, und die freie Forschung, überhaupt die evangelische Freiheit, für Alle zurückforderten. In ihrer Gemeindeverfassung waren alle Glieder der Gemeinde, als allesammt zum geistlichen Priesterthum berufen, einander ganz gleich. Die Gemeindevorsteher hatten durchaus keinen priesterschaftlichen Charakter, mußten sich von ihrer Hände Arbeit ernähren und verrichteten den Gottesdienst ohne eine besondere geistliche Kleidung. Nicht einmal der Name Priester oder Geistlicher wurde unter ihnen geduldet. Es gab bei ihnen, weil sie bei allen Gläubigen auf fleißiges Bibellesen eifrigst drangen, „Notare", d. h. Schriftgelehrte, welche die heilige Schrift zu bewahren, zu vervielfältigen und zu erklären hatten. Statt der Priester hatten sie an ihren Gemeinden „Lehrer", welche auch „Hirten" genannt wurden.

Den Briefen des Apostels Paulus glaubten sie vor allen anderen heiligen Schriften als einer Richtschnur für Lehre und Leben folgen zu müssen; ja es wird bezweifelt, ob sie außer diesen und den Evangelien des Johannes und des Lucas eine andere Schrift des neuen Testamentes als ächt anerkannten. Gewiß ist, daß sie die Briefe des Petrus verwarfen und das alte Testament von ihnen sehr zurückgestellt wurde gegen das neue Testament, als unvollkommene Offenbarung gegen die vollkommene. Die Tradition verwarfen sie ganz. Ihr Kultus war ohne Schmuck und ohne Ceremonien. Sie wollten nichts wissen von „Tempeln" und „Heiligthümern"; sie hatten nur Betsääle. Selbst die Taufe und das Abendmahl feierten sie nicht, wie die Kirche. Sie feierten beide nur geistig, nicht äußerlich, ohne alles Ceremoniöse, vermittelst des bloßen Wortes. Christus habe ja eine Geistestaufe, und nicht eine Wassertaufe verordnet; er selbst sey das lebendige Wasser, mit welchem die Gläubigen

getauft werden müssen. Das rechte Abendmahl geschehe, indem man seine Lehre sich aneigne und danach lebe; denn seine Worte seyen nach Johannes sein wahres Fleisch und Blut. Wer des Herrn Lehre und Leben in sein eigenes Fleisch und Blut verwandle, der nur feire das Abendmahl recht.

Fasten- und Speisegesetze, die Eheverbote unter nahen Verwandten und Derartiges hatten für sie keine Geltung. Vorzugsweise innerlich religiös, innerlich sittlich, dachten sie sehr frei in diesen Beziehungen und gaben volle Freiheit, so streng sittlich sie lebten. Die Eheverbote mußten ihnen widerwärtig seyn, weil sie Herzens- und Neigungsehen schloßen, und die Ehe ihnen etwas Heiliges war. Selbst ihre angesehensten „Apostel" waren verheirathet, weil nach dem Glauben der Paulicianer der Unverheirathete etwas Heiliges und Schönes entbehrte, etwas, welches das Leben heilige und verschöne.

Man sieht hieraus, daß sie die Schriften des Paulus, und die heiligen Schriften überhaupt, mit Rücksicht auf die Zeit und Umstände, unter welchen ein Wort gesagt wurde, auslegten. Im Ganzen liebten sie die geistige, allegorische Auslegung der Schrift, wie Origenes in alter, wie die Swedenborgianer und die großen Philosophen in neuer Zeit.

In der katholischen Kirche sahen sie einen Abfall vom wahren Christenthum, einen Rückfall in das Jüdische. In Jesus sahen sie nicht den Messias des alten Testaments, sondern einen viel höheren Messias. Auch glaubten sie, Jesus habe sich aus Lehrweisheit den Formen und Ausdrücken anbequemt, wie sie das alte Testament vom Messias überliefert habe. Vom heiligen Geiste glaubten sie, daß er sich fortwährend auf übernatürliche Weise den Gläubigen mittheile, und zwar den Einen mehr als den Andern. Ob und wie viel Gnosticismus, namentlich Anschauungen der Doketen, sich mit ihrem Glauben vermischt haben, darüber wird gestritten. Gewiß ist, daß es für ihren Doketismus nichts beweist, wenn berichtet wird, es sey ihnen der Katholiken abgöttische Verehrung des Kreuzes als eines Marterwerkzeuges zuwider gewesen, und sie haben in der Figur des Kreuzes ein bedeutsames Symbol gesehen, nicht ein Symbol des sündenbüßenden

Leidens Christi, wovon sie nichts wissen gewollt, sondern ein Symbol der weltumfassenden Liebe Christi. „Das Kreuz," sagten sie, „stellt uns die Gestalt des seine Arme ausbreitenden Erlösers dar."

Wie bei den Montanisten, hatten bei den Paulicianern die Frauen eine höhere Stellung, als in der katholischen Kirche, und Frauen zeigen sich als fleißige Bibelleserinnen, Frauen kennen die Bibel durchaus, eine Frau belehrte den Sergius, welcher nachher der Reformator der paulicianischen Gemeinde wurde; und der römisch-katholische Eiferer Petrus von Sizilien erzählt, die Ketzerin habe den Sergius gefragt: „Warum liesest du die heiligen Evangelien nicht?" — „Das ist uns Weltlichen nicht erlaubt, es steht allein den Priestern zu," habe Sergius geantwortet. — „Dem ist nicht so, wie du voraussetzest," habe die Ketzerin entgegnet. „Denn bei Gott gilt kein Ansehen der Person. Der Herr will, daß Alle zum Heil und zur Erkenntniß der Wahrheit kommen."

In diesen Aeußerungen sieht der römisch-katholische Petrus Ketzerei und Verführung zur Ketzerei. In ihren Ehen troz der verbotenen Verwandtschaftsgrade findet er Hurerei und unnatürliche Wollust. Nur aus den Berichten solchen Ketzerhasses kennt man Leben und Lehren dieser christlichen Gemeinden, welche sich selbst „Christopoliten", d. h. Bürger des Christus-Staates, nannten, von ihren Feinden aber Paulicianer genannt wurden, welche sie verfluchten, und noch im zwölften Jahrhundert ertönte die Verwünschung: „Auf alle die, welche den Leib und das Blut des Herrn im gesegneten Abendmahl für bloßes Brod und bloßen Wein erklären, sey der Fluch gelegt, obgleich sie sich selbst Bürger des Reichs Christi nennen."

Zweierlei ist zu bemerken: einmal, daß die Wiege dieser ältesten Protestanten Samosata in Syrien ist, wo auch die Wiege jenes Heiden Lucian stand, welcher mit seinen Zweifeln und seinem Witze an der Bahre des Heidenthums mitarbeitete, und so dem Christenthum vorarbeitete, ob er gleich auch das Christenthum für einen Aberglauben hielt. Weiter ist zu bemerken, daß diese christlichen Gemeinden, in welchen alle Gläubigen gleiche

Rechte hatten, an den sie verketzernden Gegnern wider deren Willen ihre Zeugen für das Apostolische ihres Lebens und ihrer Lehre fanden. Gerade mit Vielem und Wesentlichstem, was diese über sie aussagen und was ganz evangelisch ist, sind andere Nachreden unvereinbar und stellen sich handgreiflich als Erfindungen des Ketzerhasses, als Lügen und Verläumdungen dar, wie sie der Fanatismus noch heute übt, und eben so leichtgläubig annimmt, als sie gewissenlos erdichtet, und zwar hüben wie drüben, im protestantischen wie im katholischen Lager.

Jedes Mitglied dieser protestirenden Gemeinde nahm einen neutestamentlichen Namen an, wie später in der englischen Geschichte jeder Puritaner einen alttestamentlichen.

Hatte schon Konstantin, der Wiederaufnehmer der Marcioniten und ihr Umwandler in Bürger des Christus-Staates, auf Grund der wieder entdeckten Bibel sich zu Ende des siebenten Jahrhunderts lieber steinigen lassen, als daß er seine Ueberzeugung verläugnete; so hatte sich bei dieser Steinigung etwas wiederholt, was bei der Steinigung des Stephanus geschehen war; indem der kaiserliche Kommissär Symeon, welcher die Steinigung beschloß und leitete, durch den Anblick des Heldenmuths des Gesteinigten und durch die Unterredungen mit ihm und mit den andern verfolgten „Ketzern" wider Willen so tief im Innersten berührt wurde, daß er nach seiner Rückkehr am Kaiserhofe keine Ruhe mehr hatte, nach drei Jahren den Kaiserhof plötzlich verließ, zu den von ihm verfolgten Paulicianern eilte, als Bürger in die Christus-Gemeinde eintrat, bald zum Vorstand gewählt, dabei der Eifrigste derselben wurde, und im Jahre 693 auf dem Scheiterhaufen sein Leben für seinen Glauben ließ, bei einer Verfolgung, welche Kirche und Kaiserhof gegen die Paulicianer anordneten, und in welcher Viele verbrannt wurden.

Seit dieser Zeit gewöhnten sich die Verfolgten, durch doppelsinnige Antworten sich zu schützen, in welchen sie der Kirchenlehre sich anzuschließen schienen, während sie etwas ganz Anderes darunter verstanden. So sagten sie, sie verehren die Jungfrau, in welche Jesus Christus eingegangen und von welcher er ausgegangen sey. Unter sich aber nannten sie mit dem Namen der

Jungfrau das himmlische Jerusalem, das die Mutter des göttlichen Lebens sey.

Im neunten Jahrhundert reiste Sergius zuerst in den Gemeinden umher und reinigte sie von eingeschlichenen Mißbräuchen. Dann machte er in den Fußstapfen des Apostels Paulus große Reisen zu Fuß, wie er selbst sagt, „von Osten nach Westen, von Süden nach Norden, um das Evangelium Christi zu verkünden". Um Niemand zur Last zu fallen, hatte er das Zimmerhandwerk erlernt, und lebte überall von seiner Hände Arbeit, wie der Apostel Paulus. Er stiftete eine Reihe neuer Gemeinden eben so durch sein Leben wie durch seine Lehre; namentlich hebt Peter von Sizilien hervor, „von Sergius, diesem bösen Geiste, der eine Masse Schafe in reißende Wölfe verwandelt und unzählige Seelen verführt habe, seyen sehr viele Priester zum Abfall vom katholischen Glauben verleitet, eine Menge Mönche und Nonnen zum Austritt aus dem Kloster beredet worden".

Vier und dreißig Jahre wirkte Sergius, nur eilf Jahre unverfolgt in den armenischen Bergen. Als in den Jahren 811 bis 813 der Kaiserhof zu Byzanz nach längerer Schonung und Duldung der rechtgläubigen Priesterschaft wieder seinen weltlichen Arm lieh, und ein geistliches Gericht, einen Inquisitionshof, niedersetzte, um die von der weltlichen Macht verhafteten „Ketzer" zu untersuchen; als in den Jahren 813—820 dieses Ketzergericht jeden Reuigen nach geleisteter Buße wieder in die Kirche aufnahm, Jeden, der seinem Glauben treu blieb, dem Henker überantwortete: da kam zuletzt ein anderer, ein schrecklicher Geist über einen Theil der so blutig-grausam Verfolgten. Flüchtige Paulicianer, die bei ihren Glaubensgenossen in Kynoschora eine gastliche Aufnahme gefunden hatten, verschworen sich, überfielen die Ketzerrichter, ermordeten die beiden Vorsitzenden, und flüchteten dann auf das von den Sarazenen eroberte Gebiet in Armenien. Der Emir von Melitene nahm die Flüchtlinge mit offenen Armen auf und wies ihnen die Stadt Argaun zum Wohnsitz an. Von da an wurden sie kriegerisch. Sie machten einen glücklichen Raubzug um den andern in das byzantinische Gebiet. Sergius, der mit

ausgewandert war, mißbilligte nach dem Zeugniß seiner römisch-katholischen Gegner, entschieden, aber ohne Erfolg, diese Einfälle und Raubzüge, und die fortdauernde Verfolgung führte immer neue Glaubensgenossen zu ihnen herüber. Im Jahre 835 wurde Sergius, als er auf einem Berge bei Argaun Holz im Walde fällte, von einem fanatischen Katholiken, der ihm auflauerte und dem Greis die Axt aus der Hand riß, erschlagen.

Nach seinem Tode brachen blutige Parteizwiste unter den „Bürgern des Christus-Staates" aus. Sie wurden beigelegt. Gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts erneuerte die Kaiserin Theodora die Ketzerverfolgung gegen Paulicianer, Manichäer und Bilderstürmer. Flüchtlinge der beiden letzten Parteien schloßen sich an die Paulicianer an. Wer nicht zur Kirche übertrat, wurde hingerichtet. Dieser Glaubensopfer sollen über hunderttausend gewesen seyn. Unter den Hingerichteten war ein hoher Kriegsoberster. Dessen Sohn, Karbeas, rief alle waffenfähigen Paulicianer des byzantinischen Reichs unter die Fahne der Rache. Fünftausend Waffentragende folgten ihm nach Argaun, wohin sich flüchtige Paulicianer von allen Seiten her retteten, gedeckt auf ihrem Auswanderungszug durch diese fünftausend bewaffneten Brüder. Der Kalif von Bagdad wies den vertriebenen Christen zwei weitere Städte an, Amara und Tephrika; das letztere war eine starke Festung an der byzantinischen Grenze. Karbeas, das sogleich erwählte Haupt aller Bürger des Christus-Staates, schuf diese zu einem wohlorganisirten Kriegerstaat um, und schlug, durch Sarazenen verstärkt, wiederholt kaiserliche Heere. Sein Schwiegersohn, Chrysocheir, drang bis Ephesus vor, und drohte den Kaiser von Byzanz aus seinem ganzen Reiche zu vertreiben. Zwei Feldzüge, 870 und 871, welche die gesammte Kaisermacht gegen den Christus-Staat der Paulicianer unternahm, brachen die politische Macht der Paulicianer. Aber hundert Jahre später zählte ihr Glauben wieder so viele Glaubensgenossen mit tapferem Herzen und starkem Arm, daß ihnen der byzantinische Hof vollkommen freie Religionsübung zugestand, und die Rückkehr eines großen Theils nach Thracien, unter der Bedingung der Grenzhut hier im Nordwesten wie dort im Nordosten. Im Anfang des zwölften

Jahrhunderts bildeten die Paulicianer den Kern des byzantinischen Heeres. Im Kriege gegen den Normannen Robert Guiscard verließen sie den Kaiser von Byzanz. Der brachte zwar durch Belohnungen wie durch Strafen viele von ihnen zur rechtgläubigen Kirche zurück; aber die Hauptkraft derselben zeigt sich von da an in **Unter-** und **Oberitalien** und an den Küsten **Frankreichs**.

Wie im Politischen Parteien, welche, obgleich im Einzelnen verschieden, doch auf einem und demselben Standpunkt der Opposition stehen, im Laufe der Zeit sich verschmelzen, in andere Namen übergehen und Wandlungen der Anschauung und der Richtung durchmachen: so ists auch mit den Parteien der religiösen Opposition. Alle Protestirenden des Mittelalters von Arius an stehen auf einem und demselben Grunde, auf der **Bibel**, der Priester- und Staatskirche gegenüber; und das gewaltige Regen protestirender Kräfte im zwölften und dreizehnten Jahrhundert diesseits und jenseits der Alpen ist nichts Anderes, als das Ergebniß des stillen Fortwirkens arianischer, paulicianischer, katharischer und anderer unter anderen Namen auftretender, protestirender Grundsätze.

Unverkennbar ist, daß die **Paulicianer** und die **Protestanten** des **fünfzehnten** und **sechszehnten** Jahrhunderts viel Aehnlichkeit haben, und zwar nicht nur in ihrem Kampfe gegen Jüdisches und Heidnisches, was in Lehre und Brauch in die katholische Kirche übergegangen war.

Dreizehntes Kapitel.

Katharer, Waldenser.

Hatten sich die Paulicianer im Morgenlande die reinen Christen genannt: so sehen wir auf europäischem Boden, und zwar an der untern Donau wie in Frankreich Protestirende hervortreten, welche sich selbst „**Katharer**", d. h. die Reinen, nannten; der Name Katharer taucht zuerst auf gerade in der

Gegend, in welche ein Theil der Paulicianer als Grenzhut verpflanzt worden war. Aus dem Namen Katharer entstand im Munde der Gegner der Schimpfname Ketzer.

Nicht als ob in Deutschland und England, in der Lombarbei und in der Provence nicht aus dem eigenen Boden auch der Protest des religiösen Geistes gegen die so gewordene römisch-katholische Kirche erwachsen wäre. Wohl aber brachten die aus den Kreuzzügen Zurückgekehrten und die vor den Verfolgungen des Morgenlands nach dem Abendland Uebersiedelten arianische und paulicianische Ernüchterungen und Grundsätze mit herüber. Die deutschen Kaiser, die Fürsten Frankreichs und Englands duldeten längere Zeit das, was der päbstliche Stuhl für Ketzerei erklärte, weil ihre Fürstenmacht wuchs durch diese Gegner der päbstlichen Macht, der Hierarchie überhaupt. Ja der römische Stuhl schonte lange die Ketzer in Oberitalien, weil die Lombarden beides zugleich waren, Ketzer und Republikaner, d. h. Feinde des deutsch-kaiserlichen Absolutismus, und die bewaffnete Mauer zwischen dem deutschen Kaiserthum und Rom.

Aus eigenem Boden erwachsen war der Protest in Oberitalien im Jahre 1000, in Orleans und Toulouse im Jahre 1017, zu Arras in Flandern 1025, zu Goslar 1052, in Mailand und in Spanien 1080. Damit ist aber nicht gesagt, daß nicht Berührungen mit Menschen und Anschauungen aus dem Morgenland her hinzugetreten seyen.

Bischof Peter von Padua fand und bekämpfte in der Mitte des zehnten Jahrhunderts, wie es ausdrücklich heißt, „Arianer" in seiner Diözese. Die Zustände Italiens aber erlaubten erst nach fünfzig Jahren, diese „Arianer" auszurotten, durch Todesstrafe oder Vertreibung.

Aber der gleiche Protest des religiösen Geistes zeigte sich in demselben Jahre, im Jahre 1000, im Bisthum Chalons, angeregt durch einen Mann gemeinen Herkommens, welcher dem Namen nach ein Deutscher war, denn er hieß Leuthard. Er sprach gegen die Anbetung des Kreuzesholzes, gegen den Reichthum der Kirche, für die Abschaffung des Zehenten und gegen Alles, was nicht in der heiligen Schrift begründet sey.

In Ravenna behauptete, wie Leuthard die Freiheit der Schriftforschung und Auslegung, so Veitgard, offenbar dem Namen nach ebenfalls ein Deutscher, die Offenbarung Gottes durch die ganze Weltgeschichte; er fand auch in den Wahrheiten der großen heidnischen Schriftsteller die Wirkung des göttlichen Geistes. Viele in Italien fielen ihm bei, Sardinien wurde der Herd dieser neuen Gedanken. Einige dieser Brüderschaft gingen nach Spanien. Ehe aber diese Richtung praktisch werden konnte, wurden ihre Anhänger ergriffen und hingerichtet.

Unter den in Italien Verfolgten, welche sich durch die Flucht retteten, war eine Frau, welche nach Orleans kam und dort insgeheim eine Gemeinde stiftete. In diese geheime Brüderschaft traten auch manche Lehrer der Wissenschaft an der Schule zu Orleans. Die Wissenschaft war ohnedieß in Frankreich von einem der Kirche abholden Geiste berührt, durch die Scholastik, d. h. durch die wissenschaftliche Religionslehre. Von den Arabern war die Kenntniß des Altgriechen Aristoteles nach Frankreich gekommen; christliche Gelehrte wandten die scharfe Begriffsentwicklung dieses griechischen Philosophen auf die Lehrsätze des christlichen Glaubens an, und besonders in Nordfrankreich fing es an, sich geistig zu regen, schon seit der letzten Hälfte des eilften Jahrhunderts, indem die Wissenschaft die Geheimnisse der Offenbarung mit den Ansprüchen des menschlichen Verstandes auszugleichen suchte.

Zu Orleans nannten unter sich die Mitglieder jener geheimen Brüderschaft ihr geheimes Wissen die eigentliche „Lehre des Geistes“.

Nur von denen, welche ihre Henker wurden, hat man Nachrichten über sie, welche den Stempel an der Stirne tragen, daß darin Wahres mit Erdichtetem, mit absichtlicher Lüge und Verläumdung, aber auch mit Mißverständniß vermengt ist. Die ausgezeichnetsten Lehrer, dabei Mitglieder der geheimen Brüderschaft, waren die Kanoniker Stephanus und Lisojus, Männer untadelhaften Wandels und mächtig anziehender Gelehrsamkeit. Ihre Geheimlehre muß nicht bloß Manches gegen den Glauben der Kirche enthalten haben, sondern politisch gefährlich den welt-

lichen Gewalthabern erschienen seyn; denn die weltlichen Großen, der Herzog der Normandie und der König von Frankreich, waren es zunächst, welche gegen diese geheime Brüderschaft einschritten.

Ein Spion schlich sich auf Weisung des Königs als Studirender in das Vertrauen der Lehrer zu Orleans ein, und hielt sich so, daß er als Angeber denunciren konnte, sie haben gelehrt, und das die eigentliche Lehre des Geistes genannt, weder Gott sey von Maria geboren, noch sey die Mutter Jesu Christi eine Jungfrau gewesen oder gar geblieben; weder Gott noch der Sohn Gottes, sondern der Mensch Jesus Christus habe zum Heile der Menschheit gelitten und sein Leben gelassen; nicht Gott sey in dem heiligen Grabe bestattet worden, und der aus diesem Grab hervorgegangene Jesus sey nicht vom Tod auferstanden. Die Taufe sey keine Sündenabwaschung mit magischer Kraft, Brod und Wein werden durch den weihenden Priester nicht in den Leib Gottes verwandelt; das Beten zu den Märtyrern, die Anrufung der Heiligen diene zu nichts und sey unbiblisch. Die Gnade des heiligen Geistes werde einem zu Theil durch Eindringen in die Tiefen der heiligen Schrift; Gottes Wort sey die rechte Himmelsspeise, und die Wirkungen des Gotteswortes auf die Menschenseelen seyen das Auf- und Absteigen der Engel, der Kräfte vom Himmel auf die Erde.

Das ist, kritisch untersucht, der Kern dessen, was der Spion von unkirchlichen Lehren der neuen Gemeinde zu Orleans denuncirte. König Robert von Frankreich mit seiner Gemahlin, der Königin Konstanze, und einer Zahl Bischöfen eilte nach Orleans, ließ das Versammlungshaus der Brüderschaft umringen und alle Anwesenden in Ketten abführen.

Der König und die Bischöfe saßen zu Gericht. In Fesseln vorgeführt, erklärten Stephanus und Lisojus, sie glauben nicht, daß Gott Mensch geworden und Gott gestorben sey im Sinne der Kirchenlehre; sie glauben nur, daß der Mensch Jesus sey Christus, der Herr der Gemeinde, der Weltheiland, daß sey Ein Gott und Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, nämlich der Mensch Jesus Christus, der sich selbst gegeben für Alle zur Erlösung.

Auf eine lange Ausführung des Bischofs von Beauvais, welche solche Meinungen als lächerlich und unhaltbar und die Lehre der Kirche als die einzige Wahrheit darzustellen suchte, entgegnete Stephanus, die Römischen mögen ihre Lehre denjenigen vortragen, welche irdischen Sinnes seyen und welche die auf Thierhäute geschriebenen Erfindungen fleischlicher Menschen glauben. „Uns aber," schloß er, „die wir ein Gesetz haben, welches von dem heiligen Geist in den inneren Menschen geschrieben ist, und die wir nichts Anderes wissen, als wir von Gott, dem Schöpfer aller Dinge, selbst und aus seinem Wort gelernt haben, uns trägst du vergeblich solche eitle, von der Gottheit abführende Dinge vor. Mache dem Gered' ein Ende. Schon schauen wir unsern König, der im Himmel herrscht und bereit ist, uns mit seiner Rechten zu unsterblicher Siegesfeier zu erheben und uns überirdische Freuden zu gewähren."

Der König befahl, sie alle vor die Stadt zum Feuertode zu führen, und zuvor die dreizehn Priester darunter, wovon Zehn Kanoniker von der Kirche des heiligen Kreuzes zu Orleans waren, ihrer priesterlichen Kleider und Würden zu berauben. Das Volk, welches dieselben, wie der römisch-katholische Eiferer berichtet, als „fromme Männer verehrt hatte", wurde von den Mönchen aufgehetzt als gegen Leute, welche „unter der Maske eines sittlichstrengen und frommen Lebens die Lehre des Antichrists verborgen und im Stillen verbreitet haben". Die Königin hatte sich an die Kirchenthüre gestellt. Als Stephanus mit den andern Verurtheilten vorüber geführt wurde, der früher ihr Beichtvater gewesen war, „vermochte sie," sagt der katholische Berichterstatter, „ihren Unmuth über so schändliche Heuchelei nicht zu bemeistern, sie erhob ihren Stock gegen ihren früheren Beichtvater, welcher das Haupt der antichristlichen Sekte geworden war, und schlug ihm, dem Gefesselten, das eine Auge aus. Ein Geistlicher und eine Nonne bekehrten sich; die Andern aber sprachen die Hoffnung aus, es müsse in Kurzem der Erdkreis sich zu ihrer Lehre bekennen, und verlangten selbst, zum Holzstoß geführt zu werden."

Ihre Leiber wurden zu Asche verbrannt. Selbst die Gebeine des Archidiakonus Theodot wurden aus dem Grabe genommen

und verbrannt, ob er gleich schon drei Jahre todt war, als Anhängers der falschen Lehre, welche die Tücke des Teufels aufgebracht habe. Wo ein Glied dieser Brüderschaft, Frau oder Jungfrau, Jüngling oder Greis, von dem Arme des Königs in seinem Gebiet erreicht wurde, vollzog er die Strafe des Feuertods. Dem Volke wurde vorgespiegelt, die „Himmelsspeise“, von welcher die Anhänger der „Lehre des Geistes“ gesprochen, sey Asche gewesen, Asche eines Kindes, das sie in allgemeiner Unzucht erzeugt und dann gräulich unter allerlei Ceremonien ermordet haben. In Toulouse und dessen Umgebung endigten Viele auf dem Scheiterhaufen, wie die „Ketzer“ zu Orleans. Als „Manichäer“, als „Sendboten des Antichrists“, wurden auch diese in Gegenwart aller Fürsten und Herren Aquitaniens verbrannt; Männer und Frauen, welche zuvor das Volk geehrt hatte, weil sie, wie der katholische Bericht sagt, „durch den Schein eines enthaltsamen sittlich-reinen Lebens das Volk zu ihrer Lehre zu verleiten gesucht hatten“.

Das geschah im ersten Viertel des eilften Jahrhunderts zu Orleans und Toulouse, und drei Jahre später, im Jahre 1025, saß zu Arras, das wie Cambray damals noch zum deutschen Reiche gehörte, ein Glaubensgericht über Viele, welche, wie sie selbst sagten, durch Gaudulfus aus Italien die evangelische und apostolische Lehre empfangen hatten, der „unsichtbaren Kirche“ angehörten, und von ihren Feinden das Zeugniß hatten, daß sie von der Welt abgezogen leben, Niemand beleidigen, gegen Alle Liebe üben. Ungeachtet sie die Sakramente im kirchlichen Sinne nicht annahmen, so wurden sie doch nicht verbrannt: auf dem Boden des deutschen Reiches war dem unter der Maske der Rechtgläubigkeit umgehenden Satanismus, da Konrad der Salier Kaiser war, die Hand noch gebunden, während in Italien und Frankreich die priesterfeindlichen Brüderschaften mit Feuer und Schwert gestraft wurden. Bischof Gerhard begnügte sich damit, daß sie das Glaubensbekenntniß der katholischen Kirche unterzeichneten, das er entworfen hatte. Dieser Bischof von Arras und Cambray war selbst fromm und ein Mann von Geist, und wollte dieser Brüderschaft, statt sie zu verbrennen, lieber beweisen, daß

mit der Lehre des heiligen Paulus, auf welche jene sich beriefen, die Lehre der Kirche wohl bestehe, und daß neben der unsichtbaren Kirche die sichtbare Kirche nothwendig sey.

Um diese Zeit schon hatte sich die Lehre der frommen Brüderschaften in den Thälern von Piemont festgesetzt, besonders in der Grafschaft Asti. Hier war ihr Halt die Gräfin von Montfort und das Schloß Montfort. Von den Bischöfen und Herren verfolgt, zogen sich im Jahre 1028 die Brüder in das Schloß Montfort zurück, und erst nach längerem Glaubenskriege wurde die Burg durch Belagerung genommen, die Gräfin und ihre Glaubensgenossen wurden nach Mailand gebracht, und, wer nicht abschwur, verbrannt. Es ließen sich zwar auch hier einzelne Stimmen vernehmen, „nach der Lehre Christi und dem Vorbild des heiligen Martin seyen die Unglücklichen zu belehren, nicht zu hängen und zu verbrennen". Bischöfe und Herren hörten nicht darauf.

Das Kirchenthum war so verweltlicht, die Gottesverehrung so veräußerlicht, die römisch-katholische Religion so stark mit Heidnischem versetzt, die ganze Kirche so sehr von der Bibel abgewichen, daß, wer die Bibel kannte, von dieser Kirche unbefriedigt, ja mit ihr unzufrieden seyn mußte. Das war aber gerade die Kraft und das Verdienst der frommen Brüderschaften, daß sie die Bibel im Ganzen und in einzelnen Theilen unter sich besaßen, Vieles daraus auswendig lernten, und die Bibel in der Uebersetzung der Landessprache zu verbreiten sich bemühten. Besonders waren es Handelsleute, welche die Ansichten ihrer Brüderschaften und namentlich die Briefe des Apostels Paulus weit umher auf ihren Reisen verbreiteten; denn in frühester Zeit schon zeichnen sich diese Andersgläubigen vor den Rechtgläubigen durch Gewerbfleiß aus.

Man hat sich viele Mühe gegeben, die vielnamigen geheimen und offenen Brüderschaften des Mittelalters auf bestimmte Lehrunterschiede zurückzuführen, sie dadurch von einander selbst zu unterscheiden, und jede einzelne als eine für sich besondere zur Anschauung zu bringen. Das ist aber so unmöglich als bei den Schattirungen der politischen Opposition. Kampf und Verfolgung,

wie das Bewußtseyn des Allen gemeinsamen Gegensatzes gegen den Einen Feind bringen die Schattirungen im Ganzen einander nahe, und die Einzelnen nehmen von einander an in Grundsätzen und Handlungsweise, und die Tage der Verfolgung und des Kampfes werfen Alle durch einander, so daß Stimmen aus dem gemäßigten Lager sich hören lassen, die sich sonst nur im äußersten Lager kund gaben, und daß die Einen jetzt denken und fordern, was früher nur die Andern gedacht und gefordert haben. Eben so ist es im Gebiete der religiösen Opposition.

Die religiösen Gesellschaften, welche von der Kirche des Mittelalters verketzert wurden, heißen: in Italien Katharer (Reine), Patarener (Leute vom Pöbel), Fratizellen (Brüder), Apostolische, Arnoldisten (Anhänger Arnolds von Brescia); in Piemont und Südfrankreich namentlich Waldenser (entweder Anhänger des Peter Waldus, oder nach ihrem Wohnsitz in den drei Thälern so viel als Thalleute), Albigenser (nach der Landschaft Albi in Languedoc), arme Leute von Lyon mit verschiedenen Nebenbezeichnungen, wie Humiliaten (geringe Brüder), Sabatiaten (von ihren Holzschuhen, die sie in apostolischer Armuth trugen), Weber (weil besonders Viele von diesem Handwerke zu diesen Brüderschaften sich hielten), Henricianer (nach ihrem Meister Heinrich, einem ausgetretenen Mönch); in Spanien, besonders in Leon, ebenfalls Albigenser; in Flandern Tanchelianer (nach ihrem Meister Tanchelin) und Turlupins (weil sie unter Wölfen auf dem Gebirge siedelten vor den Verfolgungen der Kirche); am Niederrhein und in England Lollharden (sanfte Sänger); an der Küste der Nordsee in Friesland nach der daselbst seßhaften freien Völkerschaft Stedinger; in Griechenland Paulicianer, Bulgaren, Chazaren (weil viele Andersgläubige unter diesen halbheidnischen Stämmen ihren Aufenthalt hatten oder nahmen); bei vielen katholischen Schriftstellern heißen die Andersgläubigen geradezu Manichäer, ohne Rücksicht auf irgend einen Zusammenhang mit dem frühe als Ketzerei verurtheilten Manichäismus.

Abgeschlossene Gemeinden, so daß ganze Dörfer oder Städte andersgläubig gewesen wären, gab es vor dem zwölften

Jahrhundert nicht, weder in Frankreich noch in Italien: die bibellesenden Brüder und Schwestern fanden sich zerstreut umher; und so gewiß es ist, daß in den piemontesischen Bergen es andersgläubige Brüder seit dem neunten Jahrhundert gab, so gewiß ist es, daß abgeschlossene Gemeinden erst mit der Zeit des Peter Waldus sich daselbst bildeten.

Von den Häuptern und Führern dieser manchfach gefärbten und im Gegenstand der Bekämpfung ganz einigen Richtung gegen die katholische Kirche sind im zwölften Jahrhundert besonders namhaft geworden: Peter de Bruys, sein Schüler Heinrich, Tanchelm, Eon, Arnold von Brescia und Peter Waldus.

Peter de Bruys aus Toulouse wirkte im ersten Viertel des zwölften Jahrhunderts, von 1104 bis 1124, unter den Bewohnern der Provence, der Dauphine und Languedocs. Er predigte wider das Fegfeuer, den Bilderdienst, die Ehelosigkeit und Sittenlosigkeit der Priester, gegen das Meß- und Todtenopfer, wider die abgöttische Verehrung des Kreuzes, aber auch wider die Kindertaufe, nachdem er anfangs nur gegen den Aberglauben in der zeitlichen Lehre von der Taufe gesprochen hatte. Er hat viel an sich von den späteren Täufern, zwar nicht Münsters, aber Zwickaus. Die betäubende Pracht der Gotteshäuser und des Gottesdienstes bekämpfte er. All dieß äußere Kirchenthum sey gehaltlos ohne die Reinheit des Herzens, das Pabstthum sey Menschenwerk; es müssen alle Verhältnisse der Gesellschaft umgewandelt werden, dem Geiste des ursprünglichen Christenthums gemäß.

Er wurde seines Priesterthums entsetzt. Dadurch gereizt, ging er weiter. Er erklärte das Meßopfer geradezu für Priesterbetrug; und wenn er früher gesagt hatte, die wahre Kirche bestehe in der Einheit der Gläubigen, und Gott höre, wo man in Andacht ihn anrufe; wenn er bisher nur gegen die Ueberschätzung und die Mißbräuche der äußeren Kirche gewesen war: so erklärte er jetzt, die äußere Kirche sey ganz überflüssig, neue Gotteshäuser zu bauen, sey unnöthig, und zuletzt ließ er nicht nur die Kreuze, weil Aberglauben damit getrieben werde, an einem Fasttag aus der ganzen Umgegend zusammen tragen, verbrennen und bei dem

Feuer Fleisch für seine Anhänger kochen, sondern er forderte zu Zerstörung von Kirchen mit abgöttischen Bildern und Reliquienaltären auf, weil Gott so gut als am Altar überall höre; sogar in der Schenke oder im Stalle; welches Letztere wohl ein Zusatz des feindseligen Berichterstatters ist.

Zwanzig Jahre hatte er gewirkt. Wie überall bei den Brüderschaften des Mittelalters, waren meist Bauern und Handwerker und die unteren Bürger, die sich von geistlicher und weltlicher Aristokratie gedrückt fühlten, sein Anhang. Er war so stark, daß er der bischöflichen Anklage wegen Ketzerei lachen konnte; einst aber, im Jahre 1124, überfiel ihn eine von Mönchen aufgehetzte Rotte der Rechtgläubigen unversehens, schleppte ihn weg nach St. Gilles und verbrannte ihn.

Die stürmischen Bewegungen wie die Lehre desselben kennen wir einzig nur durch seine Todfeinde. Durchscheint, daß de Bruys gegen die geistlichen Herren, gegen die weltliche Herrschaft des Krummstabs eine Stellung nahm, welche den gedrückten Bauern und Handwerkern Befreiung von bürgerlichen Lasten in Aussicht stellte. Die bürgerliche Rechtslosigkeit und die Auspressung des gemeinen Mannes vertragen sich nirgends lange mehr mit einer geistigen Auffassung des Christenthums, und mit den Grundsätzen der urchristlichen Gesellschaftsverhältnisse und der Bibel.

War de Bruys zu weit fortgerissen worden, so war sein Nachfolger, der ausgetretene Mönch Heinrich aus Lausanne, vorsichtiger. Er hatte als Bußprediger zuerst mit Willen seines Bischofs gewirkt; als aber in Folge seiner Predigten Aufruhr gegen die Geistlichkeit entstand, mußte er nach Languedoc entweichen, und nach längerem Umherziehen hier und in der Provence hatte er sich an Peter de Bruys angeschlossen. Zehn Jahre lang war er nach dessen Tode Führer und Sprecher in der von Bruys angeregten Richtung, aber ohne dessen Gewaltsamkeit. Er wollte durch die Laien die Christenheit reformiren, Bruderliebe und Gemeinschaft stiften, und namentlich dem ehelichen Leben eine neue Weihe geben, durch Schließung von Ehen ohne Selbstsucht nach der Neigung des Herzens. So segnete er Ehebündnisse

Gleichgesinnter ein ohne alle Rücksicht auf kirchliche Hindernisse; so traute er Leibeigene mit Freien. Als er dem Erzbischof von Arles in die Hände fiel, wurde er auf der Kirchenversammlung zu Pisa zu lebenslänglichem Gefängniß als Ketzer verurtheilt. Er entkam und wirkte jetzt erst recht aufregend durch Anknüpfungen an Bibelstellen. Die Leute in Languedoc wurden dadurch so bibelfest, daß sie den heiligen Bernhard einmal durch Entgegenrufen von lauter Bibelstellen verstummen machten. Noch dreizehn Jahre wirkte Heinrich, wurde endlich gefangen, abermals zu lebenslänglichem Kerker verurtheilt, 1148, und starb im folgenden Jahre. Tanchelm, der zu Antwerpen und andern Städten Flanderns feindselig gegen die römische Kirche auftrat, starb im gleichen Jahre mit de Bruys durch den Dolch eines schwärmerischen Mönchs, der ihn mitten in einer Rede vor dem andächtig horchenden Volke meuchlings niederstieß. Er war gegen alles Kirchenwesen, während Heinrich nur die Kirche reformiren wollte. Eon, in gleichem Sinn, überfiel Kirchen und Klöster mit einem schwärmerischen Volkshaufen, da und dort in Frankreich, als „der, welcher gekommen sey, die Lebendigen und die Todten zu richten". Die Reichthümer dieser Kirchen und Klöster theilte er unter das Volk aus; aber nach kurzem Umherschweifen in der Bretagne und Gascogne wurde er gefangen, 1148, durch Ueberfall, vor eine Synode zu Rheims gestellt; er vertheidigte seine Sache hier mit festem Glauben an deren endlichen Sieg und starb in den Kerkern von St. Denis.

Wie groß die kirchlich-politische Bewegung war, welche durch die christliche Welt ging, hat sich uns schon früher in Demjenigen gezeigt, in welchem sich die zerstreuten Kräfte der priesterfeindlichen Richtung gesammelt zeigten, in Arnold von Brescia, dem „Erzvater der politischen Ketzer", wie er von feindlicher Seite genannt wurde.

Während Arnolds Geist in Oberitalien und in den Alpenlanden fortwirkte, trat im südlichen Frankreich ein neuer Reformator hinzu, läuterte und klärte die bisherigen Bestrebungen durch ein strengeres Anschließen an die heilige Schrift, namentlich an die Sittenlehre der Bergpredigt, und in ihm trat zum ersten-

mal ein rein evangelischer Protest zu Tag: das war Peter Waldus, ein reicher Bürger von Lyon.

Die Bibel war es, welche diesen Mann in Bälde ganz umwandelte. Er hatte die Lesestücke für den Gottesdienst in seiner Vaterstadt oft genug verlesen hören, aber ohne das Vorgelesene zu verstehen, weil es lateinisch war. Begierig, diese heilige Schrift selbst zu lesen und zu ihrem Verständniß zu gelangen, ließ er durch zwei befreundete Geistliche, namentlich durch Stephan von Evisa, zuerst die Evangelien, dann andere biblische Bücher nach und nach für sich in die romanische Landessprache übersetzen; ebenso ließ er die auf die Evangelien und die heiligen Schriften überhaupt sich beziehenden Aussprüche alter Kirchenväter über die wichtigsten christlichen Lehren zusammenstellen und übersetzen. Mit welchem Eifer mag er sich in das Lesen der heiligen Schriften gestürzt und Geist und Herz gestärkt haben in diesem ursprünglichen Quell! Dadurch erleuchtet, durch den plötzlich erfolgten Tod eines seiner Mitbürger tief erschüttert, faßte er den Entschluß, für den Geist urchristlicher Einfachheit und Wahrheit zu wirken, und die Sehnsucht, eine apostolische Kirche wieder herzustellen, zur That werden zu lassen. Im Jahre 1160 entsagte er plötzlich der Kaufmannschaft und entäußerte sich seines Reichthums. Er gab all das Seine theils den Armen und Hülfsbedürftigen, theils widmete er es gemeinnützigen und gesellschaftlichen Zwecken. Ueber den zuvor nur kirchlichen Mann war ein tiefer Ernst und eine Begeisterung gekommen, die ihn zur vollen Selbstverläugnung führte. Er zog das Gewand eines Bußpredigers an, und fing an, von unten herauf, wie Christus, zunächst unter dem armen Landvolke das Reich Gottes zu verkünden, so wie er es aus den Evangelien erkannt hatte, und eine Gemeinde urevangelischen Geistes zu sammeln.

Das geschah fünf Jahre nach dem Flammentod Arnolds von Brescia. Hatte schon jener Heinrich sich nicht wider alles Kirchenthum erklärt, so erklärte sich Peter Waldus nicht nur nicht gegen die Kirche, sondern als begeistert für die Kirche, obwohl für ein Ideal der Kirche. Er vermied jedes Wort feindseliger Opposition gegen die herrschende Kirche, er löste sich nicht von

ihr ab, seine Gemeinde, in der Kirche bleibend, sollte wie Salz des Evangeliums in ihr wirken. So geklärt und geläutert von jedem kirchenfeindlichen und selbstischen Beisatz, war die Bestrebung nach christlicher Reform zuvor nicht da gewesen. Die „Armen von Lyon", die „Geringen", die „Holzschuhträger", waren ein kirchlicher, von der Welt abgezogener Verein, wie sonst ein strenger Mönchs- oder Nonnenverein; und sie unterschieden sich nur dadurch äußerlich, daß sie die Bibel lasen, vorlasen, erklärten, ihre Abschriften vervielfältigten und unter das Volk vertheilten.

Zuerst umschloß nur Stadt und Landschaft Lyon diese Brüderschaft, die armen Leute von Lyon genannt. Sie dachten nicht an eine Losreißung von der allgemeinen Kirche, weil zunächst weder Peter Waldus noch die armen Brüder die Folgerungen zogen, oder eine Ahnung von den Folgerungen hatten, welche sich aus ihrer biblischen Richtung so nothwendig ergaben, als aus den Vordersätzen ein Schluß. Hatte doch Luther selbst keine Ahnung von der Tragweite seines Protestes, und erschrack sogar, nicht vor den Folgerungen, sondern vor den nothwendigen Ergebnissen seines aufgestellten Grundsatzes.

Der Erzbischof von Lyon und die Klerisei dagegen sahen bald die Folgerungen und die Folgen der Bibelpredigt der „armen Leute von Lyon" ein. Sie legten ihnen Stillschweigen auf. Da wandten sich diese frommen Menschen, die gar nicht begreifen konnten, daß unentgeldliche Austheilung der heiligen Schriften ein Kirchenverbrechen seyn könne, in harmlosem Vertrauen an Pabst Alexander III., damit der Pabst ihnen bestätige, daß sie nach der heiligen Schrift predigen, und die heilige Schrift erklären und verbreiten dürfen, und daß Peter Waldus evangelisch Recht gehabt habe, wenn er zum Erzbischof Johann von Lyon gesagt, man müsse in Sachen der Bibel Gott mehr gehorchen als den Menschen, und darum nach wie vor biblisch gepredigt und Bibeln verbreitet habe.

Im Jahre 1179 waren von Peter Waldus Abgeordnete seiner Brüderschaft und ein Exemplar seiner Bibelübersetzung nebst dem Plan seines evangelischen Vereins an den Pabst abgeschickt worden, mit der Bitte, daß er Bibelübersetzung und Vereinszwecke

bestätige. Beides wurde verweigert, gewiß mehr darum, weil man am römischen Hofe das allem Pabst- und Priesterthum Feindselige dieser Richtung durchschaute, als weil, wie man schon meinte, „der scholastischen Gelehrsamkeit in Rom die ungelehrten Waldenser Laien als ganz verächtliche Ignoranten erschienen.“ Daß sie das Lehramt an sich nahmen, konnte das Pabstthum nicht zugeben. Uebrigens sah man in ihnen zu Rom nur Gegner, über die man lachen dürfe.

Pabst Lucius III. sprach sogar vier Jahre später den Bann über die „armen Leute von Lyon“ aus. Aber gerade durch diesen Bannspruch wurde das bisher noch gebundene Auge des Waldus und der Seinen vollends frei: sie erkannten die herrschende Kirche als unchristlich im Leben und manchfach in der Lehre. Ungeschreckt durch Bann und Acht, zog Waldus nach dem Vorbild der Apostel, zogen viele der Seinen von Stadt zu Stadt, von Land zu Land, und in Südfrankreich bis nach Arragonien hin; in Oberitalien, in Deutschland, zumal in den obern Landen, begründeten sich schnell ihre Gemeinden, troß der Verfolgungen; ihre Hauptsitze wurden die Hochthäler von Piemont und die Provence, eben die Gegenden, in welchen schon seit dem neunten Jahrhundert ein Gegensatz gegen die römische Kirche in zahlreichen Andersgläubigen hervorgetreten war.

Die Thalleute in den piemontesischen Alpenthälern von Luzerna, Perusa und St. Martin wurden der Kern dieser Brüderschaft, und jetzt erst wird der Name Waldesi, Waldenser, geläufig. „Die römische Kirche ist nicht die Kirche Christi; nicht der Pabst, kein Priester, nur Gott kann Sünden vergeben; die Bibel ist die einzige Quelle christlicher Erkenntniß“, lehrten sie. Ihre Gemeindeverhältnisse ordneten sie nach dem Evangelium und nach dem Vorbild der urchristlichen Gemeinden. Ihr Glaube war werkthätiges Christenthum, ihr Leben so, daß selbst der Dominikaner Raineriuss, welcher gegen sie schrieb, ihnen das Zeugniß gab: „Sie sind in ihren Sitten ordentlich und bescheiden, tragen weder kostbare noch ganz armselige Kleider; um Eid, Lüge und Trug zu meiden, treiben sie keinen Handel; sie leben nur von ihrer Hände Arbeit; auch Schuster sind Lehrer unter ihnen; sie sammeln keine

Schätze, sondern sind zufrieden mit dem Nothdürftigen; sie sind keusch, besuchen keine Schenke und keine öffentlichen Tänze; man bemerkt bei ihnen keinen Zorn; immer sieht man sie arbeiten, lernen und lehren und deßhalb wenig beten."

Daß sie gar keinen Handel getrieben, ist nicht richtig. Im Gegentheil wählten sie gerade die Handelschaft gerne als diejenige bürgerliche Beschäftigung, durch die es ihnen am leichtesten wurde, ihren Glauben und die Bibel zu verbreiten. Als Putzhändler z. B. verschafften sie sich Eingang in die vornehmsten Familien, und während sie ihre Putzwaren auslegten, boten sie zugleich auch die Bibel aus. Sie waren weder Schwärmer noch Weltleute. Ihre Meister, Barben genannt, wurden durch Gemeindewahl gewählt. Diese predigten und hielten Beichte. Später, als die Verfolgungen schwerer wurden, bargen viele einzelne zerstreute Waldenser ihren waldensischen Glauben unter äußerlichem Halten zur katholischen Kirche. So lebten sie inmitten derselben unangefochten, und während sie den Katholiken für Katholiken galten, erkannten die geheimen Brüder sich unter einander durch eigene Erkennungszeichen. Von ihnen gingen evangelische Tugenden aus und die Bekanntschaft mit der Bibel. Sie waren, was das spätere Sinnbild der Waldenser, eine in dicker Finsterniß stehende, von sieben Sternen umgebene Fackel, andeutete, ein Licht in der Nacht.

Vierzehntes Kapitel.

Untergang der Albigenser.

Die sämmtlichen, auf die Bibel zurückgehenden frommen Brüderschaften trafen in ihrer Regsamkeit zusammen mit den Gedanken und dem Drang, welche sich seit dem zwölften Jahrhundert durch die christliche Welt durchziehen, und welche darauf gingen, daß, weil Kirche und Mönche entartet seyen, ein neues christliches Leben und eine neue christliche Lehre, eine Verjüngung der Christenheit Noth thue. Weil dieser Drang in der Welt

war, riefen die frommen Brüderschaften eine solche Gährung im Volke hervor, und liefen ihnen Männer und Frauen in Schaaren zu. Von diesen Laien schien eine Reformation auszugehen, welche die Hierarchie und die römische Kirche bedrohte. Eine bürgerliche Freiheitsbewegung war zuvor da, jetzt wurde dieselbe noch mit religiösen Ideen durchzogen und gestärkt, und neben dem geistigen Kampfe, den die Wissenschaft gegen das Pabstthum begann, stellte sich eine immer höher anschwellende Volksbewegung der römischen Kirche gegenüber. Und diese Volksbewegung ging auf eine Socialreform. Der Druck der verweltlichten Kirche wurde von dem Volk um so härter empfunden, je unverhüllter die Hoffart und das üppige Weltleben der Kirchenwürdenträger hervortrat, und je größer der Reichthum an Geld und Gut wurde, welcher sich anhäufte „in der todten Hand“, die doch nicht mit trug an den bürgerlichen Lasten.

Die klösterlichen Orden waren vom Grundsatz der christlichen Armuth ausgegangen, gemeinsamer Arbeit und gemeinsamen Besitzes der durch die Arbeit für den Lebensunterhalt erworbenen Mittel. Die Ueberschüsse waren für die Bedürftigen der Umgegend eines Klosters anfangs und länger verwendet worden. Das hatte dem Mönchthum die ungemessene Vorliebe des Volkes für die Mönche ursprünglich gewonnen. Aber aus den Asceten, aus den für sich und Andere Arbeitenden waren Luxusmenschen und Drohnen geworden, ja Vampyre am Mark des Volkes. War schon gegen den Umschlag aus Sittenstrenge in Ueppigkeit und in Sittenverderbniß ein Protest aus dem Volke etwas sich von selbst Ergebendes, so wurde dieser Protest beschleunigt und verstärkt durch die Härte der klösterlichen Gemeinschaften und der Stifte, womit sie, zwar durchschnittlich weniger hart als die weltlichen Herren, aber eben doch hart, auf ihre Hörigen und Leibeigenen drückten. Die Stifte und Klöster waren Feudalherren geworden, sie, welche vom Grundsatz der christlichen Armuth und des Kommunismus ausgegangen waren; ihr Geiz, ihr Wucher, ihre Habsucht fraß nicht bloß in das Mark des Volkes, sondern selbst in das Mark des Adels und der Fürsten hinein, und so kam es nach und nach,

daß immer stärker und in immer weiteren Kreisen die Laienwelt und besonders der Volksgeist sich protestirend gegen Klöster und Stifte, gegen die so gewordene Kirche überhaupt stellten.

Der scharfsinnige Pabst Innocenz III. regierte, als Katharer und Waldenser ihre Forderungen mit größtem Beifall Unzähliger stellten, daß die Kirche in Lehre und Leben eine apostolische werden müsse, und vom Pabst bis zum letzten Laien der Bergpredigt gemäß gedacht und gehandelt werden solle. Die politischen Folgerungen und Folgen, wofern diese Forderungen durchdrangen, trafen, wie die geistlichen, so auch die weltlichen Herren.

Der dritte Innocenz beschloß, die der Hierarchie und römischen Kirche drohende Gefahr abzuwenden, einerseits durch diplomatische Unterhandlungen und Kunstgriffe, andererseits durch blutige Gewalt.

In feiner und verschlagener Weise wußte der Pabst das Haupt der waldensischen Laienreformation zu gewinnen. Peter Waldus, flüchtig vor den Verfolgungen aus Frankreich, hatte zuletzt eine Zufluchtsstätte in Böhmen gefunden und hier im Jahr 1197 sein edles Daseyn geendet, nachdem er in den Boden Böhmens den christlichen Samen gelegt hatte, dessen Aufgehen für jeden Kenner der Weltgeschichte wunderbar mahnt an den Gang Gottes, den stillen, im Leben der Völker und Menschen. Durandus von Huesca war zwölf Jahre nachher der Wortführer dieser Kirchenreformation von unten auf. Pabst Innocenz III. gewann diesen, und die „armen Leute von Lyon" wurden von diesem in „arme Leute der katholischen Kirche" umgewandelt. Sie erhielten Geistliche, welche nur unter kirchlicher Oberaufsicht dem Volke predigen, die Schrift erklären und Versammlungen zur Erbauung halten sollten. Den Laien wurde nur die Armen- und Krankenpflege zugewiesen. Er ließ sich mit vielen der Seinen in diese Falle hineinführen. Daß ein päbstlicher Legat, und zuletzt schriftlich der Pabst selbst, mit ihm unterhandelte, scheint sehr ihn bestimmt zu haben. Uebrigens folgte dem Durandus nur ein Theil der Waldenser.

Es war in Gottes Plan anders, als daß diese Laienreformation mit der Bibel in der Hand, die so sehr unrömisch

war, aufgehen sollte in ein römisch-katholisches, mönchsartiges Laienthum. Selbst die blutige Verfolgung, in welche sie mit den Katharern hineingezogen wurden, trug nur zu ihrem festen Bestand bei.

Der Grundstock der Katharer saß in Toulouse, Carcassonne, Bezieres, Avignon, Narbonne und in der Gebirgslandschaft Albi. Nach dem letzteren Namen nannte man oft sämmtliche der römischen Kirche abholden Brüderschaften Südfrankreichs Albigenser.

Schon im Jahre 1179 hatte eine Kirchenversammlung zu Narbonne einen Waffenzug gegen diese „Ketzer“ beschlossen, um sie auszurotten. Aber die feurigen Albigenser schlugen die zuchtlosen römisch-katholischen Rotten mit Schimpf und großem Verlust zurück. Innocenz III. versuchte zuerst einen geregelten Kreuzzug gegen diese Bibelchristen aufzubringen. Das war die äußerste Ausartung der Kreuzzüge. Der Kreuzzug wurde von päbstlichen Legaten gegen sie förmlich gepredigt, wie sonst gegen die Sarazenen. Der päbstliche Legat Peter von Castelnau hatte einen Glaubensgerichtshof in Toulouse errichtet, um die Ketzer durch gerichtliche grausame Strafen zu schrecken und zu unterdrücken. Der Legat hatte zu diesem Zweck in die Staatsgewalt eingegriffen und war darüber mit dem mächtigsten Fürsten des Landes, dem Grafen Raimund VI. von Toulouse, zerfallen.

Durch einen Unbekannten wurde der Blutrichter, der mit den ausgedehntesten Vollmachten zur Ausrottung der „Ketzerei“ ins Land geschickte Legat des Pabstes, ermordet, im Jahre 1208. „Das hat Graf Raimund angestiftet,“ schrieen die Mönche. Pabst Innocenz verhieß in offenem Ausschreiben vollkommenen Sündenablaß allen denen, welche an dem Kreuzzug wider die Ketzer Theil nehmen würden. Alle Fürsten und Ritter forderte er auf, durch Feuer und Schwert „die Ketzer und ihre heillosen Grundsätze zu vertilgen“. Die Brüderschaften waren allesammt dem Lehenwesen mit seiner Hörigkeit und Leibeigenschaft eben so abgeneigt, als dem Pabstthum, und der bedeutende Wohlstand derselben in den Städten und auf dem Lande stach sehr in die Augen. Lockte diese die Beutelust an, so stellte der Pabst die Brüderschaften als Revolutionäre dar, als Verschwörer wider Altar und Thron der Rechtgläubigen, als einen gemeinsamen Feind der geistlichen und

daß immer stärker und in immer weiteren Kreisen die Laienwelt und besonders der Volksgeist sich protestirend gegen Klöster und Stifte, gegen die so gewordene Kirche überhaupt stellten.

Der scharfsinnige Pabst Innocenz III. regierte, als Katharer und Waldenser ihre Forderungen mit größtem Beifall Unzähliger stellten, daß die Kirche in Lehre und Leben eine apostolische werden müsse, und vom Pabst bis zum letzten Laien der Bergpredigt gemäß gedacht und gehandelt werden solle. Die politischen Folgerungen und Folgen, wofern diese Forderungen durchdrangen, trafen, wie die geistlichen, so auch die weltlichen Herren.

Der dritte Innocenz beschloß, die der Hierarchie und römischen Kirche drohende Gefahr abzuwenden, einerseits durch diplomatische Unterhandlungen und Kunstgriffe, andererseits durch blutige Gewalt.

In feiner und verschlagener Weise wußte der Pabst das Haupt der waldensischen Laienreformation zu gewinnen. Peter Waldus, flüchtig vor den Verfolgungen aus Frankreich, hatte zuletzt eine Zufluchtsstätte in Böhmen gefunden und hier im Jahr 1197 sein edles Daseyn geendet, nachdem er in den Boden Böhmens den christlichen Samen gelegt hatte, dessen Aufgehen für jeden Kenner der Weltgeschichte wunderbar mahnt an den Gang Gottes, den stillen, im Leben der Völker und Menschen. Durandus von Huesca war zwölf Jahre nachher der Wortführer dieser Kirchenreformation von unten auf. Pabst Innocenz III. gewann diesen, und die „armen Leute von Lyon" wurden von diesem in „arme Leute der katholischen Kirche" umgewandelt. Sie erhielten Geistliche, welche nur unter kirchlicher Oberaufsicht dem Volke predigen, die Schrift erklären und Versammlungen zur Erbauung halten sollten. Den Laien wurde die Armen- und Krankenpflege zugewiesen. Er ließ sich mit vielen der Seinen in diese Falle hineinführen. Daß ein päbstlicher Legat, und zuletzt schriftlich der Pabst selbst, mit ihm unterhandelte, scheint sehr ihn bestimmt zu haben. Uebrigens folgte dem Durandus nur ein Theil der Waldenser.

Es war in Gottes Plan anders, als daß diese Laienreformation mit der Bibel in der Hand, die so sehr unrömisch

war, aufgehen sollte in ein römisch-katholisches, mönchsartiges Laienthum. Selbst die blutige Verfolgung, in welche sie mit den Katharern hineingezogen wurden, trug nur zu ihrem festen Bestand bei.

Der Grundstock der Katharer saß in Toulouse, Carcassonne, Bezieres, Avignon, Narbonne und in der Gebirgslandschaft Albi. Nach dem letzteren Namen nannte man oft sämmtliche der römischen Kirche abholden Brüderschaften Südfrankreichs Albigenser.

Schon im Jahre 1179 hatte eine Kirchenversammlung zu Narbonne einen Waffenzug gegen diese „Ketzer“ beschlossen, um sie auszurotten. Aber die feurigen Albigenser schlugen die zuchtlosen römisch-katholischen Rotten mit Schimpf und großem Verlust zurück. Innocenz III. versuchte zuerst einen geregelten Kreuzzug gegen diese Bibelchristen aufzubringen. Das war die äußerste Ausartung der Kreuzzüge. Der Kreuzzug wurde von päbstlichen Legaten gegen sie förmlich gepredigt, wie sonst gegen die Sarazenen. Der päbstliche Legat Peter von Castelnau hatte einen Glaubensgerichtshof in Toulouse errichtet, um die Ketzer durch gerichtliche grausame Strafen zu schrecken und zu unterdrücken. Der Legat hatte zu diesem Zweck in die Staatsgewalt eingegriffen und war darüber mit dem mächtigsten Fürsten des Landes, dem Grafen Raimund VI. von Toulouse, zerfallen.

Durch einen Unbekannten wurde der Blutrichter, der mit den ausgedehntesten Vollmachten zur Ausrottung der „Ketzerei“ ins Land geschickte Legat des Pabstes, ermordet, im Jahre 1208. „Das hat Graf Raimund angestiftet,“ schrieen die Mönche. Pabst Innocenz verhieß in offenem Ausschreiben vollkommenen Sündenablaß allen denen, welche an dem Kreuzzug wider die Ketzer Theil nehmen würden. Alle Fürsten und Ritter forderte er auf, durch Feuer und Schwert „die Ketzer und ihre heillosen Grundsätze zu vertilgen“. Die Brüderschaften waren allesammt dem Lehenwesen mit seiner Hörigkeit und Leibeigenschaft eben so abgeneigt, als dem Pabstthum, und der bedeutende Wohlstand derselben in den Städten und auf dem Lande stach sehr in die Augen. Lockte diese die Beutelust an, so stellte der Pabst die Brüderschaften als Revolutionäre dar, als Verschwörer wider Altar und Thron der Rechtgläubigen, als einen gemeinsamen Feind der geistlichen wie

der weltlichen Macht. Laien und Priester wetteiferten, für diesen Kreuzzug zu rüsten. Um der Gefahr sich zu entziehen, da auch gegen ihn der Kreuzzug gepredigt war, demüthigte sich Graf Raimund und nahm selbst das Kreuz gegen sein eigenes Volk. Von Lyon brach das Kreuzheer unter Führung des päbstlichen Legaten Arnold und des rohen, grausamen Ritters Simon von Montfort im Sommer 1209 nach dem Süden auf, zunächst gegen den Vicomte Raimund Roger von Bezieres und Albi, den Hauptsitz der Katharer. Trotz der heldenmüthigsten Vertheidigung wurde Bezieres erstürmt. Es schien schwer, Katholiken und Ketzer in der erstürmten Stadt zu scheiden. „Tödtet sie," rief der Legat, „tödtet Alle mit einander; der Herr kennt die Seinen." Siebenzehntausend Menschen, Weiber wie Männer, Greise wie Säuglinge, wurden theils niedergehauen, theils verbrannt. Als ein Bote der göttlichen Rache habe er die Stadt vernichtet, berichtete der Legat.

Carcassonne hatten die Bewohner verlassen und sich ins Gebirg zurückgezogen. Die leere Stadt wurde wie die Burgen der Umgegend besetzt, und Simon von Montfort übernahm als Statthalter der Kirche die Bewachung des eroberten Landes. Die Grafen von Toulouse und Foix wurden durch vertragsbrüchige Gewaltthat ihrer Erbgüter beraubt, und die Verdächtigung, Dieser oder Jener sey ein Ketzer, wurde zum Vorwand genommen, um plündern zu können; gut katholische, aber reiche Hausväter wurden zu Ketzern gestempelt, gebrandschatzt und eingekerkert. Gegen das schamlose Treiben Simons von Montfort griffen Adel und Volk besonders in Albi wieder zu den Waffen. Die Besatzungen der Burgen wurden überfallen, ermordet oder zersprengt, schrecklich das Wiedervergeltungsrecht geübt. Zu Albi wurden sechs Ritter, sechszig Knappen und ein Priester lebendig verbrannt, Andere der Augen beraubt oder an Händen und Füßen verstümmelt. Im Jahre 1210 und 1211 geschahen abermals zwei Kreuzzüge nach einander gegen diese christlichen Lande. Viele gefangene Albigenser wurden dem Feuertod oder dem Galgen überliefert, aber überwältigt wurde das standhafte Volk nicht. Das eroberte Land wurde auf einer Kirchenversammlung im Lateran Simon von Montfort zugesprochen, im Jahre 1215, ein neuer

allgemeiner Kreuzzug gegen die Ketzer verkündet, sie selbst, ihre Hehler und Beschützer in Bann und Acht erklärt, auf das ganze Land das Interdikt gelegt. Jetzt erst begann recht durchs ganze südliche Frankreich der Grausen, Abscheu und Bewunderung erregende Kampf des fanatischen Wahns, der seine Mitmenschen in teuflischen Martern hinschlachtete, um ihre Seele zu retten, mit der Begeisterung der hellen Ueberzeugung, welche über ihre zerstörten Dörfer und Städte, über ihre gemordeten Geliebten, über den eigenen Scheiterhaufen hinweg den Himmel offen sah.

Zwanzig Jahre lang wüthete der fürchterliche Kampf, von 1209 bis 1229. Geführt von dem klugen, kriegskundigen und tapfern Raimund von Toulouse und unterstützt von ihren Brüdern in Arragonien, waren die Streiter des hellen neuen Glaubens von den Jahren 1217 bis 1222 im entschiedensten Uebergewicht gegen das Kreuzheer und den französischen König. Schon 1217 wurde Simon von Montfort aus Toulouse hinausgeschlagen, bald darauf ein zahlreiches Kreuzheer aufgerieben oder zersprengt, die meisten Burgen der Umgegend erobert. Mit dem Tode Raimunds hatten sie ihren besten Führer verloren. Das benützten die Gegner. Nach tapferster Gegenwehr wurde von diesen Avignon erstürmt, die Thürme, Mauern und festen Häuser gebrochen. Unter blutigen Gefechten mit den Neugläubigen waren im Jahre 1226 die Altgläubigen bis in die Nähe von Toulouse vorgedrungen. Im Angesichte des siegreichen Kreuzheeres gab der junge Graf Raimund die Hoffnung des Widerstandes auf und vertrug sich mit der geistlichen und der weltlichen Krone: er that schimpfliche Kirchenbuße und trat den größten Theil seiner Eigengüter in Languedoc an die Krone Frankreich ab. Der Abfall dieses mächtigen Fürsten wirkte lähmend auf den Widerstand der neugläubigen Städte und Dörfer: Toulouse, Carcassonne und Albi unterwarfen sich. Viele schwuren ihren Glauben ab und traten in den Schooß der katholischen Kirche zurück; mehr aber wanderten aus, flüchtig, nach Piemont und in die Lombardei. Andere starben als Märtyrer ihres Glaubens in den Kerkern oder auf den Scheiterhaufen der Inquisition.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Inquisition und die Unfehlbarkeit des Pabstes.

Das südliche Frankreich — das Land, wo die Vernunft und die Bibel in Glaubenssachen zur Geltung gekommen waren, und ein einfaches Christenthum an seinen Früchten sehen ließ, daß es das ächte war, hatte vor dieser grauenhaften Glaubensverfolgung das glücklichste Land der Christenheit heißen können. Viele Hunderttausende fleißiger Hände hatten sich hier geregt Tag und Nacht, und gerade die Neugläubigen waren die Fleißigsten und Bildsamsten gewesen. Wie nirgends hatten hier der Ackerbau auf dem Lande, der Gewerbfleiß und der Handel in den Städten geblüht, und die Künste und die Wissenschaften gediehen hier, entbunden vom Gewissenszwang, entwickelten sich hier rascher in dieser Luft der geistigen Freiheit. Die fröhliche Kunst der Troubadours sang hier in kühneren Tönen gegen die Mißbräuche des Pabst- und Priesterthums. Da war das Leben klar, frei und wahr.

Nicht gehörte, wie man gemeint hat, „zu den Grundsätzen der Katharer, durch Verzicht von aller Art Besitz der Welt abzusterben, und allen Reichthum und Besitz als Verführungsmittel des Satans zu hassen". So mancherlei sich absondernde Brüderschaften im südlichen Frankreich sich auch zusammenfanden und vermischt unter einander lebten, so waren doch die „Katharer" die größere Zahl und gerade da am zahlreichsten, wo Gewerbfleiß, Handel und Landbau am blühendsten und der Privatbesitz der reichste war. Es herrscht offenbar über die Gütergemeinschaft aus religiösen Grundsätzen in Betreff der Katharer derselbe Irrthum, wie er über die späteren Anhänger Thomas Münzers noch gäng und gäbe ist, nicht Gütergemeinschaft, sondern Liebes- und Brüdergemeinschaft war es, in welcher Jeder, der hatte, aus Religions-Grundsatz und Pflicht denen gab, die nicht hatten. Eben so wenig war bei den Waldensern, die mit in den blutigen Kampf hineingezogen wurden, Gütergemeinschaft. Schon die Grundgesundheit der zum Denken erwachten Vernunft unter diesen mancherlei

Brüderschaften und ihr rastlos arbeitender Gewerbfleiß mußten gegen so etwas seyn, das wider alle Natur des gesellschaftlichen Lebens war.

Dieses schöne Land der bibellesenden, der ihre Vernunft gebrauchenden, der frei denkenden und urtheilenden Christen, unter denen selbstverständlich alle Schattirungen des freien Gedankens sich fanden, war nun zum Kirchhofe gemacht, zur Einöde. Auch die geheimen Ueberreste der Neugläubigen auszurotten, wurde nun das Glaubensgericht zu einer bleibenden Anstalt gemacht, das Inquisitionstribunal entstand.

Auf einer Kirchenversammlung zu Toulouse 1229 wurde beschlossen, daß die seit 1215 bestehenden Glaubensgerichtshöfe für immer bleiben und allgemein werden sollen. Es sollen die Erzbischöfe und Bischöfe für jede Gemeinde in der Stadt und auf dem Lande einen Priester und zwei oder drei bewährte Laien aufstellen und ihnen den Eid der Treue und Wachsamkeit bei Tag wie bei Nacht abnehmen, Ketzereien und Ketzer aufzuspüren, verdächtige Häuser, Erker und Keller, alle möglichen Schlupfwinkel zu durchsuchen, die Ketzer und die Hehler derselben ohne Säumen einzuziehen, und den geistlichen oder weltlichen Gerichten zur schleunigen Bestrafung zu überliefern. Jeder Fürst, Gutsherr, Bischof oder Richter, der einen Ketzer verschone, solle sein Land, Gut oder Amt verlieren; jedes Haus, wo man einen Ketzer antreffe, dem Boden gleich gemacht werden; zu Ketzern und Verdächtigen auch in tödtlicher Krankheit kein Arzt und kein Genosse ihres Verbrechens kommen dürfen. Ein aufrichtig Reuiger solle aus seiner Heimath, wenn diese verdächtig ist, entfernt und in besondere Tracht gekleidet werden, auch aller öffentlichen Rechte, bis auf päbstliche Dispensation, verlustig seyn. Solche, die als Bußfertige aus Furcht sich darstellen, sollen eingeschlossen werden.

So waren also überall und für Jedermann „polizeiliche Gewissensräthe" aufgestellt, zunächst nur für das südliche Frankreich. Aber zugleich wurde jeder Christ in der ganzen Christenheit unter kirchliche Aufsicht gestellt, ohne Unterschied des Rangs und Standes. Es wurde beschlossen, jede Pfarrgemeinde solle ein genaues Namensverzeichniß führen über alle

Männer und Weiber, und diese alle zwei Jahre schwören lassen, daß sie den römisch-katholischen Glauben treu bewahren und jeden Ketzer nach Kräften verfolgen und entdecken wollen. Zu gleicher Zeit wurde beschlossen, daß jährlich dreimal Männer und Frauen dem Priester ihre Sünden zu beichten und das heilige Abendmahl zu nehmen haben; wer das versäume, solle als der Ketzerei verdächtig behandelt werden.

Sollten dadurch Mißtrauen und Zwiespalt in die Familien verpflanzt, die Fäden der Geheimnisse aller Familien in die Hand der Kirche zusammengefaßt und so in neuer Weise die Kirche Herrin der Welt werden, so sollte überdieß das Lesen, ja nur der Besitz der heiligen Schrift für jeden Laien ein Grund zum Verdacht, für Jeden, der sie in der Landessprache habe, eine Ueberweisung der Ketzerei seyn. Selbst der „Psalter" und das „Brevier" waren nur in lateinischer Sprache ein unverdächtiger Besitz des Laien.

In Frankreich wirkten diese Maaßregeln so, daß sie das gläubige Denken und den Anfang des durchdachten Glaubens, soweit es Gemeinden betraf, im Lebenskeim tödteten, nicht sofort, aber allmählich. Aber an dem freien Geiste der Bürger der Lombardei und an der späteren Stellung des römischen Stuhles zu den Hohenstaufen scheiterte jeder Versuch der Durchführung dieses Gesetzes.

Es blieb die Bibel und durch das Verbot gerade das Auswendiglernen der bedeutungsvollsten Stellen der heiligen Schriften; denn wie zuvor Väter und Mütter diese auswendig wußten, so lernten die Kinder jetzt noch aus Vater- und Muttermund diese so wörtlich, daß sie sie jeden Augenblick auswendig hersagen konnten. Viele Hunderttausende von Morgen Landes blieben unbebaut und öde durch Verjagung oder Erschlagung ihrer früheren Bebauer; aber eben so viele Köpfe wurden aufgeregt theils für die Lehre der Untergegangenen, theils in höheren Kreisen für die Lehren wissenschaftlicher Köpfe.

Selbst dem Kaiser Friedrich II., in welchem doch keine Spur römisch-katholischer Gläubigkeit, kein Funke Ehrfurcht vor der Heiligkeit und Hoheit der Hierarchie sich fand, war im Jahr 1220 von Pabst Honorius III. ein neues Gesetz gegen die Ketzer,

ein Zusatzgesetz zu dem von 1215, abgepreßt worden, als Opfer für die Ertheilung der Kaiserkrone. Dieses Gesetz lautete: „Alle Ketzer in allen Landen, wie sie auch heißen mögen, sind ehrlos und geächtet. Jeden von der Geistlichkeit als verdächtig Bezeichneten sollen die weltlichen Behörden sogleich gefangen legen und dem Glaubensgericht zur verdienten Strafe des Feuertods überliefern; Roms Inquisitoren, die Wächter des reinen apostolischen Glaubens, unter kaiserlichem Schutze stehen und jeden Vorschub erhalten; die Söhne, Enkel und Urenkel der wegen Irrglaubens Verurtheilten sollen ehrlos bleiben, und weder die Güter ihres Hauses noch Lehen. oder Aemter empfangen können, da Beleidigungen des himmlischen Herrn eine schwerere Strafe verdienen, als Beleidigungen des weltlichen Herrn, und Gott die Sünden der Väter heimsuche auch an den spätesten Nachkommen. Die Söhne sollen ihre Eltern anzuzeigen verbunden seyn, und durch diese Anzeige den Gewinn haben, daß für sie die Güter der Eltern nicht verwirkt seyen. Die Güter der ohne solche Anzeige überführten Schuldigen sollen dem Fiskus anheimfallen, die Wohnungen aber in Schutt verwandelt werden, ohne daß sie jemals wieder aufgebaut werden dürfen. Wer den geringsten Verdacht auf sich lade und nicht binnen Jahresfrist sich reinige, solle als Ketzer verurtheilt werden; endlich jede obrigkeitliche Person vor dem Antritt ihres Amtes schwören, auf die Reinheit des Glaubens zu halten, sowie alle Ketzerei nach Kräften auszuforschen und auszurotten."

Dieses völlig satanische Gesetz nahm der Hohenstaufe Friedrich II. an und ließ es unter seinem Namen veröffentlichen, aus selbstsüchtiger Staatsklugheit, mit jenem Lächeln der Gleichgültigkeit, die sich über alle Religion und darum über alle religiöse Meinungsverschiedenheit hinwegsetzt. Das Brandmaal, das er durch dieses Ketzergesetz seinem eigenen Bewußtseyn aufbrannte, ist ihm nicht nur geblieben, und der Glanz der dadurch gewonnenen Kaiserkrone hat dieses Maalzeichen nicht nur nicht überstrahlt, sondern ihn als den Schüler des dritten Innocenz allen Zeiten gekennzeichnet, und er hat diese Missethat seiner Jugend sein ganzes Leben hindurch büßen müssen. Indem er die Freiheit

des Gewissens und der Gedanken verdammte, verdammte er sich selbst, und diesem inneren Gerichte folgte das äußere auf dem Fuße. Wie er dadurch in Widerspruch mit sich selbst kam, kam er es mit dem Geist in der Zeit. Der wäre sein natürlichster und mächtigster Verbündeter gewesen in dem Zusammenstoß mit Rom, der für ihn ein unausweichlicher war. Friedrich II. war Absolutist und der Pabst war Absolutist: jeder wollte allein die Herrschaft der Welt. Bald genug kamen die Tage, in welchen der zweite Friedrich den Geist freier Bewegung, den Geist in der Zeit zu seiner Hülfe aufzurufen sich genöthigt sah. Dann war es zu spät: er hatte selbst mitgewirkt, diesen Geist freier Bewegung zu fesseln und zu erdrücken.

Die Glaubensgerichtshöfe aber vermochten in Italien im Anfange seines Kaiserthums nicht Wurzel zu fassen, der im Religiösen und Bürgerlichen gleich freie Geist war zu mächtig. In Mailand konnte der Podesta es wagen, den Glaubensoberrichter in den Bann zu thun, der Bürgermeister den Erzbischof. In Parma wurde jedem Priester Recht versagt, wenn er sich nicht vor dem weltlichen Gerichte stelle. Kein Bürger Parmas durfte mit einem Geistlichen einen Vertrag schließen, welcher nicht das weltliche Gericht und die Verpflichtung der Geistlichen zu bürgerlichen Lasten anerkannte; keiner durfte einem solchen mahlen, backen, ihn rasiren oder sonst ihm etwas arbeiten. Verleitete die Nähe des Todes einen Bürger auf dem Krankenbett zu dem Gelübde, wenn er die Absolution erhalte, den Befehlen der Kirche gehorsam zu seyn; so wurde er im Falle des Todes nicht in geweihter Erde, sondern im Miste begraben, und kam er wieder auf, so wurden seine Güter eingezogen. In Modena, Novara, Viterbo, Fano, Treviso, Feltre, Belluno und andern großen und kleinen Städten wurden die bischöflichen Gebäude geplündert und geschleift, die Güter eingezogen, Geistliche thätlich mißhandelt.

So antwortete Oberitalien auf die Ketzergerichte und die Glaubensgerichtshöfe.

In Deutschland vereinigten sich sogar Bischöfe mit dem Volke gegen das aufgezwungene Ketzergericht. Der erste Inquisitor in Deutschland war jener Dominikanermönch Konrad von

Marburg. Er wüthete vorzüglich gegen die, welche die heiligen Schriften in deutscher Uebersetzung verbreiteten, dann gegen die Bibelleser, aber auch gegen Jeden, der nicht ganz rechtgläubig schien. Er marterte und mordete. Jedes Geschlecht lieferte ihm seine Opfer. Zuerst mordete er nur geringe Landleute, dann Städtebürger, Mönche und Nonnen. Zuletzt kecker, griff er nach Edeln, Grafen und Fürsten. Drei Jahre schon hatte das Glaubensgericht den deutschen Boden entweiht, als er den Grafen von Sayn, den Grafen von Henneberg, den Grafen von Solms, die Gräfin von Loots und Andere vor seinen Richterstuhl zog. Sein Grundsatz war, man müsse lieber viele Unschuldige, weß Standes sie auch seyn mögen, opfern, als Eines Schuldigen schonen. Die Erzbischöfe von Mainz, von Köln und Trier griffen jetzt ein, und riefen ihm ein Halt zu; er aber, der Ketzermeister, weigerte sich, auf sie zu hören, und einen Unterschied zwischen Fürsten und Gemeinen zu machen. Eine große Fürstenversammlung zu Mainz sprach die Angeklagten frei. Da fing der Ketzermeister an, das Kreuz wider diese Erzbischöfe und andere Fürsten zu predigen, als Beschützer und Verdächtige der Ketzerei, und wandte sich voll Grimms von der Versammlung hinweg nach Marburg. Er erreichte es nicht mehr; am 30. Juli 1233 wurde der Bluthund unterwegs von deutschen Edelleuten todtgeschlagen, und die Scheiterhaufen des Glaubensgerichtes verschwanden wieder vom deutschen Boden.

Auch im südlichen Frankreich nahm das Volk an einzelnen Inquisitoren blutige Rache.

Zu gleicher Zeit aber siegte der verbündete Fürsten- und Priesterhaß über die Stedinger, die aufwärts an beiden Ufern der Weser an der Küste wohnten; ein kleiner Freistaat, von freiem Landvolk gebildet, das in seinen Sitten und Bedürfnissen einfach war. Das Lehenwesen hatten sie von ihren Marschen fern gehalten und seit einem halben Jahrhundert schon den Priestern den Zehenten verweigert. Gegen solche Ketzerei sandte der Pabst dem Erzbischof Gartwich II. von Bremen ein Schwert von besonderer Weihe, „das Schwert, womit Petrus dem Knechte Malchus das Ohr abgehauen habe". Aber dieses Schwert that den

Bauern so wenig Schaden, als das bischöfliche Kriegsvolk, als der Bannfluch, der auf den Freistaat gelegt wurde, als der Abzug aller Priester daraus. Gegen solche Ketzer, welche frei seyn wollten und gar kein Bedürfniß nach Priestern fühlten, wurde ein allgemeiner Kreuzzug gepredigt, und die aus dem Lande geflohenen Priester, welche Niemand dort zurückwünschte, suchten die religiöse Wuth der leichtgläubigen Masse gegen die Stedinger aufzustacheln, indem sie den Leuten vorlogen, das Stedinger Land sey voll Hexen und Teufelsbeschwörern; ein großer Frosch sey ihr Götze, dem sie den Hintern küssen. Giftige Kröten und schwarze Kater beten sie an; sie kreuzigen Christus, und treiben mit Kaiser, Pabst und Bischof ihr Gespötte.

In mehreren Kreuzzügen blieben die Stedinger Sieger, das zurückgeschlagene Kreuzheer aber verbrannte jedes Weib oder Kind, das in ihre Hände fiel, lebendig. Erst dem vierten Kreuzzug wider sie, unter vierzigtausend Kreuzfahrern, erlagen diese freien Männer des einfachen Glaubens, sie waren nur Eilftausend gegen vierzigtausend Feinde. Nachdem sechstausend der Ihren, mehr der Feinde, die Wahlstatt deckten, schlug sich der Rest der Stedinger zu ihren Nachbarn, den freien Friesen, durch. Greise, Weiber und Kinder fochten noch vor ihren brennenden Hütten bis auf den Tod, und das Kreuzheer ließ nichts Lebendiges übrig, als die Heerden der Bauern; in diese und in das verödete Land theilten sich die geistlichen und weltlichen Lehensherren.

So hatte sich auch hier, an der deutschen Küste, wie in Südfrankreich und Oberitalien, gezeigt, daß eine reine und lebendige Auffassung des Christenthums reine einfache Sitten, aber auch Widerstand gegen weltlichen und kirchlichen Absolutismus, gegen Unterdrückung der bürgerlichen Freiheit, wie gegen Glaubensdespotismus, zur Folge hat; aber auch, daß sich gegen solche bürgerliche, wie gegen solche religiöse Selbstständigkeit die Gewaltthätigen der Kirche und der Welt stets die Hand reichen, zu augenblicklichem Sieg über solche Freie, ohne die Freiheit vernichten zu können, da diese unsterblich ist, „die herrliche Freiheit eines Christenmenschen".

Seit 1215 auf jener Lateransynode des dritten Innocenz

war, aufgehen sollte in ein römisch-katholisches, mönchsartiges Laienthum. Selbst die blutige Verfolgung, in welche sie mit den Katharern hineingezogen wurden, trug nur zu ihrem festen Bestand bei.

Der Grundstock der Katharer saß in Toulouse, Carcassonne, Bezieres, Avignon, Narbonne und in der Gebirgslandschaft Albi. Nach dem letzteren Namen nannte man oft sämmtliche der römischen Kirche abholden Brüderschaften Südfrankreichs **Albigenser**.

Schon im Jahre 1179 hatte eine Kirchenversammlung zu Narbonne einen Waffenzug gegen diese „Ketzer" beschlossen, um sie auszurotten. Aber die feurigen Albigenser schlugen die zuchtlosen römisch-katholischen Rotten mit Schimpf und großem Verlust zurück. Innocenz III. versuchte zuerst einen geregelten **Kreuzzug** gegen diese Bibelchristen aufzubringen. Das war die äußerste Ausartung der Kreuzzüge. Der Kreuzzug wurde von päbstlichen Legaten gegen sie förmlich gepredigt, wie sonst gegen die Sarazenen. Der päbstliche Legat Peter von Castelnau hatte einen Glaubensgerichtshof in Toulouse errichtet, um die Ketzer durch gerichtliche grausame Strafen zu schrecken und zu unterdrücken. Der Legat hatte zu diesem Zweck in die Staatsgewalt eingegriffen und war darüber mit dem mächtigsten Fürsten des Landes, dem Grafen Raimund VI. von Toulouse, zerfallen.

Durch einen Unbekannten wurde der Blutrichter, der mit den ausgedehntesten Vollmachten zur Ausrottung der „Ketzerei" ins Land geschickte Legat des Pabstes, ermordet, im Jahre 1208. „Das hat Graf Raimund angestiftet," schrieen die Mönche. Pabst Innocenz verhieß in offenem Ausschreiben vollkommenen Sündenablaß allen denen, welche an dem Kreuzzug wider die Ketzer Theil nehmen würden. Alle Fürsten und Ritter forderte er auf, durch Feuer und Schwert „die Ketzer und ihre heillosen Grundsätze zu vertilgen". Die Brüderschaften waren allesammt dem Lehenwesen mit seiner Hörigkeit und Leibeigenschaft eben so abgeneigt, als dem Pabstthum, und der bedeutende Wohlstand derselben in den Städten und auf dem Lande stach sehr in die Augen. Lockte diese die Beutelust an, so stellte der Pabst die Brüderschaften als Revolutionäre dar, als Verschwörer wider Altar und Thron der Rechtgläubigen, als einen gemeinsamen Feind der geistlichen und

der weltlichen Macht. Laien und Priester wetteiferten, für diesen Kreuzzug zu rüsten. Um der Gefahr sich zu entziehen, da auch gegen ihn der Kreuzzug gepredigt war, demüthigte sich Graf Raimund und nahm selbst das Kreuz gegen sein eigenes Volk. Von Lyon brach das Kreuzheer unter Führung des päbstlichen Legaten Arnold und des rohen, grausamen Ritters Simon von Montfort im Sommer 1209 nach dem Süden auf, zunächst gegen den Vicomte Raimund Roger von Bezieres und Albi, den Hauptsitz der Katharer. Trotz der heldenmüthigsten Vertheidigung wurde Bezieres erstürmt. Es schien schwer, Katholiken und Ketzer in der erstürmten Stadt zu scheiden. „Tödtet sie," rief der Legat, „tödtet Alle mit einander; der Herr kennt die Seinen." Siebenzehntausend Menschen, Weiber wie Männer, Greise wie Säuglinge, wurden theils niedergehauen, theils verbrannt. Als ein Bote der göttlichen Rache habe er die Stadt vernichtet, berichtete der Legat.

Carcassonne hatten die Bewohner verlassen und sich ins Gebirg zurückgezogen. Die leere Stadt wurde wie die Burgen der Umgegend besetzt, und Simon von Montfort übernahm als Statthalter der Kirche die Bewachung des eroberten Landes. Die Grafen von Toulouse und Foix wurden durch vertragsbrüchige Gewaltthat ihrer Erbgüter beraubt, und die Verdächtigung, Dieser oder Jener sey ein Ketzer, wurde zum Vorwand genommen, um plündern zu können; gut katholische, aber reiche Hausväter wurden zu Ketzern gestempelt, gebrandschatzt und eingekerkert. Gegen das schamlose Treiben Simons von Montfort griffen Adel und Volk besonders in Albi wieder zu den Waffen. Die Besatzungen der Burgen wurden überfallen, ermordet oder zersprengt, schrecklich das Wiedervergeltungsrecht geübt. Zu Albi wurden sechs Ritter, sechszig Knappen und ein Priester lebendig verbrannt, Andere der Augen beraubt oder an Händen und Füßen verstümmelt. Im Jahre 1210 und 1211 geschahen abermals zwei Kreuzzüge nach einander gegen diese christlichen Lande. Viele gefangene Albigenser wurden dem Feuertod oder dem Galgen überliefert, aber überwältigt wurde das standhafte Volk nicht. Das eroberte Land wurde auf einer Kirchenversammlung im Lateran Simon von Montfort zugesprochen, im Jahre 1215, ein neuer

galt die römisch-katholische Glaubenslehre als unverrückbar für immer, und für Alle abgegrenzt. Sieben Heilsmittel (Sakramente) der „alleinseligmachenden“ Kirche waren festgestellt: die Taufe; die Firmelung; die Ohrenbeichte; das Abendmahl unter Einer Gestalt mit der Transsubstantiation, d. h. mit der Lehre und dem Glauben, daß der Priester, als die von Gott über die Laien verordnete Macht, auf geheimnißvolle, wunderbare Weise Brod und Wein in den wirklichen Leib und das wirkliche Blut Jesu Christi umwandle; die Ehe als unauflöslich, lösbar nur durch den Pabst; die letzte Oelung; und endlich die Priesterweihe, d. h. die Priesterschaft als etwas Geheiligtes, von Gott unmittelbar Gesetztes, mit dem Pabst an der Spitze, als Oberhaupt aller Christgläubigen.

Jede Abweichung von einem dieser zum unumstößlichen Dogma erhobenen Heilsmittel der katholischen Kirche war für ketzerisch erklärt worden, für eine Sünde, welche auf Erden die Leibesstrafe durch das weltliche Schwert, jenseits die Höllenstrafe, körperliche und geistige Pein nach dem Tode, nach sich ziehen müsse. Da Bibellesen eines Laien ebenfalls als Ketzerei bestraft wurde, so half es nichts, für eine Abweichung auf das klare Wort der heiligen Schrift sich zu berufen. Es half das selbst den Geistlichen nicht; denn nicht das Christliche, sondern das Kirchliche einer Ansicht und einer Handlung kam allein in Betracht, nicht das Wort der heiligen Schrift, sondern von jetzt an nur noch das Wort des Pabstes.

Die Lehre von der göttlichen Macht und Unfehlbarkeit des Pabstes trat zuerst nur unter milderer Form in die Kirche herein. Waren es zuerst die Kirchenversammlungen, welche diese Unfehlbarkeit in Anspruch nahmen, so wurde sie bald von dem über die Kirchenversammlungen sich stellenden Pabste allein beansprucht. Der Pabst ward in den Glauben der Menschen eingeführt als die von Gott selbst aufgestellte „lebendige Autorität“, welche den „wahren und richtigen Sinn der himmlischen Offenbarung Gottes lehren, bekräftigen und alle Streitigkeiten in Sachen des Glaubens und der Sittlichkeit durch ein unfehlbares Urtheil zu schlichten habe“. Die ganze Kirche, wie

sie sich entwickelt habe, sey Gottes Werk. Diejenigen seyen darum Irrgläubige, Ketzer, welche ihre Vernunft mißbrauchen, und die Kirche für Menschenwerk ausgeben, den Pabst nicht als von Gott gesetzte lebendige Autorität anerkennen und die heilige Schrift nach eigenem Gutdünken zu erklären und auszulegen sich erdreisten. In Kurzem glaubten alle Gläubigen, gut christ-katholisch sey nur der, welcher ohne Untersuchung glaube, in blindem Glauben das Gesetz und die Autorität des sichtbaren Oberhauptes der Kirche, als des Organes des heiligen Geistes, annehme, und sich, seine Vernunft wie seinen Willen, aus Liebe und Gehorsam unterwerfe.

So gewiß es ist, daß, wenn nichts als objektive wirkliche Wahrheit angenommen wird, die Menschheit in Mißverstand, in schlechthinige Zweifelsucht, in Anarchie verfällt, und nichts Festes, nichts ihr bleibt, „was dem Leben und Wirken Zwecke verleiht“: so gewiß ist es auf der andern Seite, daß der Dogmatismus, die Bannung in einige fest für immer abgemarkte Glaubenslehrsätze, Despotie ist, und nicht zum Heile, sondern zum Verderben der Menschheit führt, zu „starrer, lebloser Einheit und Festigkeit“, nicht zu einer naturgemäßen Entwicklung und Ordnung des Lebens, sondern zu einem todten Mechanismus, nicht zur Kräftigung des sittlichen Charakters in den Einzelnen und in den Völkern, sondern zu Schein und Heuchelei; nicht zur Entfaltung, sondern zur Verkrüpplung des Geistes, zur Verdummung der Massen und zur Kreuzigung des Talentes und des Genies.

Statt jedem Geiste seine Eigenthümlichkeit zu lassen, und zur Förderung des christlichen Geisteslebens, der Wissenschaft und Kunst, den Kreis freier Bewegung, Ansicht und Schöpfung so weit als möglich zu ziehen und gezogen zu lassen, hatte das Pabstthum jetzt Alles darauf angelegt, die geistige Entwicklung der Christenheit zu fesseln und zu hemmen, nicht bloß das freie Denken der Laienwelt, sondern auch das Denken, Forschen und Schaffen der Einzelnen aus der Geistlichkeit. Alles sollte eine willenlose Heerde werden, blind hingegeben, Geist und Gemüth der Nationen ganz unter die Macht des römischen Stuhles kommen.

Da Pabst Gregor IX. sah, daß die Inquisition sogar an den ersten deutschen Bischöfen in so bedeutenden Fällen Widerstand fand, und da sie überhaupt nicht thätig und geneigt für den Vollzug der römischen Ketzerverordnungen sich zeigten, Rücksichten nahmen und entgegen traten, übertrug er das heilige Glaubensgericht, die Inquisition, nur an solche Gerichtshöfe, welche einzig aus Mönchen, und zwar aus nicht landeseinsäßigen Mönchen, gebildet wurden, damit keine Rücksicht auf nähere Beziehungen den Arm des Ketzergerichts lähme.

Die Instruktion dieser Inquisitionstribunale kennzeichnet den „Satanismus" dieser kirchlichen Politik ohne Zusatz.

Die „Inquisitoren der ketzerischen Verruchtheit" sollen Klagen gegen alle der Ketzerei verdächtig Gemachten annehmen, und zwar ohne Weiteres, und diese inquiriren, ohne den Verdächtigten und Angeklagten den besondern Grund der Anklage, den Namen des Klägers oder eines Zeugen zu nennen. Sie sollen verpflichtet seyn, überall nach Ketzereien zu spähen, und Pflicht und Macht haben, jeden ihnen Verdächtigen oder verdächtig Gemachten sofort zu verhaften, und, so lange sie es für nöthig erachten, im Kerker zu halten. Dabei stand jedes Inquisitionstribunal nicht mehr unter dem Erzbischof des Landes, sondern unmittelbar unter dem Pabst.*) Statt einzelne Anklagepunkte vorzulegen, solle zuerst eine allgemeine Beichte gefordert, und, wo es nöthig wäre, diese durch die Folter ergänzt werden, mit Anwendung aller Martern, um zum Geständniß zu zwingen. Die verdächtig Gemachten, welche widerriefen, sollten je nach dem Erachten der Mönche im Inquisitionstribunal zu zeitweisem oder lebenslänglichem Kerker verurtheilt werden. Welche aber das Mönchstribunal für unverbesserlich erkläre, die sollen verbrannt werden, aber nicht durch die Richter des geistlichen Gerichts, sondern diese sollen sie, gemäß

*) Nur die Republik Venedig gestattete nie eine andere als von der weltlichen Obrigkeit abhängige Inquisition, aller Proteste und Intriken des römischen Stuhls ungeachtet. So brach die bürgerliche Freiheit auch hier dem Glaubensdespotismus möglichst den Giftzahn aus.

dem Grundsatz, daß „die Kirche nicht nach Blut dürste“, übergeben an die weltliche Macht, zur Vollziehung des Todesurtheils auf dem Scheiterhaufen.

Unbeschränkte Vollmachten waren diesen Inquisitionstribunalen übergeben. Verbrecher, Ehrlose und sogar Mitschuldige wurden als Zeugen bei dem Verfahren der Inquisition zugelassen, ohne diese Zeugen den Angeklagten vor dem Gericht vors Angesicht zu stellen, ohne ihnen nur die Namen zu nennen. Die unbeschränkten Vollmachten wurden von der Privatleidenschaft wie von dem Fanatismus in, selbst katholischerseits anerkannter, „oft scheußlichster Weise“ mißbraucht.

Milde Strafen für Ketzerei waren: Kirchenbußen jeder Art und Einziehung des Vermögens; härtere: ewiger Kerker und der Tod durch Feuer oder Schwert. Selbst Bußfertige wurden, wenn auch nicht verbrannt, doch enthauptet, gehängt oder ersäuft.

Mehr als ein Jahrhundert später, erst zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts, kam die Inquisition in Spanien zur Herrschaft. Die neugläubigen Brüder in Arragonien vermochten der fürchterlichen Gewalt nicht zu widerstehen; auch hier wurde im Lauf eines halben Jahrhunderts die freie Bewegung des Geistes durch die Inquisition nach und nach so eingeengt, daß ihr selbst die Felsen der Gebirge keine Zuflucht mehr gaben, und sie im Herz ihres Lebens getroffen wurde und verendete. Später waren Gegenstand der Inquisition vorzüglich die Juden und Mauren Spaniens, die aus Furcht, der Gewalt weichend, um nicht Heimath, Hab und Gut hinter sich lassen zu müssen, die Taufe genommen hatten, in deren Herzen und Familien aber vom Vater auf den Enkel der väterliche Glaube sich fortpflanzte. In diesen Kreisen spürte die Inquisition umher, heimliche Juden und Muhamedaner herauszufinden. Mancher, welcher sich Christ nannte, und in die Messe, zur Beichte und zum Abendmahl ging, auch das Kreuz und alle anderen Ceremonien der römisch-katholischen Kirche mitmachte, wurde verbrannt, weil er auf der Folter sich zu seinem altväterlichen Glauben bekannte, oder wirklich ein heimlicher Jude oder Maure war, oder weil er offen zum altväterlichen Glauben sich zurückgewandt hatte. Solchen Rückfall strafte

strafte nach Gottes Rathschluß die, welche denselben verfolgten, mit dem Untergang.

So wirkte die Inquisition. Hauptwerkzeuge dazu waren die Bettelmönchsorden.

Sechszehntes Kapitel.

Blüthe und Verfall der Mönchsorden.

Der scharf- und tiefsinnige Philosoph und Katholik Franz von Baader hat gesagt: „Als in der Kirche die drei Autoritäten, die Tradition, die heilige Schrift und die Wissenschaft noch ungeschieden, und nicht gegen einander, sondern mit einander wirksam waren, bestand die Kirche in ihrer ganzen Kraft. Als aber die Kirche Schrift und Wissenschaft in Verfall kommen ließ, wurde das verkannte Recht der Schrift geltend gemacht gegen das Recht der Autorität der Tradition; und endlich erhob sich gegen beide Autoritäten die Wissenschaft als „dritter Stand“. Die Wissenschaft machte ihr Recht gleichfalls geltend durch das Unrecht gegen jene beiden. Und so kam es, daß die Kirche zerrissen war, und das zum Vorschein kam, was wir jetzt als Katholizismus, welcher zum Partikularismus heruntergeschwunden ist, als Protestantismus und als Rationalismus sehen; und welche alle drei einander zu Grunde richten, oder zu Grunde gerichtet haben, weil sie alle drei nur in ihrer Eintracht und wechselseitiger Anerkennung sich begründen können.“

Dieses Wort des katholischen Weisen wirft ein helles Licht auf den Gang, welchen die Lebensgeschichte der christlichen Kirche vom Mittelalter an bis auf unsere Tage genommen hat. Dieses Wort ist als Wahrheit aus der Wirklichkeit der Geschichte zurückgespiegelt, und die vorübergehenden Siege bald dieser, bald jener über die andere Autorität oder Kirche vermögen die Wahrheit dieses Wortes nicht zu beschränken.

Der Geist war mehr außerhalb der Pabstkirche, als innerhalb derselben, da nur, wo Freiheit der Bewegung ist, der Geist seine Heimath hat; jedenfalls war der wissenschaftliche Geist, welcher noch innerhalb der Kirche seinen Standpunkt hatte, obschon katholisch, doch nicht papistisch, und entfernt nicht geneigt, dem Pabste eine „individuelle Besessenheit vom heiligen Geiste", deren sich auch der heilige Petrus keineswegs anmaßte, zuzugestehen; ja er setzte sich zum Theil in offenen, feindlichen Gegensatz, seit den Tagen der Salier und der Hohenstaufen, gegen den päbstlichen Kirchenabsolutismus.

Weil darum die Pabstkirche die freie Bewegung des Geistes, damit den Geist selbst, in Bann und Acht gethan, den Geist nicht sowohl mehr in sich, als außer sich und wider sich hatte, griff sie zur Gewalt. Weil sie von ihren Grundlagen der ersten allgemeinen (katholischen) Kirchlichkeit und Christlichkeit abgewichen war, und ihren ursprünglichen religiös-sittlichen Halt verloren hatte, griff sie zum „System des Schreckens". Die Einführung der Inquisition war eine That der Verzweiflung, zu welcher nicht die Kirche, sondern das Pabstthum als Weltmonarchie sich entschloß, eine That der Nothwehr für seine Selbsterhaltung; weil es nicht aufhören wollte, zu seyn, was es war, und so zu seyn, wie es das war; und weil es, wenn es nicht den Geist, seinen Gegner, und die in die Pabstkirche eingedrungenen, zersetzenden Elemente mit Gewalt unterdrückte, zu Scheitern ging. Es handelte sich nicht um die Fortexistenz der Religion, ja nicht einmal um die der Kirche, sondern lediglich um die der Pabstmacht in ihrem bisherigen Bestand. Jede Umwandlung des Pabstthums nach den Anforderungen des Geistes, der in der Wissenschaft und in den frommen Brüderschaften war, wäre eine Selbstauflösung des bisherigen Pabstthums gewesen. Wenn aber irgend eine Macht dahin gerathen ist, daß sie sich nur durch die gewaltsame Unterdrückung der Freiheit des Wortes, ja durch Ausspähung und Verfolgung der Gedanken halten zu können glaubt, so hat sie den Keim ihrer Selbstzerstörung in sich. So war auch die Inquisition, die Bindung des Geistes durch das System des Schreckens, der Vorbote

der nahen Reformation, der Befreiung des Geistes von der Pabstmacht.

Hatten sich die „Ketzer" gegen die äußere Pracht des römischen Gottesdienstes erklärt, so war dieß ein Zeichen, daß die Zeit, wo dieser kirchliche Festpomp den rohen Massen imponirte, im Abgang begriffen und der Verstand daran war, aus der Knospe zu brechen, der Verstand, welcher die Kritik anlegte und diesen Pomp mißachtete, als etwas der Anbetung Gottes im Geiste Fremdes, als etwas, in welchem die Geistesanbetung untergehe. Wenn die „Ketzer" die Ohrenbeichte zurückwiesen, weil sie sittenverderblich wirke, die letzte Oelung, weil sie den Ernst des Lebens und die Bekehrung in der Jugend und im Mannesalter durch eine falsche Vorstellung untergrabe, den Ablaß als einen seelenverderblichen Irrthum, als einen Krebsschaden des Christenthums, die Seelenmessen als eine Quelle falscher Beruhigung und der Leichtfertigkeit; wenn sie gegen die lateinische Sprache beim Gottesdienst eiferten und ihn in der Muttersprache hielten, damit Jeder ihn mitfeire; wenn sie eine freie Kirche wollten und gegen den römischen Kirchenabsolutismus protestirten: so sagt dasselbe, in vollkommenem Einklang, ein berühmter katholischer Priester und Lehrer an einer gut katholischen Hochschule unserer Tage.*)

Die frommen Priesterschaften hatten und zeigten an sich, was die römisch-katholische Kirche nicht hatte und nicht zeigte, „die Frucht der wahren gottesfürchtigen Sittlichkeit", eine Liebe unter sich, die „in selbstvergessender Aufmerksamkeit und Leistung Anderen diente, und im Hause wachte, sorgte, schaltete mit Mühe und Treue um Gottes willen". Zeigte sich bei den Rechtgläubigen ein todter Mechanismus, der in die Zahl der äußeren Andachten die Andacht setzte, ein roher Fanatismus, eine Leichtfertigkeit im Leben, eine genußsüchtige Arbeitsscheue und im besten Fall eine einseitige Gefühlsfrömmigkeit: so zeigte sich bei den frommen Brüderschaften eine evangelische Art des Gebets, eine schöne Duldsamkeit, ein Ernst des Lebens, die rührigste ausnahmslose Arbeitsamkeit und ein Eifer des Denkens und Lernens, welcher

*) J. B. Hirscher, die kirchlichen Zustände der Gegenwart S. 62—81.

auf Grund der heiligen Schriften und der Vernunft vom Glauben Rechenschaft forderte und gab. Ihr Christenthum war Leben, That; die Religion war für sie nicht etwas von den menschlichen Verhältnissen Abgetrenntes, sondern das, was ihr ganzes Gemeindeleben durchdrang, sie lebten, was sie glaubten, und durch ihren Glauben waren sie eben gerade diese Menschen, welche sie waren. Sie waren unkirchlich aus Religiosität, weil die Kirche unreligiös geworden war, weil dieselbe ihrer Erkenntniß im Lichte des Evangeliums als eine ganz unevangelisch gewordene erscheinen mußte.

Traten Irr- und Abwege hie und da bei dieser oder jener der frommen Brüderschaften ein, so lag das bei ihnen in dem schrecklichen Unrecht der römisch-katholischen Kirche, welche sie wie Wild und Raubthiere hetzte, und man vergesse ja nicht, daß die rechtgläubige Philosophie und Kritik zu allen Zeiten für die Kirche in Anspruch genommen hat, daß „die Irr- und Abwege der Kirche in der Nothwendigkeit aller Entwicklung gelegen seyen, und daß nicht das Falsche und Schlechte verwundern und festgehalten werden dürfe, sondern der Faden des Wahren und Guten, der endlich zum Ziele geführt".

Wenn das der christlichen Kirche zu gut kommt, so wird wohl noch mehr und in viel höherem Sinne Manches, was sich im Verlauf und Drang der Zeiten den religiösen Brüderschaften ansetzte, die Anwendung dieses Satzes für sich in Anspruch nehmen dürfen.

Zwei große durchaus wahre Grundgedanken sind es, deren Wiedereinführung in das Leben ein unbestreitbares Verdienst der von der Kirche mit dem Namen der „Ketzer" Gebrandmarkten ist.

Der eine dieser Grundgedanken ist: Die Kirche suche und fördere eine Religion jenseits des gewöhnlichen menschlichen Lebens, selbst in ihrer schöneren Zeit, nicht bloß in der Gegenwart der Andersgläubigen. Die wahre Religion aber sey nicht etwas Abstraktes, von dem Menschenleben Abgezogenes, sondern gerade das Menschenleben selbst, erfüllt, durchdrungen und beherrscht von der Religion. Das Reich Gottes

auf Erden sey die Verwirklichung der Gebote Gottes in jedem Verhältniß des Lebens. Diese „Ketzer" haben die große Wahrheit des Evangeliums und der apostolischen Gemeinden nach langem Vergessen derselben wieder ins Leben eingeführt und die ersten Grundsteine gelegt zum Wiederumbau der Kirche auf evangelischem Grunde.

Daraus ergab sich von selbst der zweite Grundgedanke, daß das Staatliche und das Kirchliche nicht etwas ganz und gar Verschiedenes seyen, daß es nicht etwas apart Göttliches und etwas apart Menschliches gebe im Reiche Gottes auf Erden, nicht eine aparte Religiosität und wieder eine aparte bürgerliche Sittlichkeit, nicht einen Kirchenmenschen und einen Staatsmenschen, nicht Leute, welche auf der einen Seite Vergebung für das holen und haben, was sie auf der andern Seite fündigen.

Dieser zweite Grundgedanke, der, daß es für den Christen keine Trennung für religiöses und sittliches Handeln, für Auftreten und Benehmen in kirchlichen und bürgerlichen Dingen gebe, ist wunderbar vorbereitend für die neue Zeit.

An diesen scharfgeschliffenen Grundsätzen erhob sich der Kampf des Geistes und des Charakters für die neue Zeit, und diese Grundsätze haben ihre Märtyrer, ihre blutigen Opfer gefunden durch die Jahrhunderte hindurch; aber von da an hat es als Wahrheit durch die christliche Kirche durchgeleuchtet, daß, wo das Religiöse und Sittliche in der irdischen Erscheinung des Reiches Gottes getrennt, aus einander gehalten war, wie ein Jenseits und Diesseits, wie Eines, das man mit dem Andern ablaufen könne, — ein großes allgemeines Verkommen der christlichen Welt war.

Wo sich die Religiosität abzog von dem wirklichen Leben, da hat sie sich überall in der christlichen Kirche verzerrt; sie ist entweder zur Karrikatur, oder einseitig, unnatürlich geworden, und in eine der wahren Lehre des Evangeliums zuwiderlaufende, verkehrte Richtung gerathen.

Ganz wahr ist der Gedanke der „Ketzer" des Mittelalters, daß die Religion ihre Verwirklichung und Vollendung habe in

der Sittlichkeit des Gemeindelebens; daß zwar nicht im Aufgehen des Staatlichen im Religiösen, des Staates in der Kirche, das „Gottesreich auf Erden" zu suchen sey, wohl aber darin, daß das Christenthum das Leben durchdringe, und die bürgerliche Gesellschaft der lebendige Ausdruck der christlichen Ideen und Grundsätze immer mehr zu werden strebe.

Die protestirenden frommen Brüderschaften waren durchdrungen von dem Gedanken, daß der Mensch zum Handeln geboren sey, seine Verpflichtungen für das Leben, nicht für die Einsamkeit habe, und diesen Verpflichtungen nachkommen müsse. Eine Verkennung dieser wahren Bestimmung des Menschen war von Haus aus das Mönchthum. Aber eine Verirrung des Verstandes, eine Verrücktheit, eine abenteuerliche Befriedigung der Eitelkeit war das Leben als „Säulenheiliger". Auch das wurde aus dem Heidenthum, und zwar aus dem phönizischen Heidenthum, herüber genommen. Lucian weiß von einem Narren, der zweimal im Jahr auf die Spitze einer Säule der zeugenden Naturkraft stieg und sieben Tage lang darauf blieb, um mit den Göttern Umgang zu pflegen. Dem that es die Eitelkeit Symeons bei Antiochien um 422 nach, welcher dreißig Jahre lang, um recht ein Bild der Enthaltsamkeit und Selbstpeinigung zu seyn, und als solches beschaut werden zu können, auf einer sechs und dreißig Ellen hohen Säule lebte.

Dieser Schwärmer war als Knabe ins Kloster gegangen, und hatte sich schon da selbstmörderischen Peinigungen unterworfen. Von seiner Säule herab predigte er Buße, und das Volk schwärmte für ihn, ohne eine Ahnung des Närrischen dieser Art von Heiligkeit. Wie jede Art von Verrücktheit noch in der Welt ihre Nachahmung gefunden hat, so fand sie auch Symeon, wiewohl sehr wenige, nicht nur im Morgen-, sondern sogar im Abendlande.

Hatte man im Abendlande die Mönche, die aus dem Morgenlande kamen, zuerst mit gesunder Verwunderung betrachtet und über sie gelacht, so wirkte diese Absonderlichkeit bald so ansteckend, daß Europa und Afrika von Mönchs- und Nonnenklöstern bedeckt ward.

Der heilige Martin von Tours, welchem Satan in

Person erschien, und zwar in der angenommenen Gestalt des Heilands, welcher aber den Betrüger sogleich heraus erkannte; und der heilige Cassianus in Gallien, der heilige Ambrosius und Hieronymus in Italien, der heilige Augustin in Afrika, waren besonders thätig für das Mönchthum.

Benedikt von Nursia, ein Mann mit dem praktischen Blick und Organisationstalente der alten Römer, brachte das Mönchswesen in eine feste Regel, mitten unter den rauschenden Wogen der Völkerwanderung.

In der Felsenschlucht von Subiaco, in einer schwer zugänglichen niedrigen Höhle am Fuß eines steilen Berges, verlebte der den Lastern Roms entflohene Jüngling seine ersten Jugendjahre, als heiliger Entsager, in schauerlicher Abgeschiedenheit, oft vom Teufel geplagt. Er sah ihn bald in Gestalt einer Amsel um seinen Felsen flattern, bald erkannte er dessen Einwirkung darin, daß das Andenken an eine schöne Frau, die er in Rom gesehen, ihn erregte. Hirten des Gebirges, die ihn entdeckten, erschracken zuerst vor ihm als einem wilden Thiere; bald war er Gegenstand der Verehrung, ein Heiliger der Hirten des Gebirgs. Keines Heiligen Leben ist vom frommen Glauben und der unwillkürlich dichtenden Volkssage so mit Wundern ausgeschmückt, wie das Benedikts von Nursia im Neapolitanischen, des „Patriarchen des abendländischen Mönchthums“.

Seine Bedeutung hat er aber darin, daß er das Kloster Monte Cassino in romantischer Wildniß im Jahre 529 in Unteritalien gründete, mit seiner milden, aller ascetischen Ueberspannung fernen, aber fest, mit vernünftiger Berücksichtigung der menschlichen Natur, soweit das Mönchsthum das zuließ, geordneten Regel, und daß dieses Kloster und seine Regel das Vorbild für die meisten Klöster des Abendlands wurden. Benedikt war im Jahre 543 gestorben. Im achten Jahrhundert schon hatte seine Klosterregel fast alle andern verdrängt, und von Benediktinerklöstern waren die meisten Heidenapostel ausgegangen. Seine Regel hielt die Mönche zur Arbeit an neben dem Gebet, zum Selbsterwerb des Unterhalts; sie hielt sie an zum Lesen der heiligen Schrift und zum Jugendunterricht. Cassiodor, ein Bene-

diktiner Italiens, fügte die wissenschaftliche Thätigkeit als Pflicht der Benediktiner hinzu, Pabst Gregor der Große die Missionsthätigkeit.

Hier zeigt sich der weltgeschichtliche Beruf des Benediktinerordens, aber auch des Mönchthums an sich. Die Einen gingen als Missionäre hinaus, in der Ferne das Christenthum zu pflanzen, und Wilden Bildung zu bringen. Die Andern lichteten in der Heimath die Wälder, vertilgten den Götzendienst in heidnischen Gemüthern, und schufen getaufte, aber verwilderte Christen zu christlichen Menschen um. Wo ein Benediktinerkloster war, siedelten sich fleißige Menschen darum an, die Wüste wurde zum Fruchtfeld, die Wildniß zum Garten und Weinberg, und an das, was wild war im Menschenherzen und Leben, legte der Geist, der im Benediktinerorden war, die bändigende, die sänftigende, die mildernde und die bildende Hand. Und Jahrhunderte lang war dieser Orden in Europa derjenige, welcher allein durch Abschreiben klassischer Schriften der alten Welt und der christlichen Werke das, was an Wissen, Kunst, Literatur und Bildung überhaupt die vorangegangenen Jahrtausende hinterlassen hatten, aus den vernichtenden Stürmen rettete, in welchen die alte Welt unterging. Die Benediktinerregel war die Fortpflanzung des Jugendunterrichts und die Erzieherin von Geistlichen für wissenschaftliche Thätigkeit.

Die Privilegien, welche die Päbste, die Lehen, welche die Könige und Fürsten den Klöstern gaben, machten aber seit dem zehnten Jahrhundert die Vorsteher selbst der Benediktinerklöster, die Aebte, zu Kirchenfürsten. Sie traten den Bischöfen und weltlichen Fürsten an die Seite, und wo die Arbeit und Armuth geherrscht hatte, kehrte die Weltlust ein, die Herrschsucht und die Habsucht. Die Klöster wurden Feudalaristokraten gleich den weltlichen Herren, drückten hart und ungerecht auf das Volk, lebten hoffärtig, üppig und oft lüderlich, und das Volk sah mit eigenen Augen diese Umwandlung an, welche mit den Stätten der Entsagung und des ausschließlich Gott geweihten Lebens vorgegangen war, mit um so mehr eigenen Augen, je mehr der Geiz und die Habsucht und das alle hergebrachten Rechte mit Füßen tretende

Uebergreifen manches Klosters dem gemeinen Manne täglich den Blick schärften.

Aber ehe wir den argen Verfall des Mönchthums schildern, sollen wenigstens noch die Namen der berühmtesten Klöster genannt werden, welche als Bewahrer und Pfleger der Geistesbildung noch heute unsern Dank verdienen. Dahin gehören außer den früher genannten in Frankreich St. Denis bei Paris und Corbie in der Picardie; in Süddeutschland St. Gallen, Reichenau, Lorsch und Hirsau; in Mitteldeutschland Fulda, Hersfeld und Frizlar; in Norddeutschland Neu-Corvey.

Seit dem zehnten Jahrhundert erst wurden die Mönche als ein besonderer geistlicher Stand anerkannt, welcher für die weltlichen Geschäfte Laienbrüder aufnahm. Dadurch gewann ein Kloster, daß es die nöthigsten Handwerker in seinen eigenen Mauern hatte, und besonders die großen Benediktinerabteien hatten unter ihren Mönchen und Laienbrüdern alle Arten von Künstlern und Handwerkern, welche zu ihren großen Kunstbauten nöthig waren. Allmählig wurden auch Klöster in schon bestehenden Städten gegründet. Zuerst hatten die Mönche und Nonnen die Volkstracht getragen, und erst nach und nach war ein besonderes Ordenskleid aufgekommen.

In der Mitte des zwölften Jahrhunderts bestand in Frankreich eine Benediktinerkongregation, welche an zweitausend Klöster zählte, die alle von der Abtei Clugny aus regiert wurden und ihre Prioren erhielten. Die Oberaufsicht und Gesetzgebung hatte ein Generalkapitel, das sich alljährlich in Clugny versammelte. Selbst der Benediktinerorden aber litt stark durch die Anhäufung seiner Reichthümer. Auch die Benediktiner verwilderten, und der Buchstaben der Regel war nicht stark genug gegen die Einflüsse und Verlockungen des Reichthums, und die Laienwelt schüttelte den Kopf über dem Kontrast, welcher zwischen dem Armuthsgelübde der Mönche und der Art grell hervortrat, in welcher sie allen Genüssen des Reichthums sich hingaben.

So entstanden durch strenger Gesinnte schon im eilften und zwölften Jahrhundert neue strengere Orden, wie der der Camaldulenser, der der Karthäuser, der der Cisterzienser.

Der Cisterzienserorden wurde ausdrücklich von dem Mönche Robert gegründet, um dem genießenden Leben der reich gewordenen Mönche einen Gegensatz gegenüber zu stellen, streng enthaltsam und ohne allen Pomp beim Gottesdienst. Trugen die Benediktiner die schwarze Kutte, so nahmen die Cisterzienser die weiße Kutte an. Sowohl durch ihre Einfachheit gewannen die Cisterzienser schnell viel in den Augen der Welt, als auch durch den heiligen Bernhard, welcher im Jahre 1113 in Citeaux, dem Mutterkloster der Cisterzienser, Mönch wurde, und von da aus zwei Jahre später das Kloster Clairvaux gründete, ein Theokrat im altjüdischen Sinne, ganz Hierarch, für den Glauben der Kirche begeistert, aber ein Verfolger des freien Gedankens, und der Wissenschaft, als einer dem Glauben gefährlich werdenden Macht, abhold. Kein Jahrhundert verging seit der Stiftung des Ordens, als auch die Cisterzienser nicht mehr ärmlich, sondern gemächlich, nicht mehr demüthig, sondern stolz, nicht mehr Weltverächter, sondern genießende Weltleute geworden waren, und Reichthum auf Reichthum häuften.

Noch sind die Orden der Prämonstratenser, der Karmeliter, der Trinitarier, als Orden strengerer Art, zu nennen, der letztere auch darum, weil er die menschenfreundliche Aufgabe sich stellte, Christensclaven unter den Ungläubigen aufzusuchen und loszukaufen; und die Kongregation für Büßende, besonders für gefallene Mädchen, mit einer Priorin an der Spitze. Das erste Kloster dafür war im Jahre 1094 zu Fontevraud nach Benediktinerregel gegründet worden.

Im dreizehnten Jahrhundert hatte sich die Zahl der Mönchsorden so sehr vermehrt, daß Pabst Innocenz III. die Stiftung neuer Orden verbot; aber bald darauf bildeten sich zwei neue Orden, welche an Einfluß auf das Volk und an Ausdehnung reißend schnell alle andern Orden übertrafen, und welche der römische Stuhl, nach einigem Bedenken, gewähren ließ, weil er auch ihre Thätigkeit brauchbar für den Kirchenabsolutismus zu machen hoffte.

Das waren die beiden großen Bettelmönchsorden, der Orden der Dominikaner und der Orden der Franziskaner.

Siebenzehntes Kapitel.

Dominikus und die Dominikaner.

Dominikus Guzmann, ein altkastilischer Edelmann, mit dem heißen Blut und leicht rührbaren Herzen des Spaniers, früh durch seine schwärmerische Mutter für den Kirchenglauben begeistert, glaubte es als seine erste Pflicht ansehen zu müssen, für das Seelenheil seiner Nebenmenschen zu sorgen, und Sünder, vorzugsweise die „Ketzer", zu bekehren. Mehrere Reisen führten ihn als Subprior durch das südliche Frankreich. Bei der fünften Reise weilte er länger dort und sah, daß dem, was in seinen Augen Ketzerei war, dem bürgerlichen Freiheitsdrang wie der Ausbreitung der freien Gedanken der frommen Brüderschaften, hauptsächlich durch die Entartung der Geistlichkeit, durch ihre Vernachlässigung alles Volksunterrichts, durch die Pracht und Genußsucht der Prälaten und durch deren Folge, die finanzielle Ausbeutung der Laien, Vorschub gethan wurde. Dem kirchenschwärmerischen Dominikus war es ein Gräuel, in Südfrankreich alles Ansehen der Kirche so im Verfall und alle Stände so von revolutionärem Geiste durchdrungen zu sehen; denn dem bigotten Spanier war unpäbstlich so viel als unchristlich, unkirchlich so viel als irreligiös, und dem Edelmann aus altem, reinem, stolzem Blut war das Umsichgreifen bürgerlicher Freiheit auf Grund selbstgeschaffenen Wohlstandes so viel als eine vermessene Auflehnung des Pöbels gegen die in seinen Augen göttliche Ständegliederung.

So bigott aber Dominikus war, so ein scharfes Auge hatte er für die Mittel, mit welchen Katharer und Waldenser wirkten. Diese lernte er ihnen ab, und er ging gleich daran, diese Mittel gegen sie selbst und für die Kirche anzuwenden. Den „ketzerischen" Reisepredigern stellte er sich selbst und Gleichgesinnte als Reiseprediger entgegen; er brachte gegen die evangelische Mission der frommen Brüderschaften eine römisch-katholische Mission in Anregung, und zeigte, wie namentlich die Waldenser dadurch so

sehr auf die Laienwelt wirken, daß sie, ohne etwas vom Volke zu nehmen, ohne ihm zur Last zu fallen, in apostolischer Einfalt, umgehen und lehren, ohne sich an einen Ort oder ein Amt zu binden, während die päbstlichen Legaten und die Prälaten als große Herren herumreisen und durch den Glanz und Stolz ihres Auftretens die Leute abstoßen, welche in ihnen nichts Anderes sehen, als eine rechte Schaustellung des kirchlichen Herrenthums und der dem Volke fremd, reich und vornehm gewordenen Geistlichkeit.

Dominikus rieth den in Montpellier versammelten römischen Legaten und Prälaten, das Priesterthum müsse, wenn es die Herzen des Volkes wieder gewinnen wolle, wieder werden, wie es war, als es ausging, die Welt zu erobern, arm und volksfreundlich; es müsse mitten im Volke stehen, mit dem Volke gehen, mit dem Volke leiden, und durch Lehre und Leben dem Volke zeigen, daß es ein Herz für das Volk habe und für dasselbe lebe und arbeite. Sie sollen gleich einen Versuch machen, ihre Prachtgewande ablegen, und in armem Kleide den Strapazen der Fußwanderung sich unterziehen, sich mitten ins Volk hineinwerfen, und ihm wie die Albigenser und Waldenser das Evangelium predigen und die Briefe des Paulus. Hingerissen von der Begeisterung des Dominikus thaten sie also, aber ohne allen Erfolg.

Dominikus hatte in seiner Schwärmerei übersehen, daß diese Legaten und Prälaten von Haus aus unbrauchbar für eine apostolische Mission waren; daß das Mittel, das er vorschlug, ganz andere Leute erforderte, und daß schnell kommen mußte, was kam, nämlich daß alle diese vornehmen Herren, einer um den andern, sich davon machten, sich nach ihren Pferden und nach ihrem Gefolge umsahen und heimeilten in die Gemächlichkeit ihrer geistlichen Hofstatt.

Der Hauptpunkt aber war: Dominikus übersah ganz, daß er der Pabstkirche gegenüber ein Revolutionär war, so gut wie die Albigenser oder Waldenser, in Hinsicht der letzten Folgen, die sein Plan, wenn er redlich gemeint war und redlich durchgeführt wurde, nothwendig für das Pabstthum und die gesammte Hierarchie nach sich ziehen mußte.

Denn dann ging Dominikus auf eben das aus, auf was

Albigenser und Waldenser, und noch gefährlicher für die Hierarchie, weil innerhalb der römischen Kirche, unter dem Schein und in der Meinung, für dieselbe zu wirken, gegen sie gewirkt wurde. Denn wurden das Evangelium und die paulinischen Briefe, wurde mit einem Wort die Bibel unter das Volk gebracht, diese zum Ausgangspunkt der Predigt genommen, und von der Kirche verlangt, wieder arm und apostolisch einfach zu werden: so war das nichts Anderes, als eine völlige Umwälzung der Kirche verlangen, und an sie das Ansinnen stellen, aufzuhören, das zu seyn, was sie im Laufe der Jahrhunderte geworden war, sich selbst aufzugeben, herabzusteigen von ihrem Thron, und wieder etwas zu werden, dem sie ganz entwachsen war.

Das Pabstthum aber und mit ihm die Hierarchie, nachdem sie so ins Alter und ins Feste gewachsen waren, konnten sich nicht umwandeln und verjüngen, sondern sich nur aus- und ableben, fortgehen bis dahin, wo es mit ihnen hinab ging.

Das sahen die Staatsmänner am römischen Hofe ein. Sie übersahen weit den schwärmerischen Dominikus, welcher sich über die Tragweite dessen, was er wollte, gar nicht klar war, ahnungslos, daß er der Hierarchie den Selbstmord zumuthete. Nicht weil der römische Hof „von der Nothwendigkeit einer ständigen Wanderpredigergesellschaft und von dem hohen Werthe seiner Bettelmission nicht überzeugt war“, sondern gerade weil derselbe in das Gefährliche, das diejenige Mission, wie sie Dominikus wollte, für die Hierarchie hatte, die klarste Einsicht besaß, ließ man von Rom und von den erzbischöflichen Höfen Frankreichs aus ihn ohne Vorschub, und darum, nicht aber, um ihn zu ehren, wurden ihm mehrere Bischofsstühle angeboten.

Als Dominikus sich dadurch nicht beseitigen ließ, eilte der römische Hof, ihm die Folgen seines Denkens und Strebens künstlich aus der Hand zu spielen.

Dominikus selbst hatte noch keine großen Ergebnisse erzielt: sie bestanden in der Bekehrung von neun albigensischen Mädchen, welche dem feurigen fünf und vierzigjährigen Spanier folgten. Gegen den Rückfall dieser schloß er sie ein in ein Asyl zu Prouille im Sprengel von Toulouse, und, um andererseits einem Abfall vor-

zubeugen, gesellte er zwei andere Mädchen, die noch katholisch, aber wankend waren, aus adeligen Familien, ihnen bei.

Dieses Mädchenstift konnte ein Anfang dazu werden, heruntergekommenen adeligen Familien ihre Töchter abzunehmen, wie es in den Nonnenklöstern anderwärts schon lange der Fall war, und sowohl diese Mädchen vor Ketzerei, als ihre armen Adelsfamilien vor der Versuchung, sie an wohlhabende bürgerliche Ketzer zu verheirathen, zu bewahren.

Besonders anlockend weder für Mädchen noch Frauen wurde die Regel des Dominikus auch nicht: strengste klösterliche Abgeschlossenheit, Schweigen und Arbeit waren ihnen aufgelegt. Später nahm Dominikus, unter milderer Regel, auch noch unter dem Namen Tertiarier, wie Brüder, so Schwestern von der „Miliz Christi" in seinen Orden auf.

Die schöne freie Stellung der Frauen bei den Albigensern und Waldensern und die Empfänglichkeit edler weiblicher Herzen für freie Ideen und Bestrebungen hatten der Sache der Waldenser wie der Albigenser sehr genützt; denn gerade Frauen und Jungfrauen waren seit Jahrhunderten die begeistertsten Fortpflanzerinnen der „Ketzereien" gewesen, und Wahrheit, von schönem Munde gesagt, oder nur von geliebtem Herzen geglaubt, war zu einer ganz anderen Macht geworden, als sie an und für sich hattte. Auch das war dem Dominikus nicht entgangen und, unpraktisch, wie er war, hat er wohl bei seiner Stiftung eines Ordens für „Schwestern der Miliz Christi" an eine ähnliche Wirkung gedacht, ohne in Betracht ziehen, daß hier alle Umstände und Bezüge ganz anders waren, jene also eine ähnliche Wirkung gar nicht haben konnten.

Doch der Naivität der Voraussetzungen des spanischen Dominikus kam auch hierin die raffinirte Politik des römischen Hofes zu Hülfe: in diese Dominikanerinnenklöster wurden alle diejenigen adeligen Töchter Frankreichs gesteckt und unschädlich gemacht, deren aufgeweckter Geist oder deren Herzensbeziehungen die Kirche besorgen ließ, sie möchten ketzerisch werden und ketzerisch wirken.

In einem Hause in Toulouse brachte er nach und nach sechszehn Reisepredigermönche zusammen. Er hat aber keineswegs,

wie man glauben machen will, sein Predigtamt bloß dazu gebraucht, die Briefe des Apostels Paulus zu predigen; vielmehr war er so wenig ein apostolischer, evangelischer, überhaupt biblischer Prediger, daß er und seine Genossen ihren Haupteifer darein setzten, statt des Evangeliums, das die „Ketzer“ verbreiteten, den Rosenkranz als die beste Waffe wider alles Böse, statt den Psalmen Davids, welche die Waldenser sangen, den Marienpsalter unter das Volk auszutheilen; und daß er — die satanischen Kreuzfahrten begleitete, welche der blutriefende, thierisch rohe Ritter Simon von Montfort gegen die Albigenser befehligte.

Ja, Dominikus, welchen man zum begeisterten Vertreter des Evangeliums und der Lehre des Paulus umlügen möchte, war es, welcher sich dazu hergab, die als des Irrglaubens verdächtig Eingezogenen und die kriegsgefangenen Albigenser und Waldenser auszuforschen und sie dann vor dem Ketzergericht zu überführen, daß sie, die doch bibelgläubig waren, unrömisch, also „Ketzer“ seyen; und er war es, auf dessen Ausspruch hin Tausende dem Scheiterhaufen überantwortet wurden.

Dieser Mann, den man neuerdings sogar protestantischerseits gutmüthig, oder, aus andern Gründen, als einen „Nachfolger des Apostels Paulus in der katholischen Kirche“ hinzumalen versuchte, hat mit dem Apostel Paulus nichts gemein, wohl aber viel mit dem unerleuchteten Saulus, welcher „schnaubete“ nach dem Blute der Jünger Jesu, und hin und her zog, „mit Dräuen und Morden“ auf „Männer und Weiber, daß er sie gebunden führete“ zur Schlachtbank. Wenn wenige Jahre nachher Pabst Gregor IX. das Glaubensgericht einzig und allein an Dominikanermönche gab, so war das folgerichtig.

In Rom wußte man recht klar, wozu Dominikus und sein neuer Orden im römischen Sinne zu verwenden sey. Innocenz III. wußte das so gut als Honorius III., und schrecklich kennzeichnend ist, daß das Symbol und Wappen dieses Ordens ein Hund war, mit einer brennenden Fackel im Munde.

Sey es nun, daß, wie man später erzählte, die Mutter des Dominikus, als sie mit ihm schwanger war, im Traum einen solchen Hund in die Welt zu setzen meinte; sey es, daß Dominikus

dieses Sinnbild selbst wählte, um zu bezeichnen, daß er und die Seinen treue Hüter des Kirchenglaubens und anschlagende Wächter gegen eindringende „Ketzerei“ seyn wollen, den Kirchenglauben als die erleuchtende Fackel in der Hand, als Nachahmung jenes Sinnbilds der Waldenser, der Fackel, von sieben Sternen umgeben. Oder sey es endlich, daß der römische Hof dieses Symbol dem Orden gab. Die freigeisternde Ironie und der altheidnische Humor des römischen Hofes steigerte sich von da an reißend schnell bis zum Höllischen, so daß der tiefchristliche und altkatholische Dichter Dante in seinem großartigen Gedichte mehrere Päbste dieses Zeitalters darum in die Hölle verwies. Dann hätte dieser Hof damit ausgedrückt, wozu er allein die Glieder dieses neuen Ordens haben wollte, zu seinen Wacht-, Spür- und Jagdhunden, gegenüber den „Ketzern“, und zu Anzündern der Scheiterhaufen für dieselben.

Jedenfalls war dieses Sinnbild vorausschauend gewählt: die Dominikaner wurden überall die „bissigen Wächter“ zwar nicht der Christus-Lehre, aber des römisch-päbstlichen Dogma, und sie verbanden den Scharfsinn des Spürhunds mit dem Rache- und Blutdurst der Hyäne, als Erbpächter der Glaubensgerichte, als Großmeister wie als Knechte der Inquisition. Da, wo sie sich in die Universitäten eindrängten, wußte ihre Herrschsucht und ihr Ehrgeiz, wie ihre Berechnung sich schnell der Lehrstühle zu bemächtigen, gleich ihren Nachfolgern, den viel höher stehenden Jesuiten; aber wo die Dominikaner sich festsetzten, erstarrte vor ihrem Schreckenssystem der freie Gedanke, der Athemzug des Dominikanerordens wirkte tödtend auf das Leben der Wissenschaft.

Natürlich gab es auch im Dominikanerorden geistig und sittlich ausgezeichnete Männer, aber deren Zahl war sehr klein, und, was auch hier wieder besonders denkwürdig ist, diejenigen namhaft oder berühmt gewordenen Glieder dieses Ordens, in welchen sittliche und geistige Auszeichnung sich paarte, haben größtentheils eine Richtung verfolgt, welche nicht f ü r, sondern g e g e n die Bestrebungen des Ordens war, wie Albertus Magnus, Meister Eckard, Johann Tauler, Heinrich Suso, Savonarola, Las Casas, Vincenz Ferreri, welche sämmtlich vom Geiste der anbrechenden

neuen Zeit berührt und sogar meist Bekämpfer des Pabstthums, Vorboten der Reformation waren: büßte doch Savonarola, auf des Pabstes Spruch, als Ketzer durch den Feuertod. Unter die hervorragenden gelehrten Männer des Ordens gehören weiter noch: Matthäus Paris, Thomas von Aquino, Vincenz von Beauvais.

Der Orden als solcher war eine ungeheure Zahl Trabanten der Alleinherrschaft des unfehlbaren Pabstes. Dominikus selbst schon war zum Oberhofprediger am päbstlichen Palast gemacht worden, und von da an war immer ein Dominikaner in diesem Amte. Der war zugleich oberster Censor aller Schriften; wie die Inquisition, so kam auch die Censur in die Hände der Dominikaner. Die Dominikanerinnen rühmten sich, daß sie da gewesen seyen, ehe es Dominikaner gab; sie verbreiteten sich aber keineswegs so wie die Dominikaner, und leuchtet auch Katharina von Siena als Ordensschwester, so war der Dominikanerinnen Einfluß doch gering gegen den der Dominikaner, welche sich nach und nach der Oberhofpredigerstellen in einem großen Theil Europas bemächtigten.

Dominikus starb, als sein Orden sechszig Klöster in acht Provinzen zählte, am 6. August 1221, und wurde zwölf Jahre darauf von seinem Freunde, Kardinal Ugolino, der als Gregor IX. Pabst geworden war, unter die Heiligen versetzt.

Ein Jahr vor seinem Tode hatte er seinem Orden die Verfassung eines Bettelordens gegeben. In der Erkenntniß, daß Charakter und Wirksamkeit der anderen Mönchsorden durch Reichthum und Streben nach Reichthum in Fäulniß gerathen waren, hatte er völlige Besitzlosigkeit und die tägliche Erbettelung des Nöthigsten zum ersten Grundsatz des Ordens gemacht, und sterbend noch einen Fluch auf denjenigen gelegt, welcher den Orden und dessen Zwecke durch Einführung sicherer Einkünfte und Güter vergiften würde.

Dennoch gab der Dominikanerorden das Betteln bald auf, und wurde reich an Grundeigenthum und Einkünften, auf demselben Wege, wie andere Orden. Die Dominikanerklöster und Dominikanerkirchen gehörten bald zu den herrlichsten gothischen

Bauten, und deren Baumeister waren aus ihnen selbst hervorgegangen. Statt dem armen Volke Prediger und Beichtväter zu seyn, suchten sie ihre Beichtkinder unter den Vornehmen und Reichen, und die durch Censur und Inquisition Entwürdigten wurden von der Ironie des römischen Stuhles unter der aufgegangenen Morgenröthe der neuen Zeit auch noch mißbraucht, und ließen sich mißbrauchen, zum Ablaßkram: der Vertrieb der päbstlichen Papiere, deren Eintausch unermeßliches Sündengeld nach Rom brachte, wurde ausschließlich durch Dominikaner besorgt. Sie hatten sich in der öffentlichen Meinung selbst ruinirt, sie waren dem päbstlichen Stuhl entbehrlich geworden und wie das Thier in ihrem Wappen abgedankt, als die französische Revolution sie vernichtete, nachdem die Reformation sie entkräftet, und der Jesuitenorden sie bei Seite geschoben hatte.

Zum Bettelorden hatte Dominikus seinen Orden erst gemacht, als er sah, daß der Franziskanerorden auf Flügeln sich ausbreitete, und alle Gunst des Volksgeistes für sich wegnahm.

Ganz zu gleicher Zeit mit Dominikus hatte Franzesko von Assisi seine Bettelmönchsorden gestiftet, den der Franziskaner.

Achtzehntes Kapitel.

Der heilige Franziskus und seine Bettelorden.

Der heilige Franz, geboren 1172, war der Sohn eines reichen Kaufmanns aus adeligem Blute zu Assisi in Spoleto. Mag, wer da will, an die Milde des frommen Gemüthes des Spaniers Dominikus glauben, bei Franz von Assisi aber ist die äußerste Sanftmuth und Liebreichheit der Seele außer Zweifel. Und wenn der letzte Stein eines Franziskanerklosters abgebrochen und die letzte Kapuzinerkutte verschwunden seyn wird auf Erden, werden die wunderbaren Gesänge und Klänge seiner Schüler, Thomas von Celano und Jacoponus, das Herz von

Christen und Heiden bewegen und in späten Jahrtausenden Zeugniß geben von der Tiefe, Innigkeit, Zartheit, Gluth des kindlich frommen Christenthums, welches im Meister Franz und in seinen Jüngern war, und wenn diese Letztern auch nichts hinterlassen hätten, als wie Thomas von Celano, des Franziskus Lieblingsschüler und Reisegefährte, den ewigen, furchtbar erhabenen Hymnus: „Dies irae, dies illa", welcher das Weltgericht schon in die Gegenwart hereinrückt, und von dem man mit Recht gesagt hat, daß „dessen dreifacher Reim wie mit drei Hammerschlägen an den tiefsten Grund der Seele anschlage"; und der etwas jüngere Jacoponus das von Liebeinnigkeit und Seelengluth und Schmerzverklärung ganz getränkte: „Stabat mater dolorosa".

Es erhellt daraus, wie so gar nicht äußerlich das Christenthum der ersten Franziskaner war, wie tief sie die Erlösung in das Innere des Menschen aufgenommen hatten, wie sie unter Thränen lächelten und der herzzerreißende Schmerz sich ihnen verklärte, wie sie in der wunden Brust den göttlichen Trost hatten, das Geheimniß der Leiden und des Kummers verstanden und mit Kindlichkeit in den Himmel hineinschauten; aber auch zugleich erhellt daraus der hohe Ernst, mit welchem sie die Sünde und ihre Folge nahmen, ein Ernst, der dem größten Theile der römischen Kirche abhanden gekommen war.

Aber noch ein Anderes ersieht man daraus: die wahre Poesie, die in der verweltlichten christlichen Kirche so lange stumm gewesen war, erwachte an der Liebesgluth des Franziskus und seiner Schüler, an ihrer Vertiefung des Gemüthslebens; und sie redete so schön und so erhaben, wie nur jemals früher. Im „Dies irae" tritt die objektivste Poesie in Leben und Gestalt vor uns hin. Man fühlt sich mitten drin im Weltgerichtstag. Man sieht die Todten aufstehen, man sieht den Richter den Zitternden nahen, man hört die Posaune mit ihrem Schauertone, wie er dringt durch die Gräber jeder Zone, Alle sammelt vor dem Throne; man sieht den Tod, sein und der Natur Erstaunen beim Auferstehen aller Kreatur; man sieht den Weltrichter sich niedersetzen, und das Weltgerichtsbuch aufgeschlagen. Alles tritt

vors Aug und vors Ohr, ganz lebensvoll gegenwärtig. Die gewaltige, übernatürliche Macht des Zaubers, der im Reimklang des „Dies irae“ liegt, hat kein christlicher Dichter vorher, keiner sogar nachher ganz erreicht, selbst Göthe nicht, sogar nicht in dem dieser Zaubergewalt des Reimtons noch am nächsten stehenden: „Die Sonne tönt nach alter Weise“. Das, diese Dichtung des Thomas von Celano und des Jacoponus, das ist wahre Poesie, und die sie gemacht haben, das sind des heiligen Franziskus erste Schüler.

Dem heiligen Franziskus selbst war es rechter voller Ernst. Als er in der Marienkirche von Portiuncula, ein erwachsener Kaufmann, saß unter dem Volke und zuhörte, wie das Evangelienstück von der Aussendung der Jünger verlesen wurde im Jahre 1208: da erglühte es plötzlich in ihm. Schon in seiner Jugend hatte sichs in seiner Seele wunderbar geregt, in dunkelm Drange, für die Menschheit etwas zu thun; denn das geistliche und leibliche Elend derselben ging ihm nahe. Aber dieser dunkle Drang seiner Jugend war durch die Strenge seines geschlechtsstolzen, reichen Vaters in die Brust zurückgescheucht. Da berührten ihn jene Worte der Schrift über die Aussendung der Jünger Jesu, und der dunkle Drang wurde in ihm klar und brach mit solcher Macht hervor, daß ihn weder der Hohn seiner Mitbürger, noch der Fluch seines reichen Vaters, noch der Spott der Menschen auf seinen Wanderungen durch das Abendland und durch Egypten von dem Gedanken mehr abbrachten, Allem zu entsagen, um für eine sittliche Umwandlung der Christenheit zu wirken. Er liebte Gott, und, weil er Gott liebte, liebte er die Menschheit, und in dieser Liebe ahmte er Jesus Christus nach.

Wenn vom Pabste zu Rom an bis herab zum letzten Klosterbruder weitaus in der unendlichen Mehrheit der Geistlichen ihr christliches Auftreten Schein und Lüge war, so war in Franziskus seine Gottes- und Menschenliebe, seine Weltverachtung und seine Demuth, sein Eifer, Jesus nachzuahmen, seine auf Alles verzichtende Armuth und Freudigkeit in seinem Heiland die vollste, aufrichtigste Wahrheit. Franziskus war kein großer Mensch, aber eine wunderbar schöne und starke Seele voll Liebe, die nicht

beschattet werden kann durch das Excentrische, was sich ansetzte, und selbst die Uebertreibung, daß er im Mitgefühl des irdischen Schmerzes Jesu schwelgte, trägt nur dazu bei, seine Seele schön zu beleuchten.

Buße predigend auf der Bahn der Apostel, wollte er durch die Welt gehen, ohne Silber und Gold, ohne Stab und Tasche, wie die ersten Jünger Jesu, und des versäumten Volkes sich annehmen und ihm durch die Predigt des Evangeliums helfen, wie einem Kranken durch eine Heilquelle. Mit sieben gleichgesinnten Seelen fing er an, seinen Orden der Minoriten, d. h. der „geringen Brüder", zu stiften. So sollten demüthig seines Ordens Glieder sich nennen gegenüber der hochmüthigen Geistlichkeit und ihrer prächtigen Verweltlichung.

Franziskus war „ein wunderlicher Heiliger", nicht darin, daß er die braune Kutte nach der Sitte seines Landes trug, diese zur einzigen Kleidung und Tracht seines Ordens machte, und einen Strick zum Gürtel derselben wählte; sondern in Vielem, was er that, und was mit ihm und an ihm geschah.

War auch bald das Bild des Ordensstifters in der hochgesteigerten Seelenstimmung seiner von Bewunderung vollen Schüler unwillkürlich in eine solche Höhe hinauf gerückt, in welcher dasselbe durch das Licht der Verehrung und Liebe einen poetischen, wunderhaften Schein und Glanz erhielt: so dürfte doch nicht daran zu zweifeln seyn, daß er innerlich und äußerlich solches erlebt hat, was man wunderbar nennt.

War doch seine Seele ein mit nicht gewöhnlichen Saiten, mit Saiten höherer Art und höheren Klangs, bezogenes Instrument. Wenn der innerlich reiche, aber nicht äußerlich studirte Mensch nicht künstliche Reden halten konnte, oft, wo er zu reden gehabt hätte, stockte und verstummte, aber Alles hinriß, wenn aus der Tiefe seiner Seele plötzlich der Geist hervorbrach wie ein Sturm, und er dann gewaltig redete wie Keiner: so gehört das auch zu dem „Wunderhaften" solcher Naturen.

Und eben so hatte er, ein heiliger Troubadour seiner Zeit, die Wonneschauer himmlischer Liebe und die Natur poetisch gefeiert, in ihrer Andacht zu ihrem Schöpfer, und er stand als

ein ächt poetisches Gemüth in kindlicher Freundschaft mit dem Leben der Natur, mit dem Wild des Walds und mit den Vögeln des Himmels, mit den Quellen und Flüssen, mit den Blumen, Bäumen und Steinen; ihm lebte die ganze Natur und er grüßte alle Kreaturen als Brüder und Schwestern.

Nicht das, daß er nackt auf der Erde in seiner Lieblingskirche starb, im Jahre 1226, an den „eingedrückten Wundenmaalen Jesu Christi", wie seine Lebensbeschreiber berichten, gibt ihm seine große Bedeutung; wohl aber das, daß er in einem bei Stiftung seines Ordens über die Zulässigkeit wissenschaftlichen Bibelstudiums entstandenen Streit dahin entschied, „die Bibel sey zu studiren, aber man solle studiren mit Gebet, nicht um zu wissen, wie man zu reden, sondern um zu lernen, wie man zu leben habe, nicht für sich allein, sondern zum Gewinn auch Anderer, und mit gleichmäßigem Fortschritt, wie in der Erkenntniß, so in Reinheit und Einfalt des Herzens".

Wie sein Gegensatz gegen die verweltlichte Kirche, so macht ihn besonders diese Rückführung der Theologie auf die Bibel, und der Bibeltheologie auf das Leben zu einem Vorboten und Vorbereiter der Reformation.

Im Jahre 1223 bestätigte Pabst Honorius III. den Orden der Minoriten, mit dem Recht, überall zu predigen und Beichte zu hören. Barfüßer hießen sie auch, weil sie, selbst bei strenger Kälte, barfuß gingen, was freilich bloß in heißen Ländern ausführbar war; außerhalb Italiens legten sie bald Sandalen an.

Eine dem heiligen Franziskus geistesverwandte Freundin, die Jungfrau Clara von Assisi, hatte schon im Jahre 1212 einen weiblichen Orden gestiftet, den der Clarissinnen, und Franziskus hatte ihm die Regel gegeben. Aber die größte Bedeutung erhielt der Orden des Franziskus dadurch, daß er neben dieser weiblichen Ordensabtheilung noch eine dritte Abtheilung hinzufügte, den „Bußorden", die „Tertiarier".

Diese dritte Ordensabtheilung war eine Brüderschaft für solche Menschen, welche zwar in religiöser Gemeinschaft mit einander leben, aber in der Welt zurückbleiben wollten. Ohne dem

Zwange der Mönchsregeln sich ganz unterwerfen zu müssen, konnte man so dem großen Franziskanerorden angehören.

Denn reißend schnell breitete sich der Franziskanerorden aus und wurde mächtig in der Welt, und gerade die Tertiarierabtheilung wurde die zahlreichste. Denn dieser neue Bettelorden des heiligen Franziskus, ob er gleich nur eine Art Karrikatur jener Prediger aus den Waldenser- und Katharer-Brüderschaften war, entsprach eben doch der Zeitströmung des Volksgeistes, der auf eine ascetische Socialreform hindrängte; und darum erhielt dieser Bettelorden so außerordentlichen Vorschub aus dem Volke, solche Gunst bei der ganzen Zeit, einen solchen Andrang zur Aufnahme in den Orden, daß er schnell eine Macht in der römisch-katholischen Welt wurde, ja im dreizehnten Jahrhundert schon eine der ersten Mächte. Darum schuf auch Dominikus seinen Orden schnell zum Bettelorden um, und nahm vom Franziskanerorden die „Tertiarier“ in seinen Orden herüber.

Von da an wetteiferten beide Orden, Franziskaner und Dominikaner, mit einander, als Prediger und Seelsorger mitten hinein in das Volk gestellt; doch kam es bald dahin, daß sie eifersüchtig auf einander wurden, weil ihre Bestrebungen sich kreuzten, daß sie über dogmatische Streitpunkte, wie über die „unbefleckte Empfängniß der Maria“, sich verfeindeten und sich gegenseitig verkleinerten, während die anderen Orden ihnen ohnedieß aufsätzig waren, gerade wegen des außerordentlichen Einflusses, welchen die Dominikaner und Franziskaner auf das ganze Leben der Zeit, nicht bloß der Kirche, sondern des Staates, gewannen.

Eben weil sie das päbstliche Recht hatten, überall Beichte zu hören, waren sie in Kurzem, aller Orten, oben und unten, die gesuchtesten Beichtväter, besonders die Gewissensräthe der Frauen geworden, und was keine Seele dem Ortsgeistlichen oder dem Beichtvater des einheimischen Klosters vertraut hätte, das wurde dem wandernden Predigermönche (Dominikaner) oder dem wandernden Baarfüßer (Franziskaner) gebeichtet, und alle Geheimnisse waren bald um so mehr in der Hand dieser beiden

Bettelorden, weil Fürsten und Volk vornehmlich aus ihnen ihre stehenden Prediger und Beichtväter nahmen. Dadurch wuchs die Macht dieser Orden unglaublich. Das gab ihnen Einfluß nicht bloß auf Familiensachen, sondern auf Gemeinde- und Staatsangelegenheiten. Und sie blieben volksbeliebt, da die Regel dieser beiden Orden das ausschloß, was den übrigen Klerus beim Volke so sehr verhaßt machte, nämlich das Feudalherrenthum des Krummstabs mit seiner Ueppigkeit und seinem Volksdruck.

Ueberall gastlich aufgenommen, und gerne beschenkt, konnten die Glieder dieser Orden ohne Belastung des Volkes sich ins Unzählige vermehren. Einerseits führte die Macht und der Einfluß dieser Orden ihnen von selbst die höheren geistigen Kräfte, die Talente und Genies, soweit sie nicht der Weltlichkeit der Kirche sich zuneigten, vorzugsweise zu; andererseits hob diese Orden zu ihrer Ueberlegenheit in der Kirche das rein Demokratische ihres Prinzips.

In Bälde hatte sich dieses der ganzen Kirche zu Grunde liegende demokratische Prinzip, trotz seiner Erneuerung durch den dritten Innocenz, wieder vor der Selbstsucht der Menschen und ihrer Standesunterschiede, vor den Intriken der Familien und der Geschlechter zurückziehen müssen: die Domkapitel wurden ausnehmend aus fürstlichem und adeligem Blute besetzt, bald durch Goldklang, bald durch Waffenzwang, und die höheren Kirchenwürden empfingen ihre Inhaber aus den Domkapiteln. Dieser aufs Neue einreißenden Praxis gegenüber war durch das reindemokratische Prinzip der Bettelorden, mit Ausschließung jedes Unterschieds der Geburt, einzig dem Talent und Verdienst die Bahn zu allen Würden der Kirche, auch den allerhöchsten, wieder geöffnet.

Das Pabstthum ging früher unter, wären ihm nicht die erhaltenden Säfte und Kräfte aus den beiden rein-demokratischen Orden, den Franziskanern und Dominikanern, in seine Adern, in Herz und Haupt eingeströmt.

Diese neuen Kräfte der beiden Orden wirkten noch erhaltend (konservativ) für die römische Kirche fort, obgleich der Franziskaner- und der Dominikanerorden jeder seinen besonderen Weg

Zwange der Mönchsregeln sich ganz unterwerfen zu müssen, konnte man so dem großen Franziskanerorden angehören.

Denn reißend schnell breitete sich der Franziskanerorden aus und wurde mächtig in der Welt, und gerade die Tertiarierabtheilung wurde die zahlreichste. Denn dieser neue Bettelorden des heiligen Franziskus, ob er gleich nur eine Art Karrikatur jener Prediger aus den Waldenser- und Katharer-Brüderschaften war, entsprach eben doch der Zeitströmung des Volksgeistes, der auf eine ascetische Socialreform hindrängte; und darum erhielt dieser Bettelorden so außerordentlichen Vorschub aus dem Volke, solche Gunst bei der ganzen Zeit, einen solchen Andrang zur Aufnahme in den Orden, daß er schnell eine Macht in der römisch-katholischen Welt wurde, ja im dreizehnten Jahrhundert schon eine der ersten Mächte. Darum schuf auch Dominikus seinen Orden schnell zum Bettelorden um, und nahm vom Franziskanerorden die „Tertiarier" in seinen Orden herüber.

Von da an wetteiferten beide Orden, Franziskaner und Dominikaner, mit einander, als Prediger und Seelsorger mitten hinein in das Volk gestellt; doch kam es bald dahin, daß sie eifersüchtig auf einander wurden, weil ihre Bestrebungen sich kreuzten, daß sie über dogmatische Streitpunkte, wie über die „unbefleckte Empfängniß der Maria", sich verfeindeten und sich gegenseitig verkleinerten, während die anderen Orden ihnen ohnedieß aufsätzig waren, gerade wegen des außerordentlichen Einflusses, welchen die Dominikaner und Franziskaner auf das ganze Leben der Zeit, nicht bloß der Kirche, sondern des Staates, gewannen.

Eben weil sie das päbstliche Recht hatten, überall Beichte zu hören, waren sie in Kurzem, aller Orten, oben und unten, die gesuchtesten Beichtväter, besonders die Gewissensräthe der Frauen geworden, und was keine Seele dem Ortsgeistlichen oder dem Beichtvater des einheimischen Klosters vertraut hätte, das wurde dem wandernden Predigermönche (Dominikaner) oder dem wandernden Baarfüßer (Franziskaner) gebeichtet, und alle Geheimnisse waren bald um so mehr in der Hand dieser beiden

Bettelorden, weil Fürsten und Volk vornehmlich aus ihnen ihre stehenden Prediger und Beichtväter nahmen. Dadurch wuchs die Macht dieser Orden unglaublich. Das gab ihnen Einfluß nicht bloß auf Familiensachen, sondern auf Gemeinde- und Staatsangelegenheiten. Und sie blieben volksbeliebt, da die Regel dieser beiden Orden das ausschloß, was den übrigen Klerus beim Volke so sehr verhaßt machte, nämlich das Feudalherrenthum des Krummstabs mit seiner Ueppigkeit und seinem Volksdruck.

Ueberall gastlich aufgenommen, und gerne beschenkt, konnten die Glieder dieser Orden ohne Belastung des Volkes sich ins Unzählige vermehren. Einerseits führte die Macht und der Einfluß dieser Orden ihnen von selbst die höheren geistigen Kräfte, die Talente und Genies, soweit sie nicht der Weltlichkeit der Kirche sich zuneigten, vorzugsweise zu; andererseits hob diese Orden zu ihrer Ueberlegenheit in der Kirche das rein Demokratische ihres Prinzips.

In Bälde hatte sich dieses der ganzen Kirche zu Grunde liegende demokratische Prinzip, trotz seiner Erneuerung durch den dritten Innocenz, wieder vor der Selbstsucht der Menschen und ihrer Standesunterschiede, vor den Intriken der Familien und der Geschlechter zurückziehen müssen: die Domkapitel wurden ausnehmend aus fürstlichem und adeligem Blute besetzt, bald durch Goldklang, bald durch Waffenzwang, und die höheren Kirchenwürden empfingen ihre Inhaber aus den Domkapiteln. Dieser aufs Neue einreißenden Praxis gegenüber war durch das reindemokratische Prinzip der Bettelorden, mit Ausschließung jedes Unterschieds der Geburt, einzig dem Talent und Verdienst die Bahn zu allen Würden der Kirche, auch den allerhöchsten, wieder geöffnet.

Das Pabstthum ging früher unter, wären ihm nicht die erhaltenden Säfte und Kräfte aus den beiden rein-demokratischen Orden, den Franziskanern und Dominikanern, in seine Adern, in Herz und Haupt eingeströmt.

Diese neuen Kräfte der beiden Orden wirkten noch erhaltend (konservativ) für die römische Kirche fort, obgleich der Franziskaner- und der Dominikanerorden jeder seinen besonderen Weg

ging, so daß die Dominikaner mehr im Kreise der **höheren Stände**, die Franziskaner fast ausschließlich im **Volke** herrschten; und obgleich der geistesmächtigere Theil der Franziskaner eine Schwenkung geradezu **gegen** das Pabstthum nahm.

Während aber der Dominikanerorden, als der Erbpächter der Inquisition, vorzugsweise durch Furcht, durch das **System** des **Schreckens** sich seinen Einfluß machte, und in die Leitung der Staatssachen sich einmischte, blieb es beiden Schattirungen des Franziskanerordens, daß sie dem Volke niemals fremde wurden, ein Herz für das Volk hatten, und darum das Herz des **Volkes** für sich behielten.

Erst neuerdings hat man angefangen, das dreizehnte Jahrhundert als die großgewordene Wurzel des Baumes zu begreifen, welcher neue Zeit heißt. Da heraus trieb Alles, was jetzt in der neuen Zeit grünt und blüht, nicht bloß in der Kirche, sondern im Staat, in Kunst und Wissenschaft. Es war eine gewaltige Regung und ein allseitiges Treiben der Ideen vom dreizehnten Jahrhundert an bis zum Ausgang des Mittelalters.

Neunzehntes Kapitel.

Die Ideen in der Zeit bis zum Anbruch des Reformationszeitalters.

Die Grundidee der letzten vier Jahrhunderte des Mittelalters war die Idee der **Freiheit** in dreifacher Erscheinung, als Geistesfreiheit, als religiöse Freiheit und als politische Freiheit; ein Geist des Widerstandes gegen jeden Absolutismus, in der Wissenschaft, in der Kirche, im Staat. Es war in der ganzen christlichen Welt ein Drang nach Mündigkeit, nach Emancipation, besonders aus der Vormundschaft der Pabstkirche.

Schon früher, von da an, wo der **Enthusiasmus** des christlichen Gefühles, auf dessen hochgehenden Wogen das Kirchenthum emporgehoben worden war, sich zu senken und bald zu ver-

rauschen anfing, waren noch unter dem Verrauschen Gedanken hervorgetreten, welche das Wort und auch hie und da Gehör dafür fanden, daß die Zeit der Vormundschaft um sey, welche die Pabstkirche über die Menschheit geübt habe; die Erziehung der Völker sey vollendet, und die Kirche, welche so lange die Erzieherin der christlichen Menschheit gewesen, habe weder das Recht, noch die sittliche Befähigung, wie bisher über die Menschen zu herrschen, da sie durch Mißbrauch ihrer Gewalt und durch ihr inneres Verderben ohnedieß sich dazu ganz unwürdig gemacht habe.

Waren das auch nicht die Worte, so war das doch zweifellos der Sinn und der Geist der Proteste, welche eben so von den Thronen als von dem Volke gegen die Herrschaft des Pabstthums ausgingen.

Die Flammen der Inquisitionsscheiterhaufen waren zwar von dem deutschen Kaiser selbst und von den Königen Frankreichs mitgeschürt worden, aber selbst diese Scheiterhaufen wurden zu Feuerzeichen der Bahnen, welche der Geist ging; sie erleuchteten den Weg der nahenden Geistesfreiheit. Und die Vergeltung dieser Theilnahme am Satanismus folgte für das hohenstaufische Haus auf dem Fuße, und die weltliche Macht, die Kaisermacht und die Königsmacht Frankreichs und Englands, die sich zur Unterdrückung des nach Mündigkeit ringenden Geistes hergegeben hatte, sah sich genöthigt, diesen Geist selbst und das Volk anzurufen, um sich gegen den Uebermuth und die Uebergriffe des päbstlichen Stuhles zu halten.

Pabst Innocenz IV. hatte es gewagt, zwar ohne Erfolg, den Hohenstaufenkaiser Friedrich II. als „Ketzer und Kirchenräuber“ unter fürchterlichen Bannflüchen abzusetzen, und dieser Kaiser hatte es, wie Friedrich I., an sich erfahren müssen, wie der Fluch einer gegen die Ueberzeugung geübten Politik zurückfällt auf die, welche wider Gott und Gewissen handeln. Und so „ketzerisch“, so freisinnig in religiösen Dingen sich auch das hohenstaufische Haus zuletzt den Völkern zeigen mochte: ihr Haus ging unter an der Zweizüngigkeit ihrer Politik, welche den Geist und das religiöse Gewissen der Menschen heute ihren eigensüchtigen Staatsberechnungen dienstbar machen wollte, und morgen, wenn das Interesse

ihrer Selbstsucht sie kurzsichtig machte und die Lage der Dinge das Gegentheil zu fordern schien, sich ohne Scham und Scheu der religiösen Richtung des Zeitgeistes entgegenstellte.

Wohlthuend ist es, zu sehen, daß in der Geschichte selten sind diejenigen christlichen Fürsten von weltgeschichtlicher Bedeutung, welche unverrückt und unter allen Umständen die Gebote Christi als oberstes Gesetz ihres Handelns einhielten. Da, wo das geschah, war immer Segen; da, wo sich ein Fürst, selbst ein christlichgesinnter Fürst, in verwickelten Augenblicken bestricken ließ von den diplomatischen Rathschlägen der Politik solcher Rathgeber, welche unter der Maske, „dem Thron und Altar zu dienen", die Grundgesetze des Christenthums verletzten, — da war immer der Unsegen auf der Ferse, oft der durch Geschlechter hingehende Fluch.

Das Pabstthum hatte die Freude, das hohenstaufische Haus zu vernichten; aber das, was das hohenstaufische Haus unter die Völker gebracht hatte wider das Pabstthum, wirkte fort über dem Grabe des ruchlos gemordeten letzten Hohenstaufen.

In Rom wohl mochte man vorübergehen im vierzehnten Jahrhundert mit Siegesgefühl am Grabmale des vierten Innocenz. Da ruhte der Pabst Innocenz IV., mit dreifacher Krone geschmückt, auf dem Sarkophag; mit mächtigem Haupt, mit den festen Zügen, welche sein Regiment bezeichnen, aber auch mit der Plumpheit der Züge, welche sein Auftreten gegen den Geist in der Zeit voraussetzen.

Dumme Mönche mögen da mit Wohlgefallen die Grabschrift dieses Pabstes gelesen haben, welche unter Anderem sagt: „Er streckte in den Staub auch Kaiser Friedrich, die Christum bestreitende Schlange"; er war „um die ganze christliche Republik wohl verdient und hat sein Pabstthum durch unzählige große und fast göttliche Thaten überaus verherrlicht". An die Wahrheit dieser unverschämten, dummen und unevangelischen Inschrift glaubte damals kein Gebildeter und keine Gebildete in Rom mehr; noch viel weniger außerhalb Roms die Denkenden, wenn auch gleich die Masse.

Derselbe Pabst Innocenz IV., der seinen Bannstrahl gegen den Kaiser schleuderte, hatte von England aus es zu erleben,

daß „die Zeit der Schule des Gesetzes“ durchlaufen und vorüber war. Dem der deutsche Kaiser wiederholt sich beugte, der scheiterte an dem einfachen Wort eines frommen, charaktervollen Geistlichen Englands.

Der Mann hieß Robert Großhead, Bischof von Lincoln. Der Pabst wollte ihm einen seiner italienischen Günstlinge, der fast noch Knabe war, als Kanonikus aufdringen. Großhead weigerte sich beharrlich, diesen Knaben anzunehmen, und schrieb zuletzt dem Pabst, gehorchen werde er allen Befehlen von Rom aus, welche apostolischer Art seyen, nimmermehr aber die schwere Sünde auf sich nehmen, ein Seelsorgeramt darum zu veruntreuen, weil es päbstlicher Befehl sey.

Das riß einen starken Riß, wenn es zum Streite kam, in die Unfehlbarkeit des Pabstes; das nahm viel weg von dem Scheingold des Nimbus, der das Pabstthum umgab, wenn man den Streit darüber fortsetzte. Darum schwieg der Pabst und nahm die bittere Pille hin, weil sie von England kam.

Es ist das, als hätte schon damals Rom die Ahnung gehabt, mit umsichtiger Würdigung der englischen Verhältnisse, als dürfe es sich mit diesem England nicht feindlich berühren ohne großen Schaden.

Großhead wäre, wenn er eines anderen Volkes Sohn gewesen wäre, vom römischen Stuhl aus sofort als Ketzer erklärt und verbrannt worden. Aber vor dem germanischen Charakter, wie er sich in England festigte, stand selbst die Inquisition des Mittelalters still, oder vielmehr die scharfwitternde Politik des päbstlichen Stuhls, der, wie er überall gut unterrichtet war, ganz gewiß die Kenntniß hatte, daß hier auf diesem Boden und in dieser Luft der „germanische Charakter“ sich noch ungebrochen, und darum unwiderstehlich, fand, der germanische Charakter in seinem Grundton als individuelle Freiheit und Selbstständigkeit.

Dieses Nichtanbinden mit dem charaktervollen Geiste des englischen Volkes beweist für den Takt des römischen Stuhles, und für die politische Ahnungsfähigkeit, was von da aus der römisch-katholischen Kirche herüber drohe. Freilich war auch bereits

England der Boden, auf welchem zuerst in der christlichen Welt der Volksgeist angefangen hatte, aus dem Mittelalter heraus sich zur Freiheit des individuellen Lebens hindurch zu arbeiten; da war es bereits zum Bewußtseyn der Würde des Einzelnen als eines Menschen, seiner Begabung und seiner Berechtigung gekommen.

Noch ehe aber Wycliffe, als eine wissenschaftliche Autorität, von England aus alles geschichtlich Gewordene in der Kirche kühn der Prüfung durch das Wort Gottes unterwarf, waren gewaltige Gedanken zwei Jahrhunderte vorher, wie wir gesehen haben, in Südfrankreich, Italien und Deutschland aufgetreten gegen den Riesen, das unfehlbare Pabstthum, welches der Einheit zu lieb, noch mehr aber seiner Herrschsucht zu lieb, mit äußerster Härte Alles unter das Joch unbedingten Gehorsams beugte, und die einzelnen Geister wie die Völker noch fester und kürzer als bisher an die Kette des blinden Autoritätsglaubens anschloß. Aber Alles arbeitete, diese Kette zu sprengen, die Wissenschaft, die Kunst, das Volksleben, und vor allen das Gewissen, das religiöse Herz der Besten in der Zeit.

Zwei mächtige Geister der Wissenschaft waren schon zu Ausgang des zwölften Jahrhunderts wider die Kirche aufgestanden in dem frommen Abt Joachim von Floris in Kalabrien und in Amalrich von Bena, dem Lehrer der Theologie an der Universität zu Paris.

Abt Joachim hatte einen prophetischen Geist: er war der eigentliche Prophet des zwölften Jahrhunderts. Durch die Verweltlichung der Kirche, durch den bürgerlichen Druck seines Vaterlandes, durch die Wüste einer dürren Scholastik, welche ihre dogmatischen Spitzfindigkeiten für christliches Lebensbrod ausgab, hindurch erscholl die Stimme dieses Propheten. Er hatte den sechsten Heinrich, den Hohenstaufen, mit der Weissagung begrüßt, das sey der Knecht des Herrn, der, wie es auch geschah, die Kirche zu züchtigen und die Völker heimzusuchen komme.

Die Zukunft der christlichen Kirche, der Untergang der jetzigen verderbten und die herrliche Erneuerung in einer Kirche der Zukunft, lag klar vor seiner Seele. Wie durchleuchtet muß dieser Geist gewesen seyn!

Er strafte nicht bloß die geistlichen Erpressungen, sondern er erklärte die ganze gegenwärtige Kirche als eine Entartung. Er verkündete deren Sturz, und schrieb drei Schriften, eine „Erklärung der Offenbarung des Johannes", einen „Psalter mit zehn Saiten" und „Von der Zusammenstimmung des alten und neuen Testaments". Der Grundgedanke dieser drei Schriften, wie seines ganzen Auftretens, ist die Idee eines „Ewigen Evangeliums".

Er theilte die Weltgeschichte ein in vier Weltalter, in das des Vaters, die Offenbarung des alten Testaments; in das des Sohnes, die Gründung und Verbreitung des Christenthums; in das des heiligen Geistes; und endlich in das der Vollendung. Und gerade so, wie ein berühmter Philosoph der Neuzeit, Schelling, diese Weltalter annahm, und sie nach dem Matthäus-Evangelium, dem Paulus-Evangelium und dem Johannes-Evangelium eintheilte, hat im zwölften Jahrhundert der Abt Joachim seine Weltalter eingetheilt, und das Zeitalter des Geistes, das des ewigen Evangeliums, als das johanneische bezeichnet.

Joachim erklärte den Besuch des materiellen Tempels für unnöthig, und weissagte ein Strafgericht, bei welchem Christus die Geißel ergreifen und Käufer und Verkäufer aus dem Tempel treiben werde. Und im Hause des Herrn müsse das Gericht anfangen und das Feuer ausgehen von seinem Heiligthum, um es zu verbrennen. Es werde das Zeitalter des Geistes kommen, und mit ihm die Liebe, die Freiheit und die Freude. Alle Buchstabengelehrsamkeit werde untergehen, und der Geist frei hervortreten aus der Hülle des Buchstabens. Das Evangelium des Buchstabens sey etwas Zeitliches, seine Form etwas Vergängliches, Vorübergehendes. Das Evangelium des Geistes sey das ewige Evangelium. Mit diesem werde die Verheißung des Herrn in Erfüllung gehen, daß er noch Vieles zu verkündigen habe, was die Menschen seiner Zeit noch nicht fassen konnten, und daß der Geist ihnen dieß einst verkünden, und sie in alle Wahrheit leiten werde. Dann werde eine Gemeinschaft von Brüdern auf Erden seyn, von „Spiritualen", Söhnen des Geistes, denen die heilige Schrift nach ihrem geistigen Sinne das lebendige Wasser sey, jene Schrift, die nicht mit Tinte und Feder auf Papier

geschrieben worden, sondern durch die Kraft des heiligen Geistes in dem Buche des menschlichen Herzens. Die Organe, durch welche bisher das Göttliche den Menschen nahe gebracht worden sey, Priester- und Lehrstand, werden aufhören. Die Söhne des Geistes bedürfen einer solchen Vermittlung nicht mehr. Der Geist werde ihr Lehrer seyn, die innere Offenbarung die Stelle der äußerlichen Autorität vertreten, die Religion eine rein innerliche, eine unvermittelte Gottesanschauung seyn. Alle Mysterien werden ganz offenbar, und die Weissagung des Propheten Jeremia (35, 33. 34.) erfüllt werden, daß Gott selbst der Lehrer Aller seyn, und Allen sein Gesetz in ihr Herz schreiben wolle. Wenn aber die Erhabenheit der himmlischen Dinge sich offenbare, werde alle irdische Hoheit zu Schanden werden.

Abt Joachim starb im Jahre 1202. Zwar hatte, wie in unserem Jahrhundert Schleiermacher über die Nähe einer allgemeinen geistigen Auffassung des Christenthums, so Joachim über die Nähe des Sturzes der verderbten Kirche und des Anbruchs des Zeitalters des Geistes, den er auf das Jahr 1260 setzte, sich getäuscht; die Morgenröthe dieser Zeit war nur in ihm selber angebrochen, und das Leuchten, das aus ihm selbst herausstrahlte, und aus den frommen Brüderschaften übers Gebirg herüberblitzte, verwechselte er, weil es die Zeit erhellte, mit dem Morgenroth für die Menschheit, das erst drei Jahrhunderte später heraufstieg, und blutig weithin die Welt erleuchtete; denn die Tagesanbrüche des Geistes malen den Himmel blutroth, wie die Tagesanbrüche der Natur, und wenn große, Ketten der Menschheit sprengende Ideen allgemein werden, dann röthen sich die Berge von den Signalfeuern, es röthet sich der Himmel von den Flammen des Kampfes, in welchem Brüder mit Brüdern streiten, und es röthet sich die Erde mit Blut: die Erfüllung des Wortes des Herrn, daß er gekommen sey, ein Feuer anzuzünden auf Erden, und, damit der Friede des Reiches Gottes herniederkomme, nicht Frieden zu bringen, sondern das Schwert.

Aber wenn Joachim sich auch in der Zeit täuschte, in der Sache hat er sich nicht geirrt. Richtig schaute sein Auge voraus in die Jahrhunderte hinein, in welchen die Völkerwelt der geistigen Frei-

heit immer mehr entgegen geht, und alle Keime, welche in der Menschennatur, dem Abbild des Unendlichen, liegen, nach und nach zur Entfaltung bringt, unter einem immer höher steigenden und darum immer mehr allgemein erleuchtenden Lichte, das von einem und demselben ausgeht, wie von Anfang des Christenthums, von Jesus Christus. Joachim sah mit Prophetenaug über die dazwischen liegenden Hindernisse hinüber in die neuen Formen, in welchen der christliche Glaube sich auszuprägen und sich den Völkern zu vermitteln den Beruf hat. Er hatte die Wahrheit erkannt, daß Christus von der Kirche, wie es neuerdings treffend von einem Ungenannten ausgedrückt wurde, immer von „Neuem der sich entwickelnden Völkerwelt eingezeugt werde als das befruchtende, fortzeugende und verklärende Ferment"; daß es immer derselbe Geist Christi sey, aber unter Wandlungen der Form seiner Erscheinung, und daß die wahre Kirche, die unsichtbare, immer „Hand in Hand gehe mit den wachsenden Bedürfnissen der Völker".

Wie mag man zu Rom, wofern man Einsicht genug in die Bedeutsamkeit des Mannes hatte, sich gefreut haben, als er im Grabe lag! Da stand der Geist dieses Mannes auf, und ergriff mit unwiderstehlicher Gewalt, nach wenigen Jahrzehnten, die begabtesten Mitglieder — des Franziskanerordens. Der Geist des todten Joachim trat lebendig auf in der braunen Kutte des Barfüßers, und das Pabstthum auf seinem römischen Stuhl erschrack, als es in dieser braunen Franziskanerkutte kühne Leute vor sich sah, welche sich Spiritualen, Söhne des Geistes, nannten und eine Zweiung in den Orden machten, von welchem man in Rom geträumt hatte, er solle und werde „die Kirche des Lateran auf seinen Schultern tragen".

Diejenige Partei im Franziskanerorden, die geradezu sich die Spiritualen nannte, trat in Gegensatz zu der Hierarchie, von da an, wo der römische Stuhl die strenge Armuthsregel des Ordens zu mildern sich erlaubte. Ein Gegensatz gegen die Entartung der Kirche war ja der Orden ursprünglich. Die Schriften des Abtes Joachim lasen sie besonders eifrig, und sie deuteten seine Weissagung vom Jahre 1260 auf sich selbst; sie glaubten, daß sie es seyen, durch welche der heilige Franziskus eine große

Reformation der Kirche durchführen werde. Der Franziskaner Gerhard schrieb eine Einleitung in das „ewige Evangelium" Joachims, einen Kommentar, der ein Spiegel der Blößen und Schwächen der römischen Kirche war, gerade ein halbes Jahrhundert nach Joachims Tod.

Dieses Buch ist von der rechtgläubigen Kirche vernichtet worden; nur Auszüge daraus sind auf uns gekommen. Ein anderer Franziskaner, Peter von Oliva, ein Provencale, schrieb einen Kommentar zu der Offenbarung des Johannes, in welchem das Pabstthum sich abgespiegelt fand als eine antichristliche Macht, für welche das Gericht vor der Thüre sey.

Anknüpfend an Joachims Anschauung, schrieb dieser Franziskaner: Am Ende der ersten Hauptperiode der Menschheitsgeschichte sey Christus sichtbar erschienen, und habe diese Periode, die alttestamentliche, in welcher Gott der Vater sich geoffenbart und man ihn in den Werken seiner Allmacht angebetet habe, abgeschlossen und seine Kirche gegründet. Jetzt nahe das Ende dieser zweiten Hauptperiode, welche die Zeit der Offenbarung des Sohnes Gottes und seiner Anbetung in den geheimnißvollen Tiefen der ewigen Weisheit gewesen sey. Jetzt sey die zweite, geistige, Erscheinung Christi vor der Thüre, Christus werde durch seinen Geist das Leben der Kirche erneuern und auf die höchste Offenbarung des Bösen in der Kirche werde die herrlichste Offenbarung des Guten folgen. Diese dritte Hauptperiode der Geschichte sey die Zeit der Offenbarung des heiligen Geistes und seiner Anbetung in dem Alles erwärmenden Feuer der Liebe; das johanneische Zeitalter. Am Ende dieser Periode werde Christus wieder sichtbar erscheinen, zum Gericht. Sieben Zeitalter durchlaufe die Kirche. Das erste sey das Zeitalter ihrer Gründung; das zweite das ihrer Bewährung durch das herrliche Märtyrerthum in ihren Verfolgungen; das dritte sey das Zeitalter des Kampfes und ihrer Entwicklung im Sieg über die Spaltungen; das vierte und fünfte seyen die Tage ihres Leuchtens durch die Tugenden des Weltentsagungslebens; das sechste sey das Zeitalter ihrer herrlichen Erneuerung und der Ausrottung des antichristlichen Wesens. Das antichristliche und das christliche Prinzip

wachsen fort und fort, bis zum letzten Zusammenstoß und Kampf, in welchem das Antichristliche von dem Christlichen überwunden werde mit dem Anbruch des siebenten Zeitalters, das ein Vorsabbath des Ewigen seyn werde.

So prophetisch und so geistig, und so anzüglich gegen die römische Kirche, trat dieser Bruchtheil des Franziskanerordens auf, dieses Bettelordens, den man so oft damit zu kennzeichnen meint, daß Einer davon, Antonius von Padua, ein einfältiges Herz, aber auch ein weltentsagendes Herz, den Fischen gepredigt habe, als ihn die Menschen nicht hören wollten.

Sein Gegensatz gegen die Kirche wurde noch verstärkt dadurch, daß ein Theil der frommen Brüderschaften in diesen Orden eintrat, als Tertiarier. Das waren namentlich die Beghinen (Beguinen) und die Begharden.

Zum Entstehen der Beghinen, d. h. der Beterinnen (nach dem alten sächsischen Wort beggen, beghen = beten), mag dreierlei zusammengewirkt haben: der Hang zum beschaulichen Leben im zwölften Jahrhundert, der Trieb zu Werken der Barmherzigkeit, und namentlich die Kreuzzüge. Der kleinste Theil derer, die ins Morgenland zogen, sah nach dem Kreuzzug die Heimath wieder; die Kreuzzüge nahmen den Frauen ihre Gatten und machten die Männer rar für die Jungfrauen. So mögen Frauen und Jungfrauen zu Ende des zwölften Jahrhunderts in den Niederlanden auf den Gedanken gekommen seyn, in gemeinsamer Wohnung, nach einfacher Regel, aber ohne unbedingte Gelübde, zu einem frommen Leben und zu Werken der Barmherzigkeit sich zusammen zu thun. Zu verwechseln sind sie nicht mit den für adelige Wittwen und Waisen der Kreuzfahrer gegründeten Frauenstiften. Der Volkswitz wohl gab ihnen zuerst den Namen Beghinen, Betschwestern; auch Begutten nannte er sie, wovon noch heute das Wort bigott. Sie verbreiteten sich schnell von den Niederlanden aus über Deutschland und Frankreich. Jede behielt im Beghinenhaus die freie Verfügung über ihr Vermögen, und konnte nach Belieben wieder austreten. Wie aus weiblichen Laien die ersten Beghinengenossenschaften hervorgingen, so bildeten sich bald auch ähnliche Männervereine zu gleichen Zwecken, die Beg-

hauben. Der Geist der frommen Brüderschaften ergriff auch sie, sie wurden aber auch eben darum in die Verfolgungen derselben mit hinein verwickelt, und in Frankreich und am Rhein wurden ketzerische Begharden verurtheilt und verbrannt. So suchten und fanden sie Schutz, indem sie in die dritte Ordensabtheilung der Franziskaner eintraten, und den Gegensatz gegen die herrschende Kirche darin zugleich verstärkten.

Das Jahr 1260 ging zwar vorüber, ohne daß die herrliche Erneuerung der Kirche im Geiste und in der Wahrheit vor sich gieng; aber vorbereitet wurde doch viel dafür von diesen Söhnen des Geistes in der Franziskanerkutte. Mancher Spirituale, besonders aus der Zahl der Laienbrüder unter ihnen, starb freudig und muthvoll auf dem Scheiterhaufen der Inquisition.

Die übrigen Franziskaner aber wußte die römische Hierarchie in ihren Dienst einzuordnen, den ursprünglichen Enthusiasmus, der sich wie ein Strom wider die reiche und üppige Kirche angeschwellt hatte, abzuschwächen und in eine andere Richtung zu leiten. Die Minoriten wurden gut römisch, und gerade sie verwandte der römische Hof, den Kampf gegen die Wissenschaft, dem Morgen nun bald anbrach, zu führen, alle Mißbräuche der römischen Kirche zu vertheidigen, und das Volk im Aberglauben und damit in der Unmündigkeit zu erhalten. Die Bettelmönche des heiligen Franziskus wurden die blinde, unbedingt gehorsame Leibgarde des Pabstthums, welche in zahllosen Schaaren über die Christenheit sich verbreitete.

Die Wissenschaft hatte schon lange der römische Stuhl mit Mißtrauen und Mißmuth überwacht, und manchen denkenden Geist verfolgt.

Zwanzigstes Kapitel.

Die christliche Wissenschaft des Mittelalters.

In unserer bisherigen Darstellung ist das nur wenig zu Tag getreten, was sonst so breiten Raum in den Kirchengeschichten einnimmt, die christliche Wissenschaft.

Das Mittelalter war die Zeit der Gebundenheit des Geistes nicht nur, sondern die Zeit der Verfolgung des Geistes. Unter allen Nationalitäten der Welt ist es gerade die germanische Nationalität, welche, wie die Geschichte zeigt, noch heute am langsamsten in Fluß kommt, und von Anfang an die langsamste Entwicklung, die längsten Lehrjahre, hatte, aber eben dadurch vor allen anderen Nationalitäten in Wissenschaft und Kunst gediegen wurde, tiefer eindrang, als alle anderen, und weltbefruchtend sich machte durch Abgabe ihrer Erfindungen, ihrer Ideen und der von ihr angeregten Bewegungen auf dem Gebiete der Kirche, des Staates, des geistigen und gewerblichen Lebens an die gesammte Menschheit.

Und gerade diese langsam-flüssige germanische Nationalität war die herrschende des Mittelalters, und von romanischer priesterlicher Berechnung in Fesseln geschlagen, so daß sie Sclavin des römischen Priesterthums war, obgleich sie diejenige Nationalität war, die alle anderen besiegt und verschlungen hatte, und so die herrschende Nationalität war.

Bis zum zwölften Jahrhundert brachte es die christliche Menschheit im Wissen nicht über die Elementarschule hinaus; und die Nacht, die über dem größeren Theile des Mittelalters liegt, ist weniger heilig, als die Romantiker glauben machen möchten, die Dämmerung selbst der letzten Jahrhunderte ist weniger poetisch und von Lichtstreifen durchflossen, als die Vertreter der römisch-katholischen Kirche diese Zeit malen. Es liegt eine nicht wegläugbare geistige Verdumpfung über dem Mittelalter; und haben auch die Benediktiner manchen Urwald Europas gelichtet und viele altklassischen Pergamente aufbewahrt und durch Abschreiben vervielfältigt, haben auch die Scholastiker, die Schulgelehrten dieser Jahrhunderte, schwere Folianten zusammengeschrieben und in langen Schlachtreihen aufgestellt, haben selbst manche Päbste in den großen Tagen der Sittlichkeit des Pabstthums der Wissenschaft Vorschub gethan und selbst darin das Ihre geleistet: so ist die Wissenschaft der Kirche des Mittelalters doch etwas äußerst Dürftiges, Dürres und Kümmerliches geblieben, und das Licht, welches wahres Licht war, die Funken, welche wahre Funken vom heiligen

Feuer des Geistes waren, kamen größtentheils her von denjenigen Männern, welche die römische Kirche als „Ketzer" verfolgte, einkerkerte oder tödtete; nur wenige edlere Geister, welche wissenschaftliches Licht anzündeten, sind verschont geblieben, obgleich auch diese nicht unangefochten. Der Priester des Mittelalters war nicht der Priester des Geistes mehr, wie in den ersten Jahrhunderten, sondern der Hierarch und Absolutist; als solcher war er auf der Hut, daß die Geister nicht erwachen und die Wissenschaft zum Blühen komme, daß die Menschheit nicht mündig werde und die Priesterkirche an der Herrschaft nichts einbüße. Die Begünstigung der Wissenschaft, richtiger nur einzelner genialer Köpfe, durch einzelne spätere Päbste fällt schon in die Verfallzeit der Hierarchie, unter die Aurora des neuen Weltalters. Die Inquisition war vorzugsweise gegen alle und jede unbequemen Fragen und Fragezeichen bleibend eingeführt worden, welche der Vorwitz des denkenden Geistes zu machen sich unterfinge, und zwar nicht bloß gegen die lauten Fragen, sondern sogar gegen die leisen, vor der Welt geheimgehaltenen Fragen in der stillen Zelle des ringsummauerten, abgeschlossenen Klosters.

Die Wissenschaft war ohnedieß bis gegen die Neige des Mittelalters ausschließlich in den Händen der Geistlichkeit, und sie mochte da nicht wachsen, weder in der Luft des hierarchischen Wesens, wo Prozessionen und Wallfahrten, glänzender und lautjauchzender Kirchenpomp und die zur Verehrung ausgestellten, als wunderthätig ausgegebenen sogenannten Heiligengebeine und andere Reliquien als Hauptsache des christlichen Gottesdienstes den ganzen Vordergrund ausfüllten; noch mochte sie da wachsen, wo der Mönch im Kloster wie ein Schulknabe behandelt wurde, und die Büßergeißel den Leib zerfleischte wegen des kleinsten Verstoßes gegen die Klosterregel; wo nicht bloß das Hersingen von Psalmen und das Hersagen von kirchlichen Litaneien die goldenen Morgenstunden und die fruchtbaren Stunden der Nacht dem geistigen Denken und Schaffen wegnahmen, sondern der Mönch, nach der Regel Kolumbans, sechs Peitschenhiebe erhielt, wenn er auf den Segen des Abts nicht Amen sagte oder beim Anstimmen eines Psalms hustete, wenn er aber sich so vergaß, mit einem Weib

allein zu reden, mit zweihundert Peitschenhieben in acht Portionen, je zu fünf und zwanzig, und endlich mit vierzigtägigem Fasten bei Wasser und Brod gezüchtigt wurde, wenn er auf einen Verweis des Probstes eine Widerrede sich erlaubte, nur ein Wort, er wolle die Sache weiter an einen höheren Vorgesetzten bringen.

Da war kein Boden und keine Luft für das Gedeihen des wissenschaftlichen Geistes. Erwachte trotzdem in diesen dumpfen schrecklichen Mauern in einem Kopf derselbe, so erlag er mit diesem Kopf gewöhnlich der allgemeinen Klostermaßregelung, wofern er nicht gebraucht wurde in dem wissenschaftlichen Streite der Eifersucht eines Ordens mit dem andern oder von einem Kloster wider das andere, und so unentbehrlich, darum sogar für diese Zeit gehoben war.

Manches Kloster hat von dem Klosterwesen, wie es im Allgemeinen war, zwar eine Ausnahme gemacht, aber diese Ausnahmen sind eben doch der Klostergesammtheit gegenüber so wenige, daß sie nicht in Betracht kommen können. Die Inquisition war, ehe sie hineintrat in die Laienwelt, mit allen ihren Marterwerkzeugen schon vorher da innerhalb der Klostermauern. Sie war nichts Anderes, als eine Uebertragung des Geisterstickungssystems aus den geistlichen Kreisen in die weltlichen Kreise.

Diese in den Klostermauern so viele Jahrhunderte lang geübte Geistestortur drückte sogar auf den im Herzen aufsteigenden Gedanken, und scheuchte ihn zurück mit dem inquisitorischen Blick des Vorgesetzten, welcher spähete, ob nicht irgend eine geheime Regung im Innersten dieses oder jenes Mönchs, der im Verdacht war, zu denken, sich gegen die Autorität auflehne, gegen die hierarchische Unfehlbarkeit, gegen die strenge Rechtgläubigkeit der Kirche, gegen dieses oder jenes Düpfelchen eines Dogmas, ein Düpfelchen, das, so unwesentlich es war, die Kirche zum unverbrüchlichen Glaubensgesetz gemacht, und jeden Zweifel daran zur Ketzerei gestempelt hatte.

Da konnte es nicht anders seyn, als daß in den Klöstern unter dieser Wucht des Geistesdrucks statt der lebendigen Wissenschaft nichts war als ein Mechanismus des Ceremoniendienstes

und des Traditionsdienstes. In manchem Kloster saßen die Mönche wie die „Leviten des Todes unbeweglich unter ihren Verhüllungen; oder knieten sie auf Grabsteinen, wie Gespenster, auf Grabsteinen, denen sie an Kälte und Düsterheit glichen; im dumpfen Hinbrüten des Büßenden, der, wie ein Thier oder eine Pflanze, bloß noch für Kälte und Wärme empfindlich sich zeigte, und in tödtlicher Erkaltung des Herzens, als Gestalten, in welchen die Uebung der Büßungen durch nichts beseelt und belebt war; eine Existenz ohne Intelligenz, und folglich auch ohne träumerisches Nachsinnen und ohne wissenschaftliches Denken; oft selbst ohne Glauben, wenigstens ohne Enthusiasmus und Andacht; vergraben in Zellen mit dicken, dumpfen Mauern; unterworfen den erniedrigenden Entbehrungen der Regel; gezwungen, dem Buchstaben zu gehorchen, ohne den Sinn zu begreifen, oder begreifen zu dürfen; verdammt zu den Schrecken der Einsamkeit, in welcher höchstens von ferne einmal eine andere menschliche Seele zu sehen war; ein Daseyn des Schattens, des Irrthums und der Ohnmacht; ein Daseyn des grenzenlosen Lebensüberdrusses, für welchen die Natur ihre schönsten Schätze vergeblich erschöpft hat, da er derselben nicht froh zu werden vermag, weil er keine Seele hat, welcher er seine Freude mittheilen kann; die Augen schließend bei den sichtbaren Fortschritten der Menschheit draußen in der Welt; vielfach straflos für unedle Begierden, und sicher, ohne persönliches Verdienst die Ergebenheit und Achtung der Andächtigen und Unwissenden zu erhalten; ihr ganzes Leben eine Lüge, wegen der Reue und wegen des Scheins; oft durchaus stupid, oder durchaus niederträchtig; bei den Besseren ihr Daseyn eine Hölle, ein Kampf im Innern nach der Enttäuschung über den Reiz, welchen das Klosterleben für Seelen hatte, welche der Welt und ihrer Täuschungen müde waren, und in diesen Mauern die stille Ruhe des Geistes zu finden hofften; ein Schwanken zwischen Auflehnung und Gehorsam, zwischen philosophischem Zweifel und abergläubischem Schrecken". So zeichnen zwei französische Federn, sachkundig durch Anschauung, die bessere Seite des Klosterlebens. Der Eine, der darin die Feder führte, ist seit Kurzem hinüber gegangen in die Ewigkeit, La Mennais, welchen die andere Feder, seine

Verehrerin, den „Mann der Zukunft“ genannt hat, „den letzten Priester, beseelt von dem letzten Funken kirchlichen Geistes“.

Unparteiisch dürfte es seyn, wenn der protestantische Geschichtschreiber für römisch-katholische Zustände römisch-katholische Zeugnisse gibt.

In andern Klöstern war es anders. Da war Essen und Trinken, Jagen und Spielen zu Hause, sie übten sich recht darein ein, besonders ins Trinken, welches von den Klöstern aus noch mehr als von den Rittern aus unter die Studentenwelt sich fortsetzte. Aber ist es auch gewiß zu weit gehend, den Weltreformator Luther einerseits anzuklagen, andererseits die Anklage durch Abläugnen zurückweisen zu wollen, daß der Mann, welcher für eine Welt schrieb und für eine Weltumgestaltung, Tag und Nacht in ewigem Kampf mit tausenden von Gegnern und im Feuerkreis seiner eigenen Gedanken, zu der Riesenarbeit sich stärkte, durch Essen und Trinken stärkte, wie Jesus Christus selbst that, den die Pharisäer darum einen Fresser und Weinsäufer schalten, so bleibt es darum doch wahr, daß diejenigen Klöster, in welchen das Essen und die Wein- und Zechgelage Regel und „Comment“ waren, auch keinen Raum für Wissenschaftlichkeit abgaben, obwohl gerade aus solchen Klöstern hellste, genialste, vorreformatorische Köpfe hervorgingen.

Die Theologie hatte sich seit Jahrhunderten nur in Kämpfen bewegt, welche für das christliche Leben von wenig Belang waren. Diese Lehrkämpfe gehören der Dogmengeschichte an. Sie drehten sich fortwährend um die Person Christi; um das Ausgehen des heiligen Geistes, ob bloß vom Vater oder vom Vater und Sohn; um die Lehre vom Abendmahl, um die reale und wahre Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahl; um die Inspiration; um die Trinität; und endlich um die Präscienz und Prädestination. Auch die „Mutter Gottes“ und ihre göttliche Verehrung spielte eine große Rolle in der Theologie, namentlich die Frage von der „unbefleckten Empfängniß der Maria“, und ob der heilige Geist Person sey oder Kraft. Folgereicher als alle diese Streitfragen der Theologie, aus welchen die kirchliche Dogmatik sich auswirkte, war der theologische Kampf zwischen den

entgegengesetzten Lehren des heiligen Augustinus und des Pelagius. Dieser Kampf betraf die wichtige Frage über die sittliche Freiheit des Menschen. Dieser Kampf hat bis auf die spätesten Zeiten sich fortgesponnen, und die Frage hat sich manchfaltig abgewandelt, sie hat auf Luther und Calvin großen Einfluß geübt, sie hat sich durch die Dogmatik der ganzen Reformationszeit hindurch und bis in unser Jahrhundert herein fortgesponnen; und doch hatte keiner Recht, weder Augustinus, noch Pelagius.

Pelagius, ein frommer Mönch aus Bretagne, hatte im fünften Jahrhundert behauptet, die Niederlagen, welche die Christenheit durch die vordringenden Barbaren erlitten, rühren großentheils daher, daß es den Christen an sittlicher Kraft fehle, in Folge einer entkräftenden falschen Kirchenlehre.

Als eine solche, welche die sittliche Kraft der Menschen anfresse, ja den Kern der Sittlichkeit im Christenthum, wenn sie allgemein praktisch würde, ganz zerstören müßte, galt ihm die kirchliche Lehre von der göttlichen Gnade und der Gnadenwahl.

Tertullian und den Montanisten war es noch nicht eingefallen, die Unschuld der unmündigen Kinder und die Willensfreiheit des erwachsenen Christen zu läugnen, obgleich sie die Nothwendigkeit der göttlichen Gnade stark betonten, und dennoch hatten Lehrer der griechischen Kirche gegen die Montanisten die Willensfreiheit des Menschen vertheidigen zu müssen geglaubt. Um aber die göttliche Gnade allein recht leuchten zu lassen, hatte die abendländische Kirche bald genug die gänzliche Verdorbenheit menschlicher Natur von Mutterleib an und die völlige Unfähigkeit zum Guten aus eigener Kraft gelehrt.

Diese Lehre hatte ihre Spitze gefunden in dem Ausspruch des „heiligen" Augustinus, durch Adams Sündenfall sey die Erbsünde unter die Menschen gekommen, und die menschliche Natur, mit einer unendlichen Schuld belastet, sey dadurch der Erkenntniß und des Wollens des Guten beraubt, also Gutes aus eigener Kraft zu thun unfähig geworden. Seitdem können die Menschen nur durch göttliche Gnade erleuchtet und gebessert werden; die

Gnade allein schaffe alles Gute im gefallenen Menschen. Alles wirke einzig und allein die göttliche Gnade, ohne des Menschen Zuthun und Mitwirken, ohne alle Selbstbestimmung des Menschen. Diese göttliche Gnade schaffe durch die Kirche in den einen Menschen ein neues Leben, andere überlasse die göttliche Gerechtigkeit ihrem Verderben; denn der göttliche Rathschluß habe von Ewigkeit her Jedem sein Loos vorausbestimmt, dem Einen die ewige Seligkeit, dem Andern die ewige Verdammniß.

Diese Lehre des ersten Sprechers in der Kirche seiner Zeit erkannte Pelagius nicht bloß in ihrer schwachen Seite vom Standpunkte der Wissenschaft aus, und von dem der heiligen Schriften und des ganzen Geistes der Christus-Lehre aus, sondern er erkannte auch das Abschwächende, das Entnervende dieser Lehre, die ganze Gefahr, welche sie in ihren praktischen Konsequenzen für die Sittlichkeit hatte. Darum vertheidigte Pelagius die Freiheit des menschlichen Willens, um seine christlichen Zeitgenossen sittlich wieder zu kräftigen, welche allenthalben, zumal in den Umgebungen des heiligen Augustinus selbst, in Afrika, ganz sittenlos, durch ein Uebermaaß aller Laster entkräftet geworden waren, wie wir früher gesehen haben.

Pelagius behauptete, es sey nicht wahr, daß durch Adams Sündenfall die menschliche Natur ganz verdorben sey; die Erbsünde, wie Augustinus sie lehre, gebe es nicht; der Mensch habe die Anlage zum Guten, und könne durch die Kraft seines Willens das Gute vollbringen; um es zu thun, bedürfe es nur seines Wollens.

Im Hinblick auf die rohen, aber sittlich kräftigen germanischen Barbaren, sowohl auf die noch heidnischen, als auf die Vielen, die eifrig das Christenthum angenommen hatten, sprach er es frei aus, der Mensch sey durch die Kraft seines Willens auch außerhalb des Christenthums der göttlichen Gnade würdig, durch die Kirche werde der Mensch in seiner Besserung jedoch gefördert, einer höheren Seligkeit im Reiche Christi theilhaftig.

Diese Lehre des Pelagius bekämpfte Augustinus, als eine Ketzerei, welche den Glauben an die Erlösung und an die allein seligmachende Kirche zerstöre, und durch seinen Betrieb wurde

Pelagius als Ketzer verurtheilt, und die Bischöfe, die ihm anhingen, wurden abgesetzt.

Beide Ansichten, die des Pelagius, wie die des Augustinus, leiden daran, daß ihr Standpunkt ein einseitiger und ein äußerster ist. Weil Gott allwissend und allmächtig ist, vermag der Mensch nicht, ohne Gott, getrennt von ihm, oder gar gegen Gottes Willen, sich zu bestimmen; weil zu Gottes Wesen die Gerechtigkeit und die Gnade gehören, so kann er zur ewigen Verdammniß keinen Unschuldigen verurtheilen. Die Frage löst sich allein dadurch, daß der Mensch frei ist nur in der Einigung mit Gott, und die Freiheit der menschlichen Vernunft eins wird mit der Nothwendigkeit, also mit dem Willen Gottes. Denn die Wahrheit, die Vernunft in Gott, ist zugleich Nothwendigkeit (Zwang), Unfreiheit. Sie bestimmt nur durch sich ihr Thun, also auch sich selbst, und sofern ist sie Freiheit. Aber da sie eben das ist, was sie seyn soll, kann sie nicht willkürlich auch anders seyn; sie muß so seyn, das liegt so in ihr, darum ist sie Nothwendigkeit. Diese Wahrheit liegt aber zugleich, in eigenthümlicher Weise, auch im Menschen dem Vermögen nach, da das Göttliche in ihm als Vernunft im Keime liegt, und dieses Göttliche hat er nur zur Entfaltung zu bringen. Das höchste Förderungsmittel dazu ist das Christenthum; durch den praktischen Glauben wird der menschliche Wille immer mehr eins mit dem Willen Gottes, und je mehr er das wird, desto mehr wird er sittlich frei.

So hat diese Frage die Philosophie der neuesten Zeit zu lösen gesucht. Vielfache Versuche, die beiden Ansichten des Augustinus und Pelagius durch Milderung einer jeden von beiden zu versöhnen, wurden noch zu Lebzeiten des Augustinus und Pelagius und später gemacht. Die Ansicht des heiligen Augustinus, für die sich die Kirche anfangs ausgesprochen hatte, drang dennoch nicht durch, und Augustinus mußte Zweierlei noch erleben, erstens, daß sich Johannes Kassianus, ein Volksheiliger zu Marseille, überwiegend für Pelagius erklärte, und vermittelnd die Lehre aufstellte, durch den Fall Adams sey die sittliche Kraft der Menschheit zwar erkrankt, aber nicht erstorben, und die göttliche

Gnade und die Freiheit des menschlichen Willens bewirken fortwährend neben einander das Heil; zweitens die Kunde, daß diese Ansicht großen Beifall im Abendlande finde, und die Kirche sich zu ihr hinneige.

Diese vermittelnde Lehre Kassians, welche später „der halbe Pelagianismus" hieß, wurde in der Stille von der Kirche angenommen. Sie hatte das für sich, daß sie, ob sie gleich den freien sittlichen Geist hob, für die hierarchische Kirche brauchbarer war, als die Lehre Augustins. Denn was sollte die Hierarchie mit der Lehre Augustins machen? Wenn von Ewigkeit her die Einen zur Seligkeit, die Andern zur Verdammniß bestimmt waren, und der Mensch ohne alle Mitwirkung dabei war, wozu dann ins Kloster gehen? Weder das Klosterleben noch die guten Werke hatten etwas besonders Verdienstliches, am allerwenigsten nahmen dann diejenigen guten Werke zu, von welchen die Hierarchie sich nährte, die des Opferns und Schenkens; es half ja nach Augustins Lehre das alles nicht zur Seligkeit, die Hierarchie aber konnte sich nur machen und behaupten, wenn gerade dieses zur Seligkeit half, das nach Augustinus gar nichts half.

Mit der ihr inwohnenden altrömischen Klugheit, welche aber dem einfachen Wahrheits- und Rechtssinn eines ehrlichen Christenmenschen wehe thut, traf die römische Kirche einen Ausweg. Den Augustinus, dessen außerordentliche Verdienste in anderer Hinsicht und dessen feurig-frommes Herz, noch mehr sein außerordentliches Ansehen in der Christenheit, unläugbar waren, sprach sie heilig, aber eben so sprach sie auch seinen Gegner Kassianus heilig. Sie sprach beide heilig, und nahm von jedem der beiden Heiligen, was ihr nützte, und ließ ungebraucht, was ihr nicht nützte, ohne sich über die Hauptfrage bestimmt auszusprechen.

Nach diesem wissenschaftlichen Kampfe, der wirklich eine der schwierigsten Lebensfragen betraf, bietet die ganze Wissenschaft des Mittelalters nichts mehr von größerer Bedeutung bis auf Abälard. Bis auf ihn ist sie ohne inneren Gehalt, ohne alle frischen Gedanken, und sie verarmt sogar ganz und gar an den großen Empfindungen der Seele und an dem Reichthum des inneren Lebens, welche die Schriften des Augustinus und

Anderer, trotz dem, daß sie keine wissenschaftlichen Köpfe waren, so hinreißend und so wirkungsvoll machten.

Es lebte eben Alles fort von den Ueberresten des überlieferten Geistes, von einem erborgten Besitz, welcher nicht aus der eigenen Brust stammte, und welcher sich nicht nährte an demjenigen Quell, welcher ewig Geist einströmt Jedem, der aus ihm schöpft, der heiligen Schrift.

Wir haben das Leben gesehen, welches in den bibellesenden sogenannten Ketzern war. Was ist diesem christlichen Leben gegenüber die christliche Philosophie und Theologie, die Scholastik, d. h. die Schulgelehrsamkeit, wie sie sich selbst bezeichnend nannte?

Die Scholastik ist nichts Anderes, was man auch aus ihr machen wollte, als ein Kinderspiel des Geistes, den Aristoteles in der Hand, den gewaltigen Geist in der Hand, welcher auf der Schwelle des Uebergangs der griechischen Republik in die Monarchie der letzte große griechische Philosoph war. Zweierlei war aber doch dabei von Bedeutung. Diejenigen, welche empfänglich dafür waren, hauchte aus diesem alten Griechen der Athem der Freiheit an, der geistigen und bürgerlichen Freiheit, der sich in ihnen verband mit dem christlichen Geiste. Zweitens regte dieser scharfsinnigste aller Denker der Welt den Scharfsinn und das Denken in den christlichen Theologen an, die ihren Aristoteles lasen oder über ihn hörten. Scharfsinn verbreitete sich auf dem Gebiete des Kirchlichen, eine strenge Begriffsentwicklung, welche das freie, logische Denken auf die Gegenstände des christlichen Glaubens übertrug, und sich von selbst bald genug als Kritik an die Anmaaßungen des Pabstthums anlegte. Diese Scholastik oder mittelalterliche Religionswissenschaft artete zwar später aus in Grübeleien und Spitzfindigkeiten, sie wurde sophistisch-logisch, sie kam und begab sich sogar in den Dienst der Pabstkirche; aber selbst das sophistisch-logische Denken war eben doch noch immer logisches Denken, und selbst die Spitzfindigkeit noch immer, wenn auch eine Abart, doch eine Art des Scharfsinns. Beides hatte so lange gefehlt in der Christenheit, und, weil es fehlte, der Hierarchie so viel Spielraum gelassen, die Christenheit in

geistige Verdumpfung und in sittliche Versumpfung hinab zu bringen.

Man fing in der christlichen Welt zu denken an, nicht bloß im Lager der „Ketzer", sondern mitten in der Kirche, selbst auf dem Gebiete der Theologie, namentlich auf den Universitäten.

Die Universitäten entstanden jetzt erst nach einander. Sie dienten zwar zunächst nur dazu, der wissenschaftlichen Bildung Boden zu verschaffen, und sogar vorerst nur für die Geistlichkeit.

Aber durch die Universitäten war der Boden gewonnen. Wurde er auch jetzt noch nicht sehr erfolgreich angebaut, und wurde das Wissen noch nicht an die Laien gebracht; war sogar nicht bloß für den Bürgerssohn, sondern für den Freiherrnsohn das praktische Leben die einzige Bildungsschule bisher gewesen und blieb es so noch längere Zeit fort, und erschien sogar, Geschriebenes lesen zu können, bei Edelleuten und Bürgern, nicht bloß beim Landvolk, als eine „seltene Kunst": so wirkten dennoch die Universitäten in den wohlhabenderen Ständen bald das, was die unermüdlich geschäftigen frommen Brüderschaften, welche immer wieder neu auflebten, in den untern Klassen hin und her wandernd wirkten.

Auf beiden Wegen wurde das Wissen an die Laien gebracht.

Das, was die Scholastik darin gethan hat, soll nicht verkannt werden. Aus der Scholastik ging auch Abälard hervor, im unevangelisch gewordenen Mittelalter der erste große wissenschaftliche Vorläufer Martin Luthers.

Aber wunderbar für den die Werke Beider Kennenden und den Gang Gottes in der Menschheitsgeschichte Beobachtenden — dieser Abälard hatte Gedanken, welche weit über Luthers Gedanken hinauslagen und bis in den Kampf unserer Tage hereinreichen, große, ganz einfache Gedanken. So frühe legt Gott in der Erziehung des Menschengeschlechtes den Samen des Gedankens, und so langsam über große Hindernisse von Jahrhunderten und Menschen hinüber läßt er denselben ins Leben hineintreiben: ein Zeugniß für unsere Gegenwart, welche sich in der Entwick-

lung des Christenthums auf dem Gipfel des Berges glaubt, und noch lange nicht einmal in der Nähe der Mitte angekommen ist.

Bei Abälard war es nicht mehr ein gläubiges Denken, sondern ein durchdachter Glaube. In ihm hat sich der kirchlichen Autorität und dem Autoritätsglauben gegenüber zuerst wieder die freie wissenschaftliche Prüfung in das Dämmerlicht des Mittelalters hineingestellt, die an der altklassischen Literatur und am Christenthum zugleich gebildete Vernunft, mit der Fackel der Kritik in der Hand. Nicht sowohl, weil er eine Fülle von Ideen seinen Schülern gegeben hatte, als vielmehr durch die Art, wie er lehrte, und dadurch, daß Viele durch ihn denken lernten, hat Abälard so hohe Bedeutung. Der alten Kirchenpartei, die nur blinden Glauben und das Herkommen wollte, ging er mit Gründen und Beweisen zu Leibe, mit den wissenschaftlichen Waffen eines vernünftigen Christenthums.

Zwar suchte er den Frieden mit dem Kirchenglauben zu bewahren, und nicht durch Sturm auf die Kirche, sondern, von Innen heraus allmählich bildend und wirkend, durch Erleuchtung auf dem Wege des Unterrichts, durch wissenschaftliche Erziehung von Volkslehrern die Völker aus der Knechtschaft des Buchstabens und des blinden Autoritätsglaubens in die Freiheit des Geistes, in ein helleres Christenthum nach und nach hinüber zu führen. Das Wort des Herrn: „Die Wahrheit wird euch frei machen", schwebte ihm stets vor. Wenn er aber auch, wo die alten Lehrer der Kirche, die weder kritische noch überhaupt wissenschaftliche Köpfe waren, wie Augustinus und Hieronymus, ihm Brauchbares an die Hand gaben, diese gerne in seinen Vorträgen und Schriften anführte, so hat er es, wenn er es auch nicht sagte, auch nicht verdeckt, daß ihm der Kirchenglaube durchaus nicht die vollkommene Wahrheit selbst sey; und wenn er den Kirchenglauben mit der Wissenschaft in Einklang zu bringen suche, so geschehe das nur, um die Feinde des Christenthums zum Schweigen zu bringen, und aus der getrübten Wahrheit, die auch noch im römischen Kirchenglauben sey, die reine christliche Wahrheit am Lichte der heiligen Schrift und der Vernunft auf wissenschaftlichem Wege wieder heraus zu entwickeln. Ueberall leuchtete sein Grundsatz

durch, daß die Glaubenslehre erst vor dem Richtstuhl der Vernunft und der Wissenschaft ihre Anerkennung empfange, und empfangen müsse, wenn nicht „Aberglauben für Wahrheit, und jedes Idol für Gott ausgegeben werde".

Schön ist, dem Adel seines Herzens wie seines Geistes angemessen, wie er Allem ausweicht, was als zerrüttende Glaubensstreitfrage die Theologen seiner Zeit in feindseligem Aufeinanderstoßen bewegte und die Laien beirrte, ohne das christliche Leben zu fördern. So bei dem Trinitätsstreit. Hatte der heilige Augustin die „drei Personen" als bloße Eigenschaften in Gott aufgefaßt und gelehrt, nämlich als die Personifizirung der Macht, der Liebe und der Weisheit: so führte Abälard diese Anschauung und Lehre des von der ganzen Kirche als „heiliger Lehrer der Rechtgläubigkeit" höchst gefeierten Augustinus an, um seiner Zeit zu beweisen, daß man ein sehr guter Christ und sogar ein „Heiliger" seyn könne, ohne die römisch-kirchliche Lehre von den drei Personen in der Gottheit buchstäblich zu nehmen, weil ja sonst der heilige Augustinus ein gräulicher Ketzer seyn müßte, und daß man deßwegen Niemand weder verfolgen, noch weniger verbrennen dürfe, bloß darum, weil er wie der heilige Augustinus glaube. Dabei suchte er den kirchlichen Begriff dieser Lehre auch als denkbar, als möglich für die Gläubigen aufzuzeigen, aber daneben gerade die Freiheit nachzuweisen, die Jeder in solchen Fragen des Glaubens haben müsse. Er that zugleich dar, wie man einerseits die kirchlichen Lehrsätze geistig auffassen könne, ohne mit ihnen zu brechen, wie man das sogar solle, und wie eine dreifache Offenbarung der Gottheit ein Glaube sey, welcher dem menschlichen Geist und Gemüth entspreche. Darum finde sie sich schon vor dem Christenthum, z. B. bei dem erleuchteten Weisen der alten Welt, bei Plato.

So zeigt sich bei Abälard mitten in dem schwarzen Gewölke des Fanatismus, welcher blutdürstig, wie ein Vampyr, am Leben des Christenthums saugte, gar schön jener Geist der Duldung, welche der innerste Kern des Christenthums ist, und welche den Glauben als eine Sache des Gemüthes, als eine Sache des

Gewissens anerkennt, in keiner Weise einerlei ist mit der Gleichgültigkeit gegen Inhalt und Form des Glaubens, aber auch für die positive Religion überall freie Ausbildung und Fortbildung in Anspruch nimmt, dabei niemals der Kirche als solcher zu nahe tritt, weil, wer nur etwas vom Geist und der Liebe des Christenthums in sich hat, weiß, daß, auch in der größten Trübung, der Kirche noch immer so viel Kraft des ursprünglichen Christenthums innewohnt, daß die Kirche als solche niemals angetastet werden darf, schon aus dem einzigen Grunde, damit dem Leben der Menschen nichts, auch nur auf Augenblicke nichts, entzogen werde von der Weihe, wie sie nur von der Kirche auszugehen vermag auf das Leben des Menschen und des Staates.

Abälard war im Mittelalter Einer der Wenigen, welche Licht brachten, ohne die Anmaaßung, zu behaupten, weder daß vor ihm, noch daß um ihn kein Licht gewesen sey, noch gar, daß das Licht, welches er bringe, für alle Zeiten leuchten werde und solle. Vielmehr war er dafür, daß das Licht des christlichen Glaubens, wie die Sonne, immer höher hinaufsteigen werde, und daß die Wahrheit, die von Anfang an in der Welt *gewesen* sey, allmählich die Finsterniß erleuchtet habe, und die Welt immer mehr erleuchten werde bis zum hellen Tag, welcher seyn werde, wenn in allen Herzen der Menschen und Völker Christus Licht und Leben geworden seyn werde.

An die Spitze der Sitten- und Glaubenslehre stellte Abälard, ganz wie Pelagius, das Recht und Vermögen der Selbstbestimmung oder die Freiheit des Willens. Bei jeder That sey nur auf die innere Gesinnung, als auf die Wurzel des Willens, zu sehen, welche eigentlich Gott allein offenbar sey; Sünde sey nur das, wenn der Mensch lebe oder handle, ohne durch die Liebe zu Gott und durch die Achtung vor Gottes Gesetz die Triebe und Begierden zu überwinden, welche Gottes Gebot widerstreben. Thaten, welche der Mensch in Folge der Naturnothwendigkeit begehe oder ohne freie Wirksamkeit seines Willens ausführe, dulden keine sittliche Zurechnung. Eitel seyen daher Beichte, Buße und Lossprechung, wenn Furcht vor dem Fegefeuer und der Hölle den Sünder, Geldgier und

Hoffart den Priester bestimme; nur die innere, aus dem Bewußtseyn der Schuld hervorgegangene Reue könne als eine Frucht des von der Vernunft geleiteten und überzeugten Willens wahrhaft bessern und die göttliche Gnade gewinnen. Eben so wenig dürfe man glauben, daß die äußerliche Taufe, die ja bei Kindern keine Zurechnungsfähigkeit annehmen lasse, den Menschen der ewigen Verdammniß entreiße, oder daß Christus gelitten habe, um uns vom Satan zu befreien in dem Sinn, in welchem die Priester es nehmen; Christus sey vielmehr gekommen, um die Menschen durch das Licht seiner Weisheit zu erleuchten und durch seine Liebe zu entflammen; denn nur also können jene auf eine würdige Weise ihre Kräfte zum Guten, die ihnen der Schöpfer eingepflanzt, bethätigen, und, nach dem Vorbilde des Heilandes wandelnd, erlöset werden von dem Bösen.

Mit einem Freimuth, der damals unerhört war, sprach er sich, wie einst Origenes und später Swedenborg, ja wie Schleiermacher und die Kritiker nach ihm, über die Behandlung des Textes der heiligen Schrift aus. Daß er sagte, viele Aussprüche des alten und neuen Bundes müsse man gleichnißweise deuten, sie nicht buchstäblich nehmen, sondern im Buchstaben und Bild den Geist erfassen, das war noch das Wenigste.

Gegen diese, wie er es nannte, „täglich wachsende Ruchlosigkeit", gegen diesen „Sturm auf das Göttliche, welchen der sich Alles anmaaßende menschliche Geist unternehme", suchte der „heilige" Bernhard Pabst und Priester, Könige und Völker in Bewegung zu bringen.

Dieses Hereintreten der Wissenschaft in das Gebiet der Religion und Kirche nannte Bernhard, der „Hochwächter" der Rechtgläubigkeit, eine „Lästerung der Geheimnisse Gottes, ein Aufwerfen frecher Fragen über die höchsten Dinge, eine Besudelung des Heiligen". Gegen Abälard schleuderte er in seinem Klagebrief an den Pabst jenes berühmte Wort: „Ein neues Evangelium wird für die Völker geschmiedet, ein neuer Glaube gelehrt, ein neuer Grundstein gelegt. — Die Schriften dieses Menschen (Abälard) setzen über Meere und Alpgebirge, die unerhörten Ansichten über den Glauben und andere Gegenstände werden in den Landschaften

das er bei seinem Amtsantritt verarmt und in innern Uneinigkeiten als Großabt angetreten hatte. Wenn Peter der Ehrwürdige winkte, und das Signalhorn oder das Sturmgeläute von der Großabtei klang, so hätten sich viele Tausende von Schwertern entblößt; denn auf der Kirchenversammlung zu Macon hatten sich alle Barone der Umgegend vereidet, für den Schirm des Klosters Clugny jeden Augenblick in die Waffen zu treten.

So war es ein Kloster und ein geistlicher Orden, worin die Freiheit des Gedankens, repräsentirt in dem größten Denker der Zeit, vor der fanatischen Verfolgung der Kirchenpartei und selbst vor der Verdammungsbulle des römischen Stuhles eine unangetastete Freistatt fand.

Das möge man nicht übersehen an der Neige des mittelalterlichen Christenthums. Und wenn in diesen Blättern die Schatten der klösterlichen Anstalten, wie sie waren, gezeichnet werden, so werden eben so auch die großen Lichter dieser Anstalten hervorgehoben, und zwar nicht bloß die einzelnen Persönlichkeiten, in welchen sie leuchten, sondern sogar die Anstalten selbst in ihrer geistigen und sittlichen Nothwendigkeit, welche sie für ihre Zeit hatten; und es wird mit Freude aufgezeigt werden, wie selbst da, wo die Zeit über sie hinauswuchs, und sie unzeitgemäß zu werden anfingen und vom Geiste der Zeit verurtheilt waren, Klöster es waren, in welchen mancher freie Denker nach bewegtem Leben, von Fürstenmacht verfolgt, seine Freistatt fand. Darum hätte eine Geschichte des kirchlichen Lebens weder Herz noch Sinn, welche an dem Kloster von Clugny und Peter dem Ehrwürdigen vorüberginge, ohne beiden einen Denkstein zu setzen, daß sie gegen die Bulle Roms und gegen das Bellen niedriggesinnter Feinde mit Liebe und Macht zugleich den größten Denker des Mittelalters deckten, daß er, der große Lehrer der Philosophie und Theologie an der damals noch jungen Universität zu Paris, seine Tage beschließen durfte zu St. Marcellus am 21. April 1142, in Ruhe; denn der Großabt Peter hatte sogar Rom mit ihm ausgesöhnt.

Nicht dem äußeren Auge, aber dem geistigen Auge ist der Lorbeerbaum sichtbar, der auf Abälards Grabe steht und ewig

grünt; aber auch ein anderer Lorbeerbaum, der vor den Klostermauern von Clugny, eben so unverwelklich, wie der auf Abälards Grab; der Ruhm des Klosters Clugny ist mit dem Abälards verbunden.

So grünt und blüht, was edel und geistig frei, oder nur im Zusammenhang mit dem Adel des Herzens und der Freiheit des Geistes ist, wenn die Leiber längst Staub sind, immer fort, und in die kommenden Jahrtausende hinein, lebend und belebend; und die wildesten Stürme der Zeiten überdauert das dankbare Andenken an die Menschen, an ihre Thaten und an die Verhältnisse und Anstalten, unter denen sie möglich waren, wofern diese Menschen in reinem oder gar großem Sinne dem Besten der Menschheit gedient haben.

Die Asche von Kaisern, Königen und Päbsten ist zerstäubt in die Winde, und Niemand weiß sie zu finden; umsonst sucht man in Rom nach den Gebeinen vieler Päbste, selbst solcher, die weltherrschend gewesen waren; umsonst nach dem Staube von mehr als einem Könige Frankreichs, umsonst selbst nach dem Staube des sechszehnten Ludwigs. Aber Abälards und Heloisens Gebeine, in Einem Sarge vereinigt, sind bis auf unsere Tage erhalten. Die schrecklichen Stürme der Revolution, welche in so Vieles, selbst in die Abtei Paraclet, wo Heloise Aebtissin gewesen war, roh einbrach, standen stille vor Abälards und Heloisens Sarg. Im Jahre 1817 wurde derselbe auf dem Kirchhofe Pere-Lachaise bei Paris beigesetzt, und noch heute schmückt das treue Gedächtniß Jahr aus Jahr ein dieses Grab mit zahlreichen Todtenkränzen. Schöne Seelen und freie Geister tragen meist die Dornenkrone im Leben, aber ihr Bild und ihr Grab wird von der Liebe der Menschheit in Blumen gefaßt.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Einzelne Rufe nach einer Kirchenreformation.

Paris hatte mit dem ersten Jahre des dreizehnten Jahrhunderts eine privilegirte Universität; zu Bologna, zu Salerno

waren Hochschulen für die Wissenschaft schon früher, ebenso an andern Orten Italiens und Frankreichs, aber nur für die Rechtswissenschaft, für die Medicin und für die Sprachenkunde. Vorher war selbst Medicin, nicht bloß die Rechtswissenschaft, in den Händen der Geistlichen gewesen, wie alle andern Zweige des Wissens. Mit diesen Hochschulen, an welchen auch Laien lehrten, tritt die Laienwelt in die Kampfbahn ein, in welcher sie die von der Geistlichkeit Jahrhunderte lang in Beschlag genommene Bildung für sich zurückeroberte, nämlich in wissenschaftlicher Hinsicht. In allgemeiner Hinsicht hatten die frommen Brüderschaften, die „Ketzer", lange zuvor darin einen Vorgang gemacht.

Keine dieser Hochschulen aber war vorerst eine „Universität", eine Gesammtheit aller Zweige der Wissenschaft. Erst in Paris begannen die Vorträge, wie über Medicin und Rechtswissenschaft, so über Theologie, Grammatik und, was für diese Zeit das Wichtigste war, über Philosophie. Paris war der Zeit nach die erste Universität, und wurde das Muster aller Universitäten der Welt. Paris war zu Abälards Zeit der Feuerherd der neuen wissenschaftlichen Bewegung, der Hauptschauplatz der wissenschaftlichen Parteikämpfe; aber nicht die einander feindlichen Parteien der Nominalisten und Realisten machen die Universität Paris für die Lebensgeschichte der Kirche so bedeutend, als allein schon Abälard, welcher alle seine Vorgänger verdunkelt und eine ungeheure Zahl begeisterter Schüler in die Welt gesandt hat.

Thomas von Aquino, der Heilige, aus dem Dominikanerorden, welcher hundert zwei und dreißig Jahre nach Abälard starb, im Jahre 1274, hat in Köln, in Paris, in Rom und in andern Städten Italiens gelehrt. Seine Zeitgenossen haben gesagt, „Thomas lehrt wie ein Engel, Doktor Thomas ist ein Engel". Der römische Hof hat ihn unter die Heiligen versetzt, und der scharfsinnige Neapolitaner gilt noch heute bei den meisten Katholiken als der Höhepunkt der Scholastik, und wenigstens bis zur neuesten Entwicklung der Philosophie galten in der ganzen katholischen Welt die Schriften des Thomas von Aquino als

das Höchste christ-katholischer Wissenschaft, als ein Werk, „daran Christus selbst sich erfreue“.

Aber weder er, noch der kleine Dominikaner Albertus, Graf von Bolstädt, der auch von seinen Verehrern Albertus Magnus, Albert der Große, heißt, noch der Franziskaner Alexander von Hales bei Glocester, noch Petrus Lombardus, noch Bonaventura, noch der frühere Anselm aus Aosta, noch Duns Scotus, der Franziskaner aus Northumberland, kein Scholastiker, weder ein Nominalist noch ein Realist, Keiner dieser zwei Parteien, in welche die Scholastiker sich theilten, hat für den wahren Fortschritt des christlichen Geistes und Lebens, vom unbefangenen Standpunkt unserer Zeit aus betrachtet, auch nur entfernt eine solche Bedeutung, wie Abälards kühner, freier, anregender, thatkräftiger Geist. Wie im Nebeln steht Thomas von Aquino unter ihm, so tief und nachhaltig Thomas von Aquino die katholische Dogmatik beherrschte, als der Goliath der Kirchenlehre.

Thomas von Aquino war der Schüler des Albertus Magnus, jener träumerischen Schwabennatur in der Mönchszelle. Denn Albertus Magnus war ein Schwabe, geboren zu Lauingen in Schwaben im Jahre 1193, aus der altadeligen Familie derer von Bolstädt.

Ein wissenschaftlicher Kopf im eigentlichen Sinne des Worts war Albertus Magnus gar nicht, so viel er auch von der Kenntniß der Natur und ihren Geheimnissen als Schüler arabischer Weisheit sprach, und so sehr er als Zauberer von Hoch und Nieder angestaunt wurde. Ein und zwanzig Folianten füllen seine uns erhaltenen Werke. Er verstand es, ein Gastmahl zu Ehren König Wilhelms mitten im Winter mit allen Reizen des Frühlings zu schmücken, und die Sage, welche um den Magus dieses Dominikaners Albert sich legte und allgemein Glauben fand, erzählt, Albertus habe als die Frucht seiner magischen Kenntnisse einen Topf gehabt, welcher geredet habe, und diesen Topf habe sein Schüler, Thomas von Aquino, aus Entsetzen zerschlagen.

Ein Einblick in des großen Albertus Folianten überzeugt

jeden Schwaben, daß er es hier mit einer gewissen Art von schwäbischen Naturen zu thun hat, wie sie gar nicht selten noch heute im schwäbischen Volksstamme sich finden; es ist eine romantische Natur, dieser Schwabe Albertus Magnus, sehr gläubig, ganz und gar kirchengläubig, mit einem entschiedenen Hang zum Poetischen, das der Aberglauben als Reiz an sich hat, aber auch mit einer gewissen Schalkhaftigkeit des schwäbischen Mutterwitzes, der Verständigkeit, die mit dem Wunderbaren und Abenteuerlichen ihr poetisches Spiel trieb; denn gerade die Mischung von Poesie und Verständigkeit ist es in der Mehrheit des schwäbischen Stammes im gemeinen Mann, im Gelehrten und Dichter, was den schwäbischen Humor ausmacht. Abraham a St. Clara, Albrecht Bengel, Oetinger, Sailer haben mehr oder minder davon; sie haben's, wenn es auch bei dem einen selten, bei dem andern stehend hervortritt, bei Bengel nur durchblitzt durch die anerzogene Ernsthaftigkeit dieses feinsten theologischen Geistes seiner Zeit; es haben das bei völliger evangelischer Rechtgläubigkeit L. Uhland und G. Schwab, und, so sehr viel der an Albertus Magnus in manchem Stück erinnernde Justinus Kerner davon hat, so hat doch von Haus aus sogar dessen scheinbarer Gegenfüßler, der Dialektiker und Kritiker Friedrich (nicht David, was nur sein Nebenname ist) Strauß, nicht wenig davon, wenigstens in seiner Jugend viel gehabt. Die Autoritätsgläubigkeit wurde bei dem Letzteren sogar später alterirt, als bei manchen Altersgenossen, schlug aber dann bei ihm plötzlich ins Gegentheil um.

Diese Beispiele sind hier gewählt, um die in der Regel ganz unverstandene Figur des Albertus Magnus zu beleuchten.

Albertus las seinen Aristoteles mit der poetischen Anlage, die in ihm war, und ebenso las er den Evangelisten Johannes und den „heiligen“ Augustinus mit den Augen der Dialektik. Glaubenssätze beweist er aus der Physik und der Mathematik, und, da Augustinus den heiligen Geist als die Liebe in der Christengemeinde erklärte, so bewies Albertus Magnus die Wahrheit davon — aus der Physiologie; bei zufälliger Nennung des auch unbekannten Namens einer geliebten Person, sagte er, fange der Puls des Liebenden an, rascher zu schlagen; also

sey die Liebe ein Geist, der jederzeit zu citiren sey. Die Dämonen waren ihm etwas so Existirendes, daß er sie wie Bekannte behandelte. Aber dennoch erklärte er die Wunder der egyptischen Zauberer vor Pharao physikalisch; aus den Stäben haben sich auf dem Wege der Fäulniß auch sonst Schlangen bilden können, wie bei dem römischen Dichter Virgil aus dem in Fäulniß übergegangenen Blut einer Kuh — Bienen entstehen. Die Dämonen haben den Zauberern nur zu einem beschleunigten Naturprozeß geholfen.

Daß das Albertus wirklich glaubte, geht daraus noch gar nicht hervor; es war Art der Scholastiker des Mittelalters, wie der Scholastiker unserer Tage, aus Beigebrachtem zu beweisen für die Menge, ganz unbekümmert, ob das Beigebrachte Stand halte vor dem Auge des Kenners.

Ueber die astrologischen Studien des Albertus wird erst das nächste Halbjahrtausend endabschließend urtheilen können. Wenn man aber diese Seite seiner Studien als die tiefsinnigste bezeichnet, so werden wenigstens für jetzt die oberflächlichen Mathematiker schweigen, seit Alexander von Humboldt in seinem Kosmos die Beziehung des Mondes zur Erde aus Erfahrung festgestellt hat. Julius Cäsar, der große Hohenstaufe Friedrich II. waren vor ihm, Wallenstein und viele Fürsten im Zeitalter Wallensteins waren nach ihm in dem Wahn, als haben die Gestirne unmittelbaren Einfluß auf die Geschicke der Menschen. Aber daran glaubte der gemüthliche Schwabe Albertus nicht. Wohl aber glaubte er an eine Einwirkung derselben auf die vegetative Welt, auf die Witterung und das Klima, und darum an einige Einwirkung, mittelbar, auf die menschliche Stimmung und den menschlichen Willen.

Die Vertiefung seines Gemüthes und seines Geistes auf das Seelische hat er gewiß für jeden tieferen Menschen darin aufgedeckt, daß ihm das Geheimniß des Rapports zwischen dem liebenden und dem geliebten Gegenstand offenbar und klar war, und dadurch die Beziehung des heiligen Geistes der Liebe zu den im christlichen Geiste Versammelten, nach der Wahrheit des Wortes des Heilands: Wo Zwei oder Drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen.

An spekulativem Geiste war Thomas von Aquino größer als sein Meister Albertus, trotz der Unmasse des scholastischen Wissens, das in Albertus sich aufgehäuft hatte. Aber ging Albertus mit Bewußtheit mancher schlüpfrigen Frage in scholastischen Formeln durch, um seine Abweichung vom Kirchenglauben zu verdecken: so that das Thomas von Aquino, sein Schüler, noch mehr. Keiner von Beiden hat unmittelbar, wie Abälard, dem christlichen Wissen und Leben zum Fortschritt verholfen, und Thomas von Aquino und seine Nachtreter haben sogar sehr dazu beigetragen, den christlichen Geist zu fesseln, und dem Gefesselten sogar die Augen zu verbinden. Es ist eitel Nichts, wenn man sogar von gewisser protestantischer Seite her, kritiklos, vormalen wollte, als haben Thomas von Aquino und seine Schüler „den Geist eines ganzen Jahrhunderts zu den höchsten und heiligsten Dingen hingelenkt, und viele spekulative und praktische Wahrheiten der göttlichen Offenbarung ihren Zeitgenossen mit einer Klarheit neu vor Augen geführt, welche die Irrlichter einer jüngeren, vernünftelnden Weisheit in tiefes Dunkel stelle".

Die Wirklichkeit ist: Die Schriften und die Richtung des Thomas von Aquino haben, bei allen christlich liebevoll und geistreich thuenden Redensarten, die römisch-christliche Kirche gerade dahin geführt, daß die große Umwandlung, die der neu-christliche Geist gemacht hat, diejenigen Länder und Völker ohne Segen ließ, welche Buchstabe und Geist des Thomas von Aquino als Richtschnur ihres Unterrichts beibehielten. Noch heute stehen solche Staaten da: entweder als in der Entwicklung zurückgebliebene, oder als innerlich und äußerlich krankende, oder endlich als in ihrer Nationalität untergehende und an fremde Mächte verfallende.

Wie ganz anders griff in das christliche Leben und Denken der Franziskaner Roger Bacon mit dem genialen Licht hinein, das ihn zum Entdecker machte in den Naturwissenschaften, in Mathematik, Physik und Astronomie, und das ihm bittere Verfolgung von Seiten der römischen Partei und ihrer Finsterlinge zuzog! Hat er doch mit dem kühnen Freimuth des Genies, mit der Unumwundenheit des Bewegungsmannes, für den Fortschritt der Wahrheit gegen das Stehengebliebene und gegen die

in dasselbe Verbissenen und in der Entwicklung Zurückgebliebenen selbstvergessen gekämpft, die herrschenden Ansichten der Dominikaner und Scholastiker bei jeder Gelegenheit angegriffen, und der Kirche des Pabstthums und ihren Theologen einen bedenklichen Stoß versetzt schon durch die alleinige Behauptung, die Vulgata sey eine vielfach unrichtige Uebersetzung des göttlichen Textes der heiligen Schrift, die Vulgata, das einzige Buch, auf das sich die römischen Theologen noch einließen, weil es eine solche lateinische Uebersetzung der Bibel war, die sie noch zu verstehen vermochten. Roger Bacon sagte ihnen ins Angesicht, zuerst müsse man die Grundsprachen, in welchen die heiligen Schriften geschrieben seyen, Hebräisch und Griechisch, lernen, ehe man Glaubenslehrsätze und Streitfragen auf die Bibel gründen könne.

Noch stärker war der Stoß seiner zweiten Behauptung, die heilige Schrift sey überhaupt die alleinige Quelle aller Wahrheit in Glaubenssachen, und Gottes Wort gegenüber gelten alle Autoritäten der Welt nichts, weder Pabst noch Kirchenversammlung. Weniger gefährlich freilich war ein Drittes, nämlich daß er sich erbot, die Bibel aus dem Grundtext den Laien zu erklären, ja die Laien die Grundsprachen zu lehren.

Dieser kühne Geist, Lehrer zu Oxford, aufgewachsen unter dem Einfluß jenes Bischofs Robert Groß head, geboren zu Ilchester in der Grafschaft Sommerset in England im Jahre 1214, und gestorben 1294, gehört nicht bloß zu den ersten Sternen des dreizehnten Jahrhunderts, sondern zu den Geistern, deren außerordentliche Energie nachhaltigst wirkte zu den Reformen in Kirche und Staat, welche zwei Jahrhunderte nach ihm sich vollzogen.

Die Macht seiner Gedanken ist im Stillen fortgegangen, und während er an sich spürte, daß jeder neue Gedanke, den er in das christliche Leben hinaus gab, ein Stück seines leiblichen Wohl- und Daseyns mitnahm, lebte und arbeitete er, ein „Bürger künftiger Geschlechter“.

Dieser Mann hatte den Kalender verbessert, und dabei Ansichten ausgesprochen, welche der große Kopernikus nachher billigte und benützte. Dieser Mann beschäftigte sich mit der Per-

An spekulativem Geiste war Thomas von Aquino größer als sein Meister Albertus, trotz der Unmasse des scholastischen Wissens, das in Albertus sich aufgehäuft hatte. Aber ging Albertus mit Bewußtheit mancher schlüpfrigen Frage in scholastischen Formeln durch, um seine Abweichung vom Kirchenglauben zu verdecken: so that das Thomas von Aquino, sein Schüler, noch mehr. Keiner von Beiden hat unmittelbar, wie Abälard, dem christlichen Wissen und Leben zum Fortschritt verholfen, und Thomas von Aquino und seine Nachtreter haben sogar sehr dazu beigetragen, den christlichen Geist zu fesseln, und dem Gefesselten sogar die Augen zu verbinden. Es ist eitel Nichts, wenn man sogar von gewisser protestantischer Seite her, kritiklos, vormalen wollte, als haben Thomas von Aquino und seine Schüler „den Geist eines ganzen Jahrhunderts zu den höchsten und heiligsten Dingen hingelenkt, und viele spekulative und praktische Wahrheiten der göttlichen Offenbarung ihren Zeitgenossen mit einer Klarheit neu vor Augen geführt, welche die Irrlichter einer jüngeren, vernünftelnden Weisheit in tiefes Dunkel stelle".

Die Wirklichkeit ist: Die Schriften und die Richtung des Thomas von Aquino haben, bei allen christlich liebevoll und geistreich thuenden Redensarten, die römisch-christliche Kirche gerade dahin geführt, daß die große Umwandlung, die der neu-christliche Geist gemacht hat, diejenigen Länder und Völker ohne Segen ließ, welche Buchstabe und Geist des Thomas von Aquino als Richtschnur ihres Unterrichts beibehielten. Noch heute stehen solche Staaten da: entweder als in der Entwicklung zurückgebliebene, oder als innerlich und äußerlich krankende, oder endlich als in ihrer Nationalität untergehende und an fremde Mächte verfallende.

Wie ganz anders griff in das christliche Leben und Denken der Franziskaner Roger Bacon mit dem genialen Licht hinein, das ihn zum Entdecker machte in den Naturwissenschaften, in Mathematik, Physik und Astronomie, und das ihm bittere Verfolgung von Seiten der römischen Partei und ihrer Finsterlinge zuzog! Hat er doch mit dem kühnen Freimuth des Genies, mit der Unumwundenheit des Bewegungsmannes, für den Fortschritt der Wahrheit gegen das Stehengebliebene und gegen die

die Planeten gezeigt werde. Sie sagten, er habe einen Bund mit dem Teufel, und auf diese Anklage hin wurde er als Zauberer in einen engen Kerker geworfen, aus welchem ihn nur die Verwendung einiger Großen Englands befreite, aber erst nach zehnjähriger Haft. Ein Verbrechen wenigstens war in Priesteraugen das, daß er die Laien zum fleißigen Bibellesen aufgefordert hatte, daß er die Bibel allein als oberste Autorität anerkannte, von der Autorität des Priester- und Pabstthums sagte, sie sey aus Herrschsucht, aus Ehrgeiz auf der einen Seite und aus der Unwissenheit der blinden Menge auf der andern Seite entsprungen, die Macht des Antichrists sey in die Kirche eingedrungen und die Kirche müsse durch eine Reformation von den vielen Irrthümern und Mißbräuchen gereinigt werden. In der Freiheit, als Lehrer zu Oxford, verwandte er viel Geld auf die wissenschaftliche Ausbildung begabter Jünglinge, und arbeitete für die Heidenmission besonders durch Unterweisung in der Länder- und Völkerkunde: ohne diese sey nicht viel auszurichten, sagte er.

Reformatorische Gedanken und Verkündigungen im Geiste des Abts Joachim gingen noch früher, zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, von einem Lehrer der Theologie zu Paris aus. Das war Amalrich von Bena, einem Flecken im Gebiete von Chartres. Seine Lehre wurde zwar 1204 von der Pariser Universität als ketzerisch verdammt, 1207 vom römischen Stuhle, und Amalrich selbst starb schon 1209: aber seine Gedanken zündeten fort, zumal sie schon im Todesjahre Amalrichs ihre Märtyrer fanden. Zehn seiner Schüler wurden als „Ketzer" vor den Thoren von Paris verbrannt, vier eingemauert, Amalrichs Leiche ausgegraben, verbrannt und die Asche in die Luft gestreut.

Amalrich hatte unter Anderem gelehrt, das Reich des Geistes sey jetzt vor der Thüre; die innere Gnade desselben mache alle äußeren Gnadenmittel und alle Anstalten der römischen Kirche entbehrlich; es bedürfe der äußeren Kirche nicht mehr; der Pabst sey der Antichrist, die römische Kirche sey Babel. In dem Zeitalter des heiligen Geistes gehe alles Aeußerliche in dem rein Geistigen auf, nicht bloß Räucherungen und alle Formen des

spektive und ihrer Wissenschaft. Dieser Mann arbeitete drei Jahre an einem Brennspiegel, und fertigte Telescope, um die Sterne des Himmels und ihre Bewegungen zu betrachten. Dieser Mann kannte die Zusammensetzung und die Wirkung des Schießpulvers, und im vierten Kapitel seines Briefes „über die geheimen Werke der Kunst und Natur" sagte dieses große Genie, das unsere Dampfboote und Dampfwagen im Geiste voraussah: „Es können Wasserfahrzeuge gemacht werden ohne Menschen, welche rudern, so daß die größten Fluß- und Seeschiffe dahin segeln, während ein einziger Mensch sie regiere, mit einer größeren Schnelligkeit, als wenn sie voll von schiffenden Menschen wären. Auch können Wagen gebaut werden, so, daß sie ohne ein Thier in Bewegung gesetzt werden mit einem unermeßlichen Ungestümm."

Dieses großen Genies Schriften verbreiteten sich, trotz der Schwierigkeit der Zeit, in vielen geschriebenen Exemplaren durch ganz England, grammatische, mathematische, physikalische, optische, geographische, astronomische, chronologische, chemische, magische, logische, metaphysische, ethische, medicinische, philologische und theologische Schriften.

Das war der Zeitgenosse des Thomas von Aquino, welchen man „unter den Scholastikern den Größten" genannt hat. Freilich nannten ihn so diejenigen, welche meinen, die Theologen an und für sich seyen der Geist der Welt, und die Fassung eines Dogmas das Wichtigste in der Welt.

Die auch von Thomas von Aquino geförderte Richtung zum Satanismus, d. h. zur Bindung des Geistes und des Gewissens und zur grausamen Verfolgung beider, war längst auch in den Ordensbrüdern Bacons, in den Franziskanern. Ihr Neid über den genialen, so hoch über ihnen stehenden Bruder hing sich an seine mystischen und astrologischen Arbeiten, denen er besonders auch oblag; denn er theilte die Schwäche seiner Zeit in zwei Punkten, im Glauben an die Möglichkeit, geringe Metalle in Gold zu verwandeln, und im Glauben, Gott habe den Weltlauf, wie er sagte, so ordnen wollen, daß dem Verständigen Einiges, was er vorhergesehen oder vorherbestimmt habe, durch

die Planeten gezeigt werde. Sie sagten, er habe einen Bund mit dem Teufel, und auf diese Anklage hin wurde er als Zauberer in einen engen Kerker geworfen, aus welchem ihn nur die Verwendung einiger Großen Englands befreite, aber erst nach zehnjähriger Haft. Ein Verbrechen wenigstens war in Priesteraugen das, daß er die Laien zum fleißigen Bibellesen aufgefordert hatte, daß er die Bibel allein als oberste Autorität anerkannte, von der Autorität des Priester- und Pabstthums sagte, sie sey aus Herrschsucht, aus Ehrgeiz auf der einen Seite und aus der Unwissenheit der blinden Menge auf der andern Seite entsprungen, die Macht des Antichrists sey in die Kirche eingedrungen und die Kirche müsse durch eine Reformation von den vielen Irrthümern und Mißbräuchen gereinigt werden. In der Freiheit, als Lehrer zu Oxford, verwandte er viel Geld auf die wissenschaftliche Ausbildung begabter Jünglinge, und arbeitete für die Heidenmission besonders durch Unterweisung in der Länder- und Völkerkunde: ohne diese sey nicht viel auszurichten, sagte er.

Reformatorische Gedanken und Verkündigungen im Geiste des Abts Joachim gingen noch früher, zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, von einem Lehrer der Theologie zu Paris aus. Das war Amalrich von Bena, einem Flecken im Gebiete von Chartres. Seine Lehre wurde zwar 1204 von der Pariser Universität als ketzerisch verdammt, 1207 vom römischen Stuhle, und Amalrich selbst starb schon 1209: aber seine Gedanken zündeten fort, zumal sie schon im Todesjahre Amalrichs ihre Märtyrer fanden. Zehn seiner Schüler wurden als „Ketzer" vor den Thoren von Paris verbrannt, vier eingemauert, Amalrichs Leiche ausgegraben, verbrannt und die Asche in die Luft gestreut.

Amalrich hatte unter Anderem gelehrt, das Reich des Geistes sey jetzt vor der Thüre; die innere Gnade desselben mache alle äußeren Gnadenmittel und alle Anstalten der römischen Kirche entbehrlich; es bedürfe der äußeren Kirche nicht mehr; der Pabst sey der Antichrist, die römische Kirche sey Babel. In dem Zeitalter des heiligen Geistes gehe alles Aeußerliche in dem rein Geistigen auf, nicht bloß Räucherungen und alle Formen des

Kultus, welche nicht urchristlich seyen, sondern selbst Aeußerliches, was urchristlich, aber nur Form früherer Offenbarung sey. Die Trinität sey nichts Anderes, als die Offenbarung der Gottheit in drei Weltaltern. Das erste Weltalter sey die Offenbarung Gottes als des Richters in Gerechtigkeit gewesen, und diese Offenbarung habe er niedergelegt in dem Gesetz; das zweite Weltalter sey die Offenbarung seiner Güte und Gnade gewesen, niedergelegt hauptsächlich in den Sakramenten. Diese zweite Offenbarung Gottes, die noch nicht die vollkommene gewesen sey, wegen ihrer Aeußerlichkeit, entfalte sich jetzt, nachdem das lange zeitgemäß gewesene Aeußerliche zum wahren Christenthum nicht mehr nöthig sey, zu ihrer Vollendung im dritten Weltalter, in dem des heiligen Geistes. In diesem seyen für den wahren Christen, den Geistesmenschen, selbst Taufe, Beichte und Abendmahl nicht mehr nothwendiges Bedürfniß, und nicht bloß das alte, sondern selbst das neue Testament trete in eine andere Stellung zu den erleuchteten Christen im Zeitalter des Geistes, als die Stellung gewesen sey, welche beide zu den Gottesfürchtigen der zwei früheren Weltalter gehabt haben. Das Verständniß der heiligen Schriften werde im Zeitalter des Geistes ein anderes. Die Auferstehung des Fleisches sey die durch den heiligen Geist gewirkte sittliche Veredlung, die „Wiedergeburt", wie es Christus genannt habe. So habe das der Apostel Paulus selbst öfters erläutert. Himmel und Hölle seyen innere, sittliche Zustände: wo das Bewußtseyn der Gotteserkenntniß völlig sey, da sey der Himmel, denn der Geistesmensch, der sich mit Gott eins wisse, könne nicht sündigen, die Sünde habe für ihn ihren Stachel verloren, und er lebe in der Liebe und handle aus Liebe. Die Hölle aber sey, wo die todbringende Sünde herrsche. Die Offenbarung Gottes sey eine ewige, und wie er vor Christus sich geoffenbart habe, so offenbare er sich immerfort noch heute. Er habe aus den Weisen und Dichtern der Vorwelt eben so gesprochen, als aus den Kirchenvätern, wenn auch die letzteren erleuchteter gewesen seyen als die ersteren. Gott sey das Wesen, der Ausgang und das Ziel aller Kreatur; jeder Fromme sey ein Christus, in welchem Gott Mensch werde, weil jeder Fromme als ein Glied Christi sich wisse und fühle; weil

der heilige Geist in einem solchen Frommen Mensch geworden sey. Alles, was in Liebe geschehe, sey rein. Im Abendmahl sey nur die Erscheinung des Göttlichen in irdisch sichtbarer Form versinnbildlicht, und nicht erst die Weihung des Priesters mache das Brod und den Wein zum Fleisch und Blut Christi, sondern sie spreche nur das aus, was schon an sich Thatsache sey, nämlich daß das Kreatürliche mit dem Göttlichen substantiell eins sey; wie Gott in der ganzen Natur sey, so sey er auch in Brod und Wein des Abendmahls.

Das waren die Grundgedanken Amalrichs und seiner ersten Schüler, soweit man sie aus den *Anklageakten* erkennen kann: von ihren Schriften ist nichts auf uns gekommen. Diese wurden von der römischen Kirche vernichtet. Noch bei Lebzeiten war Amalrich zum Widerruf eines seiner Sätze genöthigt worden; und welcher Satz war das? Der Satz: Wie Keiner selig werden könne, ohne an Christi Leiden und Auferstehung zu glauben, so auch nicht, ohne zu glauben, daß er *selbst* ein Glied Christi sey, und sich als ein solches Glied Christi zu wissen. Ohne das *nicht*, und durch das *allein*, werde einem Menschen die Seligkeit zu Theil. In dem letzten Zusatz lag der tödtliche Pfeil für die Hierarchie. Denn es lag darin, was er vor seinen Zuhörern auch ausdrücklich aussprach, daß die Seligkeit allen Menschen zu Theil werden könne, erstens *ohne* irgend eine Vermittlung äußerlicher Kirchenhandlungen, und zweitens, daß diese kirchlichen Handlungen für sich selbst gar nichts zur Seligkeit helfen; also daß sie unnütz, unnöthig, überflüssig, und darum unzeitgemäß und zu *beseitigen* seyen, sowohl die Kirchenakte, als die, welche sie verrichten, die römischen Priester.

Jetzt erst, nach mehr als drei Jahrhunderten, griff bei Gelegenheit der Verdammung des todten Amalrich und seiner Schüler die römische Kirche auf einen Mann zurück, mit dessen Geist und Richtung dieser ihr zusammen zu hängen schien, und der schon im Jahre 880 gestorben war. Das war *Johannes Scotus*, auch *Erigena* genannt, das heißt Johannes der Scote aus Irland, der am Hofe König Karls des Kahlen als dessen Hausgenosse lebte.

Dieser Mann aus der britischen Schule hatte schon zu seiner Zeit den Satz aufgestellt, daß die Vernunfterkenntniß dem Autoritätsglauben vorausgehen müsse, daß die Schrift- und Kirchenlehre nur die menschlich geformte, symbolische Hülle des Unbegreiflichen, des Göttlichen sey, und daß es über derjenigen Theologie, welche an die Schrift- und Kirchenlehre sich anschließe, noch eine andere höhere Theologie gebe, welche erweise, daß Alles, was in der Schriftlehre nach dem Buchstaben genommen und in der Kirchenlehre von den göttlichen Dingen ausgesagt sey, dem Wesen des Göttlichen nicht vollkommen entspreche, nicht der reine Ausdruck der göttlichen Dinge sey, sondern nur ein solcher Ausdruck, wie er für die menschliche Beschränktheit nothwendig sich ergeben habe. In seiner Reinheit stelle sich das Göttliche nur der reinen Anschauung des denkenden und betrachtenden Geistes dar. Religion und Philosophie sey nur die zweifache Form desselben Geistes. Darum verlangte er, wie Origenes, eine tiefere Forschung nach dem inneren Sinne der heiligen Schriften.

Dieser Mann, mit dem klaren Bewußtseyn der göttlichen Unendlichkeit, nannte die Welt die Offenbarung der Gottheit in verschiedener Entwicklung. Christus war ihm der Mittelpunkt der ganzen Menschengeschichte, ja der Geschichte des Weltalls, der Gottmensch war für ihn die Versöhnung des Endlichen und des Unendlichen. Mit dieser seiner Anschauung stand Johannes Scotus in seiner Zeit, dem neunten Jahrhundert, nicht nur hoch über derselben, sondern auch einsam in derselben, wie im reinen Blau und Sonnenglanz die höchste Alpenfirne über den Nebeln, die tief unten über Allem lasten. Ein Fremdling war er seiner Zeit geblieben, nicht bloß nicht verstanden von ihr, sondern von ihrem Auge gar nicht erreicht, unbemerkt, und nur von Wenigen als Ketzer in der Stille beargwöhnt, darum auch vor Verfolgung sicher, zumal er sein Tiefstes nur in griechischer Sprache von sich gab. Dennoch sickerte etwas von seiner Ketzerei durch aus den Kreisen des Königspalastes, dessen Hausgenosse er war, bis hinab nach Rom. Aber die päbstliche Staatsklugheit Nikolaus I. zog es vor, den Schleier, der darüber lag, unangerührt ruhen zu lassen; sie lüftete ihn nicht; sie that, in der Erkenntniß, daß jetzt

solche Gedanken in solcher Form ihr nicht gefährlich seyen, als ob das gar nicht da sey.

Abermals kommen wir auf den Gedanken des großen deutschen Dichters zurück: „Wie der Sonne Bild sich auf dem Dunstkreis malt, eh sie kommt, so schreiten auch den großen Geschicken ihre Geister schon voran, und in dem Heute wandelt schon das Morgen.“ So war auch dieser Sohn des grünen Erins, Johannes der Scote, dieser Tüchtige aus der Bildungsschule Britanniens, der Geist, welcher vorausschritt dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert, ja noch späteren, über unsere Tage hinausliegenden Jahrhunderten. In jenen trat als lebendige Geschichte hervor, was er im Geiste vorausschaute, und in diesen kommenden wird noch mehr als jetzt Erkenntniß und Leben werden, wenn auch in zeitgemäß entwickelter höherer Wahrheit, was er auf seinem Standpunkt mit dem voraussehenden Auge geschaut und mit dem weissagenden Munde gesprochen hat.

Hätten ihn die Dominikaner in ihre Hände bekommen, der Mann wäre verbrannt worden, ja schon die Vordominikaner, die Kirchenpartei als solche, hätten ihn verbrannt, wie sie Amalrich verbrannt hätten, wenn sie ihn lebendig noch in ihre Gewalt bekommen hätten, und wie der Vortrab dieses Dominikanerfanatismus, nämlich Dominikus selbst und seine Gesinnungsgenossen, in den ersten drei Jahren ihres Auftretens die Gebeine Amalrichs noch schändeten und seine Schüler verbrannten.

Es ist der äußerste Grad von Gedankenlosigkeit, um nicht zu sagen von Nichtswürdigkeit des sittlichen Charakters, wenn an Dominikus und den Dominikanern — denn damals gab, wie diese Leute selber zugestehen, Dominikus den Ton an — von Federn, welche als protestantisch sich ausgeben, in weitverbreiteten, einflußreichen, protestantischen Schriften, das Liebreich-Christliche des Dominikus und seiner ersten Schüler hervorgehoben wird, von Dominikus, der erwiesenermaaßen in Paris und im südlichen Frankreich anwesend war, als jene Mordscenen gegen dieses Denken im Glauben vollführt wurden.

Kennzeichnend ist, daß zugleich mit Amalrichs Lehre die

naturphilosophischen Schriften des Aristoteles von der Kirche verdammt und verboten wurden.

Da war es, wo auch der schon Jahrhunderte lang Todte, jener Johannes Scotus, mitverdammt wurde von der Kirchenversammlung, er und seine Lehre, als Anfänger und Quelle der „Ketzerei der Brüder des freien Geistes“. Unter den Schülern Amalrichs war der ausgezeichnetste und selbstständigste David von Dinanto. Auch dessen Schriften hat die römische Kirche vernichtet. Beide, Meister und Schüler, scheinen sich zu einander verhalten zu haben hier auf dem Gebiete der christlichen Philosophie, wie Plato und Aristoteles. Die neuere Vermuthung, daß derselbe nicht Amalrichs Anhänger gewesen sey, ruht auf einer völligen Unkenntniß des anziehenden und zusammenziehenden Geistes einer Bewegungszeit, in welcher, oft mit sehr starken Abweichungen im Einzelnen, diejenigen von selbst zusammenfallen, welche auf Ein Ziel gehen, auch wenn sie innerlich, und sogar unter sich, äußerlich, sich nicht einmal freund sind.

Wie immer in Zeiten allgemeinen politischen und kirchlichen Drucks diejenigen, welche für die Freiheit des Gedankens und des Lebens eintreten, ihre wahre Ansicht und Zwecke von jeher zu verhüllen, das Politische unter einem religiösen Anstrich zu verstecken und die Spitze selbst des bloß religiös scheinenden Zweckes zu verbergen streben, auch die Kühnsten, aus Furcht für ihre eigene Existenz gewiß weniger, als aus Besorgniß für die Existenz und den Fortgang ihres Zweckes: so zeigt sich das namentlich durch das ganze Mittelalter bei denen, welche wider den weltlichen und geistlichen Absolutismus sind. Je näher man der großen Umwälzung tritt, welche auf dem Gebiete des Staates und der Kirche mit dem Reformationszeitalter begann, desto mehr muß man sich hüten, das als den Grundgedanken zu nehmen, was einzelne Wortführer oder ganze Gesellschaften offen sagen, und auf den geheimen Kern dessen zu dringen suchen, was ihr tiefster, ihr wahrer, leitender Gedanke war. So versteckten sich namentlich unter dem Anstrich einer mystischen Religiosität, eines christlichen Pantheismus, und unter ganz einfach klingenden, aus dem neuen Testament genommenen, kurzen Sätzen ganz entschieden

revolutionäre Bestrebungen gegen das Bestehende in Kirche und Staat.

So war bei Amalrich und David von Dinanto der mystische Pantheismus nur die Einkleidung ihrer auf eine Umwälzung des Bestehenden gerichteten Gedanken. Wenn sie schriftgemäß sagten, „der Geist allein mache frei und selig“, und beifügten, „darum sey alles Aeußere unnütz“: so zogen sich in der praktischen Anwendung von selbst solche Folgerungen daraus, vor welchen die bisherigen kirchlichen und weltlichen Zustände nicht bestehen konnten.

Die „Brüder und Schwestern des freien Geistes“, mögen sie erst von Amalrich oder schon von viel früher, wie Gieseler, wohl irrthümlich, meint, sich herschreiben, wurden zwar durch die Scheiterhaufen und die Einkerkerungen, welche die Rechtgläubigkeit in Paris ihnen angedeihen ließ, zersprengt, aber nicht ausgerottet. Sie flüchteten dahin, wohin zuvor schon Arnold von Brescia, verfolgte Waldenser und Albigenser, wohin zu allen Zeiten die geächtete Freiheit und ihre Anhänger sich flüchteten: an die Quellen des Rheins und sein oberes Ufer.

Unter sich erkannten sie sich als „Brüder und Schwestern des freien Geistes“, nach Außen führten sie andere Namen, Namen solcher Vereine, welche nicht geächtet, wenn auch nicht überall unverfolgt waren. Am Oberrhein und in freien schwäbischen Reichsstädten waren sie am zahlreichsten; zerstreut fanden sie sich aber auch in ganz Deutschland, in Italien und Frankreich. Ihre Absicht und ihre Sehnsucht war eine Umwandlung des Bestehenden, eine Reform in Kirche und Staat; allgemeines Gefühl in ihnen war Haß gegen den die Freiheit des Geistes bindenden Absolutismus, besonders des priesterlichen. Ihr Christenthum ist, namentlich derer im Gebiete der alten edeln Reichsstadt schwäbisch Hall, ein durchaus praktisches, und zwar auf Herstellung eines religiös-politischen Volksthums gerichtetes: Denken und Leben sollen frei werden.

Das hat mit Pantheismus gar nichts zu schaffen; der Pantheismus ist das unvolksthümlichste Ding in der Welt; er widersteht der gesunden Natur des Herzens und des Kopfes im Volk; und wer den Brüdern und Schwestern des freien Geistes

die Ausbreitung eines mystischen Pantheismus als ihren Grundgedanken und Zweck unterschieben will, der irrt so sehr, als wer den Jesuiten die Hebung des Pabstthums als ihren Grundgedanken und Zweck unterlegt, und welcher die Adamiten, einen Auswuchs und eine Schmarotzerpflanze späten Datums, mit den „Brüdern und Schwestern des freien Geistes" nicht verwechselt, aber doch in Verbindung bringt. Die Adamiten waren ganz selbstisch und darum frivol; die Brüder des freien Geistes setzten Freiheit, Ehre, Gut und Leben nicht für sich, sondern für das Volk ein; sie waren Volksfreunde und volksthümlich und gingen freudig in den Tod, welcher Vielen durch das Schwert und durch das Feuer wurde, in den Städten Bayerns, Schwabens und Frankens.

„Nicht wir," sagten sie auf offenem Markt zu schwäbisch Hall, „sind Ketzer, sondern der Pabst ist ein Ketzer, alle Bischöfe und hohe wie niedere Prälaten sind Ketzer und der Simonie überwiesen. Sie haben, als selbst befangen in schweren Sünden, keine Befugniß zum Binden und Lösen der Sünden, und betrügen nur die Leute. Niemand, weder Pabst noch Bischof, könne den Gottesdienst verbieten, und wer es thun wolle, sey ein Ketzer. Die Mönche sämmtlicher Orden führen ein gottloses Leben, und besonders untergraben die Predigermönche (Dominikaner) und die Minoriten (Franziskaner) die Kirche Gottes mit ihren falschen Lehren."

„Niemand," riefen diese Volksprediger vor dem gedrängt versammelten Volke zu Hall aus, „Niemand ist, der die Wahrheit redet, und den rechten Glauben bewahrt, als wir und unsere Genossen, und wenn auch wir nicht aufgetreten wären, so hätte Gott eher Männer aus Steinen erweckt, die Menschen durch Lehre zu erleuchten, als daß er seine Kirche in der Gefahr hätte untergehen lassen. Eure Prediger haben die Wahrheit begraben, wir begraben den Trug; und die Indulgenzen, die wir den Leuten geben, kommen weder vom Pabst noch von den Bischöfen, sondern allein von Gott. Ja der Pabst führt ein so unapostolisches Leben, daß ihm nur Schweigen gebührt."

Eine bürgerliche Bewegung in Hall war die Folge ihres

Einflusses: die Haller verjagten die gesammte Welt- und Klostergeistlichkeit aus der Stadt.

Zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts fanden sich in den süddeutschen Städten noch ganze Gemeinden dieser Brüder und Schwestern des freien Geistes, und gegen dritthalbhundert, meist aus der Weberzunft, wurden im Jahre 1393 allein zu Augsburg zum Feuer verurtheilt, weil sie nicht widerrufen wollten. Der Inquisitor war hier der Dominikaner Peter Engerlin.

Zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts erhob sich in Italien ein bewaffneter Aufstand gegen die Inquisition, unter dem Mailänder Dolcino, dem Sohn eines Priesters. Dolcino stand an der Spitze des Apostelordens. Der Orden der apostolischen Brüder und Schwestern war von Gerhard Segarelli, einem Handwerker in Parma, gestiftet worden. Die Verfolgung machte, daß Segarelli, der zuerst nur Buße predigte, weiter ging bis zur Verkündigung des nahen Untergangs des Pabstthums. Vier und dreißig Jahre war er predigend hin und her gezogen, als er zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt wurde, und nach sechs Jahren verbrannten sie ihn, als einen Rückfälligen, im Jahre 1300. Statt seiner trat Dolcino an die Spitze der Apostelbrüder, die eine offene Stellung gegen die Pabstkirche nahmen, von Dalmatien aus, wohin sich Dolcino mit den meisten Brüdern des Ordens zurückgezogen hatte. Er ließ Weissagungen ausgehen über die nahe Wiederherstellung der Gemeinde der Heiligen auf Erden, und rühmte sich, von Gott auf besondere Weise berufen zu seyn.

Dolcino, welchen Dante im acht und zwanzigsten Gesang seiner Hölle in gleiche Linie mit Muhamed stellt, war jedoch weit mehr Schwärmer, und ohne den politischen Verstand, mit welchem Muhamed die Verhältnisse des wirklichen Lebens begriff, und seine neue Religion mit ihnen in Einklang setzte. Dolcino drang auf Entäußerung alles irdischen Besitzes und Gemeinschaft der Güter, und weil er das Volkselend und das Unglück der Zeit nicht bloß in der Verdorbenheit der Kirche, sondern auch in der bürgerlichen Ungleichheit, in den durch das Gesetz eingeführten Unterschieden fand, wollte er diese Unterschiede aufheben: die Menschen sollten,

wie eins mit Gott, so gleich unter sich wieder werden, und darum sollte Alles weggeräumt werden, was dem zuwider wäre. Alle bestehenden bürgerlichen und kirchlichen Verhältnisse sollten mit der Wurzel aus dem Boden der menschlichen Gesellschaft ausgeschnitten werden, und ein neues Leben beginnen in der Einheit der Brüder durch Liebe im heiligen Geiste, ohne daß dazu weder Formen, noch Gebräuche, noch äußere Vorschriften nöthig seyen. Offenbar wollte er vorerst nur einen radikalen Umsturz, und dann die neuen Formen von selber aus dem gereinigten Boden treiben lassen. Da er das Verfliegen des ersten Enthusiasmus der Seinen nicht überlebte, so gelang es ihm auch, diese mehrere Jahre lang in solcher idealer Einheit zusammen zu halten.

Er hoffte auf den Sturz des Pabstthums durch das Wiederaufleben der hohenstaufischen Partei unter König Friedrich von Sizilien, der im Jahre 1300 noch mit König Karl II. von Neapel im Kriege war. Er fing seine Reformation in den Bergen Oberitaliens an, und der große Druck der Zeit, der auf Bauern und Handwerkern lastete, führte den Apostelbrüdern unter Dolcino besonders aus Piemont viele Kräfte zu, als Dolcino den Krieg eröffnete gegen Inquisition, Geistlichkeit und Adel. Kreuzheere zogen gegen ihn, aber er wußte geschickt ihren Verfolgungen mit seinem Anhang sich zu entziehen, und ihnen mehr als einmal mit seinen schwärmerischen Bauernkriegsleuten, kaum tausend an der Zahl, schwere Verluste beizubringen. Jahre lang dauerte dieser religiös-politische Kampf, bis Dolcino im Jahre 1307 auf dem Berge Zebello, wo er sich verschanzt hatte, dem Kreuzheere des Bischofs von Vercelli unterlag. Sein ausgehungerter Haufe wurde geschlagen, er selbst gefangen und verbrannt.

Doch löste diese Niederlage die Partei nicht ganz auf; und, wie während des Kriegs allerlei Elemente aus den Widerkirchlichen aller Farben sich um Dolcino gesammelt hatten, so schloßen sich auch jetzt die Apostelbrüder mit Brüdern anderer Namen und Farben zusammen, und, ungeachtet namentlich gegen die Apostelbrüder noch zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts Kirchenversammlungen ihre Verdammungsbeschlüsse schleuderten, dauerten sie fort, und diese, die Brüder und Schwestern des

freien Geistes, die Fraticellen und Begharden, Katharer und die geheimen Andersgläubigen aller Art, bildeten eine Einheit, wenn auch nicht einer äußeren, sichtbaren Gemeinde, doch eine Einheit der Gesinnung und der Richtung gegen den gemeinschaftlichen Feind. Der Geist, dessen Träger sie blieben, war eine unsichtbare, in der Tiefe der Gesellschaft fortarbeitende Macht, gegen das Pabstthum einerseits, gegen den unchristlichen Druck weltlicher Gewalten andererseits. Geist ist ja, nach Shakspeares Wort und Hegels Anwendung desselben, der „alte Maulwurf, welcher hurtig wühlt, bei Tag und Nacht, ein trefflicher Minirer".

Wer schließen wollte, weil die „Ketzergemeinden" durch die Inquisition und den mit ihr verbündeten weltlichen Absolutismus zersprengt worden seyen, so haben damit die „Ketzer" aufgehört, der wäre sehr im Irrthum. Wie der Geist der neuen Zeit unter der Restauration der Stuart, trotz der Kirchhofsstille in England, da war, ob man ihn gleich nicht sah; wie in Deutschland unter dem bleiernen Druck kurzvergangener Jahrzehnte der liberale Geist da war, obgleich die Gegner ihn vernichtet glaubten; wie in Frankreich derselbe Geist nicht zur Ruhe kommt, bis er wirkliches Leben erhält und dadurch erlöst wird; wie überall in diesen Ländern dieser verfolgte politische Geist immer da war und eines Tages als der Geist der Mehrheit heraustrat: gerade so ist es mit demjenigen Geiste, welcher, als der religiöse Geist der neuen Zeit, der Reformation vorausging. Er war immer da und wühlte und arbeitete fort und bereitete vor; und als die rechte Stunde schlug, und Luther das große Wort sprach von der „evangelischen Freiheit eines Christenmenschen" und das „allgemeine Priesterthum aller Christen" wieder anrief, da quoll dieser Geist aus allen Adern der Gesellschaft hervor, und die Gedanken der Reformation zündeten nur darum so blitzschnell an entgegengesetzten Enden, und der Antheil daran lief nur darum so fast zu gleicher Zeit über ganz Europa hin, weil dieser Geist vorgearbeitet hatte, welchen die römische Kirche als „Ketzergeist" brandmarkte, welchen römisch-katholische Priester und Gelehrte neuester Zeit als „Revolutionsgeist" klüglich verdächtigten und bemackelten, und gegen den darum sogar protestantische Theologen

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Allgemeiner Ruf nach Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern.

„Das Christenthum," sagt Fallmerayer, „ist Bewegung, Protest, Opposition; es ist die Macht gegen Unnatur und Schlechtigkeit." An Beidem litt die römisch-katholische Kirche immer mehr so sehr, daß das Christenthum sich gegen diese Kirche erhob, sogar in solchen Herzen, welche vom Geiste des ursprünglichen Katholizismus voll waren. Dahin gehören namentlich die deutschen Mystiker. So einer war Meister Ekkart, der tiefsinnige Dominikanermönch, der Philosoph unter den Brüdern des freien Geistes, welcher im vierzehnten Jahrhunderte ein System sich gemacht hatte, welches man in auffallender Zusammenstimmung mit der Religionsphilosophie Hegels findet. Zu Paris, zu Toulouse, zu Straßburg, weit umher in Böhmen und Sachsen, zu Frankfurt am Main und zu Köln hat er im ersten Viertel des vierzehnten Jahrhunderts gewirkt; Jahr und Ort seiner Geburt sind unbekannt. Schon zu Frankfurt war er verdächtiger Verbindungen mit den „Brüdern des freien Geistes" beschuldigt worden. Als er in Köln predigte und lehrte, damals als Provinzialprior des Dominikanerordens für Deutschland, wurde er auf einem Ordenskapitel zu Paris angeklagt und abgesetzt. Im Jahre 1327 vor das Inquisitionsgericht gefordert, sah er siebenzehn seiner Sätze als ketzerisch verurtheilt, seine Schriften verboten; er selbst starb bald darauf im Gefängniß.

Meister Ekkart hatte deutsch gepredigt und geschrieben. Seine Predigten wurden trotz der päbstlichen Verdammung in vielen Klöstern Deutschlands, der Schweiz, Tyrols und Böhmens abgeschrieben, und er wirkte fort, ob er gleich als Ketzer verurtheilt und todt war.

Ein anderer deutscher Mystiker war Johann Tauler, ebenfalls ein Dominikaner, der zu Köln und Straßburg lehrte und im Jahre 1361 starb. Tauler stand in Berührung mit geheimen Waldensern. Ein Laie, Nikolaus von Basel, ein Erleuchteter aus dieser Brüderschaft, war es, welcher auf

Tauler besondern Einfluß übte. Dieser Nikolaus starb später als Glaubenszeuge auf dem Scheiterhaufen. Mit großer Kraft des Gemüths und der Rede, mit wunderbarer Herrschaft über die damals noch wenig gebildete deutsche Sprache, drang Tauler auf Reinigung des Herzens als erstes Merkmal und Unterpfand christlichen Lebens, und bekämpfte die Heuchelei todter Gebräuche, den inhaltlos gewordenen äußeren Kirchendienst, ein strenger Sittenprediger. Doch hütete er sich sorgfältig, die Lehre und die Grundsätze der römischen Kirche geradezu anzugreifen. Aber er weissagte, aus dem Leichtsinn seiner geistlichen und weltlichen Zeitgenossen werde eine solche Glaubensverwirrung entstehen, daß die Leute an der Wahrheit verzweifeln und Niemand trauen werden. Trotz seiner Sorgfalt wurde er gebannt, weil er ein Herz für das Volk hatte, und ein Ausschreiben an alle deutschen Priester erließ, darin er predigte, daß „über dem Streite der Fürsten der Pabst das arme unschuldige Volk nicht in den Bann thun dürfe, und solcher Bann sich zum Segen kehre. Der Pabst könne den Himmel armen Sündern, die unschuldig im Bann seyen, nicht zuschließen; es sey mehr auf Christi und seiner Apostel Wort zu geben, als auf Pabst und den Bann, der allein aus Neid und weltlichem Ehrgeiz geschehe." Jeden wahren Christen nannte er „durch Gott selbst gefreit".

Eben so voll von Liebeswärme und mächtigem sittlichem Geist war der Dominikaner Heinrich Suso, aus Konstanz, ein geborener Graf von Berg, der 1365 zu Ulm starb, und Johann Rusbroek, der im Augustinerkloster Grünthal bei Brüssel nach langem Kirchendienst endete, im Jahre 1381. Diesen reiht sich an im fünfzehnten Jahrhundert Thomas Hamerken von Kempen im Erzbisthum Köln, daher Thomas a Kempis. Er war im Jahr 1380 geboren und starb, nachdem er ein und siebenzig Jahre im Kloster der Augustiner-Kanoniker auf dem St. Agnesberge bei Zwoll zugebracht hatte, am 24. Juli 1471. Noch heute ist, was er geschrieben, in Kraft und großem Segen. Sein Werk von der „Nachfolge Christi" ist ein Buch der Völker geworden. Da ist nichts von Heiligendienst, von dürren, todten Werken der Mönchsreligion, nichts von Fabeln und Legen-

den ohne geistigen und sittlichen Kern, sondern das Büchlein ist wie ein stilles Kirchlein, in welchem man himmlische Klänge hört und Worte des Lebens, und mit Gott und Jesus Christus in Verkehr tritt; da ist praktisches Christenthum, das Gegentheil von dem, was die Pabstkirche lehrte, und Alles so recht für das Herz des Volks geschrieben.

Diese Mystiker versenkten sich alle zwar in eine edle gemüthliche Beschaulichkeit, in ein „Untergehen in Gott"; aber sie waren voll hohen sittlichen Ernstes, und drangen darauf, daß der Mensch die Freiheit des Willens, da in ihm mehr als in dem Werk die Sünde liege, erstreben müsse. Sie arbeiteten, das Christenthum wieder zur Sache des Gemüthes zu machen und ihre Zeit zu verinnerlichen. Unter den Spitzfindigkeiten und dem Wortgezänke der entarteten Scholastik war die Religion wie eine Leiche von Anatomikern behandelt worden, und die unwissenden Klostermönche, wie es die meisten waren, boten dem Volk für Herz und Leben ein Nichts, Possen statt Ernst, Steine statt Brod; und der römische Hof gab durch sein Leben ein Aergerniß, größer als alle anderen Aergernisse. Hören wir darüber die Zeitgenossen. Der große Florentiner Dante Alighieri, der im Jahr 1321 in der Verbannung zu Ravenna starb, hat ein Gedicht geschaffen, in welchem er über seine Zeit, über die Kirche und über die politischen Zustände zu Gericht sitzt, die er allegorisch darstellt. Dieses Gedicht in hundert Gesängen nannte er Divina Komödia, das göttliche Schauspiel des Weltgerichts, in drei Abtheilungen, welche er Hölle, Fegfeuer und Paradies überschrieb.

Dante war begeistert für den christlichen Glauben, aber in seinem Gemüthe war zu viel Wahrheit und Tiefe, zu viel Gottes- und Menschenliebe, zu viel Ernst, als daß er das Joch des blinden Glaubens, welches das Pabstthum der Menschheit aufzwingen wollte, hätte tragen können, als daß er nicht der schärfste Gegner der römischen Kirche, wie sie geworden war, hätte seyn müssen. Obgleich er volle zwei Jahrhunderte vor der Neubelebung der Christenheit durch die Ausbreitung des gedruckten Gotteswortes lebte, so hat er doch so viel himmlisches Licht ächt evangelischer Art in seinem inneren Leben gehabt, und es strahlt da-

von so viel aus seinem Gedichte wieder, daß sich noch heute Tausende der tiefsten Seelen an diesem Lichte laben und stärken. Dieser der Reformation vorwandelnde große Geist hatte sich ein Ideal göttlicher und menschlicher Weisheit, Liebe, Gnade und Wahrheit gebildet, und dieses Ideal ist in seinem Gedichte unter dem Namen und der Gestalt der „Beatrix" Person geworden.

In seinem Paradiese, im neun und zwanzigsten Gesang, läßt Dante die verklärte Beatrix über die Gebrechen der Kirche also sprechen:

„Dort unten bedenkt Niemand, wie viel Blut es kostete, die heilige Schrift in der Welt auszubreiten, und wie gefällt, wer ihr demüthig naht. Nein, für den Schein strengt Jeder sich an, und macht eigene Erfindungen, welche dann von den Predigern ausgeboten werden, während das Evangelium verborgen bleibt. Florenz hat nicht so viele Leute, welche Lapi und Bindi heißen, als Jahr aus Jahr ein pergamentene Mährchen hier und dort mit Geschrei ausgekündigt werden. Also kehrt die kopflose Heerde von der Weide zurück, mit Wind gefüttert; daß sie ihren Schaden nicht kennt, bringt keine Entschuldigung. Christus sprach nicht zu den Jüngern: „Gehet hin und prediget der Welt Possen", sondern er gab ihnen der Wahrheit Grund. Jetzt aber bringt man Späße und Gaukeleien auf die Kanzel; und erschallt darob ein Gelächter, dann blähet die Kapuze sich auf und begehrt nichts weiter. Aber es nistet im Barett ein Vogel (der Teufel), bei dessen Anblick die Leute nicht mehr Sündenvergebung vom Beichtvater holen möchten. Darum wuchs auf Erden die Narrheit so, daß ohne Beweis eines Zeugnisses jedes Versprechen Gläubige finden würde. Damit mästet dann der heilige Antonius seine Sau und manchen Andern, der noch schlechter ist als die Sau, zahlend mit Münzen ohne Gepräge" (mit Indulgenzen, Wundergeschichten, Kanzelpossen und derlei).

Im neunzehnten Gesang seiner Hölle ist es, worin wir drei Päbste hinter einander zur Hölle hinabstürzen sehen, so daß einer von dem andern immer tiefer in den Abgrund gedrückt wird. Das schrieb Dante in einem Zeitalter, in welchem eben von der Kirche dem vierten Innocenz ein prächtiges Grabmal gesetzt wurde,

mit der Inschrift, derselbe habe seine Regierung „durch fast göttliche Thaten überaus verherrlicht", und in welchem Pabst Bonifaz VIII. von aller Welt göttliche Verehrung und Anerkennung seiner Unfehlbarkeit verlangte, dem päbstlichen Stuhle die Oberhoheit über Kaiser und Könige als dessen Lehenträger zusprach, und als verdammliche Ketzerei erklärte, die christliche Reichsobrigkeit für etwas dem Kirchenoberhaupt Ebenbürtiges zu halten! Päbste, vom Volke für heiligst gehaltene Päbste, wies Dante der Hölle zu, der Vater der neueren Literatur und der begeisterte Sohn der wahren Kirche. Er sah sie aber auch schon im ahnungsvollen Geiste heraufsteigen, „die Sonne, mit jenen Sternen, mit welchen sie am ersten Frühling, als Gott die Welt schuf, aufgegangen war". Er ahnete die neue Zeit am Frühlingspunkte der Natur, als die Erde neu auflebte vor seinen Augen; da wurde seine Seele voll Hoffnung, daß auch die Menschheit neu aufleben und Gott die Welt neu schaffen werde, unter einer weltlichen Obrigkeit, dem Kaiser, welcher über lauter freie Menschen als das leitende, ordnende und schützende einzige Haupt walten werde; als ein allgemeines Oberhaupt, welches wisse, daß das Volk und die Völker nicht um des Königes willen geschaffen seyen, sondern der König um des Volkes willen, und die Gesetze nicht auf den Nutzen des Regierenden, sondern der Regierten berechnet werden müssen. „Dante dachte sich," sagt der große Geschichtschreiber Friedrich Christoph Schlosser, „gleichsam im Geiste eine Regierungsform, wie sie hernach in der Wirklichkeit in jenem andern Welttheil oder auf der Hälfte unserer Erde entstanden ist, wohin er sein irdisches Paradies gelegt hatte. Er wollte dem deutschen, dem christlichen Kaiser die Herrschaft über alle Staaten der christlichen Welt gegeben wissen, mit dem Zweck der Monarchie, Ordnung und Eintracht auf gleiche Weise in den verschiedenen Staaten zu erhalten, aber eine Herrschaft über alle Staaten etwa nur so, wie sie der Präsident der vereinigten Staaten Nordamerikas über diese hat." *)

*) Dante, Studien von Fr. Chr. Schlosser. Leipzig und Heidelberg, bei Winter. 1855.

Von Deutschland aus, von der weltlichen Reichsobrigkeit, dem Kaiser, erwartete Dante, der Italiener, eine gründliche Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern, auf dem Wege des Gesetzes. Seine Seele wurde von der Sehnsucht und der Hoffnung vorwärts getragen, und bald schien ihm alles Das zu kommen; und das alles liegt noch heute, in unseren Tagen, in weiter Ferne, wie den vom Sand Arabiens Herkommenden die beleuchteten Alpengipfel des Libanon. Dante's Christenthum, seine Anschauungen und Hoffnungen, waren weder die der gewöhnlichen „Revolutionäre" oder der „Socialisten", noch die der gewöhnlichen „Ketzer", noch der „Ultramontanen", noch der „protestantischen Jesuiten", der letzteren am allerwenigsten, welche den prophetisch vorwärts schauenden und vorwärts getragenen Geist verwechseln möchten mit einem Manne, welcher, „unter Erinnerung an die alten guten Zeiten, auf Restauration der Kirche und des Staates im Sinne der alten Zeit dringe". Die „Restauration" paßt zu Dante gerade so, wie die Neugestaltung des christlichen Lebens auf allen Gebieten des Geistes in unsern Tagen zu den Freunden der neuzeitigen „Restauration" paßt.

Seine Zeit bot dem, der ein Licht in ihrer Nacht aufsteckte, im Sterben nichts, was ihn erfreuen mochte. Er starb, ein Flüchtling, wie der siebente Gregor, dessen sittliche Richtung des Geistes, dessen Charakter mit dem Dante's zusammenstimmte, was nur denen als ein Widerspruch, vielleicht gar als abenteuerlich, klingen wird, welche weder in sich noch in Anderen in die Tiefe geschaut haben. Der Pabst aber starb verdüstert; der geächtete Republikaner starb verklärt durch das Schauen der kommenden großen Zeit der Christenheit, und durch das Schauen des für ihn offenen Himmels, in welchen er einging, wie er glaubte.

So waren in Hütten und Palästen, in Kirchenämtern und in Klöstern Hunderttausende und Millionen, in welchen, wie an ihm, das Christenthum sich erwies, als eine Kraft, selig zu machen Alle, die an das Evangelium glauben. Die Brüder und Schwestern des freien Geistes, die eine besondere Partei waren, hatten viele Tausende von Zustimmenden an allen Enden der Christen-

heit. Die aber, welche nicht zu dieser Partei gehörten, aber ihre Kirche im Heiligthum des Herzens hatten und suchten, hatten Millionen Brüder und Schwestern überall, selbst in den Klöstern unter Mönchen und Nonnen. Denn je verderbter die Zeit wurde, desto mehr, nach dem Gesetze der Berührung der Gegensätze, entwickelte sich in dieser Verderbniß und ihrem Abscheu davor ein innerlich christliches Leben, dessen stilles Thun den Durchbruch vorbereitete, welchen die lange gespannten Verhältnisse nun rasch nahmen, wenn auch nicht so rasch, als die Sehnsucht und die Hoffnung es sich dachte. Denn der Gang Gottes in der Welt ist ein langsam, stille wandelnder, und er vollbringt in Jahrhunderten wunderbar schön, was menschliche Berechnung, Sehnsucht und Kurzsichtigkeit in Jahren vollbringen möchte, unter deren Händen darum selbst das richtig Begriffene zusammenfällt als ein hastig und übereilt Aufgebautes, und Gott ist es, der die rechte Sache zum rechten Ziele führt.

Die Unbefriedigtheit durch die römische Kirche wurde im Volke noch erhöht durch Naturgeschicke, durch Erdbeben und pestartige Seuchen, welche um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die Völker heimsuchten.

Die Büßergeißel war schon lange von Fanatikern der Kirche anempfohlen, als ob dieselbe herrliche Wirkungen auf die Seele und das Leben hervorbringe. Um recht zu beurkunden, wie Friedrich Kortüm sagt, daß „die Gesellschaft auf einem Höhepunkt des aus seinen Fugen gerissenen Gemüths angekommen sey", traten allwärts Schwärmer und Verzückte auf, welche den Himmel offen sahen oder sich für Heilige hielten; und plötzlich erschien die bisher nur in der Marterkammer des Klosters durch Zwang, selten freiwillig, oder im einsamen Privatgemach auf Anrathen des Beichtigers selbst geübte oder von diesem vollzogene Geißelung — auf der öffentlichen Straße.

Das furchtbare Elend der Zeit ließ schon im Jahre 1260 lange Züge von Büßenden auf den Straßen erscheinen, welche bei Tag und Nacht umherzogen, mit verhüllten Häuptern, aber bis auf den Gürtel entblößt, Bußgesänge sangen und sich bis aufs Blut geißelten.

Es war ein dunkles Sittengefühl, welches die Leute ergriffen hatte, unter der eingerissenen Sittenlosigkeit, der Folge erstens des nicht enden wollenden Kampfes des Pabstthums mit der Kaisermacht, und zweitens der Entartung der Kirche. Es war ein Ausbruch der Zerknirrschung des Zeitalters.

Im Jahre 1260 ging die erste Geißlerfahrt von Perugia aus und ergriff fast ganz Italien, das durch den Kampf der Welfen und Ghibellinen von Lastern, Verbrechen und Schandthaten bis an den römischen Stuhl hinauf ganz zerfressene Italien. Man hat das einen großen „Bußkrampf der Zeit" genannt. Diese Geißlerfahrten hatten sich schon wieder verflüchtigt im Lauf eines Jahrhunderts, als um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts eine schreckliche Pestilenz aus Asien durch Europa zog, der „schwarze Tod".

Besonders Deutschland wurde davon heimgesucht, und im Angesicht der Schwäche aller menschlichen Hülfe wurden die Gemüther der Reichen und Armen, der Hohen und Niedern, in der Stadt, auf dem Land, in dem Schloß, so erschüttert, daß ganze Schaaren, ohne Einwilligung der Kirche und ohne Frage nach ihr, sich selbst Buße auferlegten, mit Kreuzen, Fahnen und brennenden Kerzen feierliche Umzüge hielten, ihre Sünden bekannten und sich bis auf das Blut geißelten, unter Gebet und Gesang. Es waren traurige Lieder, die „sich vornehmlich an Christum hielten, um im Gedächtniß seines Leidens durch ihre blutige Buße das große Sterben abzuwenden". Das „Dies irae, dies illa", jener Weltgerichtsgesang, war der Hauptgesang der Geißler geworden. Die Furcht vor dem Ende der Welt trat immer wieder nach wenigen Jahrzehnten der an Kopf, Herz und Leben verkommenen Gegenwart vor das Auge, und so erweckte namentlich das Vordringen der Türken und der Mongolen am Ende des vierzehnten Jahrhunderts die Geißelfahrten aufs Neue. Ungeheure Züge von Geißlern, Männern und Frauen, zogen umher.

Anfangs hatte die Pabstkirche diese Bußbewegung gerne gesehen, im Wahn, es sey, als eine religiöse Bewegung gegen die weltliche Macht, etwas ihren Interessen Günstiges. Bald aber

hatte sie sich enttäuscht und sich gegen sie erklärt. Denn die Geißler waren frühe genug herausgetreten, als eine gegen die Pabstkirche entschieden gehende Richtung. Sie erklärten das sühnende Leiden Jesu Christi für genug, und es habe nur die Bluttaufe der Geißelung an die Stelle des Sakramentsgebrauchs und alles sonstigen Kultus zu treten. Der Gräuel innerhalb der Kirche sey so groß geworden, daß dadurch die Sakramente mit allem äußeren Kultus ihre wahre Bedeutung verloren haben.

Waren auch diese Geißler und Geißlerfahrten nur ein Auswuchs des christlichen Lebens, in einer Zeit, in welcher so Mancherlei, „wie Blasen des gährenden Glüheisens", aufstieg: so deuteten sie doch darauf, daß eine Seelenreinigung der ganzen Zeit unentbehrlich sey, und Pabst Clemens VI. erklärte schon in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts diese Richtung für eine der kirchlichen Ordnung gefährliche, und suchte die weltlichen Fürsten gegen sie aufzuregen, „da sie die weltliche Ordnung bedrohe".

Diesen Geißlern aber lag zunächst nur eine feindliche Richtung gegen die Priesterkirche zu Grunde, da sie aus eigener Machtvollkommenheit priesterliche Handlungen verrichteten, und, wie die Limburger Chronik sagt, „Pönitentien suchten und thaten mit eigenem Willen, und den Pabst und die Heiligen nicht zu Hülf und zu Rath nahmen, was große Thorheit war und Verstopfung ihrer Seelen".

Die Geißler gehören zweien Klassen an: einer solchen, die, ohne es zu wollen, die Ehrfurcht vor den heiligen Gebräuchen der römischen Kirche durch Nichtbeachtung derselben in den Augen des Volkes schwächte; und zweitens einer solchen, deren Führer mit Bewußtheit den Neuerungsgeist nährten, wie namentlich die in Thüringen und Sachsen, welche nicht den Pabst allein, aber die ganze Klerisei für den Antichrist erklärte, allen Bilder- und Heiligendienst verwarf, namentlich die Anbetung der hölzernen Kreuze. Die Inquisition wüthete umsonst dadurch, daß sie tödtete, z. B. zu Sangerhausen in Thüringen allein im Jahre 1414 ein und neunzig Geißler auf dem Scheiterhaufen verbrannte.

Sangerhausen und Thüringen wurden der Hauptherd der Bewegung, welche vorzugsweise Lutherische und, mit ihnen nur verbündet, Thomas-Münzerische anhoben, ein Jahrhundert nachher.

Man hat mit den Geißlern die „Tanzwuth" in Verbindung gebracht. Diese Volkskrankheit des Mittelalters steht aber dieser Sache fernab, und was selbst über diese Tanzwuth in Chroniken berichtet wird, ist so unglaubhaft, daß es großentheils als mährchenhaft zu nehmen ist, als eine Reihe fortgepflanzter Mährchen des Mittelalters durch Mönchs-Mund und Federn. Der Verfasser dieses Buches hat in der Geschichte des Jahres 1525 bis 1526 die Chroniken, selbst die berühmtesten, im Angesichte der Urkunden so gröblich falsch, die Nachrichten selbst von Jahreszeitgenossen, wie Melanchthon und Mykonius, so leichtsinnig unwahr, so gewissenlos oberflächlich gefunden, wie die meisten Korrespondenzen und Kritiken in Zeitungen unserer Tage: darum beweisen ihm die Chroniknachrichten über die Tanzsucht, welche dieselbe mit einer religiösen Richtung in Verbindung setzen, gar nichts.

Daß aber eine Art Verzweiflung an der römischen Kirche und Geistlichkeit, wie sie sich jetzt gemacht hatten, welche die Einen entweder zum Tanzen und zum Rasen in Wollust oder zum Sichselbstgeißeln, zu Wollust- oder zu Schmerzkrämpfen, zum Sinnentaumel oder zur blutigen Buße, bringen konnte, durch die Welt ging, dazu trug vorzugsweise der päbstliche Hof bei.

Die verwilderten Sitten des päbstlichen Hofes um diese Zeit sind unläugbar, weil der Liebling genialer Päbste und Italiens, Petrarka, sie für ewige Zeiten geschildert hat. Petrarka starb im Jahre 1374. Er hat den römischen Hof das „Nest der Verräthereien" genannt, „in welchem sich alle Laster der Welt Besuch abstatten und Beelzebub den Reigen führe". Er hat ihn genannt „die Quelle der Leiden, eine Herberge des Grimms, eine Schule der Lügen, den Tempel der Ketzerei, das falsche, verruchte Babel, den Tod des Guten und den Schirmherrn des Bösen, die Hölle der Lebenden, eine freche Lustdirne, und eine Schmiede der Betrügereien." Er hat geweissagt, „es

werde ein neuer Herr kommen, Babels Götzen zerschlagen, die stolzen, dem Himmel feindseligen Thürme brechen und die Wächter dem Feuer übergeben." *)

Petrarka ist der Brennpunkt des Seelenschreis der Zeit nach einer Reformation der Kirche. Die ganze Zeit schrie nach Reform, und zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts trat in Folge dieses allgemeinen Rufes nach Reform die Repräsentation der ganzen katholischen Kirche zusammen.

Das große geistige Vermächtniß des Mittelalters an die neue Zeit wird der nächste Band zeigen, und das, was bis jetzt daraus sich fortentwickelt hat. Die Fäden sind aufgedeckt, welche die göttliche Hand für die Reformation zusammenwob, die nach ewigen Gesetzen der sittlichen Weltordnung sich spannen. Wen dieser Band darin nicht begnügt, der warte auf den letzten, der darlegen wird Alles, was sich nach diesen ewigen Gesetzen zusammenwob, um zu werden, was wir jetzt sind in der christlichen Welt, auf dem Gebiete des kirchlichen und des bürgerlichen Lebens, der Wissenschaft und der Kunst, und im stillen Heiligthum des Herzens und des Hauses.

---

*) Petrarka's Sonnete 15. und 16.

Ende des dritten Bandes.

werde ein neuer Herr kommen, Babels Götzen zerschlagen, die stolzen, dem Himmel feindseligen Thürme brechen und die Wächter dem Feuer übergeben." *)

Petrarka ist der Brennpunkt des Seelenschreis der Zeit nach einer Reformation der Kirche. Die ganze Zeit schrie nach Reform, und zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts trat in Folge dieses allgemeinen Rufes nach Reform die Repräsentation der ganzen katholischen Kirche zusammen.

Das große geistige Vermächtniß des Mittelalters an die neue Zeit wird der nächste Band zeigen, und das, was bis jetzt daraus sich fortentwickelt hat. Die Fäden sind aufgedeckt, welche die göttliche Hand für die Reformation zusammenwob, die nach ewigen Gesetzen der sittlichen Weltordnung sich spannen. Wen dieser Band darin nicht begnügt, der warte auf den letzten, der darlegen wird Alles, was sich nach diesen ewigen Gesetzen zusammenwob, um zu werden, was wir jetzt sind in der christlichen Welt, auf dem Gebiete des kirchlichen und des bürgerlichen Lebens, der Wissenschaft und der Kunst, und im stillen Heiligthum des Herzens und des Hauses.

---

*) Petrarka's Sonnete 15. und 16.

Ende des dritten Bandes.

